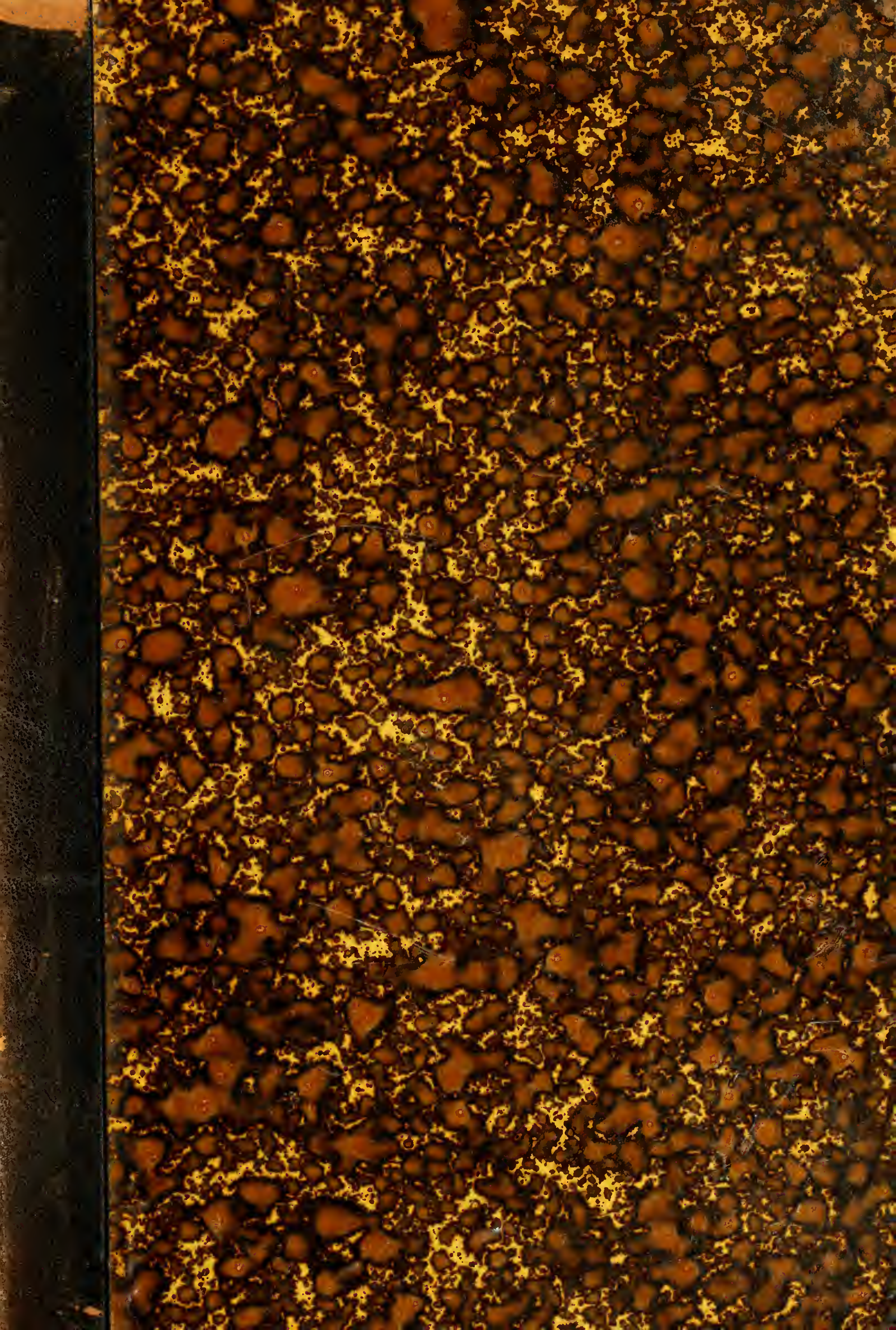












Die neue Rundschau

XXter Jahrgang der freien Bühne

Vierter Band

1909

Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

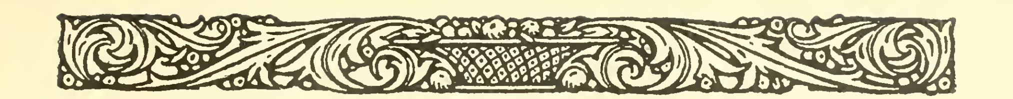
Aufsätze:

Seite

Rundschau:

Anmerkungen:





Der Industriestaat/ von Friedrich Naumann

Solange Bismarck die deutschen Geschicke leitete, durfte offiziell nicht zugegeben werden, daß sich Deutschland auf dem Wege zum Industriestaat befand, denn er wollte es nicht. Er wollte in Deutschland etwas schaffen oder erhalten, was dem vielberühmten „europäischen Gleichgewicht" ähnlich war, nämlich einen Ausgleichungszustand zwischen Agrarstaat und Industriestaat. Um bloßer Agrarpolitiker zu sein, dazu war er viel zu klug und zu sehr umgeben von finanziellen und großindustriellen Einflüssen, aber im Grunde seiner Seele blieb er doch der Landedelmann, der sich den Staat, das heißt in diesem Falle zunächst den preußischen Staat, nicht anders denken konnte und wollte als geleitet und getragen von der alten Aristokratie der Rittergüter. Er hatte gar nichts dagegen, wenn durch die Industrie das wachsende Volk beschäftigt und gefüttert wurde und wenn auf Grund industrieller Gewinne die Staatseinkünfte in Berlin und in den westlichen Provinzen sich hoben, auch besaß er, der große Techniker der Politik, eine hohe natürliche Achtung vor aller technischen Leistung, aber der Staat, der Staat ist doch noch etwas anderes als eine Fabrik. Um eine Fabrik zu leiten, braucht man nicht hochgeboren zu sein, aber politische Aristokratie will schon in der Wiege erworben werden. Einige lernen es später, aber diese Wenigen mögen dann in die alte geborene Herrenschicht aufgenommen werden! Keinesfalls darf man den Staat den geschichtslosen Geldmächten überlassen.

So etwa war Bismarcks Stimmung, die in seinen zollpolitischen Reden deutlich durchklingt. Und nicht Bismarck allein dachte so, sondern der Gewaltige war auch hierin wie in so vielen Dingen der Ausdruck der Durchschnittsstimmung seiner Epoche. Wer von allen denen, die etwa im Jahre 1880 mit Kenntnis und Verantwortlichkeit über deutsche Politik nachdachten, konnte damals wünschen oder auch nur für möglich halten, daß der Staat vom liberalen Bürgertum geleitet würde? Das Bürgertum selbst hatte nicht das Gefühl in sich, eine zum Herrschen herangereifte Klasse zu sein, und andere, die die Sache von außen her beobachteten, hatten diesen Eindruck noch viel weniger. Dieses Bürgertum von damals würde selbst dann wahrscheinlich nicht herrschaftsfähig geworden sein, wenn ihm durch Kaiser Friedrich III. die Tore des Ministeriums geöffnet worden wären, denn es war eine unpolitische Menge von kaufmännisch denkenden Einzelmenschen, von denen jeder für sich allein gewinnen und reich werden wollte.

Dieses Bürgertum vor 30 Jahren war politisch so haltlos, daß es seine vorhandenen Parteien zerfallen ließ, daß es aus Angst vor den Sozialdemokraten teilweise konservativ wurde, daß es auf jeden eigenen handelspolitischen Willen verzichtete. Nur wenige tapfere Köpfe blieben in der Politik, aber die Menge der Erwerbenden verlor alle Fühlung mit dem öffentlichen Leben. Von Zeit zu Zeit gab einmal jemand einen Parteibeitrag, die meisten taten nicht einmal das. Mühselig mußten die liberalen Parteiführer ihr Werk weiter betreiben, weil keine wollende Schicht in ihrem Hintergrunde war. Die Sozialdemokraten, die Agrarier, die Priester spotteten über die direktionslosen Liberalen, von denen jeder machte, was er wollte, weil kein Klassengefühl, kein Einheitsgeist vorhanden war. Das war die Zeit, von der wir früher als von der „Leidensgeschichte des deutschen Liberalismus" gesprochen haben.

In dieser Zeit entstand die große deutsche Industrie. Dieselben Männer, die politisch so wenig fertig brachten, verrichteten wirtschaftliche Wunderwerke. Eines hing wohl mit dem anderen zusammen. Solange eine Schicht in technischer und kaufmännischer Hinsicht alle Hände voll zu tun hat, besitzt sie nicht die nötige Zeit und Kraft für regelrechte politische Betätigung. Man kann von manchem erfolgreichen Unternehmer hören: mich bloß halb und gelegentlich mit Politik zu befassen, hat keinen Zweck; wenn ich es einmal tue, dann tue ich es ordentlich; dazu aber habe ich keine Zeit! In dieser Hinsicht steht die Arbeiterschaft anders da als das Unternehmertum. Diejenigen Arbeiter, welche nicht in den Gewerkschafts- und Konsumvereinsverbänden direkt wirtschaftlich tätig sind, haben für Politik mehr Zeit frei als ihre Chefs. Die letzteren tragen, gerade dann, wenn es tüchtige aufstrebende Leute sind, ihre Berechnungen immer mit sich im Kopfe herum. So wenigstens ist es oder war es in der ersten Werdezeit des deutschen Industrialismus. Es ist da vom deutschen Industriellen und Kaufmann gewaltig gearbeitet worden. Ganz Deutschland ist jetzt eine einzige große Urkunde dieser Arbeit. Geht nach Hamburg, geht nach Bremen, fahrt nach Dortmund, Bochum, Essen, Düsseldorf, seht auch das Saargebiet an und die Fabriken am Mittelrhein, seht, wie in ganz Süddeutschland die Technik steigt und die Fabrikationen sich mehren, laßt Sachsen an eurem Auge vorüberziehen und laßt euch erzählen, was aus Oberschlesien geworden ist, werft einen Blick in alle Mittelstädte, wie sie sich recken und strecken, und schließt dann damit, daß ihr die Arbeit von Berlin in ihrer übermächtigen Fülle vor euch hinbreitet! Dieses neue Deutschland ist ein Erzeugnis menschlichen Denkens und Wollens. Es wuchs nicht von selber, sondern überall mußte gedacht, gewagt und gerechnet werden. Sicherlich haben das die Unternehmer und Kaufleute nicht allein getan. Ohne ihre Angestellten und Arbeiter sind sie nichts, aber wer erzog dieses Heer von Angestellten, wer mußte trotz aller Schwierigkeiten des Klassenkampfes mit der Arbeiterschaft sich einzurichten wissen, wer organisierte das Ganze? Das

waren dieselben Leute, über deren politische Mattigkeit und Energielosigkeit wir so oft geklagt haben. Sie haben bis jetzt die Industrie geschaffen und keine Zeit gehabt, zur Industrie den Industriestaat zu fügen.

Es ergab sich auf diese Weise ein wunderliches Staatsgebilde, das einigermaßen dem Ausgleichungsideale Bismarcks entsprach, das aber nicht auf die Dauer so bestehen kann, es ergab sich nämlich das Industrievolk im politischen Kleide des Agrarstaates. Unser politischer Zustand ist etwa so, wie wenn in alte Landwirtschaftsgebäude eine täglich sich ausdehnende Fabrik hineingebaut wird. Da steht die modernste Maschine unter einem alten Dachbalken und eiserne Träger werden durch Lehmwände hindurchgezogen. Wir haben einen Staat, der vom Gelde der Industrie ernährt, aber von den Söhnen der Rittergüter und von den Kaplänen regiert wird. Diejenigen, die sich im besonderen Sinne die Staatserhaltenden nennen, sind es nicht, die die Staatskassen füllen. Man sehe sich die preußischen Verhältnisse an! Fast die Hälfte der preußischen Einkommensteuer wird von fünf Regierungsbezirken aufgebracht, nämlich von Berlin, Potsdam, Düsseldorf, Köln und Wiesbaden. Diese fünf Regierungsbezirke zahlen 119 Millionen Mark von im ganzen 244 Millionen. Im Landtage jedoch haben diese fünf Regierungsbezirke nur 1/6 der vorhandenen Plätze. Es zeigt sich aber dieses Verhältnis keineswegs nur bei der Einkommensteuer, sondern im ganzen Staatshaushalt. Der bei weitem größte Posten aller Staatseinnahmen sind die Eisenbahnerträge. Wer aber bringt den Nettoertrag der Staatseisenbahnen von 600 Millionen Mark? Wer zahlt die Stempelsteuern? Welche Bevölkerungsteile zahlen die Verbrauchssteuern, von denen etwa 120 Millionen Mark der preußischen Staatskasse zufließen? Rechnet man Stadt und Land, so ergibt sich für Preußen folgende kleine Tabelle:

	Stadt	Land
Bevölkerung	17,7 Mill.	20,4 Mill.
Steuerzahler	3,7 Mill.	2,1 Mill.
Einkommensteuer	183 Mill. Mk.	61 Mill. Mk.

Die Stadtbevölkerung zahlt also dreimal soviel als die Landbevölkerung. Was aber bedeutet sie in der preußischen Verwaltung? Welche Rolle spielt sie in Herrenhaus und Landtag? Nehmt die Städte hinweg und der Staat ist eine politische Krähwinkelei!

Aber auch militärisch beruht der Staat heute auf der Industriebevölkerung. Selbst wenn offen und gern zugestanden werden muß, daß die bäuerliche Landwirtschaft weit über Durchschnitt Soldaten liefert, so sind doch folgende Tatsachen ebensosehr zu beachten (Statist. Jahrbuch für den preuß. Staat für 1908, Seite 348): Die unselbständige landwirtschaftliche Bevölkerung leistet unter Durchschnitt ebenso wie die unselbständige Industriebevölkerung. Die bessere Leistung der Landwirtschaft beruht also nicht auf dem Großgütersystem, sondern

auf dem Bauerntum. Gerade der Teil der Landwirtschaft, der sich politisch am meisten hervordrängt, ist militärisch gar nicht besser als die Industrie. Es leisten gegenüber dem berechneten Durchschnitt:

die selbständigen Landwirte	+ 66 000
die unselbständigen Landwirte	— 27 000
die selbständigen Nichtlandwirte	+ 46 000
die unselbständigen Nichtlandwirte	— 82 000

Prozentual ist also das militärische Verdienst des Bauerntums (nicht des Rittergutes) unbestreitbar, aber in absoluten Ziffern steht natürlich der nichtlandwirtschaftliche Heeresbestand trotzdem über dem landwirtschaftlichen. Es waren Söhne von

selbständigen Landwirten	145 000	227 000
unselbständigen Landwirten	82 000	
selbständigen Nichtlandwirten	156 000	389 000
unselbständigen Nichtlandwirten	233 000	

Und was die Qualität der Soldaten anlangt, so sind die Erhebungen über die Durchschnittsgröße sehr interessant. Die Durchschnittsgröße der Soldaten betrug im Deutschen Reich:

aus Orten unter 2 000 Einwohnern	167,68 cm
" " von 2 000 bis 5 000 Einwohnern	167,58 "
" " " 5 000 " 20 000 "	167,73 "
" " " 20 000 " 100 000 "	168,09 "
" " über 100 000 Einwohnern	168,15 "

Also die Großstadt liefert den größten Soldatendurchschnitt. Wir brauchen nur noch zehn weitere Jahre Fortwirken von Sozialreform und Schulgesundheitspflege und das Gesamtergebnis des Industriemilitärs wird noch besser sein. Für das aber, was wir jetzt nachweisen wollen, genügen die vorgetragenen Zahlen: auch militärisch sind wir auf dem Wege zum Industriestaat. Die moderne industrielle Entwicklung ist nicht nur finanziell die Grundlage unserer staatlichen Machtpolitik, sondern hat auch schon begonnen das Heer umzugestalten. Ein besonderes Kennzeichen dafür ist die große Zahl städtisch geborener Unteroffiziere.

Der preußisch-deutsche Staat ist militärisch emporgewachsen als ein Landheerstaat auf Grundlage bäuerlicher Rekruten und adliger Offiziere. Was das alte Heersystem in der Vergangenheit geleistet hat, ist in die Bücher der Geschichte eingeschrieben und bleibt den Beteiligten zur Ehre im Gedächtnis der Nation. Es versteht sich aber nicht etwa von selbst, daß das alte System für alle Zeiten richtig ist. Gerade ein starres Festhalten am Hergebrachten kann zu einem neuen Jena führen.

Wir verzichten an dieser Stelle absichtlich auf jede Erörterung darüber, ob durch Fortschritte der Friedensbewegung in Zukunft der militärische Charakter des Staates überhaupt gemildert werden kann, und stellen uns auf den Stand-

punkt der Gegenwart, wo alle Staaten rüsten. Diese Rüstungen haben nur dann einen Zweck, wenn sie einen Krieg verhindern oder, falls der Krieg unvermeidlich sein sollte, zum Siege führen. Heeresausgaben, die keine Kriegsbereitschaft garantieren, sind hinausgeworfenes Volksvermögen. Es muß also das ganze Heeresinstrument immer unter Mobilmachungsgesichtspunkten betrachtet werden. Da ergibt sich aber, daß der Krieg von morgen etwas völlig anderes sein wird als der Krieg von gestern.

Die Unterschiede sind folgende: der Krieg der Zukunft ist ein volkswirtschaftliches Organisationsproblem allerschwerster Art und eine technische Leistung wie noch nie eine erfordert wurde. Die alten militärischen Eigenschaften treten zurück vor den Einrichtungsaufgaben. Nicht als ob Tapferkeit und Ausdauer der Einzelpersonen nicht für alle Zeiten die Grundlage der Heereskraft blieben, aber um Tapferkeit und Ausdauer nicht nutzlos zu verschwenden, muß organisatorische Genialität vorhanden sein. Das ergibt sich schon aus den gewaltigen Heeresziffern. Diese Mengen von Menschen zu transportieren, zu plazieren und zu ernähren, ist der tägliche Gedanke der betreffenden militärischen Oberleitungen. Daß das Problem an sich von ihnen richtig erfaßt wird, steht nicht in Zweifel, wohl aber ob mit einer Militäroberleitung, deren Hintergrund das Rittergut ist, dieses Problem hinreichend gut gelöst werden kann. Mit bloßer militärischer Tüchtigkeit ist es ja hier nicht getan: daß diese in unserem Offizierkorps auf erster Höhe steht, wird von Feind und Freund als Tatsache angenommen. Die Sorgen beginnen erst jenseits dieser Frage. Wir wissen, daß unser Volk in seiner Industrie erfolgreiche Organisatoren besitzt, Gehirne, die daran gewöhnt sind, große Quantitäten von Materien und Personen zu dirigieren, Männer, die für ganze Erwerbsgebiete neue Lebensgesetze schaffen ohne sich auf irgendwelche mystische Autorität berufen zu können. Wir mögen als Sozialpolitiker diesen Industriegeneralen oft scharf entgegentreten müssen, aber wenn wir an einen Krieg denken, dann wollen wir doch von ihnen geleitet sein, weil wir wissen, daß sie etwas können. Natürlich sollen sie nicht in das Handwerk der Kriegstechniker eingreifen, aber die Kriegsverwaltungsaufgaben müssen ihre Domäne werden. Und was die Kriegstechnik anlangt, so wird es auch bei dieser von Jahr zu Jahr fraglicher, ob sie von adligen Offizierskorps besser geleistet wird als von Sprößlingen bürgerlicher Technik. So hoch man die Charaktervorzüge der alten Herrenkaste einschätzen muß, und wir werden trotz allen politischen Gegensatzes diese Vorzüge nie verkennen dürfen, so vollzieht sich doch offenbar eine Umbildung der Angriffs- und Verteidigungsmethoden, bei der neben die alte Charakterfrage der ehernen Manneszucht die moderne Frage tritt, wie man den Menschen im Kampf durch Mechanik ersetzen kann. Daß dieses nie vollständig gelingen wird, ist selbstverständlich, denn es gibt keine Maschine, die nicht der Menschenseele bedarf, aber daß in dieser Richtung noch gewaltige Änderungen bevorstehen, ist

zweifellos. Derselbe Vorgang, den wir in fast allen Industrien kennen, wiederholt sich hier: die Rückverlegung der Arbeit in Bergwerke, Maschinenhallen und Transportmittel. Wer heute eine mechanische Weberei besucht, findet dort relativ wenig Menschen, da der ganze Raum schon voll ist von bereits getaner Arbeit eines nicht sichtbaren Hintergrundes. So muß auch im Krieg die Front so knapp wie möglich mit Menschenleibern besetzt sein. Diese Menschen aber müssen Mechanik im Blute haben bis hin zum Tod. Im Seekrieg ist dieser Zustand schon sehr weitgehend erreicht. Die Schiffe werden gebaut und bezahlt und im Vergleich zu ihrer Kriegsstärke mit nicht allzuvielen Menschen besetzt. Diese Menschen aber müssen arbeiten wie beseelte Maschinen. Auch die in nächsten Zeiten uns bevorstehende Luftschiffahrtsverteidigung wird viel Fabrikation und Hilfsapparate, aber wenig Kriegspersonen erfordern. Der Krieg entpersönlicht sich und wird zu einem Wettlauf der Finanzen und der Mechanik. Daß darin militärische Mitglieder des Adels das Allerhervorragendste leisten können, zeigt das bewundernswerte Beispiel des Grafen Zeppelin, es bleibt aber trotzdem der dumpfe Druck übrig, als hätten wir besonders im Landheer noch reichlich viel an vorindustrieller Tradition nicht nur im guten Sinne der Treue und Manneszucht, sondern auch im Sinne des Ausweichens vor der Technisierung. Es lebt noch immer recht viel vom Paradesoldaten, bei dem die Knie wichtiger sind als die Finger und der Kopf. Die Industrialisierung des Heeres kommt, aber schrittweise. Sie beginnt bei der Artillerie und endigt voraussichtlich einmal bei der Kavallerie. Militärautomobile, Militärfahrräder, Eisenbahnbataillon sind vorhandene Ansätze. Die allgemeine Wehrpflicht bekommt einen anderen Sinn, nämlich den, daß ein ganzes Volk zahlt und arbeitet, damit seine Waffen absolut erster Klasse sind. Das Volk, das die beste Technik in den militärischen Dienst stellen kann, wird bei den Kriegsverhältnissen der Neuzeit voraussichtlich den Sieg gewinnen.

Ein Staat aber, der solche Aufgaben vor sich hat, muß reich sein wollen. Das hört sich wie Hohn an jetzt in den traurigen Monaten der deutschen Finanzreform. Was hinter dieser mühseligen Reformiererei liegt, ist der geschichtliche Ruf nach dem Industriestaat, der aber noch nicht verstanden wird, weil die Verhältnisse noch nicht reif genug sind. Vorläufig wird mit Aufwand unendlich vieler Mühe festgestellt, daß es auf die alte Weise nicht weiter gehen kann. Auch das ist etwas! Die Reichsfinanzreform stellt uns vor die Entscheidung, ob wir uns modernisieren wollen oder an politischer Kraft zurückgehn.

Nie ist die Altväterlichkeit und Umständlichkeit unseres staatlichen Wesens so handgreiflich geworden als gerade jetzt. Der Staat bedarf, um leben zu können, der kompliziertesten Saugapparate. Über die Einrichtung dieser Saugapparate entscheiden zahllose Instanzen. Wer Historiker ist, kann seine Freude daran haben, die Winkelbauten und Kellergänge des deutschen Staatshauses zu er-

forschen wie man alte Burgen achtungsvoll studiert, aber derjenige, dem es gegenwärtig ist, daß von der Kraft und Übersichtlichkeit unserer Staatsfinanzen die Zukunft der nationalen Wirkung auf die Menschheit abhängt, verliert die historische Geduld und hält es für einen alten Trödel, wenn man vor lauter Kompetenzen nicht zu einer einheitlichen deutschen Finanzwirtschaft kommt. Unbeschadet der „Selbständigkeit der Bundesstaaten" brauchen wir einen nationalen Haushaltplan, in dem die Staaten und Gemeinden ihre Stelle und ihre relative Freiheit behalten, bei dem aber ein Generalüberschlag über Bedarf und Deckungsmittel gemacht wird. Die Stelle, von der dieser deutsche Haushaltplan gearbeitet werden muß, ist die Reichsregierung, die eben dadurch erst zur Höhe einer wirklichen Staatsleitung emporgehoben wird. Das heutige deutsche Reich ist ein Bund von Territorialstaaten mit teilweise noch recht agrarischen Verfassungen. Dieses Reich muß, solange es nicht stärker zentralisiert wird, immer finanziell krank sein. Das wird jeder bestätigen, der den Haushaltplan des Deutschen Reiches kennt. Nur eine zentralisierte Finanzverwaltung kann die Kräfte des kapitalistischen Zeitalters in den Dienst der Gesamtheit stellen.

Diejenigen meiner Leser, die die Broschüre von A. Steinmann-Bucher „350 Milliarden deutsches Volksvermögen" gelesen haben, werden wissen, was mit diesen Sätzen gemeint ist. Es kann uns hier nicht darauf ankommen, die Einzelheiten der Steinmannschen Aufstellungen nachzuprüfen. Wir würden einige Posten der Rechnung anders ansetzen, halten aber das Endergebnis für ungefähr richtig. Das aber bedeutet, daß Deutschland durch seinen Industrialismus bereits jetzt reich genug geworden ist, um einen finanziell wohlgeordneten Staat zu schaffen, falls nur die Methode gefunden wird, wie die nationalen Besitztümer dem Gemeinwohl dienstbar gemacht werden. Diese Methode wird nicht in Finanzkommissionen gefunden, die zu einem großen Teile aus Leuten zusammengesetzt sind, die vom großkapitalistischen Betriebe nur entfernte Vorstellungen besitzen. Diese Kommissionen können als Kontrollapparate nützlich sein, die Erfindung der Methoden aber ist Sache finanzieller Fachleute, deren Leben darin verläuft, Haushaltpläne für Syndikate und Großbanken zu machen. Wo aber hat die Staatsverwaltung solche Leute? An braven tüchtigen Oberbeamten ist kein Mangel, der Industriestaat aber verlangt Finanzköpfe, die mehr sind als das. Als im Juni die Spitzen von Industrie und Handel in Berlin im Zirkus Schumann versammelt waren, saß zweifellos mancher darunter, der mehr Gabe zur Reichsfinanzreform hat, als alle die Leute, die vor unseren Augen Paragraphen hin- und hergeschoben haben. Als Einzelner aber kann keiner von ihnen in die Regierung eintreten, weil er dann im Formelkram des herkömmlichen Dienstes versinkt. Eine ganze Schicht muß einrücken, damit ein kühner Finanzrationalismus an Stelle der Finanzgotik treten kann.

Und sollte jemand Sorge haben, daß gerade die industriellen Oberköpfe nicht

gewillt sein werden, dem Industriekapitalismus zu Leibe zu gehen, so wird er sich täuschen, denn diejenigen Männer, die gewöhnt sind, in großen Ziffern zu denken, werden sich nicht damit aufhalten, einzelne Pomadenstücke und Streichholzschachteln zu besteuern. Sie wissen, wo die Finanzen liegen und werden von da an, wo sie einmal den Staat als ihre Gesellschaft betrachten, sicherlich nicht sentimental sein. Sie sind es ja auch sonst nicht. Über die Art der Umlagen aber werden sie sich mit den Erwerbsgruppen verständigen, damit sich nicht ewig das Schauspiel wiederholt, daß von fremden Händen täppisch in den Erwerbsmechanismus eingegriffen wird. Die Agrarier haben auf einem Gebiete gezeigt, wie man arbeiten kann, wenn man Geld im Übereinstimmung mit den Beteiligten erhebt, auf dem Gebiete der Spiritusbesteuerung. Wir bekämpfen diese Steuer, weil sie inmitten einer Welt von lauter Agrarprivilegien ein neues Herrschaftsmittel der alten Aristokratie ist, aber an sich können wir den Grundsatz nicht ganz von der Hand weisen, daß der Industriestaat den Haupterwerbsgruppen die Aufgabe stellt, auf dem Boden einer begrenzten Selbstverwaltung sich zu organisieren und der Staatskasse ihren Anteil zu liefern. Im Zeitalter der Erwerbssyndikate kann der Staat an diesen Finanzmächten nicht vorbeigehen, als wären sie nicht da. Sie sind Realitäten ebensogut wie Ortsgemeinden und Provinzen. Heute noch tut der Staat so, als hätte er es mit lauter selbständigen Einzelsubjekten zu tun. Das aber ist nur noch juristisch richtig, nicht mehr volkswirtschaftlich. Volkswirtschaftlich sind wir bereits jetzt ein Volk von Wirtschaftsverbänden und werden es in 10 oder 20 Jahren in noch viel höherem Grade sein. Diese Tatsache wird der Industriestaat, wenn er kommt, anerkennen und benutzen müssen. Darin liegt sein Unterschied vom alten Liberalismus, denn dieser kennt nur den wirtschaftlichen Einzelmenschen. So richtig, groß und wirkungsvoll diese altliberale Wirtschaftsauffassung für die erste Jugendperiode unseres Industrialismus war, so wenig entspricht sie heute der Auffassung gerade der leitenden industriellen Kreise. Diese sind über den wirtschaftlichen Individualismus hinausgewachsen und kehren niemals wieder zu ihm zurück. Das macht es für viele Liberale nicht leicht, sich in die Gedanken des kommenden Industriestaates hineinzufinden, aber wer kann es ändern, daß wir eine Volkswirtschaft der Verbände besitzen?

Die Staatsverwaltung ist heute schon in hohem Grade großindustriell, nur trägt sie dabei die Spuren ihres agrarisch-militärischen Ursprungs noch etwas zu deutlich mit sich herum. Der preußische Staat ist der größte Unternehmer, den es gibt. Allein in der Eisenbahnverwaltung beschäftigt er 170000 Beamte und 280 000 Arbeiter, zusammen 450000 Staatslohnempfänger. Dazu kommen die Angestellten und Arbeiter der Staatsbergwerke, Staatsforsten und Domänen. Das Reich beschäftigt allein bei der Post fast 300 000 Menschen. Auch die kleineren deutschen Staaten sind starke Arbeitgeber. Dazu kommt

die wachsende Zahl von öffentlichen Beamten aller Art. Genaue Zahlen lassen sich aus den bisherigen Veröffentlichungen über die letzte Berufszählung noch nicht entnehmen, aber ein gewisser Rückschluß kann aus folgenden preußischen Ziffern gemacht werden (selbständige und Hilfspersonal zusammen):

	1895	1907	
Verwaltung und Rechtspflege	169 000	236 000	(+ 67 000)
Erziehung und Unterricht	135 000	176 000	(+ 42 000)
Gesundheitspflege und Krankendienst	70 000	122 000	(+ 52 000)

Von den hier angegebenen Personen ist zwar nur ein Teil in direktem Staatsdienst, aber die Mehrzahl von ihnen gehört doch irgendwie zum großen System der öffentlichen Verwaltung. Früher galt Frankreich als das Land des Funktionarismus, d. h. des Beamtenwesens, jetzt aber steht offenbar Deutschland darin an der Spitze. Alle politischen Wünsche der Interessenten pflegen in irgendwelche Beamtenforderung zu münden: Aufsichtsbeamte, Strafbeamte oder Zollbeamte! Jede neue Steuer ist ein neuer Beamtentyp. Und wenn nun gar, was nicht außerhalb der Möglichkeiten liegt, neue Staatserwerbszweige aufgegriffen werden (Spiritusmonopol, staatliche Luftschiffahrt), so vermehren sich noch die Staatsdiener. Diese Vermehrung aber wird sich zu einem der ernstesten Probleme der Staatsverwaltung auswachsen.

Der Staat ernährt aus seinen Kassen erstens das Militär mit allem, was zu ihm gehört und zweitens die Beamtenschaft mit ihren Familien. Das sind unter Einrechnung der von den Staatsverwaltungen beschäftigten nicht pensionsberechtigten Arbeiter und ihrer Angehörigen sicher etwa drei Millionen Menschen. Dieser Teil der Bevölkerung ist dem freien Konkurrenzkampfe insofern entrückt als er nicht beliebig wechseln kann. Der Staat hat für das Leben dieses Teiles aufzukommen, teils auf Grund seiner Erwerbseinkünfte, teils auf Grund allgemeiner Unkosten. Daß hier eine kaufmännische Aufgabe ersten Grades vorliegt, ist ohne weiteres klar. Die Aufgabe ist eine doppelte, nämlich einerseits die Steigerung der Produktivität der Staatserwerbe und andererseits die Verbilligung der notwendigen Lebenshaltung dieser drei Millionen. Was die Produktivität anlangt, so gehört zu ihr geschäftlicher Erfindungsgeist und nicht bloß dienstliche Korrektheit. Das aber ist bis heute der Mangel der erwerbenden Staatsveranstaltungen, daß in ihnen der am leichtesten aufsteigt, der die Eigenschaften der Korrektheit hat. Die Folge ist, daß alles glatt, sauber, ehrlich und richtig zugeht, was an sich eine große Sache ist, daß aber auch alles mit mehr Umständlichkeit, Zeitverbrauch und Kraftvergeudung betrieben wird als nötig. Die Gefahren, die in jedem Großbetriebe vorhanden sind, steigern sich durch die militärdienstliche Auffassung. Das ist eine Quelle zukünftiger Leiden für den Staat, falls es nicht gelingt, innerhalb der erwerbenden Staatsbetriebe das Selbstinteresse des Einzelnen stärker anzuregen und den beweglicheren Talenten

freiere Bahn zu machen. Das aber geschieht niemals mit bloßen Instruktionen und Verordnungen, so gut gemeint sie sein mögen, sondern nur durch Einführung neuen Blutes aus den erwerbenden Kreisen, die von Haus aus eine größere Elastizität der Betriebsführung kennen. So nützlich und gewinnbringend es für den privaten Großbetrieb oft sein mag, Staatsbeamte in ihren Dienst zu übernehmen, um an der Erziehung zur dienstlichen Korrektheit teilzuhaben (gelegentlich gibt es auch andere Gründe), so vorteilhaft wird es für den Staatsbetrieb sein, wenn er sich außeramtlich rekrutieren kann. Das aber setzt frei gewachsene Oberleitungen voraus, etwa so wie es in England ist, wo beim Ministerwechsel die Köpfe aller höheren Staatsämter mit wechseln. Mag dabei nicht immer der rechte Mann an seine Stelle kommen, so ist doch die Möglichkeit größer, daß Genialität und Stelle sich finden. Das aber ist die Voraussetzung einer Leistungssteigerung des erwerbenden Industriestaates. Mit bloßem Sparsystem ist nichts gemacht. Sparen heißt oft nur ein Herausdrängen der besten Köpfe, eine Vermehrung der Monotonie und Mittelmäßigkeit. In dieser Hinsicht arbeitet im allgemeinen die freie Großindustrie rationeller als der Staat. Sie läßt denen, die etwas Besonderes schaffen, auch besondere materielle Hoffnungen offen. Wir reden deshalb in keiner Weise einer Herabdrückung der Lebenslage der Staatsangestellten das Wort. Im Gegenteil: Man bezahle sie gut und verlange dafür die bestmögliche Leistung: Auch Staatsstellen müssen Erwerbsstellen sein, nicht Versorgungsstellen. Will man sich aber auf diesen Standpunkt stellen, so wird man an der Frage anlangen, ob eine solche Beamtenpolitik mit der Handelspolitik des Agrarstaates auf die Dauer verträglich ist. Wir leugnen das auf Grund der Erfahrungen der letzten Jahre.

Die Handelspolitik des Agrarstaates besteht wesentlich in der Preisverteuerung durch Erschwerung der ausländischen Einfuhr. Der ganze Zolltarif beruht auf diesem Gedankengange, der vom Standpunkte des getreideverkaufenden Rittergutes auch vieles für sich hat, der aber für den Staatsbetrieb täglich verhängnisvoller wird. Man bedenke allein den Einfluß der jetzigen Getreidepreise auf Heer, Beamte und Staatsarbeiter! Die Beamtenbesoldungsvorlagen im Reich und in den Einzelstaaten werden ausnahmslos mit Preissteigerungen begründet, und es handelt sich dabei im ganzen um hunderte von Millionen. Die Ausgaben aller militärischen Proviantämter steigen infolge der agrarischen Wirtschaftspolitik ins Unglaubliche. Alle regelmäßigen Staatsausgaben leiden unter den handelspolitischen Staatsgesetzen. Was der Staat dafür an Zöllen oder verkauften Domänenprodukten mehr einnimmt, ist gering gegenüber dieser wachsenden Mehrbelastung. Wir würden die Reichsfinanznot wahrscheinlich nur in halber Schärfe haben, wenn wir die neuesten Tarife vom Dezember 1902 nicht hätten. Das wissen alle Finanzminister und alle ihre Geheimräte, können es wegen der gegenwärtigen politischen Machtverhältnisse nur halblaut und zwischen

den Zeilen sagen, haben aber einen heimlichen, wachsenden Groll gegen die Verderber des Staatshaushaltes. Diese Stimmung tritt noch nicht ganz deutlich zutage, aber sie gehört zu den Vorboten des Industriestaates.

Ob freilich der Industriestaat, wenn er kommt, grundsätzlich freihändlerisch sein wird, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Das Vorbild der englischen Vorgänge zwischen 1840 und 1850 spricht dafür, aber Deutschlands Lage ist in vieler Hinsicht anders als die damalige englische Lage. Wir unsererseits zwar halten nicht aus Doktrinarismus, sondern auf Grund langjährigen Durchdenkens der nationalen Handelsprobleme den Freihandel gerade für die kommende deutsche Periode für die beste Lösung unserer Landwirtschafts- und Industriefragen, da durch ihn die deutsche Viehzucht auf die Höhe der dänischen und holländischen gehoben und gleichzeitig die exportierende Fertigfabrikation außerordentlich befördert werden würde, aber es kommt in diesem Zusammenhange weniger auf diese unsere persönliche volkswirtschaftliche Ansicht an, als auf den wahrscheinlichen Verlauf der Handelspolitik im Industriestaate. Dieser wird nicht von Wirtschaftstheoretikern gemacht, sondern von Interessenten. Da nun aber ein Teil der Industriellen, und zwar der kräftigste, tief im Schutzzollsystem versunken ist, so ist nicht zu erwarten, daß wir in der nächsten Zeit die reine Trompete des Freihandels hören werden. Sicher ist nur, daß der Industriestaat keine weiteren Zollerhöhungen bringen und daß er die Getreidezölle erniedrigen wird, um besser für den Weltmarkt produzieren zu können. Diese Frage hat sehr viele Unterfragen und enthält recht schwierige Geheimnisse. Sicher ist soviel, daß weder billige noch teure Preise an sich die nationale Produktivität garantieren. Ein Volk mit hohen Löhnen und Gehältern kann gleichzeitig hohe Dividenden zahlen, wenn es jeden technischen Fortschritt bis auf das äußerste ausnutzt, es kann aber auch an seinen hohen Arbeitspreisen zugrunde gehen, wenn ihnen die Leistungen nicht entsprechen. Ein Volk kann sich von billigen Preisen aller Waren zu Verteuerungspreisen wenden, wenn es durch ausländische Kapitalanlagen und einen Handel erster Güte teure Waren zu verkaufen imstande ist, aber auch hierbei muß die Qualitätssteigerung der Arbeit und damit der Ware vorausgehen. Alle Sätze aber, die man auf diesem Gebiet aufstellen kann, behalten etwas Dehnbares und Unsicheres. Ebenso wie ein an sich gesunder Menschenleib zahllose törichte Prozeduren verträgt, viel falsche Ernährung aushält und vielen Medizinen gegenüber eine erhabene Gleichgültigkeit an den Tag legt, so ist auch eine Volkswirtschaft wie die deutsche nicht so matt und zimperlich, daß sie an jeder agrarischen Dummheit stirbt. Sonst müßte sie längst eingegangen sein. Sie verträgt ziemlich viel und wird noch manche Gelegenheit haben, dieses zu beweisen. Diese erfreuliche Gesundheit aber ist oder war gleichzeitig die Ursache der prinzipiellen Mattigkeit in der Bekämpfung von Schädigungen gewesen. Man hatte selbst dem Zolltarif von 1902 gegenüber in den führenden Industrie-

kreisen meist das Gefühl, daß er zwar kein Idealwerk sei, aber ertragbar. Und dieses Gefühl ist nicht völlig unrichtig gewesen. Wir haben nicht jenen Sturz aller Geschäfte erlebt, den einige eifrige Bekämpfer dieser Tarife vorausgesetzt haben. Auch die Arbeitskrisis der letzten Jahre ist nicht so groß gewesen, daß sie zum entscheidenden Kampf gegen den Zolltarif ausgereicht hätte. Man kann also, wie es beispielsweise unser Fall ist, überzeugt sein, daß uns in den letzten sechs Jahren viele volkswirtschaftliche Vorteile entgangen sind, aber man kann bis jetzt nicht in die Lüfte hineinschreien, daß wir durch die Zölle an sich ruiniert sind. Dem würden zu viele Ziffern und Tatsachen widersprechen. Endlich aber kommt doch einmal ein Zeitpunkt, wo auch der gesundeste Körper sich gegen Mißhandlung wehrt, einfach weil er sonst nicht mehr gesund bleibt. Daß dieser Zeitpunkt kommt, dafür sorgt schon die weitere agrarische Gesetzgebung. Durch Zölle und Finanzgesetze zusammen wird eine Erwerbsbeschwerung geschaffen, die auf die industriellen Unternehmer ebenso wirkt wie die Zollverteuerungen auf die Finanzministerien. Langsam aber sicher sammelt sich der Unmut und führt zur Politisierung der Industrie- und Handelskreise, das heißt zur ernsthaften eindringlichen Beschäftigung mit den wirtschaftlichen Wirkungen des Staates. Die Gründung des Hansabundes ist das erste große Anzeichen dieses Vorganges. Wenn die Finanzreform im Sinne der Reichsregierung erledigt worden wäre, würde diese Bewegung zunächst wohl noch einmal einschlafen, aber da die agrarische Mehrheit in vielen wichtigen Punkten ihren Willen rücksichtslos durchgesetzt hat, erhöht sich die Spannung. Es bleiben offene Wunden und überall, wo Handelskammern oder Unternehmervereine tagen, haben sie Anlaß zum Protest. Jetzt erst fängt der Industrielle an, zu merken, daß er von einer fremden Macht beherrscht wird. Er hört auf, an die Bismarckische Harmonie von Agrarstaat und Industriestaat zu glauben.

Es ist das ein folgenschwerer Umschwung, wenn die Unternehmer zu Politikern werden oder doch wenigstens politische Führer aus sich heraus in den Kampf der Öffentlichkeit entsenden. Diese neuen Politiker werden nicht gleich mit einem Male die ganze Politik in ihren Gedankenkreis hineinziehen, sondern zunächst alles andere ruhig belassen wollen und nur wirtschaftspolitische Fragen behandeln wollen. Das entspricht der Art einer vielbeschäftigten kaufmännischen Klasse. Sie theoretisieren nicht über die Grundsätze des Güteraustausches an sich, sondern verlangen nur Ruhe und Freiheit für ihren Austausch, sie denken nicht an Staatsbürgerrechte im allgemeinen, sondern an ihre Rechte im Staat, sie haben kein fertiges Programm, sondern nur Tagesforderungen. Aber sobald sie sich mit diesen Tagesforderungen beschäftigen, desto mehr werden sie zu Kritikern des ganzen Agrarstaates werden, da alle politischen Einzelfragen untereinander zusammenhängen. Sie werden sich mit der Zollhandhabung befassen, weil diese von ihnen direkt gefühlt wird, aber diejenigen, die dieses tun, werden

zu Zollumgestaltern im ganzen werden wollen, da die Unbequemlichkeiten im System liegen. Sie kritisieren falsche Erwerbssteuern und müssen dabei einen ganzen Finanzplan suchen, weil eine Klasse, die herrschen will, sich nicht auf bloße Negation beschränken kann. Die Frage: Wie würden wir es machen müssen, wenn wir die Macht hätten? steigt bei jeder Spezialuntersuchung eines Mißstandes in die Höhe. Man wird Eisenbahngütertarife kritisieren und dabei ein System der Frachtberechnung finden, das nicht von agrarischen Vetternschaften beeinflußt ist. Man wird sich mit der wasserwirtschaftlichen Vorlage beschäftigen und dabei Verkehrspolitik im großen treiben wollen. Gerade die Denkweise der Industrieköpfe nötigt zu einer gewissen Großzügigkeit. Wo eine formale Bureaukratie sich an einem geheimnisvollen Winkelbau von Ausnahmebestimmungen erfreut hat, fordert der Mann der Praxis übersichtliche Geradlinigkeit. Er verlangt Lesbarkeit des Reichshaushaltes. So wie heute dieser Haushalt beschaffen ist, kann er auch von sehr geschäftskundigen Leuten nicht glatt gelesen werden, da er voll ist von versteckten Rückzahlungen und Nebenbewilligungen. Ist etwa heute eine einfache Rentabilitätsberechnung der Reichspost oder des preußischen Eisenbahnwesens möglich? Wer ist heute für die Reichsschulden haftbar? Sind es die Einzelstaaten mit ihren Bergwerken und Domänen und ihrer Steuerkraft oder ist es nur der direkte Reichsbesitz an Reichseisenbahn, Post und Reichsinventar? Die Regelung der Finanzen führt mitten in das Staatsrecht hinein und die Regelung der Handelspolitik führt zur Kontrolle über unsere auswärtige Politik. Bisher hat sich das Parlament mit Auslandspolitik nur scheinbar befaßt und nur als Chor für die Schauspieler des Auswärtigen Amtes gedient. Je öfter aber unsere Kaufleute Lasten tragen müssen, die ihnen durch politische Auslandsverstimmungen aufgebürdet werden, desto sorgfältiger werden sie auch unseren politischen Auslandsvertretern auf die Finger sehen. Ist einmal der politische Trieb in dieser Schicht erwacht, so findet dieser Trieb auf allen Seiten neue Aufgaben und erst in der Mitarbeit am Staat vollendet sich das Ideal der Industrialisierung. Es entsteht eine volkswirtschaftlich-politische Generalidee, von der aus alle Einzelfragen beurteilt werden.

Die Idee des Industriestaates ist nichts, was man in alten Büchern lesen kann, selbst nicht in den Geschichtsbüchern Englands. Zwar in vieler Hinsicht entspricht das, was uns bevorsteht, dem schon kurz erwähnten Umschwunge der englischen Politik in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Die Ähnlichkeit liegt darin, daß eine alte Agrararistokratie aus Selbsterhaltungstrieb den Staat als Hemmungsmittel gegen Industrie und Handel benutzte und von den neuen Kräften entthront werden mußte, um der neuen Volkswirtschaft freie Bahn zu schaffen. Der Unterschied aber liegt darin, daß damals in England die neue Industrie noch durchaus individualistisch war und aus lauter

Privatunternehmern bestand, die für sich nichts anderes verlangten als Freiheit des Wettbewerbes. Es gab noch keine Unternehmerverbände, Syndikate oder sonstwelche starken Organisationen der aufsteigenden Erwerbsschicht. Diese aber verändern die Sachlage sehr beträchtlich, denn bei uns rückt jetzt nicht der Einzelunternehmer vor, sondern der Verband, es rückt ein organisiertes Interesse vor, das sich nicht mit den Grundsätzen von Adam Smith deckt, so sehr es mit ihm in dem Drange nach möglichster Ausnutzung aller wirtschaftlichen Kräfte einig ist. Die Volkswirtschaftslehre des kommenden Industriestaates wird sicherlich keine einfache Abschreibung der Theorien sein, die bei uns in der ersten Blütezeit des deutschen Liberalismus von England herübergenommen wurden. Das Wirtschaftssubjekt wird, um es grob zu sagen, nicht der Einzelmensch sein, sondern der Verband, und die Konkurrenz wird sich nicht als Wettkampf der Vereinzelten abspielen, sondern als Ringen festgeschlossener Erwerbskorporationen. Da es aber für diese veränderte Sachlage bis heute noch keine fertigen Formeln gibt, so fehlt dem Industriestaat sein lehrhaftes Programm. Er ist nicht einfach Liberalismus, er ist noch weniger gewollter Sozialismus, aber sein Drängen verbindet liberale und sozialistische Elemente: Wirtschaftsfortschritt und Produktionssteigerung durch Assoziation, durch Organisation der Arbeit!

Weil der Industriestaat in Deutschland später kommt als der freie Handelsstaat in England kam, findet er die Industrie in einem anderen Entwicklungsstadium. Damals in England wuchs die Zahl der Unternehmungen, bei uns aber nimmt sie ab, indem nicht die Zahl, sondern der Umfang der Unternehmungen wächst. In dieser Hinsicht sind die Ergebnisse der Berufszählung von 1907 von größter Wichtigkeit. In der Abteilung „Industrie, Bergbau und Baugewerbe" wurden als „Eigentümer, Miteigentümer, Pächter, leitende Beamte und sonstige Betriebsleiter" gezählt:

1882:	1862000	
1895:	1774000	— 87000
1907:	1729000	— 45000

Dieses Ergebnis kommt auf doppelte Weise zustande, einmal durch Wegfallen kleinster Zwergbetriebe und sodann, und das ist politisch das Wichtigere, durch Zusammenschluß großer Unternehmungen. Man kann heute im allgemeinen sagen, daß die Großindustrie keine neuen Betriebe mehr ansetzt. Was an Neugründungen gemeldet wird, deckt den Ausfall nicht, der durch das Verschwinden schwächerer Elemente entsteht. Während die Industrie in Zahl der Angestellten und Arbeiter gewaltig wächst, wird sie in Zahl der Oberleitungen stationär, d. h. das Ideal des alten Liberalismus, daß jeder Unternehmer werden kann, ist durch die Tatsachen überwunden. Auch wenn man jenes alte Ideal für vorzüglich hält, so muß man sich dieser Tatsache gegenüber bescheiden und zugeben, daß eine Gesellschaft mit sinkender Unternehmerziffer etwas andere

Ideen im Kopfe haben wird als eine solche, bei der Neugründungen den Charakter der Epoche ausmachen.

Es kann zugegeben werden, daß die Verlangsamung der Tendenz auf wirtschaftliche Selbständigkeit weniger zutage getreten sein würde, wenn wir nicht seit 30 Jahren unter Bismarckischen Zollideen gelebt hätten. Das freihändlerische England ist auch heute noch individualistischer in seinem Gewerbe als die Zollstaaten Nordamerika und Deutschland. Doch diese sicherlich richtige geschichtliche Anmerkung ändert daran nichts, daß nun tatsächlich der Organisationstrieb gesiegt hat und seinerseits bemüht sein wird, die Voraussetzungen zu erhalten, auf Grund deren er entstanden ist. Die Seele der ausschlaggebenden großen Industrien ist syndikalistisch geworden. Bei den Halbfabrikatsindustrien ist das am handgreiflichsten, aber auch die Fertigindustrien stehen unter demselben Zuge der Zeit. Man hat keinen Sinn mehr für „den Einzelnen und sein Eigentum.“ Man verhandelt an allen Ecken über „Regelung der Produktion“, das heißt über Herstellung von Zwangsverbänden.

Bis jetzt trägt die Verbandsgesinnung innerhalb der Industrie einen unpolitischen Charakter. Das ist nicht naturnotwendig, denn sowohl die Arbeitergewerkschaften wie der Bund der Landwirte zeigen, wie leicht und vollständig sich Erwerbsverband und Politik verbinden können. Der unpolitische Charakter der bisherigen Industrieverbände hängt mit der ganzen bisherigen Gleichgültigkeit gegen politische Probleme zusammen. Sobald diese schwindet (und der Hansabund ist, wie schon gesagt, ein Zeichen dafür, daß sich die Zeiten ändern), wird ganz von selber jeder Unternehmerverband ein politischer Körper werden etwa in demselben Sinne wie es heute Arbeiter- oder Bauernverbände sind. Die Unternehmer werden dann eine eigene politische Klasse, was sie nach der Theorie des englischen Liberalismus nicht sind, da nach dieser das Unternehmersein eine ganz allgemeine menschliche Eigenschaft ist. In England wurde der Umschwung der Theorie nach getragen vom freien Bürgertum, nicht vom Unternehmertum. Daß im freien Bürgertum das Unternehmertum die Hauptarbeit leistete, war nicht unbekannt, aber es wurde dieses nicht als wesentlich betrachtet. Bei uns geht es voraussichtlich anders: die Unternehmer werden das „wir“ stark hervorheben und müssen es, wenn sie für den Kampf gegen den Adel gewappnet sein wollen.

Der Agrarstaat hat sich nämlich in Deutschland und vor allem in Preußen in der Klasse des Grundadels eine Aristokratie geschaffen, die solange auf die industrielle Oberschicht magnetisch wirkt, als kein fester Klassengegensatz empfunden wird. Durch „Erhebung in den Adelsstand“ vollzieht sich beständig eine Angliederung, die dem Bürgertum Kräfte nimmt. Heirat, Offiziersstand, gesellschaftlicher Verkehr dienen demselben Zwecke. Die oberste Industrie ist in diesem gesellschaftlichen Sinne konservativ geworden und glitt damit, oft ohne es selbst

recht zu wissen, auch in den politischen Konservatismus hinüber. Diese Aufsaugung der Oberschicht aber hatte und hat ihre Folgen für die industrielle Mittelschicht. Wie soll sie politische Selbstachtung haben, wenn sie bei ihrer Oberschicht keine findet? Solange nun das Unternehmertum individualistisch war, fand es den Weg nicht, sich vom Magnetismus der alten Aristokratie freizumachen. Jetzt erst, wo die Organisation des Unternehmertums begonnen hat, entsteht ein Klassengeist der industriellen Aristokratie, der sich dem Klassengeist der Agrararistokratie gegenüberstellt. Es heißt nicht mehr: wir wollen mit euch herrschen! sondern: wir wollen an eurer Stelle herrschen! Der Wille zur Macht steht vor der Tür. Und erst aus dem Willen heraus vollendet sich das Programm.

Bezeichnen wir also als Industriestaat einen künftigen Zustand, bei welchem die industrielle Oberschicht kraft ihrer Organisation und ihres Willens zur Macht sowohl den Regierungsapparat als auch die parlamentarische Führung in die Hand nimmt, so bleibt dabei die Hauptfrage, wie sich dazu die industriellen Mittel- und Unterschichten verhalten; oder um mit festeren Begriffen zu rechnen: Werden sich Hansabund und Sozialdemokratie vertragen oder schlagen?

Soviel ist sicher, daß sie beide vorläufig Lust haben werden, sich zu schlagen. Bei der Sozialdemokratie versteht sich das von selber. Sie ist so sehr auf den Kampf gegen das Unternehmertum eingestellt, daß sie den Gedanken der industriellen Unternehmerherrschaft nur mit tiefem Unwillen aufnehmen kann. Das ist auch gar nicht wunderbar. Der einzelne Arbeiter sieht nur die Welt seiner industriellen Abhängigkeit und hat von ihr viel deutlichere Eindrücke als vom Kampfe zwischen Industriestaat und Agrarstaat. Aber auch bei vielen Unternehmervereinen versteht es sich von selber, daß sie sich als Kampfesorganisationen gegen die Sozialdemokratie auffassen, weil das überhaupt erst den Anlaß zur Verbandsbildung gegeben hat. Am liebsten möchten diese Unternehmer gegen alle übrige Welt zugleich kämpfen, gegen Agrarier, Bureaukraten und Arbeiter.

Bei dieser beiderseitigen psychologischen Disposition ist an einen glatten und ungetrübten politischen Verkehr schwerlich zu denken und, selbst wenn beide Teile gemeinsam gegen die alte Herrschaft vorgehen, hören sie nicht auf, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen. Das muß bei allen diesen Erwägungen von vornherein in Kauf genommen werden. Die Agrararistokratie hat es leichter mit ihrer Unterschicht, denn — die Landarbeiter sind konservativ. Wie man es macht, daß sie konservativ bleiben, ist Geschäftsgeheimnis, aber sie sind es. Die meisten konservativen Wähler sind arme Schlucker, viel ärmer als die sozialdemokratischen Wähler, denn die agrarische Unterschicht lebt dürftiger als die industrielle und zwar gerade wegen der Herrschaft der Agrararistokraten. Diese Herrschaft ist systematisch zur geistigen und moralischen Niederhaltung der Landarbeiter benutzt worden. Man denke nur an folgende Dinge: preußische Gesindeordnung, gutsherrliche Polizei, gutsherrliches Schulpatronat und Kirchenpatronat! Diesen

Zustand einer beherrschten Unterschicht sehen die Sozialdemokraten und sagen: nur keine Herrschaft unserer Unternehmer! Und in der Tat gibt es industrielle Unternehmer, vor denen diese Furcht völlig berechtigt ist. Man darf bei Besprechung des Industriestaates an der traurigen Tatsache nicht vorübergehen, daß wir in Deutschland gewisse Industrielle haben, die in keiner Weise besser sind als die hartgesottensten Junker. Ein Beweis dafür sind die gelben Gewerkschaften, welche den Versuch darstellen, die Industriearbeiterschaft geradeso zu versklaven wie es mit der Landarbeiterschaft der altpreußischen Provinzen der Fall ist. Diese Industriellen haben keine Spur von Liberalismus und wenn wir die Wahl haben, ob wir von ihnen oder von den Ostelbiern regiert werden wollen, sind uns die letzteren immer noch lieber.

Wer sich aber den Industriestaat nach Art des bisherigen Vorgehens der bayrischen Metallindustriellen oder der rheinisch-westfälischen Zechenbesitzer vorstellt, der kann ihn überhaupt nicht ausdenken, denn auf wen soll sich denn diese brutale Industrieherrschaft stützen? Die Arbeiter werden ihr gegenüber alles tun, was politischer Grimm ersinnen kann, die Gebildeten werden für diese Art Herrschaft keinen Finger rühren und auch der Mittelstand hat bei aller seiner Abneigung gegen die Sozialdemokratie keine Spur von Vorliebe für Kirdorf und Genossen. Die Industrieherrschaft muß liberal sein oder sie wird überhaupt nicht sein. Das ist die erste Wahrheit, die vom neuen Willen zur Macht begriffen werden muß. Der protzenhafte Unternehmer, der sich im modernsten Gewerbe aufführt wie der älteste Krautjunker, gehört in die Rumpelkammer und zwar werden ihn seine eigenen Klassengenossen dahin verweisen müssen, wenn sie vorwärts kommen wollen. Eine der dringendsten Aufgaben der Führer zum Industriestaat ist die Erziehung ihrer eigenen Leute zur Achtung vor den Menschenrechten. Erst in dem Maße als diese Erziehung gelingt, können Erfolge in Aussicht gestellt werden.

An sich ist es für die Sozialdemokratie nicht unmöglich, sich gegenüber den Agrarherren für die Industrieherren zu entscheiden, wenn ihr nur Garantie geboten wird, daß die letzteren in ihrer Gesamtwirkung besser sind als die ersteren. Mit der Parole: billiges Brot und freies Koalitionsrecht! läßt sich derselbe zeitweilige Bund von industrieller Oberschicht und Unterschicht herbeiführen, der in England etwa 60 Jahre hindurch gedauert hat. Der Sozialdemokrat wird seine Mitwirkung nicht umsonst geben. Er kann und wird den Industriestaat ermöglichen, wenn dieser Staat folgendes bietet: vermehrte und in ihrem Werte steigende Arbeitsgelegenheit, vermehrte und freie Bildungsgelegenheit, vermehrte politische Mitverantwortlichkeit und damit erhöhte gesellschaftliche Wertschätzung. Das ist bei weitem nicht alles, was der Sozialdemokrat fordert, aber da er das Ganze seiner Wünsche doch nicht haben kann, wird er einer Regierungsform zustimmen, bei der er täglich etwas zu gewinnen hat. Auch das vollzieht sich nicht

von heute auf morgen und ist abhängig von der oben beschriebenen Wandlung im Unternehmertum.

Vor einem Irrtum wird sich dabei die neue Herrschaft hüten müssen. Sie wird geneigt sein, das Geld sehr hoch und die geistigen Strömungen gering einzuschätzen. Mit Geld allein aber wird keine Politik gemacht. Mit Geld kann man vieles tun: Zeitungen kaufen, Literatur auswerfen, Redner bezahlen, Vereine unterstützen, aber wir haben schon genügend erlebt, wie leicht sich große Summen vergeblich verpulvern lassen, wenn keine uneigennützige Begeisterung mithilft. Mit einer Papierüberschwemmung erzwingt man keine Siege des Willens. Der Industriestaat muß reellen Idealismus besitzen und darf sich nicht bloß mit einer Phrasenbrühe begnügen wollen. Das war das Große und Sieghafte am englischen Liberalismus, daß er voll war von Menschheitsideen und seelischen Hoffnungen. Es wurde ihm geglaubt, weil er selber glaubte. Ob das in Deutschland sich einstellen wird, bleibt abzuwarten. An sich liegt es in der deutschen Natur, die Dinge tief und ernsthaft zu nehmen, und es ist wohl möglich, daß der Wille zur Macht sein geistiges Kleid findet, in dem er ehrlich und frei vor alles Volk treten kann, aber vorhanden ist die neue liberale Lebensstimmung bei uns noch nicht. Sie muß erst werden. Die philosophischen Elemente dazu sind reichlich vorhanden im alten und neuen Kantianismus und in allen sozialphilosophischen Arbeiten unserer Teologen und Philosophen, aber der Übergang aus den Büchern in die Gemüter ist noch nicht vollzogen. Eine Weltanschauung des Willens und der Menschenachtung liegt bereit, aber vorläufig ist sie Geheimlehre der Ethiker. Noch fehlt das, was Carlyle und Kingsley in England fertig gebracht haben: die Füllung der öffentlichen Luft mit großen und freien Ideen. Kommt das nicht, so ist das Zentrum mit seiner Mystik und der Konservatismus mit seiner Romantik stärker als ein bloß materialistischer Liberalismus.

Die Politik des Industriestaates wird Interessenpolitik einer Klasse sein, aber zugleich von selbst allgemeine Politik, weil mit dieser einen Klasse der Aufstieg der übrigen verbunden ist. Wenn das letztere nicht der Fall wäre und soweit es nicht der Fall ist, hat es für idealistische Elemente keinen Sinn, dieser Gestaltung ein mithelfendes Interesse entgegenzubringen. Das ist der Unterschied zwischen sinkenden und steigenden Aristokratien: die sinkende Aristokratie zieht mit sich das ganze Volk abwärts, weil sie eine Politik der Angst treiben muß. Aus lauter Angst vor dem Auslande müssen wir uns auf Befehl dieser alten Aristokratie einkapseln, müssen tun, als vertrügen wir keine freie Geistesluft und müssen unsere Volksmassen behandeln als seien es Horden von Staatsfeinden. Eine sinkende Aristokratie gleicht einer alten Dame, bei der es nobel aber höchst unpraktisch zugeht. Je älter sie wird, desto wackliger wird ihr Hausrat und desto ängstlicher fürchtet sie sich vor offenen Fenstern und neuen Grundsätzen.

Auch wird sie im Alter so fromm, daß der Kaplan jeden Tag zu ihr kommen muß. Dieser redet von ihrer Seele und läßt sich gelegentlich etwas für seine frommen Anstalten in die Tasche stecken. Man kann eine derartige alte Dame vielleicht gern haben, aber ein Element des Fortschritts ist sie sicherlich nicht. Der Fortschritt wird von anderen Leuten gemacht, welche selber vorwärts wollen und eben dadurch die übrigen mit vorwärtsschieben. Die industrielle Aristokratie denkt zuerst an ihre eigenen Geschäfte, aber da sie große Geschäfte machen will, so kann sie nicht an sich allein denken, denn man kann nicht Handel treiben wollen ohne Produzenten und Käufer, man kann keine großen Umsätze erzielen, wenn man nicht für allgemeine Kaufkräftigkeit sorgt, man kann als Händler nicht reich werden wollen auf Grund allgemeiner Verarmung. Sicherlich will die neue Oberschicht kapitalistisch sein und nicht sozialistisch, aber es liegt in der Ironie der Welteinrichtung, daß ein groß gewordener Kapitalismus von selbst sozialistische Züge aufweist, indem er Betriebe herstellt, die nur zum Schein noch Privatbetriebe sind. Je vollendeter das Prinzip des Verbandsunternehmers sich auslebt, desto schneller wird der Klassenegoismus durch gemeinsame Verwaltung in feste Grenzen gebracht. Der einzelne Unternehmer kann ein „Ausbeuter" sein wollen, das Syndikat wird natürlich auch gewinnen wollen, aber es kann nicht kurzsichtigen Raubbau treiben, wenn es sich nicht selbst ruinieren will. Die Volkswirtschaft gewinnt somit an Solidität und Stetigkeit, wird berechenbarer in ihrem Verlauf und sucht auch gegenüber der Arbeiterschaft Streitigkeiten, Stockungen und Krisen nach Möglichkeit auszuschalten. Das Wahrzeichen des Industriestaates wird der Tarifvertrag sein, welcher wohl nicht die letzte Lösung der sozialen Fragen ist, aber eine höchst entwickelungsfähige Form der beiderseitigen Verständigung. Dasselbe gilt von dem Verhältnis zur Landwirtschaft. Auch hier trägt die Industrialisierung, ohne es direkt zu wollen, zur Hebung mehr bei als je durch agrarische Agitation und Gesetzgebung erreicht werden kann. Da das Industrievolk seine Ernährungsansprüche quantitativ und qualitativ steigert, so stärkt es die Position derer, die Fleisch, Milch, Gemüse und Obst frisch zu Markte bringen. Schon allein die Steigerung des Milchverbrauchs und der Milchpreise ist wichtiger als der Getreidezoll. Jedes Stück fruchtbaren Landes erhöht seine Möglichkeiten bei Erhöhung der gewerblichen Umsätze. Es ist eine durchaus nicht zu rechtfertigende Sorge, als ob der Industriestaat landwirtschafts-feindlich sein könnte. Er kann es nicht, selbst wenn er will, weil er Hunger hat und gern etwas Gutes verzehren mag. Ähnliches gilt vom Handwerk. Die gute Kleinarbeit findet überall dort ihre Abnehmer, wo überhaupt Geld in Bewegung gebracht wird. Seit wann haben wir denn Handwerkskunst? Seit wann legen wir wieder Gewicht auf persönlich gearbeitete Gebrauchsgegenstände? Das haben nicht die konservativen Gesetze getan, sondern die Vermehrung der Einnahmen und Ansprüche. Ob in allen späteren Zeiten die industrielle Leitung dasselbe leisten

wird, bleibt der Zukunft vorbehalten, zunächst wird sie als eine gewaltige Förderung aller schaffenden Arbeit auftreten und damit einen Kulturgewinn im ganzen darstellen. Sollte sie später verknöchern oder in Egoismus versinken, so wird es dann an der Zeit sein, sie von neuem demokratisch zu reformieren. Zunächst gilt es die neue deutsche Volkswirtschaft von den Fesseln des Altertums frei zu machen, damit sie sich emporheben kann wie die englische Volkswirtschaft von 1850 an fabelhaft gestiegen ist.

Niemand kann natürlich in Ziffern ausdrücken, welchen Gewinn der Übergang zum Industriestaat allen Beteiligten bringt. Das hängt eben von dem Glück und Geschick ab, mit dem der politische Umschwung sich vollzieht, und von dem gleichzeitigen Gang der Weltwirtschaft. Das einzige, was wir an geschichtlichem Vorbild besitzen, ist der schon wiederholt erwähnte Umschwung in England beim dortigen Übergang zum Freihandel. Nie ist in der Menschheit eine Nation in so kurzer Zeit so aufwärts gestiegen wie damals die englische. Erst mit dem Bruch der konservativen Regierung beginnt das neue wohlhabende, glückliche England. Vorher waren drüben die Notstände der Landleute und der städtischen Arbeiter viel größer gewesen als jemals bei uns. Wir haben nie solche Hungerzeiten gehabt wie England vor 80 Jahren und bei uns hat das soziale Elend nie so hoffnungslos ausgesehen wie es in der älteren englischen Literatur geschildert wird. Auch die Arbeiterbewegung der Chartisten war wilder und ungebildeter als bei uns die der Sozialdemokratie. Aus diesen Notzuständen heraus erhob sich das moderne England, welches keineswegs nur ein Eldorado der reichen Leute ist, sondern ein Land gesteigerten Volksverbrauches überhaupt. Eine Zukunft nach Art der englischen Entwicklung ist das praktische Ziel des Industriestaates in Deutschland. Die Vorbedingungen dazu sind vorhanden, es fehlt nur der Kampf um die Macht.

In dem politischen Streite der letzten Monate hat nicht der Industriestaat gesiegt, sondern der Agrarstaat. Das aber wird wohl sein letzter großer Sieg gewesen sein. Die größere Menge der Wähler steht längst auf der Seite des Industriestaates und die öffentliche Meinung bereitet sich bemerkbar auf ihn vor. Jetzt hat das Volk das Entweder—Oder begriffen. Der Block des Fürsten Bülow war ein letzter Versuch Bismarckischer Harmoniepolitik. Daß dieser Versuch gemacht wurde, ist außerordentlich lehrreich gewesen, weil er nun nicht wieder gemacht werden kann. Das Zweiparteiensystem kommt und in ihm ringt sich die Neuzeit in die Höhe. Agrarpolitik und Industriepolitik kämpfen miteinander und eines Tages wird der Industrie die Führung zufallen und die alten Aristokraten werden sich an neue Rechte gewöhnen müssen, weil die Geschichte des ganzen Volkes stärker ist als sie.

Mara/ Erzählung von Emil Strauß

Es war in einer Stadt Brasiliens.

Eines Morgens erwachte ich früh und fühlte mein Herz so voll von Widerwillen gegen alles Leben, daß ich die Augen wieder schloß und darüber nachgrübelte, was für ein Traum mir wohl diese zehrende Stimmung hinterlassen hätte. Ich entsann mich aber nicht, geträumt zu haben; auch mitten in der Nacht, von einem knarrenden Fensterflügel geweckt, war ich aus traumlosem Schlafe aufgefahren. Woher nun wieder dieses Dunkel in mir, dieser qualvolle Zwang zu jedem Atemzuge, dieses klägliche Verlangen, nicht aufgewacht zu sein und nie mehr aufwachen zu müssen! Ich war doch vergnügt zu Bette gegangen, hatte ruhig und fest geschlafen —!

Während du dich arglos und wehrlos der Müdigkeit überlässest, der Ruhe, welch ein Dämon fährt in dich, impft einen schwarzen Tropfen in dein Herz, durchrührt und färbt und kränkt damit dein ganzes Geblüt, bis es trüb und schwer wie Blei sich durch das Herz zwängt?!

Oder bin — bin ich das? Wie der finstere Boden eines tiefen Brunnens, nur wenn das Wasser darüber kristallgleich ruht, vom senkrechten Strahl der Sonne erleuchtet und kundgemacht wird, — taucht so die eigentliche Farbe meines Wesens, wenn einmal die Irrlichter des Wachens und des Träumens gebannt sind, im tiefen Schlafe empor, durchschwillt und erfüllt ihr Reich und wird noch durch das jäh einfallende Licht plötzlich erwachenden Bewußtseins gestreift?

Da ist es nun und nicht loszuwerden! Was ist es, dieses Dunkle? Ist es ein Gespenst und eine Schwäche? Ist es nur ein Feind, der dich herausfordert und hinsinkt, indem er dich steigert? Ist es der Tod, der langsam in dir wächst?

Unerträglich ist es. Wäre dieses Kissen mit tödlichem Gifte getränkt, du würdest den Zipfel des Kissens in den Mund nehmen wie ein Säugling die Mutterbrust und würdest Erlösung saugen! Aber wenn das Gift hinten stände in der andern Zimmerecke, — nur die zehn Schritte dorthin würden dich schon wieder zuweit in das Leben zurücktragen! Und doch werden morgen, nach Tagen noch Augenblicke sein, wo dieses Dunkle urplötzlich in dir aufgärt und dich verzehrt wie Feuer, so daß du in dir zusammensinkst und dir die Schmach des Daseins nicht verzeihen kannst! Ja, und wenn du ganz frei daran zurückdenken, vernünftig darüber lächeln und Witze machen kannst, selbst dann ist noch eine heimliche Faser in dir, die sehnt sich nach jenem Dunklen, die erschauert in Stolz und in Ehrfurcht davor, die ahnt etwas Reineres darin als alles Licht und alle Freude.

Endlich Hilfe suchend gegen solches Spinnen öffnete ich die Augen und drehte mich dem offenen Fenster zu. Aber was ich dort draußen erblickte, das

war so überraschend, daß ich die Augen wieder schloß und schrie: „Zum Teufel, was ist denn das!"

Gefaßt und meiner Sinne bewußt, tat ich dann die Augen wieder auf und spähte hinaus: aber immer noch saßen auf dem First des nahe gegenüberliegenden Hofgebäudes, wie die Tauben auf einem deutschen Stall, in wohlgemessenen Abständen fünf Aasgeier und rührten sich nicht und warteten. Wie aus schwarzem Papier ausgeschnitten klebten sie auf dem leuchtendblauen Morgenhimmel.

„Schamlose Kumpane!" rief ich. „Zwar hab ich da vor mich hinphilosophiert wie ein toter Hund; aber für euch bin ich noch lange nicht!" Sie blieben still sitzen.

Da sprang ich aus dem Bette, nahm von dem Obstteller auf dem Tisch eine Orange und warf. Die Frucht flog schön zwischen zweien hindurch; der nächstsitzende Geier richtete sich auf, drehte den Kopf mit den hungrigen Augen neugierig nach rechts und links und zog den Hals wieder ein. Und in der alten teuflischen Ruhe saßen die Gesellen wieder da, unheimlich wie die steinernen Teufelsfratzen auf den Türmen von Notre Dame in Paris.

Ich wollte den liebenswürdigen Tierchen nicht länger zur Augenweide sein, rasch nahm ich mein Bad und zog mich an.

Obschon an diesem Tage noch Ferien waren, machte ich meinen Gang durch die leeren Schlafsäle und sagte dem einzigen Knaben, der — wegen nicht bezahlten Pensionsgeldes — die Ferien im Internat zubringen mußte, er sollte sich nur noch einmal auf die andere Seite legen, morgen müßte er um sechs Uhr wieder unter die Douche. Was er in den Ferien doch wirklich nicht nötig hatte, er versuchte auch heute, mir weiszumachen, er bade sehr gern. Um ihm an Höflichkeit nichts nachzugeben, machte ich ihm weis, ich glaubte es ihm. So schieden wir voll Genugtuung voneinander.

Nun trat ich zur Zimmertür unserer Haushälterin. Noch hatte jener alle Stuben durchschmetternde Knall, mit dem der Riegel abends vorgestoßen und morgens zurückgedrückt wurde, uns nicht verkündigt, daß Donna Leocadia de Silva Soares e Pimentel gerüstet sei, dem feindlichen Geschlechte gegenüberzutreten; darum ging ich behutsam zur Tür und lauschte. Als ich aber drinnen ein Hin- und Herwandeln vernahm, dessen Wucht dem Namen wie dem Leibesumfang der Senhora entsprach, da faßte ich mir ein Herz, klopfte an und einen Schritt zurücktretend meldete ich, daß ich den Kaffee in der Stadt trinken würde. Ich hätte der Dame im Augenblicke wenig Angenehmeres sagen können: — nun war sie dem Zwange, schon am heiligen Morgen sich erträglich anzuziehen, mir eine Tasse hinzustellen und Kaffee einzugießen, aufs schönste überhoben; dennoch beteuerte sie mit den beweglichsten Tönen ihr Bedauern, meine angenehme Gesellschaft entbehren und ihren Kaffee allein trinken zu

müssen. Ich erwiderte, ihr Bedauern sei mein Stolz, machte der Tür eine Verbeugung und ging.

Im Hofe fand ich die fünf schwarzen Brüder noch immer auf dem Schuppendache sitzend; ich suchte sie durch Klatschen zu vertreiben; sie bezogen es nicht auf sich.

Als ich unter dem Fenster der Donna Leocadia vorbeikam, da tat es mit Krachen sich auf, und in einer allzulange nicht gewaschenen weißen Frisierjacke machte es sich der aus den Formen gequollene Oberkörper der Dame im Fenster bequem; sie neigte mir grüßend ihr schwarzhaariges, mit blauen und roten Papillotten geschmücktes Haupt und ließ ihre großen, schönen, dummen braunen Augen spielen. Ich schwang nur den Hut und schritt weiter. Am Hoftor traf ich den eben eintretenden Mulattenjungen Alcides, der das Frühstücksgebäck in einem offenen Körbchen vom Haupthaus des Instituts über die Straße herüberbrachte. Ich stellte ihn und fragte, warum er das Brot, das er mit einer Serviette zuzudecken habe, wieder offen trage.

„Vergessen," erwiderte er mit gleichgültigem Achselzucken; denn er mußte derber angeredet werden. Ich suchte mir darum aus dem portugiesischen Schimpfwörterschatz, der massiv und reich ist wie nur irgendein romanischer, einige saftige Brocken und ich schwor dem Burschen, wenn die Nachlässigkeit wieder vorkäme, würde ich ihn in die dunkle Kammer sperren und ihm vierundzwanzig Stunden Zeit geben, sich seine Pflicht einzuprägen. Er schnitt eine Grimasse.

„Danke Gott," rief ich, „daß ich keine Handschuhe anhabe! Ich würde dir sonst das Gesicht zerdreschen, daß kein Auge und kein Zahn mehr am richtigen Fleck säße!"

Hohnvoll wies er mir die porzellanene Reihe seiner Zähne.

Zornig fuhr ich auf ihn los, er wandte sich um, da holte ich aus zu einem mächtigen Tritt; aber schändlicherweise wußte sich der mißfarbene Bengel meiner Absicht zu entziehen, mein Absatz kam nur in allzuflüchtige Berührung mit dem feindlichen Hinterteil, ich werde von der Wucht meines verfehlten Schwunges herumgerissen und schaute plötzlich nach der entgegengesetzten Seite. Ich mußte über mich selber lachen. Alcides aber verzog sich rasch um das Haus hin. Donna Leocadia, deren Fülle immer noch im Fenster lag, rief mir zu, ich sei stets zu gut; ich hätte den Schlingel nicht laufen lassen, sondern ihm den Kopf recht oft an die Mauer schlagen sollen! Dann erhob sie sich mit einem weichen Ruck und trat vom Fenster, um den Jungen im Zimmer zu empfangen; sie war nicht so heikel wie ich, und hatte überdies meistens ungewaschene Hände.

In bester Laune ging ich nun durch die noch etwas morgenkühlen Straßen, kaufte mir die neueste Zeitung, setzte mich in den bequemen Rohrsessel eines Schuhputzers, ließ mir die Stiefel wichsen und las. Dann trat ich in ein Café und trank mit europäischem Behagen langsam eine Tasse Kaffee mit

Milch und bemitleidete die Brasilianer, die sich nur rasch an den nächsten Tisch setzten, eine Riesenmenge Zucker in ihren Fingerhut voll Kaffee rührten, ihn hinuntergossen und sich schnell wieder auf die Straße machten, wie wenn sie dort oder sonstwo irgendetwas zu tun hätten. Ich ließ mir meinen Kaffee so gut schmecken, wie man sich guten Kaffee nur schmecken lassen kann, beging auch nicht die Geschmacklosigkeit, etwa noch eine zweite Tasse zu trinken, sondern kaufte mir bei dem im Lokal feilhaltenden Tabakshändler ein Päcklein jener weniger guten als echten brasilianischen Zigaretten, die statt in Seidenpapier in Maisstroh gewickelt sind. Mich an den Pfosten lehnend, blieb ich unter der Tür stehen, sah über die Straße und öffnete dabei eine der Zigaretten, schüttete mir den bröseligen, schwarzen Tabak in die Hand und zerrieb ihn, füllte ihn wieder in das Maisblättchen und zündete mir das Präparat an. Ich schaute über die Straße und freute mich unendlich, obwohl nicht viel zu erblicken war. Nur wenige Menschen gingen hin und her, meist mit einer frischen Zeitung in der Hand; einer stand am Straßenrande und ließ sich die Stiefel wichsen; ein Bond lärmte vorbei, der Kutscher hieb auf die Maultiere ein, das getroffene schlug hoch hinten aus und traf mit beiden Hufen das Schutzblech des Wagens, daß es durch die ganze Straße dröhnte.

Meinen Zigarettenstummel wegwerfend, machte ich mich nun auch auf und schlenderte dahin. Sollte ich mich in die Buchhandlung setzen und französische Bücher ansehen, Flauberts Briefe weiterlesen —? Eilt nicht; die werden doch nicht verkauft! Die Luft ist noch zu schön.

Oder soll ich auf die deutsche Redaktion zu meinem Wiener Freunde gehen, eine rechtschaffene Zigarre rauchen, das Neueste besprechen, von Literatur plaudern, vom jungen Wien, von Hermann Bahr, der im furor teutonicus seinen Bierkrug auf einem Tschechenschädel zerschlug? Von Loris, der noch ein ganz junges Menschlein ist, ein Schüler, der noch nicht allein zu seinen Literaturfreunden ins Café kommen darf, sein Vater muß ihn begleiten, — „wissen's, ein maraviglioses Genie!" —?— Aber am Ende schließt er mich unversehens wieder ein, bis ich ihm für sein Blättlein einen Artikel geschmiert habe. Und dazu ist das Wetter wirklich noch zu schön!

Da wurde ich durch einen schwülen Duft aus meinen Träumen geweckt, ich sah zur Seite, wo ich Schritte hörte, und erblickte das südländische Profil einer jungen Dame, die starr geradeaus schauend des Weges ging. Ihr einfaches schönes Gesicht war nicht gelb, sondern von einer heißdurchbluteten, feinen Bräune, die als Anzeichen ursprünglichen Lebensfeuers entzückt und mir sofort den Atem bedrängte. Nun traf mich wie zufällig ein ruhiger Blick aus großem, dunklem Auge mit perlmutterweichem Weiß und ein zweiter, kurzer Blick, der mich wie ein Blitz überschlug; dann war das Profil wieder etwas starr vorwärts gerichtet. Die zierlich volle Figur in dem weißen Spitzenkleide betrachtend nahm

ich allmählich Abstand, ließ sie vorangehen und freute mich, fast noch mehr als an ihrem Gesicht, an dem leichten, ihren ganzen Körper mit seinem Rhythmus durchspielenden Gange.

So näherten wir uns einer Straßenkreuzung.

Da, beim Verlassen des hohen Bürgersteiges berechnete sie falsch und gab sich einen etwas zu starken Schwung, ihr Fuß stieß hart auf dem Fahrdamm auf, der ganze Leib zerschrack und stolperte dahin, die Schönheit war zusammengefallen wie ein Kartenhaus. Ich stand noch einen Moment, dann kehrte ich auf meinem Wege um: Welch ein Böotier und Hyperboräer bist du! Gibt es etwas Zerbrechlicheres als den Genuß! Gibt es etwas Verletzlicheres als die Anmut! Weißt du das nicht! Wärst du dem armen Mädel nicht nachgelaufen, sie hätte graziös wie eine Katze das Hindernis genommen; jetzt schämt sie sich, als hättest du sie im Unterrocke gesehen! Ich blickte ihr nach: richtig, da sah sie sich auch um, glutrot im Gesicht, mit einem dummen, ängstlichen Blick. O diese seelenvollen Reh=, Antilopen=, Gazellen= und sonstigen Augen aus der Zoologie, Gott sei mit ihnen und verschone mich!

Nun wußte ich mit einem Male, wohin, und lenkte meinen Schritt nach den weiter außen liegenden, neueren Straßen, wo vorwiegend Deutsche wohnen. Dort hatte ich so eine Art Schatz, eben um der Augen willen. Das war so gekommen.

Nachdem ich einige Monate in diesem schönen und reichen Lande war, und bei meinen Buben in der Schule, unter den Leuten in dem Theater, dem Zirkus, dem Café, bei den Frauen, die ich begierig in acht nahm, immer wieder in dieses große dunkle Auge sah, fing dieses Auge an, mich zu embêtieren. Warum? In Deutschland unter unseren himmelblauen, stahlblauen, grünlichen und eisgrauen Augen hatten braune mich doch oft besonders schön gedünkt und mir stärker ans Herz gerührt! Nun langweilten sie mich. Immer derselbe scheinbar starke Ausdruck, der zurückzuführen ist auf den Farbenkontrast des dunklen Sternes zum weißen Augapfel und dieses weißen Augapfels zur dunkleren Gesichtsfarbe; immer, auch bei den gleichgültigsten Dingen, dieser geladene Blick, dieses Augenrollen, dieses Schmachten! — — jedenfalls fragte ich mich eines Tages: warum haben sich nur alle diese Leute ihre Menschenaugen ausnehmen und Tieraugen einsetzen lassen! Ich fing an, auf den Straßen nach hellen Augen zu suchen, nach Blicken, die etwas von der Klarheit des Himmels oder der Frühlingswelle hatten, von der Trübe und dem Durchschein des Novembernebels, von dem scharfen Lichte des Eiskristalls. Ich achtete wieder auf die Nordländer, die ich bis dahin gemieden hatte, und diese Nordländer sind ja meistens Deutsche.

Eines Morgens nun in jenen Tagen ging ich meines Weges, um des Schattens willen hart an den Häusern hin. Da fuhr vor mir aus einem nie=

drigen Erdgeschoßfenster eine Hand mit einem Staubtuch heraus und wollte gerade losschütteln, und ich hätte es natürlich abgekriegt. Mit raschem Griff packte ich die Hand am Gelenke und erst aus dieser Sicherheit konnte ich nach der Eigentümerin aufschauen. Sie stand etwas herabgebeugt, auf die andere Hand gestützt, und starrte mich mit großen, erschrockenen Augen an, den durchsichtigsten, silbrigleuchtenden blauen Augen, deren ich mich entsinne.

Ich war so überrascht, alle Frechheit verging mir, die Hand hielt ich aber noch fest. Nun fand sie doch zuerst das Wort und sagte:

„Verzeihen sie!"

„Im Gegenteil, ich danke Ihnen!" erwiderte ich, hob mich auf die Zehen, küßte ihre Hand und gab sie frei.

Sie antwortete nichts, ihre Miene trübte sich, kämpfend, ihr Auge füllte sich mit Tränen, ich fühlte, daß ich einem einfachen Herzen Gewalt angetan hatte. Das schmerzte mich, und ich fuhr heraus:

„Schlagen Sie mir das Tuch ins Gesicht! Ich habe Sie gekränkt. Es war nicht meine Absicht; aber züchtigen Sie mich!"

„Beileibe nicht!" entgegnete sie. „Wie kann ein Mann nur so etwas sagen!"

Ich betrachtete sie erstaunt und prüfend. War das als Züchtigung gemeint? Schlug sie, indem sie es weit von sich zu weisen schien? Nein. Ihr Auge strahlte begütigt und wieder begütigend; indem ich mich ihr auslieferte, hatte ich sie entwaffnet. Gleichwohl fuhr ich fort:

„Also — wer so etwas sagen kann, hat noch kein Recht, Haar im Gesicht zu tragen?! Ich werde nachher gleich zum Barbier gehen. Und ich habe mir auf meine Männlichkeit soviel zugute getan! Aber — fort mit Schaden! Und offen gestanden: für so eine Gelegenheit wie diese eben, möchte ich gerne noch recht lange ein dummer Junge sein, wissen Sie, der rechte dumme Hans aus dem Märchen, der nur Dummheiten macht; aber mit der Prinzessin und ihren blauen Augen verdirbt er es doch nicht!"

Aufhorchend und nachsinnend schaute sie mich mit einem halb scherzhaften Seitenblick an, dann schüttelte sie lachend den flechtenschweren Kopf und sagte: „Ich verstehe Sie nicht. Sie reden so komisch. Mit mir müssen Sie ganz einfach reden!"

Sie sah so lieblich einfach aus, daß ich das Reden vergaß und beobachtete, wie frisch und farbig sie da im Fensterrahmen vor der Dämmerung des Zimmers stand. Alles an ihr war gesund und kräftig, die von blauem Waschkleid umschlossene Gestalt, der runde Hals, das wohlgeformte Gesicht, aus dem die Zähne und Augen leuchteten; doch war die Fülle der rötlichen Flechten so schwer, daß der Hals sie kaum tragen zu können schien.

„Was hat denn der dumme Hans für Dummheiten gemacht?" fragte sie, als ich schwieg.

„Ich weiß selber nicht; aber als er auf die Freite zur Königstochter kam und von ihr gefragt wurde, was er ihr denn zum Geschenk brächte, da holte er eine Hand voll Straßenschlamm aus der Tasche und füllte ihr die weißen Hände damit. Das gefiel ihr so gut, daß sie ihn zum Gemahle nahm.

„Eine Hand voll Straßenschlamm —! so ein Dreckspatz! Und den nahm sie?"

„Ja gewiß! Die andern Freier hatten ihr Geschmeide und Kronen gebracht — das alles hatte sie doch selbst. Mit Straßenschlamm hätte sie aber als Kind auch gern gespielt wie andere Kinder, wenn die Hofdamen es erlaubt hätten! Drum freute es sie jetzt in ihrem Kinderherzen und sie dachte, er würde gewiß der kurzweiligste Ehemann für sie werden!"

„Ja ja — eigentlich hatte sie recht!"

So fing es an und so ging es weiter.

Sie war die Tochter eines deutschen Schreiners, der es zu einer stattlichen Möbelfabrik gebracht hatte. Vor zwei Jahren war ihre Mutter gestorben, und seitdem führte sie, wie sie es gelernt hatte und wie es ihr einfaches, klares Wesen verlangte, den Haushalt mit vollster Hingebung. Sie tat jede Arbeit, als täte sie eine Wohltat, mit ganzer Freude, voll Glück über ihr Können. So oft mein Weg mich in ihre Gegend führte, und das war fast täglich zur gleichen Zeit, schaute ich in ihr Fenster und fand sie immer in irgendeiner Arbeit. Wir plauderten eine Viertelstunde, sie erzählte mir, was ihren Tag bewegte, fragte mich nach allem, was sie an meinem Dasein interessierte, und schloß mich alsbald in ihre Wirtschaftssorgen ein. Daß ich bedürfnislos war, gefiel ihr; daß ich aber nicht einmal das Bedürfnis hatte, den hurtig fließenden Bach meiner Einnahmen zu stauen und zu einem See zu sammeln, das erschien ihr als Leichtsinn, ja, als Unrecht, und sie suchte mich zu bessern, mir den Wert des Geldes, meines von mir erarbeiteten Geldes wichtiger zu machen und meine Ausgaben einigermaßen zu lenken. Nicht, daß sie mich durch Tadel oder Ermahnung ermüdet hätte; so einfach und harmlos ihr Geist war, — wenn sie sich vorgenommen hatte, meine Gleichgültigkeit oder meinen Eigensinn zu zwingen, so überlegte sie die Möglichkeit mit so inniger Geduld, daß sie gewiß eine feine oder rührend bezwingende Form fand. Ich brachte ihr einmal eine kostbare Orchidee, deren phantastische Gestalt und wilde Farben ich am Schaufenster so bewundern mußte, daß ich sie keinem Menschen gönnte als Mariandel; so nannte ich die Freundin. Sie sagte nun nicht etwa, das hätte ich nicht tun sollen, oder ich sollte nicht soviel Geld ausgeben, sie zeigte das ehrliche Entzücken eines Kindes, das stolz ist, köstlich beschenkt zu werden; aber sie fügte ihrem Lob der Blume hinzu:

„Heilig ist sie!"

Zwar schien mir der Ausdruck etwas geschraubt, wie es bei ihr manchmal vorkam; aber ich mußte doch nicken, indem ich an den jungfräulichen Urwald dachte, wo diese Blume auf den Resten unzählbarer Baumgenerationen zum

ersten Male als ein neues Wunder durch die Dämmerung leuchtete. Da fuhr Mariandel fort:

„Sie ist ein Teil deines Lebens!"

Ich lächelte überrascht.

„Vielleicht sind es die härtesten und unglücklichsten Arbeitstage, die du dafür gegeben hast."

Solch ein Gedanke kam ihr nicht plötzlich; ich wußte gleich, daß sie ihn für eine gute Gelegenheit erdacht und aufgespart hatte, um mir eindringlich zu sagen, was mein Geld sei. Und ich habe mich dann auch tagelang bemüht, nicht gegen ihr ernstes Gefühl mit meinem Geld umzugehen.

Ich kannte nichts in der Stadt und im Lande, woran ich eine reinere glücklichere Freude hatte als an diesem heiter in sich ruhenden Weibe. Wir waren rasch vertraut geworden, so daß wir einander eines Tages ohne Abrede oder Rührung du nannten; ich weiß nicht einmal, ob sie oder ich zuerst damit anfing.

Und nun schritt ich wieder die breite, heiße Straße mit den einstöckigen Häusern hin, wieder im Schatten derselben Seite, der allerdings heute breiter war als jenes erstemal; denn es war noch früh am Tage. Und nun stand ich am Fenster, legte die Arme auf und sagte:

„Guten Morgen, Mariandl, Zuckerkandl!" und sie stand an einem Bügelbrett, das auf dem Fenstersims und dem Tisch auflag und bügelte mit einem Holzkohleneisen. Sie stellte das Eisen auf dem Rost ab, gab mir ihre feste, warme Hand und sprach:

„Bom dia, senhor doutor! passa bem?" und ihr Auge schien mir herzlicher zu strahlen als je und konnte doch nicht herzlicher als vordem. Sie setzte sich an das Fenster, legte ihre rechte Hand auf das Gesims, über das mein Kopf und meine Schultern wegragten, und fing an zu sprechen, indem sie mir bald das Profil mit den nicht großen, aber festen Formen von Nase, Mund und Kinn und dem schwer zum Nacken hinabdrängenden, metallisch leuchtenden Haar, bald auch das volle Gesicht zuwandte; dann aber vergaß ich über der unbegreiflich ruhigen und klaren Bläue ihres Auges all ihre sonstige Schönheit. Ich war nie verliebt in sie, und nie hat ihr Anblick oder der Gedanke an sie mir den Atem versetzt; aber niemals war ich so voll froher Liebe für einen Menschen wie für sie.

Als sie mich nach dem und jenem gefragt und mir allerlei erzählt hatte, sagte sie:

„Du, Professor, was ich nicht vergessen will: dem Jorge Bleyle am Mercadinho unten, dem soll es flau gehen; wenn du was brauchst, denke doch an ihn! Er hat eine ganze Sendung Herrenwäsche, die im Hafen versteigert wurde, enorm billig übernommen, man kauft jetzt sehr gut bei ihm."

Und sie erzählte, was sie für ihren Vater und was die Schwägerin für ihren Mann erstanden hätte, nannte die Preise und rühmte die Güte. Bald sah ich ihr

in die Augen, bald in die aus dem Bügeleisen blinzelnde Glut, horchte dem Klange der lieben, treuen Stimme und dachte an das versunkene Elternhaus, an Geschwister und Freunde, an ein eigenes Haus und Groß und Klein darin, an Liebes und Zwingendes, für das ich mein Leben einsetzen könnte, und empfand die Süßigkeit eines der Momente, die daran arbeiten, unser Herz zu weiten, zu stärken und neu zu verpflichten.

Auf einmal stockte sie, und da ich mich nicht daran kehrte, rief sie:

„Senhor, Sie hören mir wohl wieder garnicht zu?"

„O doch. Henrique Bleyle hat eine Schiffsladung Weißwaren versteigert —"

„O não, senhor, das hat er nicht! Du aber bist ein Taugenichts, ein unhöflicher! denkst: laß die da schwätzen!"

„Weit gefehlt, mein Kind! Ich habe dir zugehört und habe doch nicht gehört, was du sagtest. — Schau, wenn ich mich auf den Rand eines Springbrunnens setze und mich von seinem Plätschern und Läuten, seinen reinen Sprühschauern umhüllen und gefangennehmen lasse, alles vergesse, auch den Springbrunnen, und seltene reine und gute Gedanken habe, kommen mir diese Gedanken etwa nicht von ihm? Hör ich sie nicht aus seinem Rauschen, auch wenn ich es nicht mehr höre, und bin ich ihm in diesem Versunkensein nicht mehr zu eigen, als wenn ich seine Tropfen gezählt hätte! Und so war es eben. Während ich deine Stimme hörte und dein Auge fühlte, habe ich Besseres von dir erfahren und empfangen, als daß Bleyle Socken zu verkaufen hat. Gleichwohl werd' ich ihm die Socken abkaufen. Aber daß du mir in meiner Eitelkeit und Flüchtigkeit dazu verhilfst, ernste Gedanken nicht nur wie ein Gewitter in mir niedergehen zu lassen, sondern still und bescheiden ihnen Raum zu geben, standzuhalten, bis zu ihrer Süße durchzudringen, — das ist mir schöner und wichtiger als alle Schiffsladungen aller Kontinente."

Sie schaute mich kindlich an, legte ihre kleine, warme Hand auf die meinige und sagte:

„Du bist mir nicht böse, Erwin!"

„Wie könnte ich dir dafür böse sein! Gibt es einen Menschen, der dir böse sein könnte! Sieh, Mariandel, das ist mein einziger Schmerz an dir, daß ich nicht der Einzige bin, der dir nichts übelnehmen kann!"

„O —" rief sie, wie ein Schulmädel ihre Beschämung überlachend, — „o frage meinen Bruder und seine Frau, ob sie mir nichts übelnehmen können!"

„Dann sind sie keine Menschen! Es gibt ja nicht gar zu viele."

„Nein, mein Bruder ist gut", erwiderte sie, „und Anna auch."

„Jedenfalls werde ich dir beweisen, daß ich ein hilfsbereiter Mensch bin, ich werde mich bei Henrique Bleyle frisch ausstatten von Kopf zu Fuß und hoffe, ihn dadurch vom Bankrott zu retten."

„Nicht Henrique Bleyle, sondern Jorge Bleyle am Mercadinho, und von

Bankrott ist nicht die Rede. Sprich doch so etwas nicht, um Gotteswillen!" Sie sah mich ganz verwirrt und mit schuldigen Augen an; sie hatte natürlich den flauen Geschäftsgang, der damals allgemein war, nur betont, um mich zum Einkauf bei Jorge Bleyle zu bestimmen, da sie fürchtete, mich durch die ungewöhnliche Billigkeit der Waren nicht bewegen zu können.

Nun machte ich ihr ein großes Vergnügen, indem ich sie genau nach den Preisen fragte, zu denen sie eingekauft hatte, und sie um allerlei Rat anging. Viel profitierte ich ja nicht dabei; die Anstrengung, zwischen Leinen, Halbleinen, Baumwollen, Shirting und Fil d'Ecosse zu unterscheiden, schuf mir einiges Kopfweh. Aber sie war voll Freude und Eifer.

Dann mußte sie ihr heißes Eisen nutzen, sie hob das eine Ende des Bügelbrettes in die Höhe, zog ein helles geblümtes Kleid wie einen Ring darüber, legte das Brett wieder zurecht und bügelte, indem sie nach und nach den ganzen Umfang des Kleides über das Brett wandern ließ.

Der Schatten, in dem ich stand, wurde schmäler, die Hitze drang allmählich merkbarer auf mich ein und erweckte mein tägliches Verlangen nach dem Stadtpark und seinen riesigen Baum- und Bambusschatten. Ich steckte mir an einem der kleinen Glutaugen des Kohleneisens eine Zigarette an und schied.

„Ate logo, senhor!“ sagte sie, was genau dem rheinischen „Bis gleich!" entspricht. Da sie wenig Portugiesisch konnte, machte es ihr Vergnügen, die geläufigsten Wendungen nicht zu versäumen; diese aber gab sie in so echter Aussprache, daß man auf völlige Beherrschung der Sprache schließen mochte.

Wie immer ging ich beruhigt von ihr, voll heimeligen Glückes, das von einer mir unverständlichen, unendlich feinen Bitterkeit gewürzt war. Träumend schritt ich durch die immer heißer werdenden Straßen, deren niedrige Häuser wenig Schatten spendeten, und langsam zur Stadt hinaus —

Als ich wieder aufschaute, war ich schon durch das große Mauertor eingetreten und fühlte mich umflossen von der freieren, im Wechsel der Busch- und Baumschatten lebendigeren Wärme des großen Parkes. Ich stand still und blickte zwischen den silbergrauen Säulen zweier riesigen Palmen in die Tiefe des Gartens. Weit umgeben von dunklen, silbrigschimmernden Gebüschen, gewaltigen Baumgehegen und Bambuswäldern stürmte aus einem weißeingefaßten schwarzen Weiher die peitschende Schaumfahne eines Springbrunns empor, ohne doch die Höhe des dunklen Baumhintergrundes zu erreichen; dort hinten aber hob sich aus dem harten Dunkelgrün des Parkes ein gewaltiger Erythrinenbaum wie eine rosenfarbene Flamme still in die tiefblaue Luft, wie eine ungeheure, feuerfarbene Syringe. Heiß rann das Licht an den glatten Schäften der Palmen hernieder, weißgolden schmiegte es sich um die zarte Schwellung schlanker Palmenhüften, silberstarr drückte es auf die scharfzackigen Palmfächer, schien manchmal lastend niederzugleiten, daß der befreite Fächer mit einem leisen

Schwunge sich wieder hob in ein neues Silberbad; die harten Blätter schwarzgrüner Büsche waren übersäet mit unbeweglichen, grellen Glanzlichtern; über die Massen der dolchklingenscharfen Blättchen des Bambushains wimmelte das Licht wie ein goldener Rauch, gleichsam in sich zurückkehrend; rot und weiß und schwarzviolett und gelb und blau irisierend saßen da und dort riesenhafte Blumen im dunklen Grün, die Erythrine stand wie ein Berg von Feuer still da, alles ruhte wollüstig oder überwunden im Brande der höhersteigenden Sonne, nur der schneeige Aufruhr des Springbrunnens tobte sich ab gegen ihren Bann. Auch ich hielt still in schattenloser Glut, ich spürte nicht mehr ihre Last, ich fühlte mit Wonne, mit Grauen, mit Wonne ihre unbändige Schöpferkraft, — wie ich vor Jahren in kalter Winternacht bei einem Dorfbrand der Heimatberge ihre Vernichtungslust gefühlt, die eine so wild, so unerbittlich wie die andere.

Lange stand ich so versunken da, bis mir auf einmal bewußt ward, daß irgendetwas mich störte, beunruhigte, reizte. Ich forschte umher und fand, daß ziemlich weit hinten an einem niedrigen hellgrünen Gebüsch in gleichmäßiger Bewegung ein Kopf mit gelbem Strohhut auftauchte und verschwand. Ich erkannte den Obergärtner des Stadtparkes, einen Deutschen, mit dem ich wohlbekannt war. Ich ging langsam hin und wollte ihn gerade fragen, was für ein Spiel er treibe, ich habe ihn fast für einen Spuk angesehen, da bemerkte ich ein Körbchen in seiner Hand, das schon bis zur Hälfte mit Blättern gefüllt war. Der hübsche, noch frische, alte Mann mit dem freundlichklugen, weißbärtigen Gesicht erzählte mir nun, dieses Gesträuch mit den graugrünen, lanzettförmigen Blättchen sei chinesischer Tee, und er pflücke die zwei oder drei äußersten Blätter jedes Zweiges ab, um sie für seinen Hausgebrauch zu trocknen. Ich ließ mich genauer über die Kultur des Tees und die Bereitung der Ernte belehren; dann, da ich gerade den Hut abnehmen mußte, um den Schweiß von der Stirne zu wischen, sagte ich:

„Was meinen Sie, wenn man jetzt so ein bißchen zur Abwechslung die Nase ins Deutschland hineinstrecken könnte, in den Schnee oder Rauhreif? Jetzt klingeln vielleicht die Schlitten und die Eisbahnen wimmeln oder der Föhn jagt sein blaugraues Gewölk über die Alpen her —“

Er unterbrach mich kopfschüttelnd:

„— und alle Welt hustet und spuckt, und die Nasen triefen, die Reichen sind eingepelzt wie die Grönländer, die Armen hungern und frieren. Das ist kein Spaß, gar für alte Knochen! Ich habe kein Verlangen mehr danach. In diesem Leben nicht mehr! Wenn Sie erst so alt werden wie ich, dann werden Sie spüren, wie gut die Sonne ist! Sie fluchen noch über die Hitze, mir tut sie bis ins Mark hinein wohl und noch tiefer hinein. Ich laufe der Sonne nicht mehr davon. — Ich bin über vierzig Jahre in Brasilien und denke auch manchmal: wie es wohl im Städtel aussehen mag! — ob sie noch am Brunnen stehen! — ob die

Hanne noch lebt! und was der und jener macht. Aber — es wird ihnen ergangen sein wie mir auch, gut und schlecht, alt werden sie sein, wenn sie nicht schon tot sind, und werden es gern warm haben. — — Nein, nein! in diesem Leben nicht mehr!"

„Sie haben ganz recht. Später einmal! Geistweis ist's auch bequemer. Aber dann müssen Sie einmal zu mir kommen, versprechen Sie mir's und vergessen Sie es nicht! Ich sitze dann irgendwo auf dem Schwarzwald, hoch oben, im Schnee, allein in einem großen Haus. Der Sturm tobt, daß die alten Balken und Getäfer stöhnen und krachen. Ich rauche meine Pfeife auf der Ofenbank und starre in die Kerzenflamme — auf einmal klatscht es draußen in die Hände und, wie ich hinhorche, ruft es:

„O da casa! O da casa!"

„Schau!" sag ich aufstehend, „der Brasilianer! Er hält Wort! Und immer höflich und respektvoll!" Ich tu' Ihnen die Tür auf, mach Ihnen schön Platz auf der Ofenbank, damit Sie Ihren tropischen Astralleib wärmen können, und geb' Ihnen den Pelzsack an die armen Geisterfüße. Sie kriegen Kaffee und Zigaretten und Hutzelbrot und e echts Chriesewässerle; was Sie wollen! Dann reden wir portugiesisch, sehnen uns nach der brasilianischen Sonne und singen, ich im ruppigen Baß, Sie im zarten Geisterdiskant:

„Minha terra tem palmeiras,
onde canta o sabia,
minha terra tem primores,
que eu nunca encontro ca."

Er hörte mir lächelnd zu, schüttelte lächelnd den Kopf und sprach:

„Sie sind ein beneidenswerter Jüngling! So oft ich Sie sehe, denk ich das. Wie ein Kind sich auf dem Jahrmarkt herumtreibt, so treiben Sie sich durch die Welt und gucken sich an, was Ihnen behagt, haben Ihr Pläsir daran und bauen Luftschlösser damit."

Er fuhr wieder mit Teepflücken fort; ich stand stumm dabei und wunderte mich über seine Worte, ihre Wahrheit, ihren Irrtum.

„Ja, solche Sonntagskinder gibt es!" fing er wieder an. „Wie die Kinder Burgen bauen aus Sand, wieder einreißen, neue bauen, so bauen Sie Luftschlösser. Wenn Sie eines lange genug beschäftigt hat, drehen Sie ihm den Rücken und bauen ein anderes, und haben Ihre Lust daran und werden's nie müd'! Wir Andern, wenn wir mit fünfzehn, siebzehn Jahren zu Verstand kommen, wir bauen uns ein einziges Luftschloß: der eine sieht sich als großen Bauer, soweit der Blick geht, müßte das Land ihm gehören; der andere sieht sich als Kaufmann mit einer dicken goldenen Kette über dem Bauch unter der Ladentür stehen; der dritte will schwarze Rosen züchten und damit nebenbei Millionär werden — und dieses Luftschloß hegen und pflegen und stützen und steupern wir das ganze Leben hindurch und meistens merken wir gar nicht, daß

es längst unrettbar zusammengefallen ist. — Ich habe schon lange gedacht, das müßt' ich Ihnen gelegentlich sagen, damit Sie es wissen und Ihrem Herrgott dankbar sind!" Er richtete sich auf, sah mir ins Gesicht und nickte mir mit freundlichem Ernste zu. Ich nickte lächelnd wider.

Er pflückte weiter, ich sah ihm noch eine Weile stumm zu; denn was ich ihm hätte erwidern können, ging ihn ja nichts an.

„Da meine Knochen noch etwas jünger sind als die Ihrigen", sagte ich schließlich, „will ich sie mir frisch halten und nun ins Kühle bringen!"

Wir schieden.

Jeder sieht dich anders, sprach ich im Weiterwandeln zu mir, und auch der Klügste sieht dich falsch; denn selbst die einfachste Menschenseele ist der Sonne ähnlich, die man nur durch eine Trübung anschauen kann.

Durch schattige Wege schlängelte ich mich nach der, einem Wäldchen gleichenden Bambusallee, die dicht verwachsen einen hohen, dämmerigkühlen Gewölbegang bildete. Hier schritt ich hin und her, setzte mich, wandelte wieder, in körperlichem Unbehagen, in unsteten Gedanken. Der Alte hatte mich erregt und aufgewühlt, ich dachte das und jenes, ich blieb bei keinem Gedanken, kam vom Hundertsten ins Tausendste und verletzte mich an allem.

Ich saß und ging wieder hin und her.

Auf einmal blieb ich an einem durchkreuzenden Pfade stehen, unwillkürlich, und dachte: hier stand ich schon einmal, was ist da? — Richtig. Vor zwei Tagen war mir hier aufgefallen, daß immer über den Knoten des Bambusrohrs ein breiter Ring bläulichweißen Reifes lag, der zart in das Grüngelb des Rohres verlief. In diesen feinen Anhauch, hatte ich damals gedacht, müßte man heimliche Botschaft an die Liebste schreiben, nadelfein, mit einer Kolibrifeder! Da keine Kolibrifeder zu finden war, hatte ich mir ein Bambusröhrlein gespitzt und damit die Worte in den Duft gekritzelt:

Wo bist du, Liebste?

Seitdem hatte ich nicht mehr daran gedacht, nun suchte ich das armdicke Rohr wieder und dachte, ein Liedchen hätt' ich darauf schreiben sollen, fing schon an, Verse zu machen, und murmelte:

A saudade no coração
mi é doce como o teu bejo —

dann stand ich geraume Zeit gesenkten Kopfes da und versuchte die Fassung der folgenden Verse, setzte endlich hinzu:

vivrei d'esta consolação,
de ti, e se nunca te vejo!

und suchte nun wieder das Rohr mit der Inschrift vom vorigen Mal. Ich fand sie und erschrak fast, als ich unter meinen Worten:

Wo bist du, Liebste?

in zierlicher Frauenschrift eingeritzt las:

Hier bin ich.

Ich staunte, dann lächelte ich vor Freude und das Herz schlug mir heftig wie einem Abenteuer entgegen. Meine portugiesischen Verslein paßten nun nicht, und ich sann auf eine lustige, deutsche Antwort; aber ich war vor Aufregung zu ungeschickt und brachte nichts Gescheites zusammen. Ich mußte zu sehr an die Schreiberin denken. Wer und wie mochte sie sein?

Endlich zog ich mein Dolchmesser, spitzte das feinste Bambuszweigchen scharf zu und, nachdem ich mich versichert, daß ich nicht beobachtet sei, schrieb ich einfach:

Ob dort, ob hier —
sei du bei mir!

Wieder schritt ich hin und her. Da fiel mir ein, ich könnte, solange ich noch im Park bliebe, aus einem Versteck heraus beobachten, ob jemand die Inschrift lese.

Mein Bambus stand gerade am Durchbruch eines schmäleren Weges durch die Bambusallee und war von außen zu erblicken. Ich folgte also dem Querpfad und kam so in das dunkelgrüne Gehölz, aus dem die Erythrine aufstieg. Von außen war es, als sei der blühende Riese von den kleineren Bäumen und Büschen dicht umdrängt; durchschritt man aber den grünen Hag, so war inmitten ein großer Rundplatz wie der Bezirk eines heiligen Baumes; aus dem Boden hob sich der gewaltige Stamm massig empor und zeigte klar und licht sein blütenschweres Gerüst, dessen untere Äste sich weit ausspannten und tief in das umgebende Dickicht ihre feurige Last eintauchten. Unter dem Baume stand eine Bank, von ihr konnte ich linkshin den Pfad zurück und in die Bambusallee hineinschauen, während geradeaus durch eine Lücke im Gebüsch ein Ausblick auf den Springbrunnen und den Mittelgrund des Gartens geschaffen war.

Ich setzte mich in der eingehegten, schwülen Luft, die von der Nacht nur wenig Kühlung erfahren haben mochte, und träumte von der erwarteten Geliebten. Ich schaute nach links und sah die besonnten Bambusstämme und -zweige klar und zierlich auf dem dunklen Schattengrund sich abzeichnen und blickte geradeaus und sah den Springbrunnen aufschäumen und manchmal in dem Teegebüsch den alten Mann sich bücken und aufrichten.

Wie mag sie sein? So wie die oder jene, die mir schon gefallen hat? Kaum; sonst hätten auch die schon mich nicht mehr losgelassen! Wie mußte sie sein? — Schwarz, weiß oder rot — daran kann es nicht liegen. Ihre Augen werden mich hinnehmen, ihre Lippen mich berauschen, weil es die ihrigen sind! So wird sie sein, daß mein Auge nicht mehr schätzt und vergleicht, daß mein Gedanke nicht mehr träumt und wünscht, daß ich sie fühle und anerkenne als die einzige Macht außer mir; daß mein Herz, mein Hirn und jede Faser meines Fleisches in demselben Zwange glüht, diesen anderswilligen Leib und Geist sich selbst zu nehmen, zu wandeln, ob zu Leben oder Tod in mein Wesen hereinzureißen, zu

verzehren, aufzusaugen zum einzigen gültigen Wachstum meines Daseins! Als eine nie mehr teilbare Kraft werde ich mich fühlen!

Ihr Haar wird lockig sein und von dem weichen Braun einer alten Walnuß, und ähnlich einer Walnußschale werden die verschlungenen Zöpfe ihr Hinterhaupt umgeben — — und die Augen grau wie ein deutscher See im Mai, wenn Wolken darüber stehen und der Wind elektrisch grellen Glanz über die Wellen jagt — — — — das Haar kann auch schwarz sein und die Augen braun wie Schnupftabak; aber stark muß ihr Herz sein, daß man ihm erliegen könnte!

Meine Augen belauerten die Bambusallee, deren Blättchen und feinste Ruten sich leis in der Hitze regten. Sonst nichts. Sie kam nicht.

Ich schaute durch die Lücke des Gebüschs in den Park: mit dem reinsten Schimmer fegte die Fontäne über Büsche und Palmen empor in die blaue, flimmernde Luft. Und der Alte pflückte immer noch Tee und bei jedem kurzen Schritte richtete er sich etwas auf und neigte sich wieder, fast unwirklich in dem stillen, glühenden Reich. Ich wandte den Blick wieder zurück zu dem Bambus. Ich glühte von Hitze, vielleicht auch von Erwartung, mein Herz klopfte hastig und unregelmäßig — und gemahnte mich an einen Telegraphen in einem leeren, sonnenheißen Eisenbahnbureau, der sich selbst überlassen drauflos hämmert.

Ich saß lange in meinen Gedanken und starrte auf denselben Fleck. Auf einmal war mir, als geschähe über meinem bestimmten Bambusrohr ein Schütteln in den Zweigen. Ich sah scharf hin: wieder eine leise Unruhe, ein Aufschrecken der Ruten und Blätter, als habe man unten an den Stamm gestoßen; nur an dieser Stelle. Nun blieb wieder alles ruhig.

Ich wurde ungeduldig. Sie kommt nicht! Vielleicht kommt sie, sobald ich weg bin, und wenn ich wiederkomme, ist Antwort da. Ich erhob mich, reckte mich und ging langsam nach der Bambusallee.

Im Vorbeischritten blickte ich noch einmal nach der beschriebenen Stelle und starrte sie an und starrte sie noch näher an und atmete hörbar und mein Herz schlug. Unter meinen Worten:

Ob dort, ob hier,
sei du bei mir!

stand jetzt in jenen zierlichen Zügen:

Ich bins.

Der grüne Gang war leer. Niemand war hier durchgegangen, ich hatte niemand hier stehen sehen. Und doch war sie hier und hatte geschrieben! In plötzlicher Befangenheit machte ich einen Schritt zurück und fragte unwillkürlich:

„Du bist hier? bei mir?" Meine Stimme war so tonlos, daß es mir auffiel. „Bei mir —?!" wiederholte ich seufzend, verständnislos. Und nun zuckte wie eine Erlösung ein Schrecken, ein Grauen durch mich hin, und ich sah mich sachte um, fast zaghaft, als könnte ich jemand damit verletzen. Ich drehte

mich mit bangem Mute ganz herum, bis ich wieder das beschriebene Bambusrohr sah.

„Du bist hier — bei mir —?" flüsterte ich. „Freilich — ich hab's ja gesehen, wie du den Bambus zum Beschreiben faßtest und wieder losließest, daß er erschauerte. Ich sah, daß du hier bist, — wenn ich dich selbst auch noch nicht sehen kann. Du — bist — bei mir!" Ich konnte nicht mehr sprechen, mein Herz pochte langsam und schwer wie ein Gummihammer bis in den Hals und in die Ohren, ein stummer, wollüstiger Jubel war in mir, ein Stolz, ein Triumph, wie ihn der Auserwählte fühlen mag, der unter der Menge sich erkennt und schweigt.

„Komme!" sagte ich endlich, zögerte noch einen Augenblick, um sie vorangehen zu lassen, und schritt dann gehalten zum Erythrinenbaum zurück, und den Platz zu meiner Rechten für sie freilassend, setzte ich mich auf die Bank. Ich rührte mich nicht, still saß ich da, vor Glück, vor Erwartung schaudernd und zugleich kleinmütig in der Ohnmacht meiner plumpen Sinne, der ich mich nur schwer ergab.

Ich wartete — ich wartete. War sie da? War sie mir gar nicht gefolgt? Habe ich sie vertrieben? Muß ich anders sein?

Da fühlte ich eine zarte Berührung an der rechten Wange, und mein ganzer Leib flatterte auf. Ich schaute nach ihrer Seite und sah, daß eine Erythrinenblüte sinkend meine Wange gestreift und nun dicht neben mir auf den Sitz fiel. Ich starrte sie an, wie sie feurig auf dem grauen Holze lag, ich beruhigte und sammelte mich. Ich sagte zu mir: Verliere dich nicht! Laß dir nichts über den Kopf wachsen! Keine Angst! Kein Grauen! Es gibt nichts Unnatürliches! Alles Wesen ist Geist. Wenn sie da ist, wird sie sich wieder erzeigen, deutlicher, so genau, als du es verträgst —

Ich sah geradeaus und gewahrte, wie der alte, graugekleidete Mann mit dem Körbchen in der Hand langsam durch die zitternde, glastige Luft des Gartens wandelte, hinter dem schneeigen Gestiebe des Springbrunnens verschwand, auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kam und sich dann im Gebüsche verlor. Da ward mir, als wär ich allein auf der Welt geblieben und müßte verloren gehen, ich horchte auf nach irgendeinem Vogel und war glücklich, das Kreischen eines Perequito zu hören und das Zischen des Wasserspiels durch die glühende Luft.

Ich wartete unbeweglich.

Auf einmal, mochte nun ein Hauch oben durch den Baum ziehen oder mochte es von müder Reife geschehen, auf einmal sank ein Blütenschauer von den Ästen hernieder, und es regneten in mein Haar, in den Nacken, auf Schultern und Arme, in den Schoß, in das Gras zu meinen Füßen, wie die schweren Gluttropfen brennender Fackeln, die Erythrinenblüten. Ich schaute umher nach ihnen: der Platz rechts neben mir war leer geblieben, keine einzige war auf das Brett gefallen, während links von mir eine Handvoll verstreut lag. Ich blickte wieder nach rechts: vor und hinter der Bank leuchteten die Blüten vom Boden

auf; säße nicht jemand da, so müßte auch der Sitz bedeckt sein! Ich atmete tief vor Erregung — Seligkeit — leisem Grauen. Immer noch sanken Blüten müde nieder, und nun gewahrte ich, wie sie über dem Platze zu meiner Rechten sich in der Luft nach allen Seiten trennten, wie sie nach rechts und links, nach vorn und hinten gedrängt wurden, wie einzelne langsam und stockend wie an Gewändern darniederrieselten —

Ich entriß mich dem seltsamen Banne, stand auf, trat einen Schritt vor und drehte mich um. Schon leuchteten, wo ich noch eben gesessen, vier, fünf Blüten von dem grauen Holze auf, — daneben war immer noch das Brett frei.

Ich stand ergriffen da und schaute. Und nun fühlte ich, sah ich, wie sich dort allmählich, wie aus einem zarten Rauche heraus, Schatten und Formen zeichneten und bildeten. Ich sah mit meinen leiblichen Augen, wie ein farbloses Bild in fließendem Wasser gespiegelt, die Formen eines Kopfes und länglichen Angesichtes, feine, leicht abfallende Schultern, gleichmäßig gebogene Arme mit den ineinandergelegten Händen und wie durch graue Schleier sah ich kristallhelle Augen mich anstrahlen.

Das Herz brach mir fast vor Glück und unerträglich wachsendem Verlangen, die Hände aufhebend sank ich vor ihr nieder und, wo der Schatten ihrer Füße im Grase stand, küßte ich. Dann blickte ich auf den Kristallglanz ihrer Augen, hob die Hände flehentlich höher empor und stammelte:

„Liebste! Hilf mir! Zeige dich mir! Tritt heraus zu mir! Laß mich deine Stimme hören! Laß mich dein Herz und deinen Willen erkennen.“

Sie rührte sich nicht, der kalte Glanz ihrer Augen verwandte sich nicht von mir, es ward mir, als durchbohrten mich zwei scharfe Strahle eisiger Luft, ich fror, ich fror und schrie gequält auf:

„Was willst du? — Was soll ich!“ —

Mein Schrei klang mir grauenhaft wie ein Verbrechen, ihre Augen flammten weiß auf und erloschen, und ich erblickte nichts mehr von ihr. In Frost und Verzweiflung schlotternd blieb ich auf meinen Knien und wartete, ob sie nicht wiederkäme.

Unendliche Zeit verging mir.

Dann gewahrte ich, daß wieder ein Regen der Feuerblüten herniedersank und auch ihren Platz bestreute.

Da erhob ich mich mühsam und stöhnend, verließ hoffnungslos die Bank und sputete mich, mit meinen schwachen wankenden Schritten, in die Sonne zu kommen. Wärme, Gluthitze war das einzige, was ich noch wollen konnte. Nahe beim Rauschen des Wassers legte ich mich in praller Sonne auf eine Bank, und wie ich da gleichsam das eisige Gerüst in mir langsam schmelzen fühlte, wie der kalte Schweiß auf meiner Haut trocknete und die Frostschauer in Wärme verebbten, da atmete ich auf mit unendlichen Atemzügen der Wonne,

die mich zersprengen wollten; da jubelte ich in mich hinein, als wäre ich knapp dem Tode entronnen und mit dem letzten Sprung meiner Kraft am Tore der Verheißung niedergesunken. Geduld, es wird sich auftun, das Tor! Dieses Vertrauen durchwogte mich wie das neugeweckte Blut.

Wo kam sie her? Wo ist sie nun? Hab ich sie vertrieben?

War das unbegreiflich stolze Glück, das keiner jemals genossenen Wonne glich, nicht genug!? daß ich mehr verlangen und drängen mußte! Gab sie mir nicht schon mehr, als ich vor einer Stunde für möglich hielt! — War es Schwäche, daß ich ihre Augen wie Eispfeile mich durchdringen fühlte? Mußte ich sie nicht durch jenen Aufschrei des schwachen Tieres in mir schrecken und verjagen! — Welch ein klägliches Geschöpf bin ich! Hab ich nicht stets an den Weibern ein Ungenüge gehabt, waren sie mir nicht immer zu erdschwer, Mütter vom ersten Schritt an!? Und nun, wo sich mir eine aus wer weiß wie fernem Leibe entgegenstiehlt, durchschauerndes Gefühl, unirdisch starkes Licht, da bebe ich in Angst wie ein Kind vor dem Bösen Mann! Versehrt hab ich sie, zurückgeschreckt mit meinem Schrei nach Fleisch und Blut!

Aber sie wird wiederkommen! Aus der Weite hat es sie hergetrieben, hab ich sie hergezogen zu mir; denn nur in mir auf der Erde findet sie ihr Teil wie ich nur in ihr, und wenn wir uns verfehlen, so büßen wir es allezeit. Sie wird wiederkommen. Ich werde Geduld lernen, ich werde meine Kraft läutern von aller plumpen Schmerzhaftigkeit, ich werde ihrer Kraft standhalten und ähnlich werden!

An diesem Tage nun erwartete ich sie nicht mehr, und verwaist war mir der Garten, aber verlassen konnte ich ihn nicht. Stundenlang lag ich da, saß ich dort, ging ich auf den leeren Wegen hin und her, und erst als der Besucher mehr wurden, so daß ich ihnen nicht mehr ausweichen konnte, am späten Nachmittag wandte ich mich nach Hause.

Bald fingen die Schüler an, aus den Ferien zurückkehrend im Internat einzuziehen: ich mußte Rede stehen, Anordnungen treffen, mich mit der Haushälterin und mit dem Direktor besprechen. Mein Herz und Geist war aber so voll und entrückt, daß ich alles mit der größten Freundlichkeit und Nachgiebigkeit tat, wie man während der Arbeit mit der freien Hand seinen Hund streichelt und kraut.

So vergingen mir die Abendstunden.

Die Nacht aber verbrachte ich mit wenig Schlaf und vielem Nachsinnen und wachem Träumen. Da wurde mir offenbar, daß ich ja erst anfinge, ein Lehrling der Liebe zu sein. Und die erste Lehre zeigte mir, daß ein schwaches, wahnerfülltes, selbstsüchtiges Herz von der Liebe Schmerz und Marter erdulden müsse. Denn die Liebe ist nicht weich, mitleidig, verzeihend, hingebend, nicht ein Feuerlein für den Herd; sie ist stolz, bezwingend, unerbittlich wie die Schönheit, wie Gott selbst, der jene gewiß nicht liebt, denen er mild und gnädig ist, und der sich noch nie

seiner Lieblinge erbarmt hat. In solchen Gedanken badete ich mich wie im eisigen Morgentau der Berge für den kommenden Tag.

Als mein Frühdienst vorüber war, eilte ich durch schon sengende Glut in den Park, in den Bambusgang, unter die Erythrine, wo ich mich niederließ.

Lange wartete ich und sah und fühlte nichts von ihr und war doch ihres Kommens gewiß. Der Bambus zitterte kaum in der blauen Glut des Himmels. Die dunklen Bäume und Büsche hielten still, als dürften sie den Silberlichterschwarm, der sich auf ihnen zur Ruhe niedergelassen, nicht aufscheuchen. Unveränderlich, nur in sich selber fließend, stand die Schaumsäule des fernen Springbrunnens blendend in der Luft, verloren tönte sein Rauschen. Selten nur, wie von einem müden Fächerschlag geschoben, drängte sich träge eine heiße Duftwelle heran und um mich zusammen, süß und lösend.

Ich sah hinaus nach dem Springbrunnen, da saß sie auf dem Marmorrande des Weihers.

Bebend stand ich auf und gehaltenen Schrittes ging ich hin. Sie war verschwunden. Ich setzte mich ihrem Platze gegenüber auf eine schattige Bank. Bald kam sie mit Blumen in der Hand zurück und setzte sich, ohne mich anzuschauen, wieder auf den Marmor. Sie war schattenhaft zart. Ein schmales Gesicht mit strengem Profil, von nußbraunem Haar umgeben; die Augen konnte ich nicht sehen. Ihr Gewand war von spinnwebfarbenem Flor, den Gürtel hielt eine einfache Schnalle von weichem, getrübtem Zinnoberrot. Gesicht und Hände waren blutlos blaß, die Gestalt groß, schlank und fein. So saß sie da; leicht und doch farbig und warm hob sie sich von der stiebenden Schaumfahne des Springbrunnens ab. Sie rührte sich nicht. Ich verwandte kein Auge von ihr. Einmal schwirrte etwas vor ihr durch die Luft, und ich sah, wie sich ein Kolibri auf die Asusennablüten in ihrer Hand setzte. Und hin- und herblitzend flog das flimmernde Vöglein mehrmals zu ihren Blumen zurück, so still war sie.

Diese Regungslosigkeit füllte mich mit Trauer über meine Torheit des vergangenen Tages und bedrückte mich. Ich trat behutsam hinüber und blieb vor ihr stehen, ob sie nicht den Blick heben würde; aber sie gab kein Zeichen. Da zwang es mich nieder auf die Knie, und meine Augen drängten zu den ihrigen. Ihr durchsichtiges Gesicht, ihre fast geschlossenen Augen rührten sich nicht. Ohne einen Laut erhob ich mich wieder und kehrte auf meine Bank zurück. Nun stand sie auf, schritt langsam an dem glühendweißen Marmorring des Weihers hin und verschwand jenseits im Gebüsch, ohne daß ich zu folgen wagte.

Ich blieb auf meinem Platze und rief mir wieder und wieder vor Augen, wie sie dasaß am Rande des Wassers, sich nicht zwingen ließ, die Augen auf mich zu richten, und mir doch soviel Glück gab. Hätte ich mehr zu ertragen vermocht? — wie sie, still und schön die Falten ihres weichfließenden Gewandes regend, langsam den Springbrunnen umschritt, wie ein Wunderwesen der Sage,

und auch meinen letzten Blick mit dem unversieglichen Troste der Schönheit beschenkte.

Erst als am späteren Nachmittage die Stunde meiner Tätigkeit im Internat herankam, entriß ich mich und ging.

Ich tat gewohnheitsmäßig meinen Dienst.

Sobald er am andern Vormittag um war, befand ich mich auf dem Wege nach dem Stadtpark.

Plötzlich wurde ich durch Nennung meines Namens aufgeschreckt. Ich schaute auf und sah Mariandel am Fenster stehen, starrte sie an und besann mich und fühlte die dörrende Glut des Tages.

„Willst du wieder vorbeilaufen?" fragte das Mädchen überrascht.

„Ich war in Gedanken," erwiderte ich.

„Und gestern warst du so in Gedanken, daß du mich nicht einmal nachrufen hörtest! — Wie siehst du aus!" rief sie plötzlich besorgt auf.

„Ich wüßte nicht. Wie denn?"

„Übernächtig! Schrecklich! Hast du durchgekneipt?

„Durchgekneipt!" murmelte ich lächelnd und sah schon wieder in Gedanken vor mich hin.

„Aber was ist dir denn? Erwin!"

„Ich schlafe schlecht."

„Schreibst du wieder Verse die Nacht durch?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Und wie kommst du daher! Siehst nichts und hörst nichts!"

Ich wurde ungeduldig und sagte:

„Ich bin in Gedanken, verzeih!" und ging hastig weiter und hörte nicht mehr auf das, was sie mir nachrief.

Ich trat durch das Parktor und blieb stehen. Mein Auge sammelte grüßend all das Wohlbekannte, die sandflimmernden Wege, das silbrigschimmernde Gras, die dunklen Gebüsche, die zerfetzten Schirme der Palmen, den endlos schäumenden Ausbruch des Wassers, den federweichen Wald des Bambus, die blühenden Riesenbäume, ich atmete die reindurchglühte, duftschwere, schmeichelnde Luft, und plötzlich fühlte ich mein Herz befreit und froh und sicher, als käme ich in die Heimat.

Ich ging mitten durch den Garten, am Weiher vorbei, zur Bambusallee. Da schritt Mara aus der Helle des andern Endes mir langsam durch das grüne Gewölb entgegen. Solange sie ferne war, blickte sie mich an. Ich sah nur den durchdringend mächtigen Glanz ihrer Augen und sonst nichts; fast unerträglich wie zwei Sterne blitzten sie aus dem Schatten des großen Strohhutes hervor. Näherkommend schlug sie den Blick nieder, und nun durchrann mich der anmutvolle Fluß ihrer leichtschreitenden hohen Gestalt mit solcher Wonne, — ich hätte mich mögen zu Boden werfen, daß sie über mich wegginge. Aber ich hielt mich.

Ich sprach „Grüßgott" und trat neben sie. Ohne weiteres Wort wandelten wir miteinander dahin.

Meinen Schritt nach dem ihrigen bemessen, mit der Hand die weichen Falten ihres Gewandes streifen zu können, das steile Profil ihres weißen Gesichtes, den Schatten ihrer dunklen Wimpern, die blasse Röte ihrer Lippen betrachten zu dürfen, — dieses Glück war so groß, daß mich ein Verlangen, zu sprechen, lange nicht beschlich.

Endlich fragte ich, und mein Herz klopfte bange:

„Wer bist du? — Heißest du Mara? — Wo kommst du her? — Sprich zu mir! Rate mir!"

Nun hob sie abwehrend ein wenig die Hand, wir gingen wieder stumm dahin und ich vermochte mich dem Banne ihres Willens nicht mehr zu entziehen. Konnte mir denn auch Besseres geschehen als ihre Gegenwart?! Kann die eine Liebesbezeugung beglückender sein als die andere? Sie kann eine andere sein, aber nicht inniger gemeint.

Auf einmal kam sie mir etwas voraus. Ich wollte sie einholen, zwang es aber nicht, und die Entfernung zwischen uns wuchs noch. Mara durchkreuzte den Garten, ich blieb mehr und mehr zurück, so sehr ich mich abmühte; sie schritt immer ferner vor mir, verschwand im Gebüsch, tauchte wieder auf, verschwand wieder, kam nicht mehr.

O hätte ich ihr wenigstens Lebwohl sagen, nur ihr Gewand noch einmal berühren, von ferne noch einmal in die rätselhaften Augen sehen dürfen!

Ich suchte sie im ganzen riesigen Park. Ich saß lange auf dem Marmorrand des Weihers, wo sie gestern geweilt hatte, lange Zeit unter der Erythrine, ich ging im grünen Lichte der Bambushalle und träumte; träumte von der Lösung dieses Rätsels.

Ich versäumte einen Unterricht, mit dem ich an diesem Nachmittag wiederbeginnen sollte, und kehrte erst zur gewöhnlichen Stunde in das Internat zurück.

Auch in dieser Nacht brachte ich es zu keinem rechten Schlafe, meine Gedanken umkreisten unaufhörlich, im Wachen wie im Halbschlafe, das Geheimnis dieser Tage, versuchten seine Blendung zu überwinden und klar zu sehen. War meine Wonne an dieser Schönheit nicht eine Gefahr? Durfte ich meinen Schmerz über Maras Unnachgiebigkeit in dieser Wonne vergehen lassen? War der Schmerz nicht gut und recht? Jede Liebe ist eine Liebesprobe! und die gilt es zu bestehen. Was muß ich in mir bilden und bewähren, Maras Liebe oder meine Liebe? Wenn ich mich nach ihrem Liebeswillen schmiege und biege, wie kann ich dem meinigen getreu sein? Zweier Menschen Liebe soll sein wie zwei Lindenbäume, die frei nebeneinander aufwachsen und doch nur eine einzige, ununterscheidbare Kronenkuppel bilden; lehnt aber der eine Stamm sich an den andern, so reiben sie sich im Sturme wund und verkrüppeln. Zweier Menschen Liebe sei wie ein Schwert mit zwei Schärfen; keine Schärfe darf stumpf werden

der andern zuliebe, sonst können sie nicht eine Spitze bilden. Zweier Liebe sei die klare Einheit des Mannes und des Weibes von reinster Wesenheit, so daß der Mann nichts Weibisches, das Weib nichts Männisches in sich einlasse; sonst werden sie ein Wirrwarr, keine Einheit!

Der morgende Tag gehöre meinem Willen! sagte ich mir, und ein Traum, der einzige haftende von den stiebenden Halbträumen der Nacht, festigte mein Vorhaben, obschon er im Flusse meiner gedachten Gedanken floß und nichts Überraschendes brachte.

Ich sah Mara durch eine Schneenacht meiner Heimatberge wandern. Es schienen weder Mond noch Sterne, der Schnee leuchtete nur schwach im Gegensatz des schwarzen Waldrandes; doch Maras Gestalt war hell und farbig, wie sie mir in der tropischen Sonne erschienen war. In roten Schuhen schritt sie das verschneite Flußtal herab, trat an die dunklen Häuser und schaute zum Fenster hinein: alsbald leuchteten alle Fenster des Hauses wie von hellem Lichtscheine auf und erloschen wieder, sowie das Mädchen sich weiterwandte. Unermüdlich tat sie so an jedem Hause, das nach dem Flusse sah, in jeder Ortschaft, einen weiten Weg lang. Endlich kam sie in meine Heimatstadt und an das rote Steinhaus, darin meine Mutter in Kindesnöten lag. Mara reckte sich wachsend und blickte in das Fenster, es wurde hell im Hause und immer heller, Flammen zuckten darin auf, schlugen zu allen Fenstern heraus und über dem hohen Dach zusammen. Wie eine gewaltige Feuerblume stand das Haus in der Nacht, der Flammenschein floß über den Schnee des Gartens und über das Eis des Flusses hinüber und bestrahlte die beschneiten Häuser der jenseitigen Stadt. Von allen Türmen schlugen die Uhren nacheinander die erste Stunde; als die letzte Glocke schwieg, erlosch plötzlich die Glut des Hauses, und ich erblickte wieder Mara, die meinen Augen entschwunden war. Sie trat auf den Weg, stellte ein nacktes Knäblein neben sich in den Schnee und schritt des Weges zurück. Es hielt sich an einer Falte ihres grauen Gewandes und fußelte mit seinen armen Beinchen hurtig neben ihr her, sein schwerer Kopf schwankte nach allen Seiten, seine Augen waren fest zu und fort und fort stieß es ein klägliches Quäken aus. Auch Mara hatte die Augen geschlossen, eine stille Freude leuchtete aus ihrem Antlitz, ihr Gefühl schien weit weg zu sein von dem armen Tierlein, das an ihrer Seite in den verschneiten Wald hinaufstapfte. Mit einem Grauen war ich aufgewacht, und nach langem Grübeln zu den Gedanken des vorigen Abends zurückgekehrt: ja, dieser Tag sollte meinem Willen gehören!

Und so ging ich am Morgen zur gewohnten Stunde nicht in den Garten, sondern in die Stadt. Ich stand zeitunglesend auf Plätzen und Kreuzwegen und lauerte. Ich trieb mich beklommen durch die Straßen, wie hin- und hergerissen in einem glühenden Strome, ich verweilte im Café und in der Buchhandlung. Ich war aber so befangenen Geistes, daß der Kellner oder Händler,

der mir das Verlangte brachte, mich jeweils aufschreckte wie aus einem Schlafe. Mein Auge sah Mara im Garten wandeln, am Brunnen rasten, neben mir auf der Bank unter der Erythrine sitzen, durchsichtig wie ein Gebilde aus Wasser, in einem Regen von Feuertropfen, und mein Herz war erfüllt von Sehnsucht, der es nicht erliegen durfte.

Um Mittag, als ich unachtend der schattenlosen Glut auf eine Brücke zuschlenderte, die das tiefe Flußtal überspannte, da inmitten des Fahrdammes, umflossen von zitternder Luft, schritt Mara einher. Der Wunsch meiner Klugheit, ihr auszuweichen, kam nicht auf gegen die übermächtige Freude. Ich ging auf sie zu. Wie schön bewegte sie sich in den nachgiebigen Falten des bräunlichgrauen Gewandes, unter dessen Saum die Spitze des roten Schuhs hervortauchte und verschwand: wie eine Blume von weichster Röte prangte die Gürtelschnalle unter ihrer Brust. Voll Glück des Wiedersehens schienen mir ihre Augen unter dem Schatten des Hutes hervorzustrahlen. Mein Wille verging, wie eine Scham vergeht. Ihren Namen zum Gruße flüsternd, kehrte ich bei ihr um und ging an ihrer Seite meinen Weg zurück. Sie schaute geradeaus, ein kindliches Lächeln erweichte ihren bisher so ernsten Mund und ihre Lippen blühten rot in dem weißen Gesichte. Ich schritt neben ihr hin und fand mich nicht wieder. Warum reiß ich sie nicht an mich! Warum küß ich mich nicht tot an ihrem Munde!

Ja, warum hab ich das nicht getan!

Als ich einmal inne ward, daß sie die belebten Straßen mied, da kam mir ein flüchtiges Besinnen, ein zorniger Schmerz meiner Schwäche, und ich lenkte in die Hauptstraße ein. Sie blieb an meiner Seite. Wenn du nicht ihren Willen tust, dann tut sie den deinigen. Weil du nicht zu ihr gingst, kam sie zu dir! Und wie ich mir vorgenommen hatte, so wollte ich jetzt versuchen, sie meinem Willen zu unterwerfen. Aber ich konnte mich in meiner zwiespältigen Erregung keines Planes entsinnen; es fiel mir nichts ein, als willkürlich hin- und herzugehen, umzukehren und stehen zu bleiben. Und eben an dieser Unfähigkeit erkannte ich, wie sehr ich in ihrem Banne war.

Ich fing an zu sprechen:

„Mara! wenn du mich prüfen willst, — gib mir eine Probe auf, die ich begreifen, um die ich mich bemühen kann! So ist es ein Spiel, das mich peinigt! — Du kennst ja mein Herz! sein Mantel ist der Stolz, aber unter dem Mantel lauert die Schwermut, manchmal richtet sie sich auf, reißt ihn herab und tritt den gesteiften Purpur in den Staub und —“ still legte Mara ihre linke Hand, die kühl war wie die Falten ihres Gewandes, auf meine Rechte, daß mein Wille in mich zurückschrak. Ich dachte: wie lächerlich, so zu sprechen! wie abgeschmackt! Wie kamst du dazu! Gut, daß sie dich unterbrach! Und sie weiß alles, sie weiß mehr von dir als du selbst! Beschämt, ohne einen Blick auf sie zu wagen, wanderte ich eine Strecke dahin.

Bald aber sträubte ich mich wieder gegen ihre Macht. Auf irgendeine Weise mußte ich sie zwingen.

An einer Straßenecke blieb ich plötzlich einen Schritt hinter ihr zurück, bog in die Seitengasse ein, schlug mich in einen Laden und beobachtete durch das Fenster, wie sie den Weg, den wir gekommen waren, suchend zurückging. Nun lief ich das Sträßlein weiter und durch eine Quergasse in eine andere Straße, hastig, aufgeregt, fast von Sinnen.

Auf einmal sah ich ein paar Schritte vor mir Mariandel erstaunt stehen bleiben und auf mich warten. Ihre schönen, blauen Augen füllten sich mit Tränen, sie streckte mir die Hand entgegen und rief anklagend und mitleidig zugleich: „Erwin —!"

Ich berührte flüchtig ihre Hand, flüsterte, ich habe Eile, und floh an ihr vorbei, in eine andere Straße. Mara, dachte ich, wird ja schon wissen, wo ich bin; aber bis sie hier ist, bin ich wieder anderswo. Und umherlugend sputete ich mich.

Da ging vor mir desselben Weges eine mittelgroße, schlanke Mädchengestalt, deren ungeahnter Anblick mir den Atem nahm und die Kniee schwächte. In einem dunkelgrünen Tuchkleid, wie ich sie zuletzt in Deutschland gesehen, schritt sie scheinbar versonnen vor sich hin. Wie manches Mal hatte ich diesen kinderhaft schlanken, braunen Hals, diesen Knoten dunklen Haares vor mir gesehen, wie oft diesen Hut an ihrem Arm, wie jetzt, oder in der schlanken braunen Hand! Mich verlangte, ihr vertrautes Gesicht zu sehen, doch scheute ich ihren Blick. Ich kreuzte die Straße, überholte die langsam Wandelnde, und schritt dann auch langsam ihr entgegen. „Wie fern erscheint mir das!" dachte ich, „in Gottes Namen, ich kann ihr nicht ausweichen!" Leise gesenkten Hauptes, wie verträumt, kam sie daher. Das dunkle Haar war wie einst tief in die Schläfen gestrichen, der zierlich geschwungene Mund hatte denselben Ausdruck stillen Leides. Weh, wie vertraut war mir jede Linie und Form dieses gütigen Antlitzes, die weichen Wangen, die großen Augen, die mich zum Glück nicht anschauten, — und wie ferne lag das! Ich konnte mich nicht vorbeistehlen; wie gering auch meine Kraft war, ich blieb stehen. Da erhob sie die ernst beseelten dunklen Augen und streifte mich mit einem fremden Blick, sie erkannte mich nicht und schritt ungestört dahin. Ich stöhnte auf und schaute ihr nach, schüttelte in Übermächtiges ergeben den Kopf und taumelte meines Weges weiter.

Ich dachte aber nicht nach über diese unbegreifliche Begegnung; alsbald war sie wie die mit Mariandel aus meinem Bewußtsein weggewischt, und ich fragte mich nach Mara. Wo war sie, wo suchte sie mich? Was wird sie tun? Kreuz und quer lief ich und indem ich ihr zu entgehen suchte, hoffte ich sie zu finden.

Endlich fühlte ich mich müde, verlangte nach einem Ruheplätzchen, wo ich in der Stille von ihr träumen und nach der kläglichen Wirrheit dieses Zusammenseins sie und mich selbst zu verstehen suchen könnte. Ich wandte mich wieder

zur Hauptstraße; da wußte ich in einem großen Erfrischungshaus einen stillen Palmensaal mit Marmorwänden und Brunnen.

Als ich vor dem Hause ankam, kauerte eine grauverhüllte Gestalt auf den Stufen. Erschüttert blieb ich stehen. Den Hut auf den Rücken geschoben, saß sie nach vorn zusammengekrümmt da. Den Kopf, vom grauen Gewande bedeckt, lehnte sie gegen den aufgestützten rechten Arm, dessen Hand sich über den Nacken bog und unbegreiflich weiß und fein aus dem trüben Faltengewirr herausschimmerte; die linke Hand aber streckte sie unter dem rechten Arme hindurch, heischend mir entgegen. Es war, als sei eine Bettlerin erschöpft hier zusammengebrochen und vergesse auch im Schlaf ihre Not nicht. Ich stand und dachte: nimm sie auf die Arme! trage sie fort! Aber das wollte ihre Hand nicht.

„Mein Herz soll ich dir hineinlegen?" flüsterte ich ihr zu. „In dein Herz kann ich mein Herz legen, in deine Hand nicht!" Ich riß mich vorbei, in den Palmensaal und setzte mich in die dunkelste Ecke.

Mara kam mir nicht nach.

Ich bestellte mir einen Sorbet. Aber wie mich das ruhelose Umhertreiben in der Mittagsglut nicht erhitzt hatte, so fröstelte mich jetzt die Kühle der Marmorwände an und der Sorbet durchschauerte mich so eisig, daß ich ihn kaum berührte. Doch wagte ich nicht wieder zu gehen. Noch einmal konnte ich nicht an der Gestalt auf der Treppe vorbei. Ich saß gequält und sah wider meinen Willen in das Springbrünnlein, dessen ewiges Kugelspiel und Plätschern mich peinigte. So war ich gefangen. Wäre sie hereingetreten, zu ihren Füßen würde es mich hingeworfen haben! und das war auch mein einziges Verlangen.

Wogegen wehrte ich mich denn? Wehrt man sich gegen die Liebe? Ist das nicht Wahnsinn?!

Als meine Zeit um war, zwang ich mich empor und trat tiefbeschämt und bang hinaus. Sie war nicht mehr da. Ich staunte den Fleck an, wo sie gesessen, dann eilte ich trostlos nach Hause.

Der Abend verging und meine Arbeit mit ihm. Die Knaben gingen zu Bett, Donna Leocadia verschwand in ihrem Gehäuse, ihr Riegel schnappte vor, wie ein Flintenschloß schnappt, ich lächelte nicht einmal. Aus dem Schlafsaal klangen noch Stimmen herüber; ich wies sie nicht zur Ruhe.

Ich war so wach, wie am Morgen kaum; wozu sollte ich mich legen! Nachdem ich das Licht ausgedreht, setzte ich mich im großen Arbeitszimmer, dessen Fenster und Türe nach dem Hofe noch offen standen, in der Ecke auf ein Kinderbänkchen und überließ mich meinen Gedanken.

Wo war ich? Saß ich hier und sah den ersten Streifen Mondlichts über den Fußboden fließen? Wandelte ich im Park? Schlenderte ich in der Stadt umher? Schlug mein Herz in mir, so leise? Schlug es nicht irgendwo her weit aus der Ferne, die hinter mir lag? War nicht in meiner Brust eine

schmachtende Leere, eine schmerzhaft bange? O — ich hatte gewähnt, Mara strecke die Hand nach meinem Herzen aus, und ich müßte es wahren: lag es denn nicht in ihrer hohlen Hand, wesenlos, ein Schatten, ein Stäubchen!? Der Wind mag es weggeblasen und verweht haben —

Und wo ist sie? Wo muß ich sie jetzt suchen, da ich nicht von ihr träumen kann?

Das Mondlicht kam breit durch die Fenster und schob die Schatten des Tisches und der Stühle langsam und lautlos durch das Zimmer. Mäuslein huschten aus den Ritzen und nach Krumen suchend im Licht und Schatten unter dem Tisch herum, manchmal schimmerten ihre Pelze wie weiche Seide und ihre Äuglein blitzten wie schwarze Diamanten. Sie schossen durcheinander, sie pfiffen, stellten sich auf die Hinterbeine, ließen sichs wohl sein. Plötzlich stoben sie auseinander und waren verschwunden. Vom Hofe herein durch die Tür eilte mit aufklopfenden Krallen eine große Ratte, den Schwanz wie etwas Lebloses hinterdreinschleifend. Sie fuhr hin und her, ihre gierigen Augen glänzten wie schwarze Glasperlen, schließlich überschritt sie die Türschwelle zum Durchgang und blieb hart daran so sitzen, daß sie nicht mehr zu sehen war; nur der nackte Schwanz lag wie eine verlorene Schnur über der Schwelle. Ich rührte mich nicht, sah weg und vergaß sie.

Ich starrte in das Mondlicht am Boden und dachte immer dasselbe. So ratlos war ich nie, so sehnsuchtgequält war ich nie, so unselig war ich nie.

Als ich wieder aufschaute, stand Mara unter der Tür und hielt den Glanz ihrer Augen auf mich gerichtet. Mir war, als sänke alles menschliche Ungenügen von mir. Ich fühlte weiter kein Verlangen, so erlösend war ihre Erscheinung. Wäre sie die Nacht durch dort stehen geblieben, ich würde in ihrem Anblick stille gehalten haben.

Bald glitt sie weiter, hielt in der mir entgegengesetzten Ecke und schaute mich seltsam gesenkten Hauptes an. Ich verstand sie nicht und blieb still. Sie kam an der Wand durch die ganze Länge des Zimmers her; nur der Saum ihres Gewandes und die roten Schuhspitzen leuchteten im Mondlicht. Nun hielt sie vor mir und sah auf mich nieder. Mein Blick vermied den ihrigen; denn mein Wille zitterte schwer wie ein Regentropfen, der von der Spitze eines Blattes absinken will. O sprich ein Wort! dachte ich inbrünstig; gib mir ein Zeichen, hilf mir! Sie blieb stumm. Da faßte ich mich und schaute auf zu ihr und bestand ihren Blick und gab nicht nach. Endlich wandte sie das Auge schmerzlich ab, schüttelte das Haupt, kehrte langsam um und ging an den Fenstern vorbei, bald vom blauen Licht umschimmert, bald aus dem Schatten leuchtend, hinaus.

Ich saß geraume Weile entsetzt da, blickte leer in die Luft und dachte: das ist das Ende! — das Ende!

Dann fühlte ich plötzlich mein Herz so hart und schmerzhaft klopfen, wie wenn eine Faust sich an einem Tore verzweifelt blutig schlägt: ich sprang auf und

ihr nach. Sie zog schon weit vorne schattengleich durch die Straße. In gemessener Entfernung gedachte ich ihr nachzugehen; denn sofort kam mir wieder der Wille, ihr Rätsel zu lösen.

Sie durchschritt scheinbar ziellos verschiedene Straßen, die von den nächtlichen Kehrichtfeuern qualmten, dann lenkte sie zur Stadt hinaus in der Richtung zum Park. Ich dachte: sie weiß, daß du ihr folgst, und will sich nicht verraten. Und das freute mich wie eine neue Gemeinschaft.

Ich fand das Parktor, durch das sie schon eingetreten war, nur angelehnt. Ich konnte sie nicht erblicken in der silbernen Dämmerung des schattenreichen Gartens. Hastig lief ich über Rasen und Beete auf den Springbrunnen zu, der mit gewaltigem Brausen die stille Luft erfüllte und schwer wie Silber in den schwarzen Weiher niederprasselte.

Sie war nicht hier.

Von einer Beklemmung gejagt, umeilte ich den Weiher und suchte an der Erythrine. Hier scheuchte mein Schritt sie auf, sie floh nach der Bambusallee, wie ein grauer Falter, und durch die Nacht des Gewölbes immer voran. Ich konnte sie nicht einholen, und als wir wieder am hellen Mondlicht waren, da sank ich von rasender Angst entkräftet zusammen und schrie voll Verzweiflung:

„Mara!"

Da hielt sie inne wandte sich um und die hohl zusammengeschobenen Hände vor die Brust haltend, als trüge sie etwas, schritt sie zögernd näher. Ihre Augen leuchteten in weichem Perlenglanze und regten sich ängstlich. Als sie vor mir stand, fühlte ich mir süß die Kraft wiederkommen, ich küßte Maras Schatten im Grase und stand stöhnend auf. Da sah ich es in ihren Händen purpurn glühen wie Wein und wußte sofort, daß es mein Herz sei. Ich griff danach. Sie wich zurück und entglitt mir.

„Gib!" schrie ich in entsetzlicher Not, „gib!"

Aber sie floh. Da riß ich mein Messer aus der Scheide und warf es nach ihr, mit letzter Kraft; es flirrte silbern durch das Mondlicht und fuhr ihr in den Rücken. Während ich sie sinken sah, stürzte ich zusammen; die Sinne vergingen mir.

In einem fremden Zimmer kam ich wieder zu mir. Früh morgens den Park abgehend hatte der Obergärtner mein Dolchmesser, das im Boden stack, und weiterhin mich gefunden und, da ich nicht aufzuwecken war, ins Haus und zu Bette bringen lassen. Zwei Tage und Nächte war ich in schwerem Schlafe gelegen, nun mußte man mich gewaltsam vom Aufstehen zurückhalten und mich zwingen, etwas zu mir zu nehmen und mich pflegen zu lassen. Mit den gesteiften Armen mich stützend, saß ich hochaufgerichtet im Bett und schaute mit großen, unruhigen Augen in die Parkbäume hinaus, bis ich erschöpft wieder zusammensank und einschlief.

***

Tuberkulose/ von Robert Hessen



Den Westeuropäern wird es allmählich bange vor ihrer eigenen Kultur. Sie sehen ein, daß sie mit den höchsten Anstrengungen und Opfern doch nur einen Zustand erreichen, der durchaus unbehaglich ist und garnicht beabsichtigt worden war. Das Kennzeichen wahren Glückes, das Freisein von Übeln, fehlt, und gerade die Komponenten persönlichen Wohlgefühles werden vermißt.

Nun ruft man die verschiedensten Schutzheiligen an. Bald soll Jesus helfen, bald Nietzsche, bald der Sport. Jesus hat bekanntlich davor gewarnt, die eigne Seele zu verkaufen, jenes neue persönliche Lebensprinzip, das er entdeckt zu haben glaubte. Mehr noch als seine Zeitgenossen würde er heute die modernen Menschen aufzurütteln suchen, die, indem sie die Welt gewinnen wollten, sich selbst verlieren, die sich in ihrem Heißhunger nach Genuß, Besitz, Ruhm und Macht in die Herrschaft unmenschlicher Gewalten begeben haben, wo sie nun verschmachten. Unser Kulturleben bringt ihnen nicht Erfüllung, sondern Aufreibung; anstatt Herren sind sie Sklaven ihrer Fortschritte und Arbeitsmethoden geworden. Nietzsche wieder mit seiner „vitalen Rückversicherung" hat den Leib einen viel erstaunlicheren Gedanken als den Geist genannt, hat keine Prärogativen des Geistes vor dem Körper dulden, sondern den Körper mit seinen Winken für Lust und Unlust als „leitendes Komitee" wieder einsetzen wollen, hat dem schrankenlosen Erkenntnisdrang als Glücksprinzip wie dem offenen Rachen des Moloch mißtraut, kurz jene organische Gesundheit gepredigt, die wir in der Tat so gründlich zu vernachlässigen begonnen hatten. Der Sport, der das alles gutmachen und regulieren sollte, ist freilich bisher nur in den bescheidensten, von der Schule eifersüchtig beengten Grenzen und nur innerhalb der besitzenden Klassen in Deutschland gepflegt worden. Da merkt man plötzlich, daß auch unser Sportlehrer John Bull, weit entfernt, als ein unerschüttert selbstverläßlicher Lebenskünstler zu glänzen, ganz im Gegenteil trotz allem Sport mit hysterischen Anfällen behaftet ist.

So liegt auch hier kein Allheilmittel vor. Es wird nichts übrigbleiben, als die Veränderungen an der breiten Basis zu suchen, auf der das moderne Dasein sich abspielt. Was ist es, was die der Kultur verfallenen Rassen langsam doch sicher somatisch minderwertig macht? Wo stecken die wahren Feinde der Menschheit?

Nur der bessern Übersicht wegen und um uns nicht in Allgemeinheiten zu verlieren, wollen wir einige dieser Todfeinde hier mit Namen nennen und von ihnen ausgehend jedesmal den Teil des menschlichen Elends betrachten, den sie verursachen, obwohl sie daran gehindert werden könnten.

Der populärste Name auf dem ganzen Gebiet lautet heute: Tuberkulose. Ich habe, um leichter verstanden zu werden, diesen Ausdruck beibehalten,

obwohl ich seine Prinzipien bestreite. Der von Koch entdeckte Bazillus ist ein sehr interessanter Schädling; allein ursächlich für die Lungen- und Kehlkopfschwindsucht sind hygienische Übelstände, die bei solchen Menschen, die sich ihnen auszuliefern gezwungen wurden, eine körperliche Widerstandslosigkeit und Angreifbarkeit herstellen, die erfahrungsgemäß zur Schwindsucht hinführen. Sie sind das Primäre; der Bazillus folgt ihnen und ist, auch bei hoher eigner Virulenz, fast immer ohnmächtig, wo sie fehlen. Der gute Name Schwindsucht aber, der in den akademischen Hörsälen heute verpönt wird, sollte, schon weil er uns mit der Phthisis des Altertums in Zusammenhang läßt, desto zäher vom gebildeten Laien wie vom Volk festgehalten werden. Denn solange der Bazillus als der eigentliche Feind unter Anklage steht, kann sich die abgelenkte Aufmerksamkeit niemals mit der nötigen Kraft auf die wahren Ursachen richten.

Ehe wir uns diesen Vorbeugungen zuwenden, erst noch einige Aussagen über die quantitative Bedeutung der Schwindsucht. Sie wütet bekanntlich dort am heftigsten, wo Menschen zusammengedrängt unter widrigen Bedingungen, in verunreinigter Luft, bei Abschnürung von der Natur hausen, während die Erwachsenen womöglich auch noch in staubigen Arbeitsquartieren tagsüber ungesunden Beschäftigungen obliegen. Manchmal werden die Gefahren des Berufs durch die Zuträglichkeit der andern Faktoren einigermaßen ausgeglichen; manchmal sind die hygienisch geordneten Zustände in Großfabriken erfreulicher als die privaten Wohnungsverhältnisse; oft auch, z. B. in Steingutfabriken, ist die Schwindsucht unter der Arbeiterbevölkerung derartig eingerissen, daß die „offnen", im Husten mit Auswurf sich verstreuenden Tuberkulosen eine geradezu furchtbare Giftigkeit erlangen. Manche Ortskrankenkassen buchen die Hälfte aller Todesfälle auf Lungen- und Kehlkopfschwindsucht. Die mittleren Lebensjahre, von der Zeit der Reife an gerechnet, stellen die meisten Kandidaten. Nach Cornet befinden sich über 72 % der an Tuberkulose Sterbenden im erwerbsfähigen Alter. In einer anders basierten, vergleichenden Aufstellung berechnet er, daß von den Menschen, die im Alter von 20 bis 60 Jahren in Deutschland eingehn, unter 2,5 Gestorbenen immer ein Tuberkulöser ist. Dabei überwiegen die Lungen als Angriffsfeld um das einundzwanzigfache, sodaß im deutschen Jahresdurchschnitt von 1896 bis 1900 auf 81 148 an Lungentuberkulose Gestorbene nur 3868 Personen kamen, wo andre Organe tuberkulös und zur Todesursache geworden waren. Daß die Säuglinge frei von solchen Leiden seien, wurde durch eine Statistik von Dr. Nägeli, Assistenten von Prof. Ribbert in weiland Marburg, vor etwa zehn Jahren behauptet. Ribbert selbst hat diese Behauptung inzwischen widerrufen; Anzeichen von Tuberkulose lassen sich auch bei Kindern im ersten Lebensjahr, zwar selten, doch mit sichtlicher Tendenz des Aufsteigens nachweisen. Entsetzenerregend auf den ersten Blick, bei näherer Betrachtung jedoch eher beruhigend ist die Nachricht, daß unter den irgendworan Gestorbenen, die zur

Sektion kamen, jenseits des siebenunddreißigsten Lebensjahres keine Person frei von Anzeichen einer durchgemachten Tuberkulose gefunden wurde.

Hiervon ist soviel abzuziehen, daß es sich bei Leuten, die den pathologischen Anatomen in die Hände fallen, doch eben um Krankenhausmaterial handelt, dem ohne weiteres ein gesundheitliches Untermaß nachgesagt werden darf. Es ist sehr wohl denkbar, daß innerhalb einer kräftigen Ackerbau-, Gebirgs- oder Strand-bevölkerung viele Vierzigjährige verunglücken, an denen man vergebens nach irgendwelchen Tuberkuloseherden suchen würde. Doch selbst wenn wir jene Statistik gelten ließen, würde sie besagen, daß das Befallenwerden durch Tuberkelbazillen bei den allermeisten Menschen nichts ausmacht. Jeder von uns, der das siebenunddreißigste Lebensjahr überschritt, hätte dann auch irgendwann einmal eine mehr oder minder flüchtige Zeit geheimer Unlust durchgemacht, während welcher sein Blut mit jenen Schädlingen einen Kampf ausfocht und siegreich bestand. Zur Erinnerung an diesen Kampf bleiben nur an gewissen Körperstellen kleine Narben, verkäste Lymphdrüsen oder winzige Kreideherde zurück, die dem Anatomen und Mikroskopiker ihr Geheimnis unschwer enthüllen, aber dem Lebenden sich in keiner Weise lästig machen.

Cornet hält von dieser Statistik überhaupt nichts, weil er erstens allerkleinste Herde ganz von ihr ausgeschaltet wissen will, und zweitens leichtere Sachen auf den Unterschied zwischen giftigen und nicht giftigen Bazillen zurückführt. Nach dieser etwas gewaltsamen Trennung wären solche Leute, die die Infektion sieg-reich bestehn, nur durch harmlosere Tuberkelbazillen attackiert worden, alle dagegen, die ernsthaft krank wurden, durch die gefährlichere Sorte. Es wäre das von den Bazillen in der Tat sehr klug und rücksichtsvoll, wenn sie ihre zahnlosen Truppen an starken, widerstandsfähigen Menschen aufbrauchen, ihre aggressiven, reißenden Kameraden aber stets auf geschwächte, minderwertige Konstitutionen loslassen würden, wo bessere Geschäfte zu machen sind.

Beweisender bleibt es, daß auch auf den Phthisiker-Stationen großer Hospitäler vom Arzt- und Pflegepersonal doch meistens nur diejenigen erkranken, die inner-lich nicht fest genug waren. Bei denen, die trotz der unvermeidbaren Infektion nichts weiter als ein paar „atypische Reizerscheinungen" mit ganz unerheblichen Narbenbildungen davontragen, hat es sich wahrscheinlich weniger um nicht giftige Bazillen, als vielmehr um sehr kräftige Schutzstoffe des eignen Blutes und eine gesunde Konstitution gehandelt. Mit andern Worten: wäre der starkgiftige (virulente) Tuberkelbazillus in der Tat so gefährlich, wie man sagt, dann müßte er alle schwindsüchtig machen, die er angreift. Weil er das nicht tut und nicht tun kann, ist der Beweis erbracht, daß andre Momente wichtiger sind als er. Als wirklich gefährdet kann man nur diejenigen Angefallenen be-trachten, bei denen der Kampf sich deutlich in verminderter Kraft und Lust, in Fieber, Abmagerung usw. manifestiert. Erfahrungsgemäß vermag dieser Kampf

sich über Jahrzehnte hinzuziehen und oft noch spät mit einem leidlich gesicherten Frieden zu enden. Schnelle Opfer der Schwindsucht werden dagegen mit Vorliebe die armen Betrogenen, die vorher schon Opfer der Unhygiene gewesen waren, ja denen die Disposition zur Hektik geradezu angezüchtet wurde.

Hierauf also müßte sich vom sozialen Standpunkt aus unser Augenmerk richten: zu verhüten, daß jene Disposition entsteht. Wenn von den etwa 1,2 Millionen Todesfällen, die alljährlich in Deutschland gezählt werden, etwa ein Zehntel auf Schwindsucht und ein Achtel auf akute Lungenleiden entfallen, so imponieren diese Zahlen dem Laien freilich erst, wenn man hinzufügt, daß Diphtherie, Bräune, Scharlach, Masern und Typhus zusammen nur ein Siebenundzwanzigstel der Todesfälle betragen. Man darf allerdings nicht vergessen: diese Statistik basiert auf Erhebungen in vorwiegend städtischen Gemeinden von 15 000 Einwohnern und mehr. Anders ausgedrückt: etwa 120 000 im Jahr fallen an Schwindsucht, etwa 150 000 an akuten Erkrankungen der Atmungsorgane, und nur etwa 45 000 an den vorhin genannten „Infektionskrankheiten". Berechnet man die Durchschnittsdauer einer tödlich endenden Schwindsucht auf zehn Jahre, so ergibt sich innerhalb der deutschen Nation an phthisisch sich Herumschleppenden ein Bestand von rund 1¼ Millionen. Dazu kommen mindestens 2½ Millionen Disponierter, die entweder an akuten Entzündungen eingehn, bevor sie schwindsüchtig werden konnten, oder bei denen statt einer Schwindsucht vielmehr Neurasthenie, Magenschwäche, Bleichsucht auftreten, — alles zusammen ein so starker Bruchteil der Lebendigen, daß er unserm Volk in vielen Bezirken ein unfrohes Aussehen zu geben vermag. In früheren Jahrhunderten waren die deutschen Brustkörbe zwar gesünder, weil es keine rußigen Großstädte und viel weniger Stubenhockerei gab, dafür wurden durch Typhus und Pest ganze Dörfer, ganze Städte, ganze Landschaften entvölkert. Die Zeiten, als in Danzig und anderwärts bei unreguliertem Grundwasser die Sterblichkeit mehr als 40 im Jahr auf 1000 Einwohner betrug, sind ja noch in unserer Erinnerung. Heut rechnen wir 20 : 1000 für hoch, und Schöneberg kam tatsächlich einmal bis auf 10 von 1000 herab. Aber diese an sich erfreulichen Fortschritte machen wir leider dadurch wett, daß wir immer nur auf die „Mortalität" achten, dagegen hygienische Tauglichkeitsziffern überhaupt nicht, oder höchstens für militärische Stammrollen berechnen; daß wir zweitens, in Übereinstimmung hiermit, uns mehr über die zwar große, doch stetig herabgehende Sterblichkeitsziffer der Tuberkulose aufregen, als über die Zunahme blutleerer, muskelschwacher, leistungsunfähiger, kurz minderwertiger Bevölkerungsschichten.

Und eben dies kann sich zugunsten einer tiefer aufgefaßten sozialen Hygiene nicht früher ändern, als bis dem Bazillenaberglauben samt seinen Begleitern, der Bazillenjagd und Bazillenhypochondrie, der Garaus gemacht worden ist, die mikroskopisch befangenen Augen unserer jungen Akademiker sich wieder den

Bildern des Lebens zukehren. Ein kühner Schritt nach vorwärts schien unlängst gewagt zu werden, indem die Tuberkulose schlechtweg eine „Wohnungskrankheit" genannt wurde. Ich habe die Lungenschwindsucht schon vor Jahren als eine „Stuben- und Kleiderkrankheit" erläutert. (Vergl. „März", Jahrgang 1907, Heft 2: „Die wahre Ursache der Schwindsucht".) Inzwischen ward es uns als eine „Binsenwahrheit" mitgeteilt, daß Kochs Bazillen bei manchem günstig liegenden Anfangsfalle vorhanden sein können, „während man sie oft bei schwer und sicher tuberkulös Kranken vergeblich sucht" (Georg Liebe). Hier sehn wir die Klippe, wo das Bazillenschiff strandet. Es gibt also Schwindsucht ohne Tuberkelbazillen. Man hat sich auch längst für die Vorstadien der Schwindsucht durch die klinischen Begriffe der „Prätuberkulose" und der „larvierten Tuberkulose" zu helfen gesucht. Wenn aber ein Kliniker am Krankenbett ohne diese beiden Begriffe nicht auskommen kann und gleichwohl bei dem Lehrsatz bleibt: „Tuberkulose kommt nur von Tuberkulose", so lachen wir fortan seiner Unlogik ins Gesicht. Denn wenn das wahr wäre, wovon käme dann die Prätuberkulose, die etwas andres als Tuberkulose sein soll und anders genannt wird, aber so häufig in sie einmündet? Gibt's vielleicht auch einen „Prätuberkulosebazillus"? Georg Liebe meint, wir sollten uns „auf das schlüpfrige Gebiet der Pseudo-Tuberkulosebazillen garnicht erst begeben". Aber im Gegenteil! Dies ist ja das Gebiet, wo sich die Bazillenhuberei so wundervoll bloßstellt und der schlichte Menschenverstand endlich eine Genugtuung erlebt.

Jetzt also, nach Gewinnung einer strategisch aussichtsreichen Position, hinein in den Kampf um die Zukunft! Da müssen wir uns freilich zunächst noch einmal rückschauend vergewissern, in welcher Front sich bisher das Vorgehn gegen die Schwindsucht als Volkskrankheit bewegt hat. Es sind, wenn wir den alten Schlendrian der Medizinbehandlung ganz beiseite lassen, hauptsächlich vier große, wissenschaftlich unterstützte Ideen kenntlich: die Luft- und Liegekur, das Tuberkulin, die Milchsiederei und die Volksheilstättenbewegung.

Zuerst kam Hermann Brehmer, der uns 1854 durch sein Beispiel in Görbersdorf, und seit 1856 durch seine Schriften den Alp von der Brust nahm, indem er lehrte, daß Lungenschwindsucht nicht immer zu galoppieren brauche, sondern daß sie bis zu gewissen Grenzen herstellbar oder, wie er sich ausdrückte, „heilbar" sei. Er schon wies mit genialem Blick auf die wundeste Stelle: daß alle Schwindsüchtigen ein zu kleines Herz, also einen herabgesetzten Stoffwechsel, eine zu geringe Zellenenergie haben. Er entriß die Kranken der verkümmernden Stubenluft, suchte durch Übung des Herzens den gesunkenen Stoffwechsel zu heben. Aber sein Bewegungsprinzip ward bald zum Schaden der Patienten übertrieben. Das regulierte sein früherer Assistent Peter Dettweiler, seit 1876 in Falkenstein bei Cronberg im Taunus, durch Einführung sogenannter „Liegekuren" im Freien. Auch dieser Gedanke ward miß-

braucht und erst neuerdings auf naturwissenschaftlicher Grundlage reduziert. Daß reiche Leute sich durch ständigen Aufenthalt in Davos, oder je nachdem in Algier und auf Madeira, ihren Lungenbestand sichern könnten, das waren gute Nachrichten für die obern Zehntausend. Die Massen durchzuckte eine frohe Hoffnung erst im Jahre 1890 bei Verkündung des Tuberkulins durch Robert Koch. Wir wollen bei dem Katzenjammer, der jenem Hosiannah folgte, nicht verweilen. Heute gibt es eine ganze Anzahl von Tuberkulinen; aber wenn ein einziges zufriedenstellend wäre, würden nicht immer wieder neue fabriziert werden. Der Trieb, etwas schnell und sicher Wirkendes zu finden, ist allerdings verzeihlich; und nie können Schwindsüchtige aufhören, nach einem Radikalmittel zu fragen. Deshalb gingen auch andere Spritzkuren nebenher. Es wurde, mit garnicht üblem Erfolg, Helenin verspritzt, ein Präparat aus der Alantwurzel; und Hetol, zimtsaures Natron, aus dem Perubalsam abgezweigt, eine Erfindung des genialen Chirurgen Albert Landerer, den ein tragischer Tod ereilte, kurz bevor der Schaffensfreudige das ihm anvertraute neue schöneberger Krankenhaus übernahm. Hetol wirkt, indem es Gefäßneubildung und Blutzufuhr nach den Tuberkeln hin hervorruft, die bekanntlich ganz blutleer im Gewebe als tote, doch faul- und schmelzfähige Knötchen daliegen. Durch Hetolspritzungen werden tatsächlich oft solche Herde zur Aufsaugung gebracht oder mit Narbengewebe umwallt und unschädlich gemacht. Ausgezeichnet hilft es in allen frischen Fällen, bei der schon erwähnten „Prätuberkulose“ mit ihren Warnsignalen. Doch wie die Schwindsuchtskandidaten nun einmal sind, ihre Devise bleibt: „ganz oder garnicht“. Wenige nur sind geneigt, etwas für sich zu tun, solang es noch Zeit ist; dagegen verlangen alle, sobald es zu spät geworden und schon ganze Lungenteile weggefressen sind, radikale Herstellung und fallen Schwindlern in die Hände, weil sie hartnäckig einen derartigen Zauber erhoffen.

Daher auch die Sensation, als am 25. September 1903 auf der Naturforscherversammlung in Kassel Exzellenz v. Behring das neue Heil verkündete. Diesmal sollten nicht Menschen, sondern Rinder gespritzt werden. „Die Kuhmilch schuld an allem“, das war eine Losung, so bequem, so glatt, das ging in den Intellekt der Massen eilends über. Woher denn die Tuberkulose der bruststillten und aller der Kranken herkäme, die mit andern Nährpräparaten als Kuhmilch aufgezogen worden waren, blieb Nebensache. Dafür kam die schon vorhandene Hypochondrie der Mütter jenem Theorem weit entgegen. Man hatte die Kuhmilch für Säuglinge „pasteurisiert“ (d. h. bis auf 70° Celsius erhitzt); man hatte sie im Soxhlet durch zehn Minuten langes Sieden „sterilisiert“. Noch mehr kochen, das war ja zu leisten. Die Milchsiederei mit der Bazillenfurcht feierten jetzt ihre Orgien. In weitesten Kreisen des Volkes galt und gilt heute noch das Labsal frischer Kuhmilch als „schädlich“. Nach eklatanten Fehlschlägen ist es inzwischen von der Kalbs- und Rinderimpfung wieder still

geworden und wird es hoffentlich bleiben. Daß Robert Koch mit Rudolf Virchow darin übereinstimmt, daß die Perlsucht des Rindviehs und die menschliche Tuberkulose nichts miteinander gemein haben, sei beiläufig erwähnt. Was man dem System Behrings vorwerfen mußte, war fundamental: daß Menschen nicht zu hygienischer Vernunft erzogen, sondern vielmehr ihnen die Fortsetzung der Unvernunft durch ein Zaubermittel erlaubt werden sollte.

Damit wenden wir uns zu den sogenannten Volksheilstätten und rufen: „Endlich solider Boden unter den Füßen!"

Die Heilstättenbewegung lief dem durch Bismarck inaugurierten Arbeiterversicherungswesen parallel und machte schon während der neunziger Jahre verschiedene Wandlungen durch. Wir haben da jetzt für Tuberkulose wohl die großartigsten Probierinstitute, die man sich wünschen kann. Cornet zählte schon 1906 über 75 Anstalten mit etwa 75 000 Betten und einem Jahresaufwand von 7 Millionen Mark. Doch eben wegen ihrer so jungen Geschichte darf man auf die heutigen Resultate nicht als auf etwas Endgültiges blicken. Sie begannen damit, unterschiedslos leichte und schwere Fälle aufzunehmen. Die Kranken trugen dann zwar zweckmäßigere hygienische Anschauungen und Gewohnheiten bei der Entlassung nach Hause, doch man merkte bald, wie schnell und wie oft sich auch trotz auffälliger „Besserung" das angemästete Fett in den alten, wieder aufgenommenen Existenzbedingungen verlor, wie rasch die Rückfälle ins frühere Übel eintraten. Die Invaliditätsanstalten aber wünschten Dauererfolge, sie wollten Renten verhindert und an ihrer Stelle Arbeitsfähigkeit erzielt sehen. So ist man denn im Lauf der letzten Jahre fast allerwegen dazu übergegangen, vorgeschrittene Fälle überhaupt nicht mehr nach den Heilstätten zu senden, sondern nur leichte Fälle und solche im Anfangsstadium, bei verdoppelter Kurzeit. Der einzelne Arzt, der eben an einem Arbeiter eine angegriffene Lunge konstatiert hatte, ärgert sich wohl, wenn sein Antrag auf ein Heilverfahren abgelehnt wird. Im ganzen muß man doch sagen, daß jenes Prinzip: lieber für das noch grünende Blatt sorgen zu wollen, als für das schon welke, rationell ist.

Was aber wird aus den inkurabeln und verlorenen Phthisikern? Darf man gerade sie im Schoß ihrer Familien als ebensoviele Ansteckungsmöglichkeiten von potenzierter und sicherer Giftigkeit belassen? Unmöglich. Man kam auf die Idee, sie an besonderen Stätten zusammenzulegen. Da machte man in Hannover die Erfahrung, daß diese schweren Fälle nicht untereinander sein wollten, weil der gegenseitige Anblick der Atemnot, das gegenseitige Anhören des quälenden Hustens, der nicht mehr löst, das viele Hinaustragen erledigter Leidensbrüder das Gemüt zu sehr bedrückten. Es waren Insassen bald nur noch mit Gewalt anzuwerben; kein Schwindsüchtiger im Endstadium wollte auf jenen Kirchhof hinaus.

Also diese „offnen" Tuberkulosen, diese Giftverstäuber und Pestquellen doch wieder zur Verseuchung der Privathäuser und Ruinierung disponierter Mit=

bewohner im alten Brodem belassen? Dies bleibt eines der bedrückendsten und schwierigsten Probleme, mit denen Individualismus und Hygiene zurzeit noch im Streit liegen.

Sonst aber ist es eine Freude zu bemerken, wievieles in jenen großartigen hygienischen Laboratorien, die so sehr gezwungen sind, bei den Patienten auf Alltagsbedürfnisse und auf Erwerbsfähigkeit Rücksicht zu nehmen, sich geklärt und in ernstem Ringen Fortschritte gemacht hat. Vor mir liegt jenes schon zitierte Buch des Dr. Georg Liebe (München 1909, bei J. F. Lehmann), der in vierzehn Vorlesungen anziehend und unterhaltlich das ganze Material, besonders aber für „mechanische und physische Behandlung von Tuberkulösen in Heilstätten" vor uns ausbreitet, wobei die Richtlinien über das Therapeutische hinaus zur praktischen Vorbeugung sich ganz von selbst ergeben. Fußend auf der Beobachtung von dem zu kleinen Herzen bei Schwindsüchtigen hat man sich über „Disposition" und „Konstitution" freiere, doch zugleich biologisch exaktere Anschauungen als bisher zu bilden verstanden.

Eine „gesunde Konstitution" hat der Mensch, der auf jeden Reiz der physikalischen Außenwelt mit den drei Hauptfaktoren: Herztätigkeit, Atmung und Körperwärme, normal reagiert. Werden z. B. an eine bestimmte Organgruppe, wie das Muskelsystem, hohe funktionelle Anforderungen gestellt, so muß eine vermehrte Herztätigkeit nicht nur neues Verbrauchsmaterial an Ort und Stelle schaffen, sondern auch Umsatz- und Ermüdungsprodukte aus den dortigen Zellenprovinzen abführen und vermittels einer stärkeren Hautverdunstung womöglich sofort zur Ausscheidung bringen; die Lunge muß ausgiebig arbeiten, um desto schneller die Blutauffrischung mit Sauerstoff besorgen zu können; und die erhöhte Körperwärme ist zu diesen beiden Faktoren das notwendige Korrelat. Sie steigt infolge stärkerer Reibung der Blut- und Gewebsmoleküle, aber auch infolge der ermöglichten stärkeren Oxydierung (Verbrennung) von Stoffwechselresten, weshalb jeder Mensch mit gesunder Konstitution nach einer sogenannten körperlichen Anstrengung das höchst angenehme Gefühl der Gewebsreinigung und wegen des erzielten Umsatzes einen Gewebshunger nach Ersatz hat, den man als Appetit kennt und den befriedigen zu können zu den größten Erquickungen des Daseins gehört.

Umgekehrt ist ein Mensch mit „schwächlicher Konstitution" auch geringen Anforderungen und Reizen nicht gewachsen. Seine Muskeln schmerzen ihm bei der kleinsten Anstrengung, weil sein Herzschlag, sein Blutstrom nicht ausreichen, um die entstandenen Ermüdungsprodukte schnell aus den Stätten des stärkeren Umsatzes herauszuschaffen. Haut und Lunge, die die produzierten Selbstgifte des Körpers verdunsten sollen, versagen. Deshalb eben lebt aber auch ein solcher Körper in einem Dauerzustande herabgesetzten, ungereinigten Stoffwechsels, der die anfälligsten Gewebe natürlich am schnellsten faulfähig macht.

Seit dem Vortrage, den Professor Hüppe auf der 65. Versammlung deutscher

Naturforscher und Ärzte zu Nürnberg am 15. September 1893 über die Ursachen körperlicher Gärungen hielt, ist selbst in die Kreise akademischer Bakteriologen die Ahnung eingedrungen, daß für die allermeisten „Infektionen" der angesteckte Wirt selbst mit seiner schlechten Konstitution und seinem gärfähigen Leibe die Hauptschuld trägt. Das heißt, einen Unterschied zwischen schädlichen und unschädlichen, „pathogenen" und „nicht pathogenen" Bakterien gibt es garnicht. Dieselben kleinen Organismen, die in einer gesunden Körperkonstitution einfach nicht aufkommen, werden zu fressenden Bestien erst dort, wo ihnen eine ererbte, oder selbstgeschaffene, oder Kindern durch ihre Eltern angezüchtete Disposition entgegenkommt. Denn keineswegs gedeihen die Körper, die Zellenstaaten am besten, die prinzipiell gegen Reize geschützt (verweichlicht), sondern diejenigen, die von kleinauf durch Abwechslung angeregt, den verschiedensten Reizen ausgesetzt und in deren Ertragung, zumal durch Entkleidung und Gewöhnung der Haut an die Außenluft, in Muskelanstrengung und Herzbetätigung geübt werden.

Es ist nun eigentlich wunderbar, daß auch Georg Liebe, der ganz und gar auf dem Boden solcher physikalisch-diätetischen Anschauungen steht, der die Wichtigkeit von Konstitution und Disposition so klar heraushebt und ernstlich vor der trügerischen Hoffnung warnt: es könnte die Schwindsucht aufhören, sobald die Tuberkelbazillen aus der Welt verschwänden, dennoch den letzten Schritt nicht tut und ganz im Stil der Bakteriologen alten Schlages dabei bleibt, daß Tuberkulose nur dort entstehen könne, „wo der Tuberkelbazillus eindrang, d. h. durch Infektion". Die schlichte Logik erfordert aus den gelieferten Prämissen den umgekehrten Schluß: daß Schwindsucht immer war und immer sein wird, solange eine Kultur besteht; daß sie in den ungesunden Verhältnissen der städtischen Übervölkerung einen ganz besonders fetten, gärungsfähigen Boden für wuchernde Mikroben schafft; daß diese sich differenzieren und ansteckende Eigengiftigkeit erlangen, doch trotzdem nichts Primäres darstellen, da ihr Verschwinden die Hauptsache ungeändert ließe, die sich bei Wiederkehr der dispositionsbefördernden Umstände stets von neuem erzeugen würde.

Es mag wohl noch ein Jahrzehnt hingehen, bevor ein deutscher Akademiker das Risiko läuft, entgegen der Bakterienorthodoxie diese sich von selbst ergebende Behauptung aufzustellen. Die Bahn gebrochen hat bereits der Holländer Middendorp in Groningen, der den nie konstant antreffbaren Tuberkelbazillen jede spezifische Bedeutung abspricht. Noch darf Cornet mit einer geringschätzigen Geste dieses „Kuriosum ohne jedem Belang" abtun; so hat auch Georg Liebe es augenscheinlich für sicherer gehalten, sich am Endpunkt löblich zu unterwerfen. Um so erfreulicher ist an Liebes Methodik alles andere. Wie er die Arbeitsfähigkeit als Ziel im Auge behält, mit schonender Individualisierung die Herzkraft der Schwindsüchtigen zu üben, ihren Stoffwechsel zu heben, sie an Beschäftigung und Muskelaktion zu gewöhnen, ihre Lunge durch Tiefatmen, ihre

Haut durch Luftbäder und Nackturnen zu kräftigen sucht, das ist aller Anerkennung wert. Auf diesen Wegen muß eine biologisch einleuchtend begründbare Stellung gegen die Schwindsucht sich allmählich erringen lassen. Schwere Kämpfe dagegen stehen uns noch mit der Gesellschaft und ihrem sozialen Mitleid bevor.

Ob diese Gesellschaft jemals die notwendige Härte aufbieten wird, vorgeschrittene Schwindsüchtige, wo sie auf eine zahlreiche Umgebung vergiftend wirken, gegen ihren Willen herauszuschaffen und zu isolieren? Ob sie die Kraft finden wird, Kinder, die in solcher Umgebung durch Einatmen und sogenannte „Schmierinfektion" aufs äußerste bedroht sind, ihren Eltern wegzunehmen und an gesunden Orten aufwachsen zu lassen? Ob der Staat auf Gehorsam rechnen könnte, sobald er manifesten Schwindsüchtigen das Heiraten verbietet?

Über diese Fragen wird die Zukunft entscheiden. Vorläufig halten wir fest als A und O: die Verhütung des Entstehens der Disposition. Also Hautübung und Herzübung an freier Luft vor allem! Die Haut an und für sich ist eines der leistungs- und widerstandsfähigsten Organe. Sie wird systematisch ruiniert, an der Funktion, an der richtigen Einstellung gegen Außenreize durch die Kleidung verhindert. Deshalb erfolgen von 1000 Erkältungen 999 in Kleidern, während nacktgehende Völker keine Schwindsucht kennen. Also herunter mit allem unnützen Kleiderkram, zumal bei Kindern und in der guten Jahreszeit! Wie gewaltig der Ausschlag auf die Sterbeziffer ist, je nachdem Völker in dieser Beziehung vernünftig oder unvernünftig leben, sieht man an einer Gegenüberstellung von England und Rußland. England verliert ungeachtet seines Industrialismus von einer Million Menschen nur 1500 jährlich an Schwindsucht, weil es das klassische Land der Freiluft (out-door exercise) ist; Rußland mit seiner enormen Bauernschaft verliert mehr als doppelt soviel, verliert 3500 auf eine Million, weil seine Bauern ganze Winter lang, ohne sich umzuziehen, bepelzt in muffigen Stuben herumliegen. Deutschland verliert mehr als England, ungefähr 2000 auf eine Million. Dabei buchte (1895—1900 exkl.) Ostpreußen nur etwa 1400 auf die Million, Bayern dagegen, das doch im großen Ganzen eine ähnliche agrikulturelle Verfassung hat, 3000. Weshalb wohl? Weil ostpreußische Landkinder Sommers barfüßig mit offener Brust herumlaufen, es dort aber, wo der katholische Klerus herrscht, überhaupt kaum noch nackte Säuglinge gibt, weil Menschenhaut für „unsittlich" gilt. Die Kleinen werden im Hemd gebadet, ihre Haut von Jugend auf an der Ausdünstung verhindert. Vor dreißig Jahren verlor ganz Deutschland noch im Durchschnitt 3000 auf die Million. Diese Sterbeziffer ist also im Verhältnis von 3:2 heruntergegangen. Freilich bleiben dafür heut viele erhalten, die als Bereicherungen unserer Rasse nicht angesehen werden können. Doch wir brauchten nur zu wollen, um außer der Sterblichkeit auch die Disposition zur Schwindsucht einzuschränken und neues Leben aus der Verkümmerung erblühen zu lassen.

***

Das Theater in Japan/ von Bernhard Kellermann

Unser Theater war ein langes einstöckiges Gebäude mit flachem Dach und es lag in einer von jenen Straßen, die ich nie finden konnte. Eine Reihe von langen Fahnen an Bambusstangen stand davor. Sie waren übersät mit rätselhaften Schriftzeichen, und in den rechten Ecken, also da, wo die Inschrift beginnt, zeigten sie eine Art magerer Baßschlüssel, die aussagten, daß die Fahnen Geschenke waren. Geschenke von Gönnern der Truppe. Die Front war der ganzen Breite nach bis zum Giebel hinauf mit bunten Bildern bedeckt: Szenen aus berühmten Dramen, Gruppen von fechtenden Samurais, in wilden Posen und bizarren Verrenkungen, alle übermäßig lang und mit schmalen Gesichtern, wie in einem Rundspiegel verzerrt, Aufzüge, wirbelnde Geister, verzweifelte Frauen; immer Aktionen, Entscheidungsmomente, der heiße Atem der Tragödie fegte durch diese mit scheinbarer Willkür durcheinander gemengten Figuren. Diese Bilder waren zum Teil überraschend gut und noch belebt von der alten zeichnerischen Tradition Japans.

Am Tage lag das Theater verödet, aber sobald es dämmerte, brannte im Eingang eine kleine Papierlaterne über einem niedrigen Pult, vor dem ein alter Theaterdiener hockte. Es trippelte und klapperte in den Straßen, laute Begrüßungen, Verbeugungen, Gestalten schlüpften hinein, die prächtige Schleife, die schneeweißen Socken einer Tänzerin leuchteten im Scheine der kleinen Papierlaternen. Ein ganzes Heer von Schuhen stand vor dem Theater. Als Garderobenummer erhielt man ein Holztäfelchen mit unleserlichen Zeichen darauf. Man bezahlte den Eintrittspreis, sechs Sen per Kopf, etwa zwölf Pfennig, und trat unter dem Höflichkeitsschlürfen der Diener ein.

Durch ein ärmliches, schmales Foyer gelangte man in den Zuschauerraum. Ich habe oft, wenn ich in Strümpfen über die Matten ging und mich bücken mußte bei den Durchgängen, an die Theater Europas gedacht, an ihren barbarischen Pomp und luxuriösen Komfort — nein, all das hatten wir nicht. Unser Theater war sowohl von Schwindel als von Luxus entblößt, aber dafür hatten wir etwas, was die europäischen Theater nicht hatten, nämlich das große Geheimnis. Unser Theater war ein ärmliches, graues Holzgebäude, das in der Hauptsache aus dünnen Bretterwänden und Strohmatten bestand. Die Schiebetüren der „Logen" waren aus Papier und so mangelhaft gefügt, daß sie umfielen, wenn man sie ansah. Die Ketten von Papierlaternen und ein paar rußende Petroleumlampen bildeten eine mangelhafte Beleuchtung. Es gab hier keine Sessel, man saß auf dem Boden und das ganze Publikum kauerte in einem Rost aus schmalen, niedrigen Balken. Vier bis sechs Personen nahmen in einer Kassette Platz. Die meisten waren barfuß und trugen billige Kimonos

aus Kattun. Die Tänzerinnen dazwischen sahen aus wie vereinzelte leuchtende Blumen in einem grauen Acker.

Der Zuschauerraum hatte auch eine von dünnen Pfosten getragene Galerie, die ringsherum lief. Darunter lagen die „Logen". Im äußersten Winkel der Galerie, nahe der Bühne, befand sich ein Extrakabinett, in dem ein Polizist bei einem rotweißen Lampion vor einem kleinen Tischchen saß. Was er zu tun hatte, wurde mir nicht recht klar, aber sicher ist, daß es in seiner Macht lag, die Vorstellung um Mitternacht zu schließen, wenn er es für angebracht fand. Das aber tat er nie.

Es gab aber etwas, wodurch sich unser Theater von jedem europäischen schon in der Anlage unterschied: den hanamichi oder Blumenweg!

Man hat japanische Schauspieler und Dramen in Europa importiert. Aber das weiße Publikum, soweit es bei seiner unübertroffenen Immunität gegen Schönheit und Kunst überhaupt in Frage kommt, konnte nur einen geschwächten und entstellten Eindruck vom japanischen Theater bekommen. Die Schauspieler agierten in einem schreienden, falschen Rahmen, und dann: wo ist der Chor? wo ist der begleitende Sänger? Kein Impresario würde es wagen ihn singen zu lassen, denn er kennt sein Publikum, das toll vor Lachen würde. Und wo — frage ich — wo um Gotteswillen ist der Hanamichi?

Ohne den Hanamichi aber kann kein japanischer Schauspieler spielen, ohne ihn gibt es kein japanisches Drama. Der Blumenweg ist ein Ausläufer der Bühne, eine Fortsetzung gleichsam, ein schmaler Steg, der an der rechten Seite von der Bühne aus der Länge nach durch das Parkett führt, über die Köpfe der sitzenden Zuschauer hinweg. Eine ungeheure Erfindung.

Er ist der Weg, auf dem das Leben des Dramas pulsiert.

Es ist das Gesicht des Schicksals, das auf dem Blumenweg erscheint, während die Personen auf der Bühne noch ahnungslos plaudern, das freundliche Antlitz des Glückes oder die bleiche Maske des Verderbens. Es ist das Lauern des Geschicks, sein Hinstarren auf die Opfer, sein Näherschleichen, was der Blumenweg zeigt. Mit seiner Hilfe flicht sich Vorgang inniger in Vorgang, das Drama rollt. Und ebenso wie sich die Gestalt der eintretenden Person verkleinert, je näher sie der Bühne kommt, um zuletzt ein Teil der Szene zu werden, und sich ins scheinbar Überlebensgroße streckt, wenn sie, aus dem Bühnenbilde sich lösend, über den Blumenweg durch den Zuschauerraum schreitet, ebenso verkleinert und vergrößert sich der dramatische Eindruck, er schrumpft zusammen ins Harmlose, Alltägliche, er dehnt sich urplötzlich ins Große, Bedeutsame, Schreckliche aus, ein furchtbares deutendes Gesicht erscheint über dem Zuschauerraum, der Darsteller verschwindet und die erklärende Vision zerfließt. Das Drama atmet.

Ich habe in meiner Jugend Zaubervorstellungen gesehen, in denen jene armseligen europäischen Geister auftraten, alberne Skelette und ein trottelhafter

Tod im Hemd, diese Geister erschienen harmlos auf der Bühne, aber sobald sie sich dem Zuschauerraum näherten, verbreiteten sie rasenden Schrecken. Ähnlich sind die Wirkungen, die der Blumenweg hervorbringt. Wir sind trotz all des atemlosen Anteils an den szenischen Vorgängen gewöhnt, das Spiel als Spiel zu betrachten und die Personen auf der Bühne als gewissermaßen unwirklich. Wie aber gestaltet sich der Eindruck, wenn eine Person auf der Bühne beschimpft wird und plötzlich erhebt sich diese unwirkliche Person und wird lebendig, denn sie geht so nahe an Dir vorbei, daß Du sie greifen könntest, grau im Gesicht vor Schmach, Schande im Gang, in den Augen?

Die europäische Bühne verfügt nur über eine Fläche, von der aus sie ihre hypnotischen Schauer über die Zuschauer ausstrahlen läßt (was ihr allerdings selten gelingt), die japanische dagegen umzingelt den Zuschauer und zwingt ihn von allen Seiten unter ihren Bann. Denn während man gefesselt von den Vorgängen auf der Bühne dasitzt, sieht man plötzlich eine Gestalt auf dem Blumenweg: wie aus der Erde tauchte sie, um in das Drama einzugreifen. Es gibt übrigens noch einen zweiten, schmaleren Blumenweg, der auf der entgegengesetzten Seite parallel zum eigentlichen Hanamichi läuft. Auch darauf bewegen sich zuweilen die Akteure. Sie können auch aus verschiedenen Versenkungen auftauchen, oder an der Decke, mitten in der Luft erscheinen. Das ganze Theater ist eine einzige Batterie von Suggestion.

Zu all diesen inneren Wirkungen, die der Blumenweg ermöglicht, kommen rein bildliche, das Entfalten dekorativer und pantomimischer Mittel. Ein Samurai könnte ja unmöglich so stolz auf der kleinen Bühne wandeln, ein vor Schrecken Tollgewordener hätte ja keinen Raum, seinen Entsetzenstanz auf der Bühne so großartig auszuführen. Ein Unglücklicher, der verfolgt wird, wie könnte er zeigen, daß ihn die Angst jagt, seine Verfolger könnten ja wohl nicht so eindringlich darstellen, wie die Rache sie antreibt?

Auch für das Ausklingen einer Szene ist der Hanamichi wunderbar geeignet. Bei der europäischen Bühne ist der Vorgang zu Ende, sobald der Darsteller durch die Türe verschwunden ist. Bei der japanischen dagegen verläßt der Schauspieler den Schauplatz nicht nach hinten, sondern nach vorn. Nehmen wir an, es wird eine schmerzliche Trennung dargestellt; der Sohn verläßt die Mutter. Nachdem der Abschied auf der Bühne zu Ende ist, folgt der Abschied par distance, ein langsames Gehen, Stehenbleiben, Grüßen mit den Blicken, ein halbes Drehen, ein Zagen. Die Entfernung wird größer, der Vorhang schließt sich, aber immer noch steht der Sohn und blickt zurück.

Der Blumenweg ist zu einer zweiten Bühne geworden. Ein Vorhang fiel, ein andrer stieg, ein Drama ist zu Ende, ein neues hebt an: der Sohn ist allein.

So häufig ich auch das Theater schon besucht hatte, geriet ich doch stets in Aufregung, wenn ich meine Schuhe am Eingang auszog. Das Klappen der

Stäbe, das als Signal dient, drang aus dem Theater, Worte, Beifall, Gelächter, und ich eilte so rasch ich konnte und es war für mich stets von größtem Reiz zu sehen, welches Bühnenbild sich mir beim ersten Blick darbieten würde. Zumeist waren es Samurais, die auf der Bühne kauerten und verhandelten, oder es war eine Frau, die in die Gettas schlüpfte, um einem Gast das kleine Tor zu öffnen. Die Zuschauer aber saßen ruhig, die glattgeschorenen Köpfe dicht gedrängt.

Oder ich trat in einer Pause ein und das Theater war voller Tumult, Kinder liefen umher, Ausrufer schrien, und dieses Bild war für mich so viel wie eine Szene auf der Bühne.

Ich nahm gewöhnlich eine „Loge", die mich etwa eine Mark kostete. Die Schreiber an der Kasse pinselten all die merkwürdigen Zeichen, die sie mit großer Wichtigkeit im Plane einzeichneten, sie nickten, schlürften, lächelten, wiesen mir den Platz an. Dann wurde ein Feuertopf gebracht — selbst im heißesten Sommer — und zwei Kissen, für die ich eine Kleinigkeit bezahlen mußte. Aber ich konnte die Beine stets nur kurze Zeit bequem ausstrecken. Nach einer Weile kam Freund Nao-san, der Wirt, die Mägde, der Koch, der Hausbursche oder Tänzerinnen, und endlich hatte ich weniger Platz als zum knien nötig ist für mich übrig. Aber die Liebenswürdigkeit und liebevolle Anmut meiner Gäste, all die freundlichen Gesichter um mich her entschädigten mich reichlich für eine kleine Unbequemlichkeit.

Ich habe einige Stücke so oft gesehen, daß ich es wohl übernehmen kann, sie zu beschreiben.

Eines von ihnen hieß die Katzen von Odasaki. Es ist ein merkwürdiges Spiel.

In der ersten Szene erscheinen einige Samurais, die in einer Wegschenke Erfrischungen einnehmen. Sie treten kühn auf und verhehlen ihre Ungeduld nicht, wenn der Wirt nicht sofort das Schälchen dünnen Tee bringt; aber sie sind viel zu vornehm um zu bezahlen. Der Wirt dagegen muß seinen Unwillen hinunterschlucken, denn mit solchen Gästen ist nicht gut Kirschen essen. Einer nach dem anderen kommt den Blumenweg entlang, die Schwerter im Gürtel, kehrt in der Wegschenke ein und bezahlt mit einigen hochtrabenden Worten. Einer der Samurais trägt eine sonderbare Kopfbedeckung, offenbar ein altes Modell, einen runden flachen Korb mit einem eingeflochtenen Visier, ein vortrefflicher Schattenspender. Nimmt er den Korb ab, so erscheint ein kahler Schädel mit olivgrüner glänzender Glatze, die wenig Kühnheit verspricht. (Ich habe übrigens diese Kopfbedeckung später in Kyoto gesehen, bei einem in weiße Gewänder gekleideten Mann, wahrscheinlich war er ein Pilger.)

Der Vorhang geht zur Seite, die Bank wird weggezogen, und man erblickt das Innere eines schlichten Tempels, einen erhöhten kleinen mattenbelegten Raum, von dem zwei Stufen herab zur Erde führen.

Ein Theaterdiener schlüpft herein und stellt ein kleines Gittertor auf, da wo der Blumenweg in die Bühne mündet.

Aus den Schiebetüren des Tempels tritt eine Priesterin, kauert sich vor das Aschenbecken und raucht.

Nach einer Weile nähert sich über den Blumenweg einer von jenen Samurais, die in der Wegschenke einkehrten, der Kühnste von allen, er steht vor dem Gittertor und begehrt Einlaß. Die Priesterin steigt die Stufen hinab, schlüpft in die Schuhe und trippelt zum Tor. Es entspinnt sich ein kurzes Himundherreden, sie beherbergt nicht gern Gäste, es wäre besser der Edelmann suche nach einem anderen Obdach. Es ist auch nicht ganz geheuer im Tempel. Aber der Samurai entgegnet ihr, daß er den Weg verloren hat, er ist fremd in der Gegend, es ist Nacht. Endlich öffnet ihm die Priesterin das Tor, er tritt ein, schlüpft aus den Schuhen und nimmt auf einem Kissen an der Seite der Frau Platz. Sie plaudern. Der Edelmann nennt seinen Namen. Er ist der Sohn jenes Samurais aus Odasaki in der Nähe von Nagoya, der von einer Katze getötet wurde. Ja, sie kennt das Geschlecht. Er ist unterwegs den Vater zu rächen.

Hierauf begibt sich der Edle zur Ruhe, die Priesterin geleitet ihn zu seinem Lager. Die Szene ist leer.

Aber plötzlich eilt eine Frau aus dem Hintergrunde hervor auf den Blumenweg, blitzartig rasch, und wie ein Blitz in der Erde, so steht sie festgewurzelt, schräg nach hinten geneigt, in einer unheilverkündenden Pose. Sie ist in glänzende schwarze Seide gehüllt, mit roten blutigen Blumen darauf, ihr Gesicht ist schneeweiß, unheimlich flackernde Augen glühen darin, das schwarze Haar ist in einen Knoten gedreht, von dem ein langer Büschel hinten herabhängt. Wild und schön und edel erscheint sie. Sie trägt ein Gefäß mit langstieligen Blumen, das sie vor sich hält. Und sie beginnt zu sprechen, in Lauten, jenen der wilden Tiere in schwarzen Urwäldern ähnlich. Jedes Wort ist bedeutend und schreckenverheißend.

Da die Herrschaften aber keine Silbe verstehen, so steigert sich die Spannung um so mehr.

Die Priesterin kehrt zurück, kommt herab, wechselt einige Worte mit der sonderbaren Frau und gewährt ihr endlich, nicht ohne eine gewisse Betretenheit, Einlaß. Wie der unheimliche Gast geht! Wie ein Tier, ein schwarzer Panther. Wie er spricht, kalt, stolz, ohne menschliche Anteilnahme, in eine Atmosphäre von lauerndem Entsetzen gehüllt. Prachtvoll ist dieses pechschwarze Gewand mit den roten Blumen, die wilde Haartracht, das bleiche steinerne Gesicht mit gemalten Lustmörderlippen, die glühenden, umringten Augen. Die Priesterin dankt für die Blumen, der Gast neigt sich mit eisiger Höflichkeit und erwidert einige Worte. Eine Dienerin schlüpft durch die Tür und bringt eine brennende Lampe. Ein großer Würfel aus transparentem Papier, der auf vier dünnen Lackbeinen steht.

Der unheimliche Gast wird unruhig. Sie betrachtet die Lampe und lächelt, ein unmenschliches, gieriges Lächeln.

„Wie gut duftet das Öl!“ sagt sie. Aber wie sagt sie es doch! Es klingt wie das grollende Miauen einer Bestie.

Die Priesterin kann ihre Betretenheit nicht länger verbergen, sie schickt sich an den Raum zu verlassen. In den Gewändern der unheimlichen Frau klirrt es (warum sah man denn ihre Hände nie?), einen Augenblick lang verzerrt sich das bleiche steinerne Gesicht zu einer Grimasse. Die Priesterin erschrickt. Was ist das —? Mit einem kleinen Schrei schlüpft sie hinaus.

Sofort schleicht die schöne wilde Frau an die Lampe, öffnet sie hinten und steckt den Kopf hinein. Man sieht den Schatten des Ölgefäßes und plötzlich eine Zunge, die hineintaucht und schlürft, und die Silhouette eines Katzenkopfes.

Eine Katze ist die unheimliche Frau, eine Katze in einem Menschenkörper! Sie also ist jene Katze, die sich des Nachts in die Tempel schleicht und den Übernachtenden das Blut aussaugt.

Sie leckt und schlürft; sie erhebt sich, schon wilder, tierischer im Aussehen, ihre Hände tragen klirrende lange Krallen. Sie hechelt damit am Boden, sie reibt sich nach Katzenart an den Wänden, hackt mit den Krallen nach den Pfosten. Sie eilt wieder zur Lampe, um das Öl zu trinken.

Einige Tempeldiener kommen ahnungslos mit Papierlampen in der Hand daher, sie gewahren die erschreckende Silhouette, fallen vor Entsetzen zu Boden, stieben auseinander.

Die Katze aber erhebt sich und nun sieht sie fürchterlich aus. Das Maul ist breit und schwarz, die Augen glühen in schwarzen Ringen, die Züge sind verzerrt, das Haar flattert wild um ihren Kopf. Sie spricht grollend und droht ihnen, daß sie nun sterben müssen, weil sie sie erblickt haben. Ein junger Diener liegt ohnmächtig am Boden, sie schleicht näher und spielt mit grausamer Katzenlust mit ihm. Sie springt, gleitet, rekelt sich, hechelt mit den klirrenden Klauen, und der Körper des Ohnmächtigen windet sich unter ihr wie unter hypnotischen Strichen. Man muß wissen, daß das Volk in Japan der Katze ungewöhnliche Kräfte zuschreibt, sie hat selbst Macht über die Seelen der Toten.

Hier aber eilt der Samurai, aufgescheucht von den entsetzten Dienern, herbei. Die Katze entschlüpft gewandt seinem Schwerte. Der Samurai aber erkennt in ihr die Mörderin seines Vaters an einer Narbe, die sie an der Stirn hat, und rückt ihr tollkühn auf den Leib. Ein zweiter Edelmann eilt mit dem Schwert zu Hilfe. Sie drängen die Katze in einen Winkel des Tempels, sie scheint verloren. Aber plötzlich schreckt sie die Verfolger durch eine drohende Pose zurück und schleudert aus beiden Händen Papierschlangen über sie, ein Geriesel von tausend feinen Fäden, die über die Samurais sinken und sie wie unter einem Netze begraben.

Sie entflieht.

Die nächste Szene zeigt die Verfolgung. Von allen Seiten nähern sich die

Samurais dem Katzenhaus. Drei, vier Katzen, jetzt in Pelzen, mit Schwänzen, erscheinen hechelnd, miauend, fauchend, es wimmelt von Katzen. Sie springen kopfüber durch Fenster und Büsche, bis sie endlich getötet werden. Zuvor aber kletterte eine Katze an einem schräg über den Zuschauerraum gespannten Seil bis an die Decke und hockte dort oben. Eine Katze muß als Katze dargestellt werden!

Diese Szene kann sich mit der vorhergehenden nicht an Schönheit und Großartigkeit messen. Aber sie ist interessant. Denn wie das Stück in die ersten Anfänge dramatischer Dichtung gehört, die ihre Stoffe aus den Mythen entnahm, so zeigt diese Szene deutlich Spuren des Beginnes der Schauspielkunst, die aus Tanz und Akrobatik hervorging.

Ein Stück, diesem ähnlich und nicht weniger großartig ist das des Miijamoto Samonosuke, in dem ein übernatürliches Wesen, eine Kreuzung von Gott und Affe auftritt.

Es behandelt die Fabel von einem Geist, der jedes Jahr ein Mädchenopfer heischt, und die Errettung eines solchen Opfers durch einen kühnen Samurai.

Wenn sich der Vorhang hebt, so gewahrt man einen kleinen Tempel zwischen Gebüschen am Wegrande, einen armen Schrein mit Holzgittern, einer Steinlaterne zur Seite, in der Art wie sie zu Tausenden über Japan ausgestreut sind. Ein paar Holzstufen führen zum Tempel empor und neben diesen Stufen steht eine Kiste. Ferner gewahrt man zwei Balken, dick wie Bäume, die in der Erde vor dem Tempel stecken, etwas schräg und sich oben hinter dem Vorhang verlieren; aber man beachtet sie kaum.

Von rechts treten Priester ein, plappern ihre Gebete, klappen in die Hände, schwingen die Gebetsstäbe mit den Papierschnitzeln am Ende und gehen hierauf über den Blumenweg ab.

Plötzlich beginnen sich die großen Balken, die man kaum beachtete, zu bewegen, der Vorhang steigt ganz in die Höhe, und man sieht den Geist auf hohen Stelzen stehen, eine affenähnliche Erscheinung mit weißgrauen wirren Haaren, die den dicken Schädel umflattern. Der Geist trägt ein langes graues Gewand und macht einen übernatürlichen, mächtigen und erschreckenden Eindruck. Er stampft mit den Stelzen drohend auf und setzt sich in Bewegung. So groß ist er, fünf bis sechs Meter hoch, daß sein Haupt in den Bühnenraum hineinragt. Unerklärlich bleibt es, daß er auf diesen dicken, schweren Wagendeichseln gehen kann! Aber er geht ganz natürlich, er schwingt den Körper auf den riesigen Beinen hin und her, bewegt sich stampfend am Tempel vorbei und wieder zurück, und da er keinen Laut von sich gibt, so erscheint er doppelt unheimlich und man glaubt ein Ungetüm, ein Fabelwesen zu belauschen, das, ohne zu ahnen, daß es beobachtet wird, im Walde sein Wesen treibt. „Saru, saru!" flüstern die Leute (Saru heißt Affe).

Der Geist schlüpft durch den Vorhang und betritt den Blumenweg. Er

stampft durch das ganze Theater, vor und zurück, die Galerien überragend, um hierauf im Gebüsche hinter dem Tempel zu verschwinden.

Das Trüppchen der Priester kehrt über den Blumenweg zurück, hält vor dem Tempel an und plappert abermals Gebete — plötzlich ein verdächtiges Geräusch — ein rasches Klappen von Holzstäben — und die Priester stieben entsetzt auseinander. Einige entfliehen in die Büsche, einer rennt über den Blumenweg. Aber seine Angst ist so groß, daß ihm die Beine nicht gehorchen, er macht riesige Schritte in der Luft, schwingt die Arme, ohne von der Stelle zu kommen. Er tanzt vor Schrecken. Er fällt auf das Gesäß, zappelt, geht während er sitzt, mit Armen und Beinen, das Gesicht verzerrt vor lächerlicher Angst. Das drohende Klappen der Holzstäbe treibt ihn in die Höhe, er tanzt in der Luft, fällt wieder zu Boden, wird abermals aufgescheucht und immer rasender vor Schrecken tanzend, bald gehend, bald sitzend, erreicht er endlich den Ausgang.

Wunderbar deutlich drückt sein Schreckenstanz das Entsetzen aus, das der unheimliche Geist in dem unter seiner Herrschaft schmachtenden Volk verbreitet, und um so begeisterter ist der Empfang, der Miijamoto Samonosuke, dem Befreier, dem Erlöser zuteil wird.

Ja, sei gegrüßt Miijamoto Samonosuke! Mutig und edel siehst du aus!

Mit fliegenden Schritten und verwegener Gebärde betritt Miijamoto Samonosuke den Blumenweg. Er stürmt dahin, eine lohende Fackel in der erhobenen Rechten. Es ist Nacht, in einem Urwald, in einer wilden finsteren Zeit, die von Gespenstern, Dämonen und Ungeheuern erfüllt ist. Eine unvergeßliche Erscheinung! Er trägt ein schwarzsamtnes Wams mit weiten Ärmeln, eine Art goldfarbener gemusterter Pluderhosen, die an den Knöcheln eng zusammengeschnürt und an der Seite der Schenkel geschlitzt sind, zwei Schwerter im Gürtel; er ist barfuß; die Schädeldecke ist oval ausrasiert und blau gemalt, das pechschwarze Haar zu einem Knoten gerafft, von dem ein Büschel in den Nacken herunterhängt. Sein Gesicht ist bleich im Scheine der Fackel, edel, mit besonders schrägen Brauen, schmal und jünglingshaft schön und voll ruhiger Entschlossenheit.

In der Mitte des Blumenweges hält er inne und spricht ein paar harte, eherne, pathetische Worte, seine Augen funkeln, die Fackel lodert, vorwärts!

Er nähert sich entschlossen dem Tempel, leuchtet ihn ab und entdeckt die Kiste bei den Stufen. Er pocht mit dem Schwertknauf darauf und öffnet sie: ein Mädchen, ein süßes Geschöpf in bunten Kleidern mit lieblichem Gesicht steigt heraus. Sie erklärt dem Retter, daß sie als Opfer für den Dämon bestimmt war, sie dankt dem Edlen. (Wie war es doch nur möglich, daß sie in der kleinen Kiste hocken konnte!) Aber Miijamato Samonosuke hat keine Zeit zu verlieren. Er wehrt kurz ihren Dank ab und sendet das Mädchen mit der Fackel fort.

Das befreite Mädchen geht über den Blumenweg ab. Aber so einfach

geschieht dies nicht. Mit einer Fackel muß besonders gegangen werden, und dann muß sie ja auch ihre Freude über die Errettung ausdrücken. So also schwingt sie die Fackel um die Schulter, hält sie wie eine Lanze nach vorn und schwirrt mit kleinen raschen Schritten wie ein Pfeil davon.

Man hört den Dämon, Miijamoto Samonosuke tritt hinter den Tempel, und der Geist auf seinen riesigen Beinen kommt aus den Büschen. Er trägt diesmal einen langen Bambusstab in den Händen und damit stampft er auf die Kiste, um sein Opfer in Besitz zu nehmen. Im gleichen Augenblick tritt Miijamato Samonosuke hervor und hält den Stab fest. Fechterstellung, Schütteln des Kopfes, Verdrehen der Augen — das Publikum spendet Beifall.

Der Dämon selbst zeigt weder Überraschung, noch Furcht, noch Mut, er verharrt in tierischer Gleichgültigkeit. Und der Kampf beginnt.

Armer Miijamato Samonosuke! Du bist so winzig und er so groß. Wie wird es dir ergehen!

Der Geist drängt ihn zurück, Samonosuke stürzt sich zwischen seinen Beinen durch und greift von der anderen Seite an. Der Geist treibt ihn über den Blumenweg, und jetzt erscheint ein blödes Lächeln im grauen Paviangesicht des Dämons: er spielt mit dem kleinen Menschlein, das ihm um die Beine herumläuft. Er ist ja so hoch wie ein Turm gegen den kleinen Samurai. Wunderbare Posen und Fechterstellungen. Samonosuke gelingt es abermals, zwischen den Beinen des Feindes, die ihn zu zerstampfen drohen, durchzuschlüpfen und zur Bühne zurückzueilen. Es ist der Kampf zwischen einem übermenschlichen und zugleich untermenschlichen Wesen, zwischen einem Wesen, halb Gott und halb Gorilla, und einem gewöhnlichen Sterblichen, dem das Publikum atemlos folgt. Der Kampf ist ungleich und heiß. Miijamoto Samonosuke läßt das schwarzsamtne Wams herab, ein prächtiges, rotes, gesticktes Untergewand kommt zum Vorschein. Endlich rafft er alle Kraft zusammen und versetzt dem Dämon einen Hieb ins Bein. Hohoo! Ah — ah — ah! Der Dämon schwankt, dieser Turm neigt sich, und er stürzt langsam der Länge nach zu Boden. (Während er hastig die Stelzen abschnallt, wird die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen kleinen Dämon abgelenkt, der dem Samurai in den Rücken fällt und rasch besiegt wird.)

Unterdessen hat sich der Dämon der Stelzen und seines Obergewandes erledigt, und nun entpuppt er sich als ein gewöhnlicher, grauhaariger, zottiger Affe, dem es Vergnügen macht, mit diesem hitzigen, ungeschickten Menschlein zu spielen. Er springt kopfüber durch die Büsche, ja sogar durch die Gitter des Tempels und die Laterne, er verschwindet plötzlich und taucht ebenso plötzlich kopfüber irgendwo auf, während Miijamoto Samonosuke mit dem Schwerte um sich schlägt. Es wird ihm heißer und heißer. Er läßt das rote Untergewand herab und ein blaues erscheint, er läßt später auch, gänzlich erschöpft, das blaue herab und abermals erscheint ein rotes. Der Affe klettert auf den

Tempel, Samonosuke folgt ihm. Hier passiert ihm das Mißgeschick, daß der Affe ihm das Schwert entreißt. Durch List gewinnt er es wieder zurück. Er macht dem Affen Bewegungen vor, die Saru, seiner Natur gemäß, alle nachahmt. Schließlich macht er die Bewegung des Schneidens, und der Affengreis oben auf dem Tempel schneidet sich in die Pfote und läßt das Schwert fallen.

Durch eine List gelingt es Miijamoto Samonosuke endlich, den Feind zu fassen. Er stellt sich tot und der Dämon kauert sich mit affenhafter Neugierde an seiner Seite nieder. Miijamoto Samonosuke erfaßt und überwältigt ihn.

Der Direktor unserer Truppe, ein ehemals berühmter Frauendarsteller und jetzt noch ausgezeichneter Schauspieler, erzählte mir, daß es etwa 2000 Stücke gäbe! Also 1000 Stücke! Aber auch das ist gewiß noch übertrieben, sicher ist jedoch, daß es eine Legion von Dramen gibt. Ich habe nie in all den verschiedenen Theatern ein Stück, das ich schon kannte, wiedergesehen. Die bedeutendsten sind gedruckt, von vielen aber existieren nur einzelne Abschriften und die meisten erhalten sich durch mündliche Überlieferung.

Der älteste Typus ist das No, ein Gemisch von Rezitation, Tanz, Chor und lyrischen Spielen, den Vornehmen des Landes reserviert. Daraus entwickelten sich die jidai-mono, die historischen Dramen, und die sewa-mono, die bürgerlichen und Sittenstücke, die in den Volkstheatern shibai, Kabuki, gespielt wurden. Sie umfassen schlechterdings alles: das Drama des nackten Menschengeschlechts, das unter Göttern und Dämonen zittert, das Drama der Nation, der einzelnen Stämme, der Familie, des Einzelnen.

Obwohl das Theater heute schon deutlich die Spuren des Verfalls trägt — besonders in den großen Städten — ist es doch noch die einzige Stätte, die Teehäuser vielleicht ausgenommen, die, von alten künstlerischen Traditionen beseelt, Pracht und Größe des klassischen Japan wiederspiegelt. Eine Abendröte, deren verlöschende Glut und versinkende Formenwunder die rote, blendende Schönheit eines Sonnentages zurückrufen, während schon die graue Dämmerung herabsinkt.

Es gibt Stücke, die im Düster vorgeschichtlicher Epochen spielen, wo bärtige, haarige Menschen auftreten, die ungeheure Keulen schwingen, halbnackt, in Felle oder Gewänder barbarischer Pracht gehüllt, mit wilden Raubtiergesichtern und Gorgonenhäuptern, deren Anblick Entsetzen einflößt, wie durch einen Zauber aus versunkenen unverständlichen Jahrhunderten gestiegen; Darstellungen von Kämpfen der eingewanderten Japaner mit den Ureinwohnern, den Ainos. Kämpfe, rasende Kämpfe, und kein Wort wird dabei gesprochen. Nur die Natur spricht. Der Donner. Oder ein Schneesturm hüllt die Kämpfenden in dichte, fast undurchsichtige Schleier.

Wie in dem Spiel von Miijamoto Samonosuke treten in einer Anzahl von Dramen Dämonen und Gespenster auf; und ich habe ein Stück gesehen, in welchem sogar ein Gott (Kami) über den Zuschauerraum hinwegsegelte, an einem Draht; wie eine explodierte Bombe sah er aus.

Am häufigsten aber sind die historischen Spiele, und täglich werden auf tausend kleinen Bühnen berühmte Helden, Schlachten, Szenen aus den endlosen Fehden der verschiedenen Stämme, wird die ganze Geschichte Japans lebendig.

Man betritt ein Theater, wo immer es sein mag, und man wird fast stets das gleiche sehen: ein Samurai, der über den Blumenweg eilt, ein Rat würdiger, steif dasitzender Edelleute, Fechterstellungen, geschwungene Schwerter, Verfolgungen, blutüberströmte Menschen, abgehauene Gliedmaßen. Aber man wird nie müde werden, das zu sehen, hingerissen von der Großartigkeit und Wucht der Darstellung, der Posen, der Schönheit alter Kostüme. Natürlich kennt das historische Drama eine ganze Menge von Abarten, den Zeitabschnitten gemäß, denen die Stoffe entlehnt oder in welchen sie gedichtet wurden. Die Trachten sind verschieden, besonders die Frisuren. In den ältesten Stücken tragen die Samurais die schwarzen Haare lang und offen, in Knoten mit in den Nacken hängenden Büscheln, rasiert in der Mitte und in Strähnen an den Seiten herabfallend, oder nur ein dünner Haarschopf ist auf dem gänzlich rasierten Schädel stehen geblieben. Erst in den Stücken aus neueren Epochen ist die Frisur gleichbleibend. Die Schädeldecke ist ovalförmig ausrasiert, blau gemalt, das Haar zu einem Knopf im Wirbel gebunden.

Die ältesten Stücke führen fast ausschließlich Kämpfe vor, Überfälle, Morde, Racheakte, Bilder aus einer blutigen, gewalttätigen und ungeordneten Zeit. Ich habe Stücke gesehen, wo alle bis auf den Theatergehilfen erschlagen wurden, wo sich feindliche Geschlechter gegenseitig vollkommen abschlachteten.

Aufregende und schauerlich schöne Szenen. Prächtig schon deshalb, weil man soviel Nacktheit sieht, nackte Schenkel und Arme, das Spiel der Muskeln, die Linien geübter, geschmeidiger Leiber. Frauen treten in diesen Stücken selten auf. Zumeist beginnen sie mit einer Versammlung von Samurais; die Feindseligkeit bricht aus, eine Dokumentrolle flattert in der Luft, Verräter werden entlarvt, die Hände fahren an die Schwerter. Verfolgungen. Ein Samurai passiert in der Nacht einen Steg, seine Mörder lauern, stoßen ihn hinab. Ein anderer betritt das Bad, man stößt eine Lanze durch die Wand, er kommt blutend heraus, einen ungeheuren Balken schwingend, und stürzt nackt unter seine Feinde. Der Kampf tobt auf der Bühne, über den Blumenweg, ja selbst im Zuschauerraum. Ich sehe immer noch diese blutüberströmten Menschen in ihren weißen Sterbekleidern vor mir, wie sie sich dahinschleppen, wie sie sich verzweifelt verteidigen und sterben. Das Blut wird durch ein Geriesel von roten Seidensträhnen wiedergegeben; aber es gibt auch blutigrote Gesichter, die über und über von nassem Blute triefen, in Blut getauchte Hände und Arme. Die vielen Toten auf der Bühne würden hinderlich sein. Deshalb werden sie wenn möglich hinausgeschleift, meistens aber laufen sie selbst weg, hinter einer Decke, die ein Theatergehilfe vorhält. Das beeinträchtigt die Wirkung jedoch nicht im

mindesten. Er kämpfte so erschütternd, er starb so tausendfältig, daß er tot ist und bleibt, ob er auch vor den Augen der Zuschauer wieder lebendig wird. Die ganze unerbittliche Grausamkeit jener Zeiten liegt in jenen schrecklichen Szenen, wo nach der Ermordung die Gliedmaßen und der Kopf des Erschlagenen auf die Bühne geworfen werden. Gewöhnlich tritt dann ein Freund des Erschlagenen auf, der den Toten bejammert und dessen verzweifeltes Stammeln, Schluchzen und Gebärdenspiel, wenn er den abgeschlagenen Kopf zwischen den Händen hält, die Mörder mit stummer aber respektvoller Gleichgültigkeit hinnehmen. Ich habe eine unvergeßliche Szene aus einem dieser alten, literarisch primitiven Stücke gesehen: ein abgeschlagener Kopf wurde auf einen Speer gesteckt, und als der Sohn des Erschlagenen kam, begann dieser Kopf die grünen Lider zu heben und die blauen Lippen zu öffnen. Der Speer nämlich stand vor einem schwarzen Vorhang und durch eine unfaßbare Geschicklichkeit hatte der Schauspieler seinen Kopf unbemerkt an Stelle der Maske schieben können. Als dieser Kopf zu sprechen begann, erstarrten wir alle.

Die Stücke der späteren Epoche sind reicher an Vorgängen, komplizierter in den Konflikten und Intrigen, eine Fundgrube für den, der alte Kostüme und alte Sitten kennen lernen will. Heldenmut, tragische Verurteilungen durch Samuraigerichte, Eltern- und Kinderliebe, treue Pflichterfüllung und übermenschliche Opfer sind ihre Themen. Zu ihnen zählt das berühmte Drama von den Siebenundvierzig Ronins, jenen gefeierten Helden, die den Tod ihres Herrn an seinem Verleumder mit solch verschlagener List und bewundernswerter Todesverachtung rächten. Sie alle mußten darauf das Harakiri vollziehen. All diese Stücke zeigen die Tragödien und Konflikte, die aus dem Kodex der Edelleute, bushido — der Weg der Ritter —, hervorgehen, jenem zarten und reinen Ehrbegriff und übermenschlichen Pflichtgebot gegen den Herrn und Fürsten. Sie zeigen jene feinen Formen und Sitten, die bushido verlangt, jene Zartheit und Schönheit einer Kultur, deren Untergang heute besiegelt ist. Wenn das japanische Volk heute das liebenswürdigste und erzogenste Volk ist, so ist das gewiß zum großen Teil auf den Einfluß der Bühne zurückzuführen, die ihm unaufhörlich die herrlichsten Beispiele von Seelengröße und Menschenwürde vorführt.

In diese Klasse von Dramen gehören auch jene Stücke, in denen Kinder die Hauptrolle spielen. Kindliche Fürsten, von dem Intrigennetz feindseliger Zweige ihres Geschlechts umgeben. Sie sind unzählig. Aber süßer und schöner als jene Kinder, ergreifender als sie ist nichts auf der japanischen Bühne. Diese Kinder spielen, obgleich sie kleine Knirpse von zehn bis zwölf Jahren sind, meisterhaft, mit der Begabung ihrer auserwählten Rasse. Sie sprechen mit monotonen gellenden Stimmen, die unausgesetzt wie schrille helle Glocken bimmeln, und benehmen sich vollkommen wie Erwachsene.

Die Verfeinerung der Stoffe bedingt auch eine reichere Ausstattung. Es

erscheinen nun wohl Sänften, Wandschirme, Blumen und Vasen, aber im allgemeinen hütet sich die japanische Darstellung vor einer Überladung der Dekoration. Die szenische Ausstattung ist auf das Nötigste beschränkt und in fast allen Stücken aller Arten die gleiche. Ein erhöhter Raum auf der Bühne, eine zweite Bühne gleichsam, Papierwände, Matten, ein paar Kissen, das ist alles. Die Theater sind alle mit Drehbühnen versehen, auf Bambuspfosten gebaut, die sich lautlos bewegen und zwar zumeist bei offener Szene. Fast immer klingt dabei eine Beziehung zwischen den Personen auf der sich drehenden Bühne und außerhalb Stehenden oder auf dem Blumenwege Abgehenden aus. Das ist sehr reizvoll. Während die eine Szene verschwindet, taucht die andere schon auf. Eine Frau, wollen wir sagen, sitzt auf der Matte und raucht, die Tür öffnet sich und jene Person, die eben über den Blumenweg abging, tritt bei ihr ein. Dadurch wird ein inniger Zusammenhang des Stückes erzielt, was bei der auffallenden Länge der Stücke, die oft zwölf Stunden dauern, doppelt notwendig ist.

Das Haustor wird, wo es nötig ist, durch ein kleines Gitter vorgestellt, das man in der Nähe des Zimmers aufstellt. Die Theaterdiener bewegen sich ganz ungeniert — und es stört auch garnicht — während des Spiels auf der Bühne. Es gibt ein Kleidungsstück eines Darstellers zu ordnen, ein Licht anzuzünden oder einen Toten fortzuschaffen. Bei vielen Szenen, wo ein herrliches Prunkgewand oder das Mienenspiel eines Darstellers besonders gezeigt werden soll, hält ein Diener ein an einem langen Stabe befestigtes Licht vor und folgt damit der Person über die ganze Bühne.

Einmal trat auch ein Pferd auf, kein wirkliches natürlich. Dieses Pferd — ich werde es nicht vergessen! Es war ein Schimmel. Ein Samurai saß in dem steilen kleinen Sattel, das Pferd trabte auf zwei Paar Kulibeinen dahin, es hatte große glotzende Augen, geblähte Nüstern und sah weitaus wirkungsvoller aus als ein lebendiges. Wenn es sich schüttelte und den Kopf mit den starren Augen zur Seite wandte, schien es von mystischer Weisheit und Zauberkräften erfüllt. Es spie Feuer durch die roten Nüstern und tummelte sich, als ob es in die Lüfte steigen wolle. Zuletzt mußte es sich auch bäumen, mit dem prächtigen Reiter im Sattel. Ohne daß es besonders auffiel, wurde ein Draht im Nacken des Pferdes befestigt und daran wurde es in die Höhe gezogen. Der Kuli vorn machte im Innern des Leibes einen Klimmzug und zog die Knie an, prachtvoll, der Kuli hinten dagegen — drehte sich um, sonst würden ja seine Knie falsch gestanden haben.

Die Hintergründe sind stets einfach, meistens schlechte neue Stücke. Am beliebtesten sind Landschaften mit blühenden Kirschbäumen. Häufig werden auch im Hintergrund Scharen brennender Kerzen, die hin und her schwingen, aufgehängt, die Lichter eines festlich beleuchteten Palastes, die Sterne, die Lampen eines Flußfestes oder nur Pracht- und Blendwerk. Alles können sie vorstellen.

Einen Souffleurkasten gibt es bei der japanischen Bühne nicht. Die Ge-

dächtnisse dieser Schauspieler sind zuverlässig und enorm, sodann sind sie ja zumeist auf Improvisation angewiesen. Wenn aber ein Souffleur nötig wird, so kommt er auf die Bühne, eine schwarze Kapuze auf dem Kopf und kauert sich hinter die betreffende Person. Auch das stört nicht im geringsten.

In den alten Stücken tritt meist ein Chor auf, der zur Seite hinter einem Gitter versteckt ist. Stärke und Anzahl der Shamisenen, die ihn begleiten, hängen von der Größe des Theaters ab. Der dumpfe monotone Gesang, mit dem der Chor Szenen und Personen kommentiert, das Klirren der Shamisenen ist von starker Wirkung. In den kleinen Provinzstädten fällt der Chor weg. Dagegen ist der Vorsänger in allen Theatern unentbehrlich. Er hat seinen Platz rechts vom Zuschauer aus auf einem kleinen Altan, einem gebrechlichen Brett, das Gott weiß wie festgemacht ist, etwa in der Höhe eines Mannes über der Bühne. Hier kniet er, links und rechts eine Kerze, vor einem kleinen Pult, zumeist Teegeschirr zur Seite. Neben ihm kauert ein Mädchen oder eine Frau, die die Shamisen spielt, und seinen Gesang und Vortrag mit kleinen sonderbaren GlucksIauten und Schreien begleitet. O — o — a — — iu — o, o — ei — uh —.

Eine wichtige Person ist auch der Mann mit den Holzstäben, deren kurzes scharfes Klappen bei allerlei Gelegenheiten vernommen wird. Er hockt auf dem Boden, unter dem Altan des Vorsängers, sein Instrument besteht aus zwei dicken glatten Scheiten, zuweilen klappt er auch auf ein Brett am Boden. Sein Signal zeigt das Steigen und Fallen des Vorhangs an; ein paar lange Schläge und eine Reihe von kurzen, immer rascher werdenden, begleiten eine über den Blumenweg abgehende Person. Bei dramatischen Wendepunkten klappt er laut und hart und akzentuiert den Vorgang.

Während ich dies niederschreibe, höre ich wieder die endlosen Dialoge der steif und würdevoll sitzenden Samurais. Die Worte dehnen sich, schwellen an, die letzte Silbe wird drohend langgezogen — die Holzstäbe klappen scharf und schrill: die Samurais erheben sich, ein Rütteln der Köpfe, schielende Augen, blitzende Schwerter, Kämpferstellungen.

Das Publikum ist begeistert: rah — rah — ah! ah!

Lyrische Spiele: die Familie eines Samurais tritt ein. Der Herr in einem brennendroten Kostüm, die Frau, einige Dienerinnen und das Kind, ein Töchterchen, geputzt wie eine Puppe. Sie setzen sich im Kreise auf die Matten des Zimmers.

Ein Knabe in der Kleidung der Samurais, ein Schwert im Gürtel, kommt über den Blumenweg. Er reitet, das heißt, er hebt bald den linken und bald den rechten Fuß in die Höhe und schwingt eine kleine Gerte in die Hand. Es ist für die Japaner nicht nötig, daß er wirklich auf einem Pferde daherkommt, sie alle sehen ja deutlich, daß er beritten ist.

Der Kleine mit den Pausbacken nähert sich dem Zimmer, steigt vom Pferde

und führt sich bei der Familie, die ihn ohne jedes Zeichen von Überraschung herankommen sah, rasch durch allerlei lustige Keckheiten ein. Er hat Neuigkeiten mitgebracht, auch eine Art von Bilderbogen hat er dabei, den alle betrachten.

Die Familie geht, der Knabe ist allein und augenblicklich sieht er traurig und bekümmert aus.

Der Vorsänger auf dem Altan erhebt seine Stimme, er tremuliert, schluchzt, klappt mit dem Fächer auf das kleine Pult: ja, seht ihn, den armen Knaben, der ohne Heimat ist und ohne Obdach, eine Waise —

Die Shamisen an seiner Seite klimpert und die Spielerin gluckst und miaut — o — o, iu — mm — iu — mm — o — iu — iuu — o —

Die Frau des Hauses kehrt zurück und bietet ihm ein Mahl an. Aber der Knabe ist zu traurig, als daß er essen könnte. Er spricht. Und plötzlich erklärt er der erschrockenen Frau, daß er ihr Kind ist. Er zieht Belege aus dem Kimono.

Die Frau ist entsetzt, erfreut, erschüttert, ängstlich. Der Knabe erzählt wie der Vater starb und schildert die Strapazen der Reise, er nennt Namen, Namen von Städten, Dörfern, Bergen, Flüssen — soweit kam er, um seine Mutter zu sehen.

Die Mutter weint. Auf ihren Mienen wechselt Seligkeit mit Entsetzen. Sie kann ja den Knaben nicht aufnehmen. Die Ehre des Hauses, ihre Pflicht dem Gatten, dem Töchterchen gegenüber — sie bittet ihn zu gehen.

Der kleine Bursche kauert sich auf die Matte nieder und wiegt traurig den Kopf hin und her. Er ist gefaßt und ruhig wie ein Mann. Aber als die Mutter gehen will, hält er sie am Mantel fest, am rechten Zipfel, links, und versucht ihr ins Gesicht zu sehen, das sie ihm schmerzerfüllt über die Schulter zuwendet. Die beiden sprechen fortan kein Wort mehr, pantomimisch nur sprechen sie.

Der Knabe schlüpft unter den roten Mantel der Mutter und macht darunter eine trotzigzärtliche Pose, die die Mutter mit einem schmerzlichen Neigen des Kopfes erwidert. (Das Bild reißt das Publikum zu lautem Beifall hin.)

Die Frau macht einen Versuch zu entfliehen, der Knabe greift nach ihr, ihr Mantel bleibt in seinen Händen und fällt zu Boden. (Sofort kommt der Theaterdiener in der schwarzen Kapuze herein und faltet den Mantel zusammen, kunstgerecht und umständlich, er tut es vor dem Publikum: so kostbar ist das Kleidungsstück . . .)

Der Knabe aber verläßt langsam das Gemach und steigt die Stufen hinab, um sich zu entfernen. Die Mutter aber konnte es nicht übers Herz bringen zu gehen, sie kehrt zurück. Rührende Posen von beiden. Sie blickt über einen niederen Wandschirm, schüttelt den Kopf, legt das Gesicht schräg, zieht die Augen zusammen und leise Schluchzlaute kommen über ihre verzerrten Lippen.

Der Vorsänger jammert und heult, er reckt den Kopf mit geschlossenen Augen so weit nach vorn als es immer geht, singt, schluchzt, klagt. Seht, so hart ist es für sie, sich zu trennen! Mutter und Kind. Ach, wie sie leiden und sich das Herz zerreißen. Er heult wie ein Hund an der Kette, wie ein betrunkener Bauern=

knecht — so klingt es — aber es ist erschütternd. Er schwingt seinen Fächer in der Luft, klappt auf das Pult. Die Shamisen klimpert. O — o mm — u — a aa — o — o!

Die Mutter trippelt näher, gibt dem Knaben ein zusammengefaltetes Papier. Er öffnet es und wirft die Zehrpfennige zur Erde. Das will er nicht.

Er erfaßt ihre Hand. Er setzt sich auf die Schleppe ihres Gewandes, sie sieht über die Schulter mit verweintem Gesicht zu ihm herab; rührende Posen, ergreifende Stellungen, in denen sie ihren Trennungsschmerz äußern, verzerrt, verrenkt, ein kleines, kaum sichtbares Schütteln des Kopfes, ein Drehen des Halses, ein Zittern der Schultern; wunderbare Bilder.

Der Knabe geht. Sie steigt die Stufen hinab, so hastig, daß sie vergißt in die Schuhe zu schlüpfen und in den Socken hinter ihm hertrippelt. Sie sehen einander endlos lange an, die Köpfe bald nach links, bald nach rechts auf die Schulter gelegt. Man hört Stimmen, die Frau eilt rasch ins Zimmer zurück. (Nicht ohne vorher die Sohlen mit einem Stück Papier abgerieben zu haben, während ihre Schulter vor innerem Schluchzen bebten.)

Wieder steht sie oben und blickt sehnsüchtig auf den kleinen Knirps herunter, der sich über die Augen wischt.

Die Familie des Samurais tritt ein und erstaunt über den Anblick. Zwei Knechte treten auf und stehen drohend vor dem Knaben. Zögernd besteigt er sein Rößlein und tummelt es. Der Vorhang sinkt langsam über die Szene, die Mutter neigt sich weit vor, zum letztenmal grüßen sich ihre Blicke. Der Knabe treibt sein Rößlein an, wendet es immer wieder und wieder, um nochmals zurückzusehen.

Die Bühne ist leer, ein Samurai kommt langsam und nachdenklich über den Blumenweg und nimmt in dem erhöhten kleinen Gemache auf der Bühne Platz. Von links tritt ein zweiter Samurai ein, dick, in prachtvollem Gewand, mit krebsrotem Gesicht. Würdevoll setzt er sich an die Seite des ersten und beide sitzen still, ohne sich zu regen, die Schwerter zur Seite auf den Matten.

Über den Blumenweg naht nun langsam eine Geisha. Schildkrotpfeile wie Radspeichen im prachtvollen, pechschwarzen Haargebäude, einen goldenen Reifen mit klingendem Tand darüber, ein märchenhaftes Gewand. Das Gewand ist rot, hat weite Ärmel und eine mehrere Meter lange Schleppe, und ist über und über mit erhabenen goldenen Stickereien versehen. Ein ganzes Haus ist auf den Rücken gestickt, ein chinesischer Tempel, um den sich zwei ungeheuere Drachen ringeln, deren Leiber, Klauen und Köpfe das ganze Gewand bedecken. Die Augen der Drachen sind aus Glas und ihre Nüstern und Rachen speien Feuer.

In der Mitte des Blumenweges angelangt, hält die Geisha inne und wendet den Zuschauern ihr schmales feines Gesicht zu. Sie kneift die Augen zusammen, macht ein süßes Mündchen, schüttelt unmerklich den Kopf und blickt mit einer kleinen Verrenkung des Halses über die Schulter hinweg. Obwohl von einem

Manne dargestellt, ist sie doch die süßeste, schönste Frau, die man erträumen kann.

Sie nähert sich den Samurais, kauert nieder und neigt die Stirn bis zur Erde. Die edlen Herren erwidern würdevoll ihren Gruß.

Eine Shamisen wird hereingeschoben, die Geisha ergreift sie und setzt sich zum Vortrag zurecht. Ein Diener schlüpft herein und ordnet die Falten ihres Gewandes, denn jede Falte hat ihren vorgeschriebenen Platz. Da kniet sie nun in einem Geknitter von steifen, gotischen Falten, die Schleppe ringsum ausgebreitet, so daß es aussieht, als schwimme sie darauf, die Shamisen auf den Knien, in der lieblichsten Pose, und spielt, zupfend, klimpernd.

Der Sänger auf dem Altan begleitet sie mit halblauter Stimme und das Mädchen an seiner Seite läßt vereinzelte Laute hören, tupfend, hauchend — o — o u — uh — o —

Die Samurais aber sehen ihr ruhig zu. Sie sitzen steif, ohne sich zu regen, nur der Dicke mit dem krebsroten Gesicht scheint von einer immer größeren Aufregung ergriffen zu werden. Die Augen treten aus seinem Gesicht hervor, er wirft prüfende Blicke auf seinen regungslos sitzenden Nachbarn, er schiebt einen kleinen Wandschirm zwischen sich und ihn, um ungeniert die Geisha betrachten zu können.

Die Geisha legt die Shamisen weg. Man bringt ihr das Koto, jenes einundeinhalb Meter lange, mit dreizehn Saiten bespannte Instrument. Sie spielt es.

Man bringt ihr die Kokyu, eine Art von Mandoline, die mit einem Bogen von Roßhaaren gestrichen wird. Sie spielt und zaubert aus den Saiten sonderbar klingende winselnde Töne hervor, wie singendes Glas, schwingendes Silber, Töne, deren Fremdartigkeit und Schönheit das Mark in den Knochen erschauern macht.

Der Sänger auf dem Altan singt von Kirschblüten und Frühlingsnächten, vom Mond und von der Lotos.

Der dicke Samurai mit dem roten Gesicht hat sich weit vorgelehnt, er hält die Hand an das Ohr, er krümmt sich unter diesen Tönen, er ist nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Sein Nachbar dagegen hat sich seit dem Eintritt noch nicht geregt.

Die betörende Geisha legt die Zaubergeige weg, verneigt sich tief vor den Samurais und geht ebenso langsam über den Blumenweg ab, wie sie gekommen ist.

Die Samurais stehen auf und ihre Blicke begegnen sich: sie verstehen einander mit einem einzigen Blicke. Sie fahren zurück und greifen an die Schwerter. Sie werden kämpfen um diese Frau. Sie und ich ebenfalls, auch mit mir bekommen sie es zu tun!

Der Vorhang fällt.

Und erst nach einiger Zeit erwacht das Publikum, Fischer, Bauern, Handwerker und kleine Bürger, aus dem stillen Bann des Entzückens, in den das Spiel sie schlug. —

Heimwärts/ Eine Geschichte von Laurids Bruun

In dem Augenblick, als ich die Tür des Direktionszimmers hinter mir schloß, wußte ich, daß ich noch denselben Abend nach Paris reisen mußte.

Es war ein großer Fehler von mir, daß ich Jensen gegenüber Schaeffers Namen genannt hatte. Sein hastiger Blick über die Brille hinweg brannte mir noch im Gesicht. Ich hatte mich nicht mehr decken können, und wir konstatierten im selben Atemzuge, daß ich mir eine Blöße gegeben, und daß ich wußte, daß er meine Blöße gesehen hatte.

Ich lächelte ihm, den ich „geschaffen" hatte, meine Verachtung ins Gesicht. Er preßte die Lippen zusammen, und wir dachten beide an jenen Dezembernachmittag vor sieben Jahren, als er zu mir ins Kontor kam und um meine Hilfe bat. Ich wußte, daß ich ihn in der Hand hatte, daß ich sein eckiges Schicksal abrunden oder ihn zum Termin in den leeren Raum hinausstoßen konnte. Er war sich dessen voll bewußt. Ich hatte meinen Kopf und den Schreibtisch voll von den Angelegenheiten der Bank, die zu Neujahr eröffnet werden sollte. Ich konnte einen Namen, eine Kreatur gebrauchen. Und da stand nun in meinem Zimmer ein Mann, der keine Wahl hatte und der mir noch dazu dankbar sein mußte. Als er den Kopf beugte und stillschweigend akzeptierte, blitzte es hinter seinen Brillengläsern auf — scharf und kalt wie Stahl.

Dieses Aufblitzen sah ich jetzt zum erstenmal wieder. Das „Weißt du noch", desselben, war es, das jenen Dezembertag zwischen uns heraufbeschwor.

Jetzt stand er da und verweigerte im Namen der Bank zu diskontieren, knapp und streng wie der Geldmarkt, den er repräsentierte.

Der unerhörte siebenprozentige Diskonto, der wie Hagelschaden über die reife Saat des Landmannes von Neuyork und Berlin zu uns gekommen war, gab seinen Worten ein Gewicht und seiner gedrungenen Gestalt ein Rüstzeug von Verantwortlichkeit, daß ich — der Stifter und Vater der Bank, der sich vor der Öffentlichkeit auf dem bescheidenen Platz eines gewöhnlichen Direktionsmitgliedes verbarg — mich am wenigsten dadurch verletzt fühlen konnte.

Jensen, den ich geschaffen hatte, tat nur, wozu ich ihn angestellt und wozu ich ihn — sogar mit Mühe — bei den übrigen Direktionsmitgliedern durchgesetzt hatte.

„Die Kreatur" hatte es vermocht, sich bei meiner zunehmenden Geschäftstätigkeit durch Unentbehrlichkeit freizumachen. Er hatte es verstanden, mich über die Maske von Stillschweigen, die er seit jenem Dezembertag angelegt hatte, hinwegzutäuschen.

Meine Wechsel waren anstandslos diskontiert und prolongiert worden. Selbst der große Kassenkredit, den ich kürzlich für meinen politischen Freund erhob, der

ihn rettete und mir den Dannebrogorden einbrachte, weil sein Fall für die Partei schicksalsschwanger geworden wäre, selbst der war durchgegangen — zwar einige Tage im Direktionszimmer verspätet — aber sonst stillschweigend und glatt durchgegangen; und doch hätte ich selbst, wenn ich der Verantwortliche gewesen wäre, es nicht gewagt.

Jensen ist klug. Jetzt verstehe ich, daß er reinen Tisch zwischen uns machen wollte. Nichts sollte zwischen uns liegen, wenn der Tag kommen würde, der Tag, der jenen Dezembernachmittag ausmerzen sollte, nicht ein Stäubchen, das Haß oder Rache genannt werden konnte, nicht ein Atom von Undankbarkeit. Er wollte nur abrechnen; es war ein Kontokurant mit Nemesis, das saldiert werden sollte; und er trat mit der Prokura für die Firma auf.

Jetzt, da das Hagelwetter der sieben Prozente ihm die Macht in die Hand gab, stand er da — Jensen, den ich geschaffen hatte — und tat nur seine Pflicht. Und sein hastiger Blick über die Brille hinweg, sagte mir, daß er sie um keinen Preis verletzen würde.

Deshalb war es ein großes Versehen von mir, daß ich auf meine Verbindung mit Schaeffer in Paris pochte. Denn Jensen, der durch die Bank alle meine Unternehmungen bis auf den Grund kannte, den Häuserkomplex in der alten Stadt und die großen, unvorhergesehenen Schwierigkeiten damit, die Zementfabrik mit ihrer Scheindividende und all die vielen anderen Sachen, die auf einem verwickelten Zahnradsystem beruhten, das von selbst stehen bleiben würde, sobald nur ein einziges kleines Rad zu schnurren aufhörte, er würde sich sicher auch des „Mißverständnisses" erinnern, das sich bei meiner letzten großen Tratte eingeschlichen hatte, als Schaeffer sich zuerst geweigert hatte zu bezahlen, und der dann, als es mir im letzten Augenblick geglückt war, ihm den Betrag zu senden, telegraphierte, daß seine Weigerung durch ein Versehen seines Bureaus geschehen sei.

O dieser Fehler konnte mir den Hals kosten!

Wenn Jensen jetzt, in dem Augenblick, wo meine Hand den Türdrücker losließ, telegraphisch in Paris anfragen und erfahren würde, daß ich bei Schaeffer gar keine Rechnung hatte, die mich berechtigte, solch großen Wechsel zu ziehen!

Dann würde der Zusammenhang ihm sofort klar sein. Denn der Wechsel, den die Bank heute zu diskontieren verweigerte, lautete ja auf fast denselben Betrag. Es würde ihm klar sein, daß der Entrepreneur, auf den ich den Wechsel für gelieferten Zement gezogen hatte, nur ein Strohmann war, daß die Lieferung fingiert und der Wechsel nur ein Reitwechsel sei, um den Betrag zu verschaffen, der spätestens heute Abend an Schaeffer abgesandt werden mußte, um die Einlösung zu sichern.

Protest würde bedeuten, daß eines der Zahnräder stillestehen und daß mein ganzes, zusammengesetztes Geschäft, das durch meine eigene Bank gestützt, sich

in weniger als fünfzehn Jahren zu einem Turm aufgebaut hatte — nachdem ich, mißvergnügt über das Avancement im Justizministerium, resolut umgesattelt hatte und Rechtsanwalt geworden war — daß das ganze Gebäude, das ich nicht mehr übersehen konnte, kurz vor dem Ziel zusammenbrechen würde.

Das Geld war mir nur Mittel gewesen — der Weg, der zum Ziele führte.

Die Macht — der Einfluß, die an den Fäden kleben, die in einer festen Hand zusammenlaufen, galten mir mehr. Oft hatte ich gefühlt, daß ich sie besaß, eine eigene Wollust, die in dunklen Instinkten wurzelt.

Die Macht aber, die man wie Ehre empfindet — die Macht auf dem höchsten Sitz — die Macht in anerkannten Symbolen, vor denen Menschen sich voller Ehrfurcht neigen — diese Macht wurzelte in meinem Herzen.

Für die in der Ehre sichtbaren Macht war ich bewußt von dem Wege abgewichen, den meine Kindheitsträume und die Sehnsucht meiner ersten Jugendjahre aus dem Dunkel vor mir als meine Lebenslinie erkannt hatten.

Meine kinderlose Ehe war schuld daran. Agnete hatte mir die Verbindung mit alten, ehrengekrönten Familien gebracht, aus denen Einfluß wie Knospen sprießen und öffentliche Vertrauensstellen wie reife Früchte herabfallen, weil der Baum auf der Sonnenseite und geschützt steht. Ich gab ihr statt dessen Luxus und Freiheit unter dem Deckmantel meines Namens.

Es war ein Geschäft wie jedes andere, voller Takt und Verständnis zwischen gebildeten und vollmündigen Personen abgeschlossen. Wir waren uns über das Ziel einig; wir sprachen miteinander wie Kameraden; wir lebten zusammen wie — nun, sie wollte keine Kinder haben.

Unser Heim war eine Musterwirtschaft, zur Nachahmung und zum Neide für viele unseres sehr mondänen Kreises.

Jetzt standen wir vorm Ziel. Gerade jetzt.

Der Dannebrogorden hing schon wie eine kleine Fahne da. Ein verdienstvoller Mann mit einem bedeutenden Geschäft! Eine Stütze für die regierende Partei!

Der Minister für öffentliche Arbeiten war schon seit langem in Ungnade. Nur eine Gelegenheit und ein Ersatz, und er würde abrutschen, lautlaus. Zunehmende Kränklichkeit, Aufenthalt im Süden.

Es wurde bereits so etwas gemunkelt. Mißgunst und Gegenmanöver. Agnete war eine Kraft, mit der man nicht so leicht fertig wurde, dank ihrer Familie, ihrer Schönheit und ihrer blendenden und kalten Intelligenz.

Und alles dies sollte jetzt vorbei sein, weil Jensen — meine eigene Bank — sich weigerte zu diskontieren.

Deshalb mußte ich mit dem Abendzuge Hals über Kopf nach Paris reisen.

Schaeffer mußte helfen. Der kleine muntere Bankier, der voriges Jahr in Monte Carlo seine Liebe auf mich geworfen hatte und der mir nie — „jaimais de ma vie" — vergessen wollte, daß ich ihn durch meine juristische Einsicht aus

Madame Eugénies Klauen rettete, indem ich ihr die kompromittierenden Liebesbriefe abschwindelte.

Schaeffer mußte den Wechsel decken.

Es galt zuerst da zu sein, bevor die Bank telegraphierte.

Hätte ich nur Jensen gegenüber Schaeffer nicht in dem Augenblick genannt, als er hinter meine Blöße sah und erkannte, daß es sich um meine Existenz handelte!

Im letzten Augenblick änderte ich meinen Entschluß. Denn wenn Jensen gleich telegraphiert hatte, welche Antwort hatte er dann erhalten — und welche weiteren Schritte würde er tun?

Ich fand es am ratsamsten, einen Umweg zu machen.

Ich packte das Notwendigste in meine Handtasche, gab der Haushälterin einen Bescheid für Agnete, die Besuche machte: Sie sollte mich nicht zum Mittagessen erwarten; Geschäftsreise nach Gotenburg für einige Tage. Dann ging ich in mein Kontor zurück, wo alles geschlossen war, schrieb denselben Bescheid für meinen ersten Buchhalter auf einen Zettel und legte denselben auf meinen Schreibtisch. Da ich keine Zeit mehr hatte zu Mittag zu essen, kaufte ich unterwegs etwas Schokolade und entschloß mich im letzten Augenblick den Zug 9[03] vom Nordbahnhof zu nehmen, statt des Schnellzuges 9[30]. Von Helsingborg wollte ich dann über Trelleborg — Saßnitz ins südliche Ausland reisen.

Nachdem ich es mir im Kupee bequem gemacht hatte, während die ununterbrochene Spannung der letzten zehn Stunden nachließ, warf ich einen Blick auf den Perron hinaus und begriff im selben Augenblick, aber zu spät, um mich zurückzuziehen, daß es der Blick des Banksekretärs war, Bureauchef Jespersen, der draußen vor dem Wartezimmer stand, der mich veranlaßt hatte, mich umzuwenden.

Im selben Augenblick wurde das Signal zur Abfahrt gegeben. Der Lokomotivführer flötete. Indem der Zug sich in Bewegung setzte, nahm der Sekretär seinen Hut tief ab.

„Guten Abend, Herr Rechtsanwalt!" hörte ich ihn durch das offene Fenster sagen.

Als ich seiner ansichtig wurde, war mir das Blut so gewaltsam zum Herzen gedrungen, daß es schmerzte. In weniger als einer Sekunde war mir die ganze Situation klar geworden. Doch glückte es mir, meine Erregung zu verbergen. Mein Gruß war formell, mit einem leichten Anflug von Erstaunen über seine übertriebene Höflichkeit.

Es glückte mir noch mit einem Seitenblick die Wirkung meines Grußes festzustellen. Jespersen zögerte auf dem Perron mit einem unsicheren, halbverlegenem Blick. Ich hatte seine Berechnungen gestört.

„Alles ist verloren!" — war dennoch mein erster Gedanke, als ich von dem furchtbaren Stoß erschöpft in die Kissen zurücksank.

Ein plötzliches Gefühl von Erleichterung — wie eine geringe und hastige

Lichtveränderung — durchzuckte mich. Dann schlug die Dunkelheit dumpf und quälend über mich zusammen.

Jensen hatte telegraphiert. Der Wechsel war protestiert. Die Diskontobank bereits unterrichtet. Meine Situation war scharf und klar beleuchtet, wie ich mit den Bau- und Zementaktien zu den künstlich in die Höhe getriebenen Kursen dalag, ohne dieselben infolge des äußerst strengen Geldmarktes veräußern zu können.

Krach!

Und das andere — wann würde auch das bekannt werden? Was würde Agnete denken? Sie wußte ja nur die Hälfte — von den „schwierigen" Zeiten, unter denen wir alle zu leiden hatten.

Das Automobil, das ich für sie bestellt, und der Pelz, den sie sich bereits gekauft hatte! Und der Chauffeur, nach dem sie sich hier und dort erkundigte. Heute wollte sie zu Hofjägermeisters, wie sie mir heute Morgen gesagt hatte. Er konnte uns von Nutzen sein. Der Chauffeur war ein guter Vorwand.

Dann nahm ich mich zusammen. Es war ja keine Zeit zu verlieren.

Es war festgestellt, daß ich im Zuge sei. Weshalb sollte Jensen, jetzt, da reiner Tisch zwischen uns war, nicht bis zum Äußersten gehen? Es würde ja nur seine Pflicht tun.

Barmherzigkeit — Dankbarkeit?

Jawohl. Jensen, den ich selbst geschaffen hatte!

Sowie ich meinen Fuß auf die Fähre setzte, würde ich verhaftet werden. Der Vogt war benachrichtigt; und der Sekretär, der die gute Idee gehabt hatte, daß ich den Schnellzug vermeiden wolle — nahm nun selbst den Zug 9.30 und würde vor mir in Helsingör sein. Er würde mit den Wechseln auftreten, mit dem protestierten sowohl wie mit den laufenden.

Verhaftung auf dem Perron! Beim Durchgehen ertappt!

Niemand würde mir glauben — nicht einmal Agnete (ach ja, sie doch vielleicht), daß ich nur auf einige Tage nach Paris wollte, etwa eine Woche. Aber wenn Schaeffer Schwierigkeiten machte — wenn er vielleicht rundweg abschlug — würde ich dann den Mut haben, zum Ruin zurückzukehren?

Ich erhob mich voller Entschlossenheit.

Überall anders, nur nicht heute Abend auf der Fähre. Nicht nach Helsingör. Ich hatte dort keinen einzigen Bekannten, den ich mit dem geringsten Schimmer von Wahrscheinlichkeit aufsuchen konnte.

Es mochte sich ja aber um ein galantes Abenteuer handeln! Darum die Heimlichkeit und die Hast — und das Billet nach Helsingör, obgleich ich unterwegs ausstieg.

Da lag eine Lösung, ein Ausweg — vielleicht der einzige. Dieser würde auch Agnete gegenüber die Situation retten.

Sie wußte ja, was mein Herz bewegte, als wir uns einig wurden, uns zu heiraten, und ich mit dem, was sie Gefühlssimpelei nannte, kurzen Prozeß machte.

Agnete hatte mich seither immer im Verdacht gehabt. Und mit ihrer neckenden Kälte hatte sie mir erst neulich mein „altes Götzenbild" vorgehalten, als ich ihr einen eintägigen Ausflug mit Doktor Francke vorwarf.

Elise —

Wo war es doch gleich? — irgendwo auf dieser Route.

In der Gegend von Hilleröd. Ich mußte die Adresse in meinem Taschenbuch haben. Ich sandte ihr jedes Jahr Blumen zu ihrem Geburtstage. Anonym. Der letzte Tribut an alte Tage.

Ja, so sollte es sein.

Bei Hilleröd wollte ich aussteigen. Von dort wollte ich dann meinem Buchhalter telegraphieren, daß ich einige Tage zu meiner Erholung fortbleiben wolle. Briefe sollten postlagernd geschickt werden. Im übrigen: Diskretion!

Er würde sich einzelner Posten in meinem Kontobuch erinnern, gewisser, mystischer Blumensendungen an dieselbe Adresse. Dann würde er in seinen grauen Bart lächeln, sich wundern, daß ein geschäftiger und tüchtiger Mann noch immer so jugendlich sein könne; und wenn morgen von der Bank Nachfrage kam, würde er im voraus gewappnet sein. Er würde von Überanstrengung sprechen, von einigen Tagen notwendigen Landaufenthaltes. Keine Adresse. Und wenn Agnete mit ihrem Bescheid von Gotenburg ins Kontor kam, würde er eine Verbeugung machen und ganz unwissend tun. Er würde alles verstehen; und Agnete würde seine Diskretion durchschauen, aber sich trösten, wenn der Buchhalter aus alter Gewohnheit das Kassabuch hernahm und fragte, wieviel die gnädige Frau wünsche.

Als ich den Zug in Hilleröd verließ und ohne zurückzublicken durch das Wartezimmer eilte, um das Telegraphenbureau zu suchen, durchfuhr mich plötzlich der Gedanke:

„Aber das ist ja nur eine Galgenfrist!"

Was half es, wenn ich telegraphierte? Keiner von den Eingeweihten würde an eine Erholungsreise glauben.

Jensen würde sofort begreifen, daß ich dadurch nur Zeit gewinnen wollte, um fortzukommen. Alle Ausgangspunkte würden bewacht werden, wenn ich meinen Vorsatz preisgab.

Ein Telegramm von Hilleröd würde nur die Richtung angeben, von wo aus man mir nachspüren konnte.

Nein — nein.

Alles hing jetzt von Schaeffer ab. Wenn er mir nicht durch die Brandung half, würde der Schiffbruch unabwendbar sein. Und würde ich — konnte ich dann zurückkehren?

Dann lieber Ungewißheit für alle. Wenn die Rettung erst gesichert war, konnte hinterher leicht eine Erklärung gefunden werden. Wenn gar keine Nachricht kam, würde man am ehesten glauben, daß ich ihnen entschlüpft sei.

Es mußte glücken. Es sollte. Alles was ich in dem eisernen Streben dieser fünfzehn Jahre aufgebaut hatte, bis ich nun endlich vorm Ziel stand und den Lohn ernten sollte — alles das konnte ja nicht wie ein Kartenhaus umgeblasen werden, weil Jensen, den ich selbst geschaffen hatte, den Wind gegen mich kehrte.

Ich ging vor dem Stationsgebäude auf und ab, bis mein Kopf wieder ganz klar war.

Es wehte ein milder Oktoberwind vom Walde herüber und der Mond, der im Zunehmen war, leuchtete klar und scharfgerändert in der leichten, hohen Luft zwischen zerissenen, fliehenden Wolken, die sich am Himmel jagten und beständig die Form wechselten.

Nach Paris mußte und wollte ich. Aber heute Nacht ließ es sich nicht mehr machen.

Wenn ich in dem kleinen Hotel übernachtete, würde man mich morgen gefunden haben — vorausgesetzt, daß die Sache verfolgt wurde. Jensen konnte in seinem Direktionszimmer sitzen und mich nur mit Hilfe des Telephons ausfindig machen. Das war eine Kleinigkeit für eine Bank.

Selbst wenn ich mir den Bart abrasierte, bevor ich ins Hotel ging, ich würde doch gefunden werden.

Nein — ich durfte hier im Lande nicht gesehen werden, bevor die Sache mit dem Wechsel geordnet war.

Ein Beamter rief drinnen im Wartesaal mit schläfriger Stimme aus:

„Der Zug nach Helsinge und Gilleleje!"

Das hatte ich schon früher gehört. Und plötzlich fiel mir ein Abend im vorigen Sommer ein, als ich hier auf derselben Stelle auf und ab ging und in Agnetens Gesellschaft wartete.

Wir wollten Pfingsten über nach Tisvilde. Volle vierzehn Tage hatte ich mich freigemacht.

Der Wald, der Strand und das Meer, die frische ätzende Luft in der starken Sonne — das alles wogte plötzlich warm durch meine Erinnerung.

Eine Sehnsucht nach Frieden und Ruhe ergriff mich so heftig und innig, daß ich dabei in die Kniee sank.

Im nächsten Augenblick war mein Entschluß gefaßt. Ich glaube, daß es mehr das Herz als der Verstand war, das in diesem entscheidenden Augenblick meines Lebens den Ausschlag gab.

Es schwebte mir etwas von Niels Andersen aus dem Fischerdorf und seinem neuen Segelboot vor, das ich mit eingeweiht hatte, als wir bei steifem Nordwind ganz bis nach Helsingör gekommen waren und den Berg Kullen an der schwedischen Südküste dunkel und kahl hatten liegen sehen.

Ich sah mich am Steuer sitzen wie damals. Ich malte mir eine lustige Tour für den morgigen Tag aus — mit Nahrungsmitteln und Getränken an Bord — während wir auf eines der Fischerdörfer nördlich von Helsingborg zusteuerten; Niels Andersen würde mit der Pfeife im Munde dasitzen und über den Einfall des Kopenhageners schmunzeln.

Ja. Das war der Weg.

Jetzt mit der Bahn durch den Wald nach Helsinge, und morgen mit dem Segelboot um das nördliche Seeland herum.

Der Entschluß stimmte mich fast heiter. Ich atmete die starke Herbstluft in vollen freien Zügen ein, zündete mir eine Zigarre an und eilte zum Billettschalter.

Nachdem ich in Kagerup umgestiegen war, machte ich es mir im Kupee bequem. Ich war der einzige Passagier.

Mein Gehirn war von dem beständigen Wälzen des einen Gedankens ermüdet; und ich fiel in einen Halbschlaf, aus dem ich erwachte, indem die Zigarre mir aus dem Munde fiel.

Ich richtete mich verwirrt auf. Ich war einen Augenblick weit fort gewesen und konnte mich nicht gleich besinnen, wo ich war und wie ich hierher kam.

Ich empfand einen schmerzenden Druck im Hinterkopf, den ich abzuschütteln versuchte. Da kam mir plötzlich die Erinnerung zurück und ich wurde von einer dumpfen Mutlosigkeit ergriffen.

Ich fühlte mich so unsagbar verlassen, losgerissen von allen Beziehungen, im Kopf und Herzen gesprengt, als wäre ich nach einer Explosion, bei der ich nichts anderes als das nackte Leben gerettet hatte, allein in einer endlosen Wüste zurückgeblieben.

Ich mußte mich mit aller Energie aufraffen, um nicht zusammenzubrechen. Und als ich in Helsinge auf dem Bahnsteig stand, neugierig von einem jungen Assistenten betrachtet, den mein Erscheinen aus seiner Schläfrigkeit geweckt hatte, erkannte ich mit plötzlicher Klarheit, daß ich mich verrechnet hatte.

Es war meine Absicht gewesen in Helsinge zu übernachten; aber ich hatte nicht an die Zeitungen gedacht. Morgen würden sie vielleicht schon etwas bringen. Und was noch schlimmer war: der Wirt des Hotels war ein Klient von mir. Ich hatte einen Prozeß für ihn geführt, ihn gewonnen und er hielt mich seitdem im besten Andenken. Ich konnte mich in Helsinge nicht verbergen.

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich mich seiner Gnade anvertrauen sollte. Mein Zutrauen zu menschlicher Dankbarkeit aber war zu gering. Dazu hatte ich sie selbst viel zu oft getäuscht.

So wanderte ich denn ziellos in dem schnell wechselnden Mondlicht durch das Städtchen.

Die Müdigkeit begann sich schwer über meinen ganzen Körper zu verbreiten. Ich fühlte ganz deutlich wie mein Gehirn erschlaffte, während meine Beine

schwer und stoßweise schlenkerten, als seien sie ohne jede Verbindung mit dem übrigen Körper.

Ich ging den Weg, den ich von früher her kannte. Ich war ihn im letzten Sommer mehrere Male gegangen und gefahren.

Ich erkannte einen Giebel, der weiß und breit dalag und zwischen Fruchtbäumen leuchtete, die ich in schönster Blüte gesehen hatte, wie ich mich entsann.

Das Haus dort mit dem niedrigen Ziegelsteindach über einer efeuüberwachsenen Mauer, der Pfarrhof mit dem alten, düsteren Garten — mein Auge streifte alles wiedererkennend und doch drang es mir nicht ins Bewußtsein; das Tor zu meinem Gehirn war geschlossen.

Ich weiß nicht wie lange ich so auf der Landstraße dahintrabte, ohne Ziel, aber mit einer unklaren Absicht, deren Inhalt ich vergeblich festzuhalten strebte.

Durch die stille Einsamkeit kam hinter mir ein Wagen angerattert. Ich drehte mich nicht um und lauschte nur auf den Abstand, der kürzer und kürzer wurde.

Ich vermutete, daß es ein Zweispänner sei und beschloß, daß ich aufsitzen wollte, wenn nur ein Mann im Wagen saß.

Es war ein Bauer, der seinen leeren Lastwagen nach Hause fuhr.

Ich grüßte und fragte, ob ich aufsitzen könne.

Er nickte und machte mir schweigend auf dem Kutscherbrett Platz.

Er fragte und ich antwortete, daß ich nach Tisvilde wolle.

Das traf sich gut. Er sei Besitzer des dritten Gehöftes rechts, eben bevor die Landstraße aus dem Städtchen Tisvilde zum Fischerdorf abbog.

Ich sei vielleicht der neue Weginspektor, der in der Gemeinde erwartet würde?

Nein, das nicht, aber ich sei beim Wegebau. Aus dem Ministerium. Auf der Inspektionsreise. Und auf dieser Landstraße fuhr es sich ja recht gut.

Das interessierte ihn; er benutzte die Gelegenheit, um über den Gemeinderat zu klagen, der Kies liefern sollte und denselben außerhalb der Gemeinde gekauft hatte, obgleich er — mein Kutscher — eine Kiesgrube besaß, die die schönste Ware enthielt, die man meilenweit auftreiben konnte. Aber er hätte sich früher mit dem Vorstand über einige Kälber veruneinigt.

Ich nickte, und stimmte ihm von Amts wegen mit vorsichtiger Zurückhaltung zu. Ja, ja, alles solle untersucht werden und würde sich schon ordnen lassen. Nur Zeit geben. Ich fühlte mich ganz zu Hause in meiner Rolle und merkte, daß er mich für einen prächtigen Menschen hielt, mit dem man ein vernünftiges Wort reden konnte.

Ich versuchte, ihn nach Niels Andersen mit seinem neuen Segelboot auszuforschen, aber der Bauer kannte die Fischer nicht, und war nicht von den Kiesgruben und dem Gemeinderat abzubringen.

Dort, wo der Weg abbog, setzte er mich ab. Es fiel mir rechtzeitig ein, ihm eine Zigarre anzubieten. Dann stand ich hinter einer Pappel und starrte dem Wagen nach, der jetzt auf dem privaten Feldweg davonrumpelte. Wieder allein.

Das Wetter war still und hell. Die Wolken waren ruhiger geworden, die Luft atmete sich leicht und angenehm.

Wieder schritt ich auf der Landstraße dahin, von dem Sitzen auf dem Wagen ausgeruht.

Ich fühlte mich von neuem stark und widerstandsfähig und schritt in der mondhellen Nacht schnell aus.

Ich folgte dem Weg, der zum Fischerdorf führte, den ich voriges Jahr so häufig gegangen war.

Obgleich ich mich zwang, an den morgigen, schicksalsschwangeren Tag zu denken, an die Segeltour zur schwedischen Küste hinüber, so kehrten meine Gedanken doch immer wieder zu den Sommererinnerungen zurück, die klarer und klarer wurden, und selbst die geringfügigsten Dinge hervorleuchten ließen.

Dort drüben lag der Waldsaum wie eine dunkle Masse mit flimmernden Mondscheinskonturen.

Dort war die kleine weiße Villa, hinter der der Fußweg in das junge Gehölz hineinführte.

Der Wald lag festlich und lockend in der stillen, hellen Nacht da, voll von fernem Frieden.

Ohne es eigentlich zu wollen, bog ich in den sandigen Feldweg mit den tiefen Wagenspuren ein.

Auf der einen Seite waren Kartoffeln gepflanzt, mit gelben, verwelkten Blättern, durch die der Sandboden schimmerte. Auf der anderen Seite links schienen es Rüben zu sein; aber es waren magere elende Stümpfe.

In dem bleichen Mondlicht wurde die Kärglichkeit grell und gespensterhaft, gleichsam menschlich hart. Die weiße Erde lachte höhnisch über die unermüdliche Genügsamkeit der Menschen, die ihr so elende Früchte abgezwungen hatten.

Ich dachte an mein elegantes Heim, die weichen Teppiche, die dicken, behaglichen Portieren — unsere Wohnung war nach dem Herbstreinmachen gerade für den Winter instand gesetzt worden — an das festliche Licht unserer neuen elektrischen Krone.

Solche Früchte hatten Agnete und ich, wie so viele andere Stadtbewohner, demselben Boden abgezwungen.

Zum erstenmal seit langen Zeiten fühlte ich von der anderen Seite. In einem tiefen und lebhaften Unbehagen empfand ich die Gleichheit der großen Natur und den großen Unterschied in der menschlichen Gesellschaft.

Der Gedanke überraschte mich. Ich blieb unwillkürlich stehen, um ihn zu widerlegen. Und ich fand schnell zu meinem Trost heraus, daß der große

Unterschied gerade darin seinen Grund hatte, daß die Gleichheit nur eine Artgleichheit sei, wodurch die Ungleichheit der Individuen in Anlage, Willen und Fähigkeiten verdeckt wurde. In der Tier- oder Pflanzenwelt gab es wohl kaum ein Seitenstück dazu. Selbst Söhne aus einer Ehe, die dieselbe Erziehung genossen hatten, konnten himmelweit verschieden voneinander sein.

Ich fühlte mich bestärkt und wollte weitergehen; da aber war es, als griffe mir eine kalte Hand ans Herz.

Es war kein Gedanke, jedenfalls kein vollentwickelter. Es war eher eine Vorahnung, die wie in einer Halluzination aufblitzte.

Ich sah mich selbst in meiner eigentlichen Lage. Es war die Wirklichkeit in ihrer Nacktheit, die sich mir plötzlich wie in einer Vision offenbarte.

Ich sah mich selbst auf der Grenzscheide, ja, eigentlich bereits auf der anderen Seite. Die weichen Teppiche, das Wohlleben und der Überfluß unter dem festlichen Licht der elektrischen Kronen schienen mir bereits fern; ich konnte das alles nicht mehr erreichen, wenn ich die Hand danach ausstreckte.

Aber das auf der anderen Seite — die neidische Kärglichkeit, die elenden Früchte, die aus einer unfruchtbaren, weißen Erde, in einem unfruchtbaren, weißen Licht hervorgeseufzt wurden — das lag mir bereits ganz nah; ich stand sozusagen schon mit beiden Beinen darin, mußte mit des Lebens Notdurft kämpfen; und ich ahnte nicht, wie und wo ich angreifen sollte.

Der Eindruck war so lebendig, daß mir einen Augenblick der Atem stillstand und ich von einem plötzlichen und heftigen Kälteschauer geschüttelt wurde.

Ich raffte meine ganze Kraft zusammen und versuchte von neuem meine Lage durchzudenken, wie sie sich mir in diesem neuen, bitter scharfen Licht, das jede Ausschmückung und Verkleidung durchdrang, offenbarte.

Während ich zwischen den jungen Buchen dahinschritt, deren dürres Laub raschelte, wenn mein Mantel es streifte, und während mein Blick dem Weg folgte, der sich vor mir wie ein weißer Gürtel im Mondlicht schlängelte, sah ich das Gebäude meiner letzten fünfzehn Jahre zusammenstürzen.

Ich sah den Bankerott über meinem Haupte. Ich sah die Schuld wie eine schwere Wolke über meinem ganzen zukünftigen Leben brüten. Ich sah die lichten und lockenden Verheißungen, die bereits so nah gehangen, daß ich sie pflücken wollte, entschweben und in der blauen Ferne verschwinden, wo andere Hände sie griffen — die begehrlichen Hände meiner Feinde, ergriffen sie triumphierend!

Ich sah das, was das Schrecklichste von allem war, das, was jetzt offenbar werden würde — die anvertrauten Gelder, *ihre* Gelder, die durch meinen Fall verloren waren. Ich sah mein Heim aufgelöst, ich hörte Agnetes furchtbares Weinen und ihre hysterischen Vorwürfe. Ich sah einen Einsamen, einen von allem und allen Verlassenen, einen gebrochenen, vielleicht einen gestraften Mann. Und dieser Mann war ich.

Da überkam mich das Entsetzen. Wie ein Wolkenbruch wälzte sich die Verzweiflung, die unbeherrschte, sinnlose Verzweiflung zum erstenmal auf mich herab.

Es gab keinen Halt mehr. Ich hatte jeden festen Griff verloren. Mein Gemüt flatterte wie ein geblendeter Vogel in tiefster Finsternis. Und ich weinte. Ich schluchzte fassungslos, indem ich mit beiden Händen einen Baum umklammerte, der seine dürren Blätter durch die Erschütterung, die mein Schluchzen dem dürren Stamm mitteilte, auf mich herabregnen ließ.

Müdigkeit, eine plötzliche tiefe Ermattung, die einer Ohnmacht glich, brachte mich wieder zur Besinnung.

Ich blickte mich um, erinnerte mich nicht, wie ich hierher gekommen war und erkannte die Gegend nicht.

Ich schämte mich meiner Tränen, als ob jemand sie gesehen hätte.

„Bin ich ein Mann?“ fragte ich, indem ich meine Augen trocknete.

Da vermißte ich meine Handtasche, in der ich alles, was meine letzte Hoffnung ausmachte — Geld, Papiere — aufbewahrt hatte. Ich hatte keine Kraft mehr zu neuer Angst, blickte nur dumpf vor mir auf die Erde.

Sie lag neben meinem Fuß.

Ich nahm sie auf, trocknete sie mechanisch und ging weiter geradeaus.

Ich ging lange mit gebeugtem Kopf, ohne einen Gedanken. Bis ich an einem Scheideweg stand, der in blendender Beleuchtung dalag, weil er von keinen Bäumen beschattet wurde.

Der Mond stand hoch an einem jetzt wolkenlosen Himmel, hoch und durchsichtig, mit einem weichen Grund von grauviolettem Dunkel.

Dort stand eine alte riesige Buche und darunter ragten die Pfähle einer Bank kahl in die Luft, da der Sitz für den Winter entfernt war.

Jetzt wußte ich, wo ich war. In jener Richtung lag das Meer. Dieser Weg führte zur Asserbo-Ruine — und jener südlich um die Tannenplantage herum, zum Fischerdorf.

Ich schlug sofort und ohne Bedenken den Weg zum Meere ein. Mein Gemüt war jetzt von einer instinktiven Klarheit erfüllt. Das Entsetzen hatte es mir eingegeben.

Nicht nach dem Fischerdorf. Nicht zu Menschen. Niemand durfte wissen, wo ich mich aufhielt. Ich klammerte mich von neuem, wie ein Mensch beim Schiffbruch, an die einzige rettende Planke: Schaeffer in Paris.

Bis ich ihn erreicht — bis ich ihm meine Lage dargestellt und gesagt hatte: So ist es! Retten Sie mich oder verurteilen Sie mich! Mein Leben liegt in Ihrer Hand! — bis dahin mußte tiefes Dunkel um mich sein. Niemand, nicht einmal Agnete, durfte meinen Aufenthalt wissen, damit man mich nicht verhindern konnte, das Äußerste zu versuchen.

Wie ich ohne die Hülfe der Fischer nach Schweden kommen sollte, ahnte ich nicht; ich wußte nur, daß ich weder Niels Andersen noch jemand anders, der mich kannte, zu begegnen wagte. Ich mußte mir selbst helfen.

Ich wußte auch, daß bis dahin der Wald mein Heim sein mußte. Ich entsann mich eines historischen Romans, den ich als Knabe gelesen hatte, und des Wortes „Waldpfadsucher" — der arme, friedlose Mann, dessen einzige Zuflucht der tiefe, große Wald war.

Ich lächelte bitter. Einen Wald, der solchen Schutz gewährte, gab es nicht mehr.

Plötzlich mußte ich an den großen Kiefern- und Birkenwald an der Riviera denken. Ich erinnerte mich der würzigen Luft, der steilen Klippenabhänge, der rotbraunen Stämme. Man konnte so weit, weit zwischen ihnen hindurchblicken. Dort gab es kein deckendes Laub, kein heimliches Versteck, ausgenommen da, wo der nackte Urstein zwischen Moos und Nadelteppich durchbrach, und Schutz hinter seinem Vorsprung gewährte.

Da war doch der Wald hier im Lande des Sandes ein besserer Zufluchtsort für denjenigen, der außerhalb stand.

Ich erreichte den Fahrweg. Einen Augenblick blieb ich stehen und lauschte.

Da hörte ich durch die Stille ein gedämpftes, eintöniges Gemurmel. Das war das Meer.

Dieser Laut hat mich seit meiner Kindheit andächtig gestimmt. Auch jetzt ergriff er mich mit feierlichem Ernst und zog mich an sich, als sei es von Anfang an mein Ziel gewesen, dorthin zu gelangen, Aug in Auge mit dem Meere.

Ein Fuchs kreuzte den Weg weit vor mir. Er zögerte einen Augenblick im Mondlicht, dann entdeckte er mich und verschwand in dem dichten, jungen Tannengehölz auf der anderen Seite.

Dieses Lebende, das unerwartet mitten in dem toten Licht auftauchte — die schweigende Wachsamkeit und die eilig flüchtenden Füße, dieses lautlose Getriebe der ewig Verfolgten im Walde, berührte mich wie ein Erlebnis.

Ich fühlte mich auf eine eigene persönliche Weise damit verwandt und wunderte mich gleichzeitig darüber, wie fest die Natur Leben und Leben im Kampf ums Dasein zusammenknüpft. Die Unterschiede verschwinden, und zurückbleibt nur die Brüderschaft zwischen allen Lebenden. Das kam zu mir wie etwas, das ich einst gewußt, aber schon lange vergessen hatte.

Wo der Weg abbog und längst der Küste zum Fischerdorf führte, kreuzte ich den Pfad und ging geradeaus in das zerzauste und verzerrte Gestrüpp von Kiefern und Birken und Tannen hinein, deren armdicke Stämme in seltsamen Krüppelformen auf der Erde krochen.

Manchen frühen Morgen hatte ich mir hier einen Weg hindurchgebahnt, wenn ich ein Bad von offenem Strand aus nehmen wollte.

Die seltsamen Formen und die unablässig knarrenden Laute, wenn der Wind über den niedrigen Dünenkamm streicht, hat der Pflanzung den Namen eines Gnomenwaldes gegeben. Und jetzt in dem Mondlicht, das alle Farben auslöscht und mit seinem toten Schein gleichsam die Dinge selbst tötet, um ihre Schatten lebendig zu machen, streckten die Krüppel ihre verzerrten Glieder im zitternden Schattenspiel über die weiße Erde.

Bei jedem Schritt, den ich machte, war es mir, als ob jemand klagte, als ob ich auf etwas Lebendes träte, das erschreckt und wimmernd aus dem Schlaf aufführe. Die trockenen, halbverwehten Äste wippten in die Höhe, reckten sich und knarrten, sobald ich einen von ihnen berührte. So ruhten sie aufeinander, schlangen sich ineinander, wuchsen ein und aus in einem einzigen weitverzweigten Hebelsystem, das den Laut zu einem Chor von seufzenden und klagenden Stimmen fortpflanzte.

In meinem erschöpfenden Zustand — es war, als ob jeder Nerv bloßläge — zuckte ich wieder und wieder zusammen, blieb mit angehaltenem Atem stehen und lauschte voll Entsetzen, obgleich ich wußte, was es war.

Je tiefer ich in das Gehölz hineinkam, desto schlimmer wurde es. Jetzt, wo ich ganz von den verkrüppelten Bäumen umringt war, konnte ich mich der Eindrücke nicht mehr erwehren.

Es war, als wimmelten phantastische Teufelsgestalten zu meinen Füßen, die sich in Krampfzuckungen wanden und die von dem Schattenspiel auf dem weißen Boden verdoppelt und vergrößert wurden.

Ich zitterte vor Angst, obgleich ich wußte, daß sie grundlos sei, und lief, so gut ich es vermochte, um so schnell wie möglich zu den Dünen zu gelangen.

Das Gewürm wurde kleiner und kleiner. Das Gras, dünn und bleich, wich ganz dem Sande. Als ich endlich die Dünen erreichte und hinter der Verbrämung von Sandhaargras das offene, weite, im Mondenschein glitzernde Meer erblickte, wollten meine Kniee mich nicht länger tragen.

Ich schleppte mich zu der nächsten Vertiefung im Sande, wo der Mondschein breit und scharf über der Höhlung lag. Dort sank ich nieder, zog meinen Mantel fest um mich, schlug den Kragen um die Ohren, löste meine Reisedecke, die an die Handtasche geschnallt war, und es gelang mir noch, sie über meine Füße zu breiten.

Dann streckte ich mich in dem weichen Sand, im Schutze des Dünenrandes, den Kopf im Mondschatten — und schlief fast augenblicklich ein.

Mein letzter Gedanke galt der Schokolade, die ich in der Handtasche hatte. Jetzt erst, wo ich ausgestreckt lag, fühlte ich Hunger; bevor ich mich aber aufgerichtet hatte, um die Tasche zu nehmen, schlief ich ein.

(Fortsetzung folgt)

Theodor Fontane/ Briefe an Theodor Storm

Als vor nunmehr zehn Jahren Theodor Fontanes Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig" erschien, erregte dasjenige Kapitel des Buches, das den Titel „Theodor Storm" führt, nicht geringes Befremden. Dem Dichter hatte der Genosse und Freund alle nur schuldigen Ehren erwiesen, den Menschen aber, besonders den Alltagsmenschen mit erfrischender Unbefangenheit in einem beträchtlich komischen Licht erscheinen lassen. Und zwar waren es hauptsächlich drei Eigentümlichkeiten des einstigen Freundes, in denen Fontane Schwächen erblickte.

Einmal war ihm der schleswig-holsteinsche Lokalpatriotismus, in dem Storm schwelgte, sein politisches Märtyrertum, die vaterländische Opferwilligkeit unbehaglich. Für ihn war das „Husumerei", zu der er auch die gern zur Schau getragene Intoleranz des Friesen gegen das Preußentum rechnete.

Stärker wirkte das zweite Moment. Storm war, als ihn Fontane kennen lernte, nicht bloß ein ausgezeichneter, vollendeter Lyriker, sondern ihm war auch die Gabe verliehen, die gerade bei echtern Dichtern keineswegs immer begegnet, über das poetische Schaffen mit ungewöhnlichem Verständnis Auskunft zu geben. Seine in dieser Zeit geschriebenen, im Eggersschen Literaturblatt veröffentlichten Rezensionen, die durchaus verdienen aus der Vergessenheit gezogen zu werden, bewähren ihn als einen vortrefflichen Theoretiker. Fontane hat denn auch für sein Metier viel von ihm gelernt und er hebt in der Autobiographie ausdrücklich hervor, daß er „bei Behandlung solcher Themata keinen andern so Wahres und Tiefes habe sagen hören". Storm also wußte in jener im ganzen so poesieverlassenen Zeit wie wenige, worauf es in dieser Kunst ankommt. Dies aber machte ihn selbstgerecht oder, um mich fontanisch auszudrücken, überheblich. Sein Lieblingsthema war, „wie feine Lyrik sein müsse", und er hat in nicht gerade zarter Weise seiner kritischen und produktiven Überlegenheit Ausdruck gegeben.

Endlich eine mehr äußere, aber um so amüsantere Verschiedenheit in den Anschauungen beider. Die vielleicht glänzendste Partie in der an stilistischen Feinheiten so reichen Charakteristik, die Fontane von dem Freund entwirft, ist die Stelle, in der er von dem Anstoß berichtet, den Storm an seinem Zynismus nahm. Mit entzückender Schalkhaftigkeit unterscheidet Fontane dort den Himmels- von dem Höllenkuß und nagelt die Gattung der „Weihekußmonopolisten" (welch wunderbares, schlagendes Wort!) fest, zu denen sich Storm gerechnet habe trotz den höchst bedenklichen Dingen und Situationen, die seine Gedichte und Novellen vielfach aufweisen. Im Vergleich zu diesen Gewagtheiten — das läßt Fontane durchblicken — sei er als Schriftsteller im Stande der Unschuld geblieben. Dennoch habe er sich von Storm den Vorwurf einer allzu frivolen Betrachtung der Welt gefallen lassen müssen.

Zu diesem Bilde nun, das Fontane vor zehn Jahren von seinem Genossen entwarf und das ein allgemeines Kopfschütteln erregte, sind wir in der angenehmen Lage, gleichsam die aktenmäßigen Belege hier auszubreiten. Es sind die Briefe, die der Autobiograph an Storm vom Beginn ihres Verkehrs im Frühjahr 1853 bis zum Jahre 1860 gerichtet hat. Die Hauptmomente, die der rückschauende Berichterstatter mehr als vierzig Jahre später, als für ihre Beziehungen bezeichnend, anführt, sie finden sich schon in diesen Episteln. Insofern bilden sie eine Rechtfertigung für die Art, wie Fontane bei der Schilderung des Freundes verfuhr. Man sieht, wie schon den Fontane der fünfziger Jahre der tränenselige schleswigsche Patriotismus Storms mindestens beunruhigt, wie ihm schon damals das Märtyrertum eine kitzliche Sache war. Andrerseits macht Storm aus seiner Voreingenommenheit und Abneigung gegen das Berliner Wesen, das sich später auf das preußische überhaupt ausdehnte, kein Hehl. Er gibt dadurch dem Märker Gelegenheit, für die Bewohner der Hauptstadt in einer Weise die Lanze zu brechen, der man die Erregung des Gekränkten anmerkt. Aber auch Storms „Husumerei" kommt in den Briefen, wenngleich mehr indirekt, zum Ausdruck, wenn er etwa dem neu gewonnenen Freunde einige Jahrgänge eines heimatlichen Kalenders schickt in der Erwartung, ihm mit der Lektüre ein Fest zu bereiten. Er erlebt freilich eine arge Enttäuschung, indem Fontane ehrlich genug ist, diese historischen Aufsätzlein, an denen Storms Herz hängt, für spottschlecht zu erklären. Und gewiß hatte es in diesem Falle bei ihm der Lokalpatriot über den feinen Kenner und Theoretiker vermocht und die Liebe zum Vaterland ihn unkritisch gemacht.

Am interessantesten jedoch ist, daß auch hier die Frivolitätsfrage einen beträchtlichen Raum einnimmt. Die beiden Briefe, in denen über sie verhandelt wird, beleuchten verhältnismäßig am deutlichsten die Differenz der beiden Persönlichkeiten und lassen das Erkalten der Freundschaft ahnen. Wer aber hier der Philister ist, braucht nicht untersucht zu werden. Ich sage: verhältnismäßig am deutlichsten. Denn gerade das verleiht all diesen Briefen einen besonderen Reiz, daß die Gegensätze der beiden Individualitäten im ganzen latent bleiben und sich nicht mit Schärfe offenbaren. Sie schimmern nur durch oder stehn zwischen den Zeilen, wie es das Wesen der Korrespondenz so feiner Naturen mit sich bringt. Erst der Rückschauende, besonders wenn er die Fontanesche Charakteristik des Freundes vom Jahre 1908 kennt, nimmt die Kluft wahr, die beide trennte.

Hat nun aber Fontane mit der spätern Schilderung der Stormschen Persönlichkeit das Richtige getroffen? Diese Frage drängt sich jetzt, da die Briefe vorliegen, notwendig auf. Die Antwort darauf ist schwer und im Grunde noch nicht zu geben. Erst wenn die Gegenbriefe und andre menschliche Dokumente Storms zu gebote stehn, kann sie entschieden bejaht oder verneint werden. Jedenfalls muß bei der Abschätzung des Gesamturteils, das Fontane fällte, in Anschlag ge-

bracht werden, daß, je älter er wurde, er es um so mehr liebte, die Dinge und Menschen von der humoristischen Seite zu nehmen und sie möglichst aufs Komische hin darzustellen. Das Interessante, Pikante und Pointierte wurde ihm die Hauptsache, wie ihm nach eigenem Bekenntnis die Anekdote lieber war als die Geschichte. Weiterhin ist nicht zu übersehen, daß jeder Künstler mit zunehmenden Jahren auf das Typische lossteuert, wobei das Individuelle notwendig zu kurz kommt. So wurde Storm für Fontane zum Typus des romantisierenden Dichters, der den Gegensatz der Alltagswelt zu seiner innern poetischen stark empfand und die Eigentümlichkeiten jener höheren Sphäre unbedenklich in die irdische hineintrug. Das aber ging dem Wirklichkeitsmenschen Fontane durchaus gegen den Strich. Er war nicht bloß für „festes Gesetz und festen Befehl", er war überhaupt der Mann der Ordnung. Aus dieser Auffassung floß der Spott, mit dem er in der Charakteristik die gesellschaftlichen Befremdlichkeiten Storms behandelt. Aus ihr stammt das Behagen, mit dem er seinen „Jean Paulinismus" schildert. Aus ihr die sarkastischen Sätze: „Storm hatte wie so viele lyrische Poeten eine Neigung, alles aufs Idyll zu stellen und sich statt mit der Frage: ‚Tut man das?' oder: ‚Ist das convenable?' nur mit der Frage zu beschäftigen: Entspricht das Vossens Luise oder dem redlichen Tamm oder irgendeiner Szene aus Mörikes ‚Maler Nolten' oder aus ‚Arnims Kronenwächtern'?" Weil aber Fontane, als er die Erinnerung schrieb, die Wirkungen im Pointierten und Typischen suchte, muß man sein Urteil über den Freund cum grano salis nehmen und darf darin keine objektive Schilderung seines Wesens sehen. Fontanes Ideal war überhaupt nicht die Objektivität.

Allein mit dem Wert, den die Briefe als Kommentar zu dem von Fontane entworfenen Charakterbild des Freundes besitzen, ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Sie sind für ihn auch nach andern Richtungen hin bezeichnend und wichtig. Wie lernbegierig erscheint der vierunddreißigjährige Mann! Vor allem aber wie groß ist seine Bescheidenheit und Selbsterkenntnis! Das „selbstgefällige curriculum vitae", das der Brief vom 14. Februar 1854 enthält, ist in Wahrheit nichts weniger als das; vielmehr eine bewunderungswürdig treffende Selbsteinschätzung. Dreißig oder vierzig Jahre später hat sich Fontane genau so beurteilt. Man kann das, was seiner Lyrik fehlt, nicht präziser ausdrücken, als es in dieser Bilanz geschieht. Daß Fontane später, wenn auch nach einer ganz andern Seite hin, seinen eigenen persönlichen Ton gefunden hat, muß hier außer der Betrachtung bleiben. Das eigentlich Lyrische, das, worin Storm exzellierte, besaß er niemals. Daß er das so früh erkannte und unumwunden eingestand, ist ein schöner Zug, und daß Storm trotz diesem von ihm sicher als wesentlich empfundenen Mangel in seiner im Eggersschen Literaturblatt 1855 erschienenen Charakteristik Fontanes ein so tiefes Verständnis für dessen dichterische Natur zeigt und sie mit sichern Strichen schildert, macht ihm und seinen theoretischen Fähigkeiten alle Ehre.

Neben dieser feinen Würdigung des eigenen Selbst nimmt sich ein durch die folgende Zeit glänzend widerlegter Irrtum Fontanes, dessen er sich in den Briefen in der Auffassung einer großen Persönlichkeit schuldig macht, seltsam genug aus. Welches Urteil über Theodor Mommsen! Offenbar hatte er keine Vorstellung von seiner wissenschaftlichen Bedeutung und keine Kenntnis der großen Leistungen, die er damals schon aufzuweisen hatte. Er liest übermütige heinisierende Privatbriefe von ihm und zieht in seinem starken Bedürfnis nach Verallgemeinerung unbedenklich einen Schluß auf das Verhältnis des tief poetischen Naturells zu dem flinken Causeur, zu dem es mit Unrecht bewundernd aufblickt. Vielleicht hatte ihn nur wieder Storms „Husumerei", das (in diesem Fall allerdings berechtigte) Prunken mit einem Landsmann, geärgert und gründlich — in die Irre geführt.

Im übrigen sprechen die Briefe, denke ich, für sich selbst.

Otto Pniower

Sehr geehrter Herr! Berlin, d. 19. März 1853. Luisenstr. 35.

— Die Aussicht, Sie auf ein halb Jahr, vielleicht für immer, hier zu sehn, erfüllt uns alle mit großer Freude. Glauben Sie mir, es ist nicht so kreuzerbärmlich hier, wie unsre Gegner in Süd und Nord gewöhnlich glauben. Das „Berliner Wesen", das einem auf der Straße und in der Kneipe, überhaupt im alltäglichen Leben entgegentritt, ist anfangs ungenießbar. Schärfe, Unverschämtheit, Lieblosigkeit bringen den Fremden um. Aber hinter diesen trostlosen Erscheinungen, die sich aufdrängen, gibt es wohltuende, die sich verbergen, und die man kennen lernen muß, um nicht voll ungerechter Vorurteile uns wieder zu verlassen. Auch unser Bestes, was wir bieten können — ich weiß es wohl! — hat etwas von jener Schärfe, die seit den Tagen des alten Fritz hier in der Luft zu liegen scheint, aber in gehöriger Verdünnung hat diese Schärfe ihren Reiz und söhnt uns zuletzt auch mit den starken Dosen aus, die schließlich (wenn wir dahinter kommen, daß es Senf und kein Sublimat ist) zur Quelle unsres Vergnügens und herzlichsten Gelächters werden. Die Süddeutschen und wir verhalten uns zueinander, wie die „Fliegenden Blätter" zum „Kladderadatsch". Ich glaube, wir sind ihnen um eine ganze Pferdelänge vor. Ihrer baldigen Antwort entgegensehend und unter ergebensten Empfehlungen an Frau Konstanze
Ihr Th. Fontane.

Sehr geehrter Herr! Berlin, d. 11. April 1853.

Heut vor acht Tagen (Montag) traf Ihr „Grünes Blatt" [Erzählung Storms] als paßlicher Begleiter Sr. Majestät des Frühlings bei uns ein, der seitdem alltäglich vom blauen Himmel auf uns herniederlacht. Seine Majestät haben unsren Dank und unsre Huldigung bereits weg — Ihnen, für Ihren Abgesandten, bringen wir beides hiermit dar. Ich hätte Ihnen das umgehend geschrieben,

wenn ich nicht gleichsam die Pflicht gehabt hätte, meinem Privaturteil das unsres Komitees hinzuzufügen. Ich werde in Nachstehendem indes das eigne und fremde nicht auseinanderzuhalten haben, da mit seltener Stimmeneinhelligkeit unser Urteil laut wurde. Die ersten fünfzehn Seiten vortrefflich, ein Kabinettstück, kein Jota zu wenig oder zu viel. Da plötzlich rollt uns die sechzehnte Seite einen Stein in den Weg, vor dem die meisten von uns das Springen sofort aufgaben, während Kugler und ich, die wir im besten Rennen waren und uns nicht Einhalt gebieten lassen wollten, jämmerlich zu Falle kamen. Eh ich jedoch zu den Einzelheiten der uns vorliegenden Schwierigkeit schreite, sei's mir zuvor noch gestattet, ein paar Worte über den Epilog zu sagen, der zwar völlig klar, aber für Geheime Regierungsräte, Schulräte und ähnliche Leute eben nur allzu klar geschrieben ist. Wir waren über den Wert des Gedichts verschiedener Meinung (während ich den Schwung und das Überzeugungsvolle der Verse lobte, fanden Kugler und Bormann die ganze Sache zu allgemein gehalten und deshalb an die Phrase — versteht sich im besten Sinne — streifend), stimmten aber darin alle überein, daß wir es in unsern respektiven Stellungen nicht riskieren könnten, die Äußerungen solches Grimms und solcher Hoffnungen mit auf unsre Kappe zu nehmen. Ich soll Ihnen deshalb — da ein Epilog an und für sich sehr wünschenswert sein würde — proponieren, ob Sie vielleicht geneigt wären, diesen Strophen eine bestimmte schleswig-holsteinsche Färbung zu geben. Das Deutsch-Patriotische kann sich natürlich in den stärksten Ausdrücken äußern, aber was nach der einigen unteilbaren deutschen Republik schmeckt, könnte uns „Beamteten" doch sehr verübelt werden. Sie fühlen dabei vielleicht: „nette Kerle das," aber das Märtyrertum, schon an und für sich eine kitzliche Sache, kann unmöglich von Personen erwartet werden, die teils ausgesprochenermaßen, teils unbewußt au fond de coeur die besten Preußen und Royalisten von der Welt sind ...

Zum Schluß wollen Sie es meinem Redaktionsamte zugute halten, daß ich bei der letzten halben Seite so ausschließlich verweilt und für das kleine Meisterstück im großen und ganzen so gar keine Worte gehabt habe. Aber es ist damit wie mit den Normalstaaten und den Musterfamilien: von ihnen wird geschwiegen und das umschließt das größte Lob. Nur eines: mir ist aufgefallen, daß beim Selbstlesen die Arbeit einen ungleich bedeutenderen Eindruck macht als beim Hören. Es ist, als ob das Auge das volle Verständnis doch besser vermittle. Vielleicht liegt's ganz einfach daran, daß man beim Lesen willkürlich verweilen und alles Schöne sich con amore zurechtlegen und vergegenwärtigen kann, während der Vorleser einem dazu nicht Zeit läßt und wie ein Dampfwagen über die schönsten Landschaften dahinjagt. Der alte Postwagen aber, der überall anhielt, stand nun mal von jeher mit der Poesie auf einem bessren Fuß als die „Lokomotive", die unsre Zeit beherrscht.

Unter herzlichen Grüßen an Sie und die Ihrigen Ihr Th. Fontane.

Sehr geehrter Herr! Berlin, d. 2. Mai 1853.

... Ich habe noch auf Einzelheiten Ihres vorletzten Briefes zu antworten. Besonders am Herzen liegt mir, was Sie über unsre „Berliner Luft" sagen. Sie tun uns unrecht. Ich kann Ihnen darin beipflichten, daß „die goldne Rücksichtslosigkeit" als Naturprodukt andern Orts (am Rhein, in Süddeutschland und ich glaube in Ihrem Eiderlande) besser gedeiht, aber als Bildungsresultat (und als solches fordern Sie dieselbe) kommt — vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Frankreich — nirgends eine so annähernde Verwirklichung der égalité-Chimäre vor wie hier bei uns. Die mannigfachen Kräfte unsres Staats wie unsres gesamten Lebens rivalisieren nicht untereinander, und keiner drängt sich vor. Es gibt nirgends in der Welt, auch in Frankreich nicht, so wenig eine „exklusive Gesellschaft" wie hier bei uns. Geburt, Reichtum, Rang, Talent und Wissen vertragen sich hier in wunderbarer Weise, und Graf Arnim, mit einem halben Fürstentum hinter sich, verkehrt mit dem Lokomotivenbauer Borsig oder mit Professor Dove völlig ebenso wie mit seinesgleichen. Ja, ich muß es bekennen, wir haben von diesem Nivellement zu viel und kranken an einer Impietät, die bereits der Ankergrund war und wieder sein wird, drauf die Revolution (bei uns ein reiner Einwanderer) ihre Haken auswirft.

Sie fordern weiterhin im Gegensatz zur Geschmacksbildung eine sittliche Bildung, eine Bildung des Gemüts, die gelegentlich Opfer zu bringen und ein Märtyrertum zu schaffen versteht. Glauben Sie wirklich, daß wir dieser Kräfte bar und bloß sind? Dann wäre unser letzter Tag gekommen. Die Stadt Berlin stellte außer den Linientruppen, die bereits verschiedne Regimenter bildeten, im Jahre 1813 zehntausend Freiwillige, und die Bevölkerung der Stadt betrug damals nicht voll 180 000. Schleswig-Holstein in Ehren, aber das haben sie uns noch nicht nachgemacht. Das Volk hier hat eine echte und wahre Opferfreudigkeit; — auch die sogenannten „Gebildeten", ja sogar die „Berliner Kinder" (was in vielen Stücken eine unleidliche Sorte ist) haben davon, vorausgesetzt, daß es was gilt.

Wir haben uns wie Franz Moor (nur auf andrem Terrain) „nie mit Kleinigkeiten abgegeben"; aber wenn es — und diese Tage haben vielleicht schon den Klopfer an unserer Tür — über kurz oder lang wieder die großen und ewigen Dinge des Lebens gelten wird: Freiheit (nicht das Barrikadenkind), Unabhängigkeit, Glauben, Sitte, Familie, dann werden wir auf dem Platze sein, wie's unsre Väter waren, und den Beweis führen, daß wir fürs Leben auch zu sterben wissen. — Und nun nichts mehr davon! Man darf uns schlechterdings nicht mit unsrer Politik (die das kastrierte Produkt einzelner guter, aber dennoch aus der Art geschlagener Leute ist) verwechseln. Was uns fehlt, ist Feinheit, Liebenswürdigkeit und die rechte Liebe überhaupt. Doch an Bravheit fehlt es

uns nicht, ebensowenig wie an allen möglichen Resultaten der Bildung. Aber freilich die Bildung, die so viel kann, kann nicht alles, nicht das Letzte und das Höchste, und das fehlt uns. Wir sind innerlich freier als die Engländer, aber haben — ihren Egoismus und — da liegt's!

Und nun unter herzlichem Gruß Ihr Th. Fontane.

Sehr geehrter Herr! Berlin, d. 13. August 1853.

Noch ganz unter dem Eindruck Ihres schönen Gedichts „Abschied" setz' ich mich nieder, um Ihnen zu schreiben und — zu danken. Ich las es mit meinem Jungen auf dem Schoß, während so schöne frische Luft durchs Fenster wehte (ich wohne zum Glück drei Treppen hoch), wie sie Berlin nur irgend aufzubringen weiß. Ich kann Ihnen garnicht sagen, wie wohl mir in dieser Zeit der fabrizierten Poesie Ihre wirkliche, herzgeborne und =gebotne tut. Um sofort aus Ihnen zu zitieren: Ihre Lieder sind „Pulsschläge Ihres Lebens", woran man — ohne ein besondrer Doktor zu sein — sofort herausfühlen kann, daß das Blut voll und gesund, ich möchte sagen deutsch, durch Herz und Adern geht, während die Lieder unsrer Dutzendlyriker nur die Pendelschläge zweier Beine sind, wofür unsre liebe Sprache den Ausdruck hat: einen Esel zu Grabe läuten. Wer dabei der Esel ist, die Lyriker selbst oder das Lied, das sie eben zusammenbimmeln, oder das Publikum, das ihnen andächtig — als wären es Kirchenglocken — zuhört, laß ich ununtersucht. Doch nun wieder zu Ihrem Gedicht. Ich bin doch für die dritte Strophe und werde sie nur fortlassen, wenn Sie drauf bestehn. Die Deutlichkeit des Gedichts gewinnt dadurch außerordentlich. Wenn man nicht weiß, daß Theodor Storm in Husum lebt und auf dem Punkte steht, Schleswig zu verlassen; wenn man ferner nicht weiß, daß das Meer in der Ferne braust, daß der Dichter eine liebenswürdige Frau hat, die Konstanze heißt, und vor vier Wochen seinen Jüngsten hat taufen lassen, so ist es nicht ganz leicht, sich sofort in einem derartig reich belebten Gemälde zurechtzufinden. Und man darf Dinge nicht streichen, die für den Eingeweihten zwar fehlen dürfen, für das Verständnis des Draußenstehenden aber von Wichtigkeit sind. Sie antworten mir vielleicht: man schreibt eben für einen Kreis Ausgewählter und nicht für die Schafherde (die ihrem Leithammel folgt), welche sich „großes Publikum" nennt; aber das ist doch nur zum Teil richtig, und es ist mindestens unklug, wenn nicht geradezu verwerflich, der großen Masse vornehm den Rücken zuzukehren. Der Instinkt von Gevatter Schneider und Handschuhmacher ist ein viel feineres und beherzigenswerteres Ding, als unsre Odenschreiber (Platen) sich träumen lassen. Den kommenden großen Dichtern muß und wird es ein Fingerzeig sein, daß man ein Dutzend deutscher Novellisten über Eugen Sue und Konsorten vergessen konnte. — Um noch einmal auf diese dritte Strophe zurückzukommen: sie hat etwas vom Leitartikelcharakter und

kann deshalb manchen wie Phrase berühren. Aber alles, was Phrase geworden ist, war anfänglich (in den meisten Fällen) eine Wahrheit, ein beherzigenswerter Grundsatz, und Scherenberg sagte mir einmal überaus fein: Dichter sein heißt, das Triviale wieder in seine ursprüngliche Schönheit einsetzen. Ich halte viel von dieser Definition und dem nicht neuen Gedanken

Nennt nur das Leben eures Volkes Lüge
Und die Begeistrung, die euch einst beseelt

haben Sie wieder zu seinem Rechte verholfen, ihm die poetische Weihe gegeben.

Ihr Th. Fontane.

Lieber Storm Berlin, den 6. Oktober 1853.

... Für die vier Jahrgänge des Schleswig-Holsteinischen Volkskalenders meinen schönsten Dank. Ich las gleich gestern tüchtig darin, und allerhand Dinge drängten sich mir dabei auf. Im großen Ganzen (Sie wissen, wie sehr ich Ihr Land und Volk und jeden charakteristischen Ausdruck beider liebe) machen die Bücher keinen günstigen Eindruck. Ob der Stoff dünn geflossen ist, oder ob die Redaktion ungeschickt war, laß ich dahingestellt sein. Wenn ich mir z. B. die historischen Aufsätze betrachte, so muß ich sagen: sie sind weder historisch noch poetisch interessant. Um jenes zu sein, dazu sind die Dinge zu klein, zu ungewichtig, und fürs poetische Interesse entbehren sie teils der Details, teils alles Reizes und Geschicks der Darstellung Z. B. Jahrgang 1848 „Fehmarnscher Heldenmuth". Ja, wie die Sache da liegt, ist sie kaum so interessant wie eine detaillierte Wirtshausprügelei. Solche Balgereien hat es überall gegeben, und sie werden erst von dem Augenblick an etwas, wo sich der rechte Mann darüber her macht. Dieser „rechte Mann" fehlt aber in den Büchern. „Hörnum auf Sylt" — was wäre das für ein Stoff in Händen eines Dichters gewesen! Das hätte man, bei rechter Darstellung, mit aufgerissenen Augen wie die Bürgersche Leonore hören oder lesen müssen. So ist es nichts, zum Schluß hin sogar eine bare Albernheit. — Was Ihre Beiträge angeht, so hab ich mal wieder recht gefühlt, wie wichtig es ist, wo man steht. Ich kann mir für Sie nicht leicht einen schlechtren Platz denken. Sie wissen, wie sehr ich Ihre Sachen liebe, aber ich habe das bestimmte Gefühl davon, daß ich — wenn ich Ihre erste Bekanntschaft in diesem Kalender gemacht hätte — ruhig über die Sachen hinweggegangen wäre. Ein feiner Kopf braucht — wie der witzige — eine ihm verwandte Umgebung, um sich als er selbst zu zeigen. Wenn ein dummer Mensch etwas Kluges sagt, glaubt man nicht recht daran. Sie irren in dem Buch umher und können nirgends ein paßliches Unterkommen finden.

Seit vorgestern sind die Kuglerschen Damen wieder da, seit gestern Paul Heyse. Ich traf heute die ganze Gesellschaft. Ist doch ein reizender Junge, dieser fahrende Schüler. Bin sehr gespannt, wie Sie ihn beurteilen werden,

denn er ist keineswegs nach jedes Geschmack. Merckel liebt ihn gar nicht sehr. Man muß seiner Genialität vieles zugute halten und tut's. Wer aber diese Genialität bezweifelt, mißt begreiflicherweise mit einer Elle, die dann dies und das zu kurz befinden läßt. Man muß bei ihm gar nicht messen, sondern blind hinnehmen. . . . Th. Fontane.

Lieber Storm Berlin, d. 11. Oktober 1853.

. . In den letzten acht Tagen hab ich die Mehrzahl der Mommsenschen Briefe gelesen, sie sind reizend, aber ich habe ein vages Gefühl davon, als ob Sie sein Talent überschätzten. Ich will mal wieder, auf die Gefahr hin, trivial zu werden, eine allgemeine Bemerkung machen. Geistreiche, witzige, zungen- und federfertige Menschen imponieren einem tiefpoetischen Naturell, das aber aller improvisatorischen Gaben, aller Flinkheit in Leben und Kunst entbehrt, sehr oft und bestimmen es, weil es in Suade und Witzen und geistreichen Einfällen und mehr pikanten als wahren Anschauungen nicht mit kann, sich für geringer und kleiner zu halten, während solch „fixer Kerl" doch eigentlich nur der Mann ist, der mit seinem einen lumpigen Dukaten den ganzen Reiter zu übergolden versteht. — Mommsen nennt sich selbst ein Redaktionsgenie, und das scheint er zu sein. [Im Jahre 1848 redigierte Mommsen in Rendsburg die „Schleswig-Holsteinische Zeitung".] Aber all das andere schmeckt doch mehr nach Heine als wie nach einer originalen Natur. Halten Sie mal den einfachen Mörikeschen Brief daneben! Vielleicht bin ich Partei, weil ich im innersten Kern die Richtung nicht leiden kann, die Mommsen in Politik und Religion zu verfolgen scheint.

Nun herzlichen Gruß an Sie, lieber Storm, und alle die Ihrigen, groß und klein, von Ihrem Th. Fontane.

Lieber Storm Berlin, d. 14. Februar 1854.

. . Nun ein paar Worte über mich, die Ihnen für Ihren Aufsatz vielleicht einige Anknüpfungspunkte bieten. Von Kindesbeinen an hab' ich eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie gehabt. Ich darf sagen, daß diese Neigung mich geradezu beherrschte und meinen Gedanken wie meinen Arbeiten eine einseitige Richtung gab. Als ich in meinem zehnten Jahre gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich ganz stramm: Professor der Geschichte. (Dies ist Familientradition, die es erlaubt sein mag zu zitieren.) Um dieselbe Zeit war ich ein enthusiastischer Zeitungsleser, focht mit Bourmont und Duperré in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbei war. Seitdem sind dreiundzwanzig Jahre vergangen, doch weiß ich noch alles aus der Zeit her. — Dann kam ich aufs Gymnasium. Als ich ein dreizehnjähriger Tertianer und

im übrigen ein mittelmäßiger Schüler war, hatt' ich in der Geschichte solches Renommee, daß die Primaner mit mir spazieren gingen und sich — ich kann's nicht anders ausdrücken — fürs Examen durch mich einpauken ließen. Zum Teil war es bloßer Zahlen- und Gedächtniskram, doch entsinne ich mich andrerseits deutlich eines Triumphes, den ich feierte, als ich meinen Zuhörern die Schlachten von Crecy und Poitiers ausmalte. 13½ Jahre alt kam ich auf die hiesige Gewerbeschule, wo gar kein Geschichtsunterricht war, und ich mich aus diesem und hundert anderen Gründen unglücklich fühlte. Meine Neigung blieb indes dieselbe. In meinem fünfzehnten Jahre schrieb ich mein erstes Gedicht, angeregt durch Chamissos „Salas y Gomez". Natürlich waren es auch Terzinen; Gegenstand: die Schlacht bei Hochkirch. Zwei Jahre später, als ich schon Apotheker war, leimte ich ein kleines Epos zusammen: Heinrich IV. Und das Jahr darauf schrieb ich meine erste Ballade, die ich vielleicht, ohne Erröten, noch jetzt als mein Machwerk ausgeben könnte. Die Ballade hieß „Vergeltung", behandelte in drei Abteilungen die Schuld, den Triumph und das Ende des Pizarro und wurde unter Gratulationen von dem betreffenden Redakteur in einem hiesigen Blatte gedruckt. In meinem zwanzigsten Jahre kam ich nach Leipzig, was mir damals gleichbedeutend war mit Himmel und Seligkeit. Es kam die Herweghzeit. Ich machte den Schwindel gründlich mit, und das Historische schlug ins Politische um. Dem vielgeschmähten Tunnel verdank' ich es, daß ich mich wiederfand und wieder den Gaul bestieg, auf den ich nun mal gehöre. Das Gedicht „Towerbrand" machte eine Art Sensation (ich schrieb es nach meiner ersten englischen Reise, noch voll von Londoner Eindrücken) und entschied gewissermaßen über meine Richtung. Was ich nach jener Zeit schrieb, liegt in den „Gedichten", in den „Männern und Helden", in der „Rosamunde" und in den neuesten Argobeiträgen zum größten Teil Ihrer Beurteilung vor. Meine Neigung und — wenn es erlaubt ist so zu sprechen — meine Force ist die Schilderung. Am Innerlichen mag es gelegentlich fehlen, das Äußerliche hab' ich in der Gewalt. Nur so wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiet' ich über Kräfte, die mir sonst fremd sind, wie jener, dem auf heimatlicher Erde die Seele wieder stark wurde. — Das Lyrische ist sicherlich meine schwächste Seite, besonders dann, wenn ich aus mir selber und nicht aus einer von mir geschaffenen Person heraus, dies und das zu sagen versuche. Diese Schwäche ist so groß, daß einzelne meiner frühsten Balladen (Schön-Anne; Graf Hohenstein und einige andere) nichts andres sind als ins Balladische transponierte lyrische Gedichte. Namentlich ist das zweitgenannte ganz subjektiv, was ich so schrieb, weil ich nicht anders konnte. Daß das Ding nichts taugt, ist gleichgültig; ich will nur zeigen, wie ich verfuhr. — Und nun genug! Th. Fontane.

Nachdem der Brief fertig ist, nehm' ich Anstand, Ihnen das Machwerk zu schicken. Es ist eigentlich ein selbstgefälliges curriculum vitae, nicht aber das,

was Sie fordern. Halten Sie mir dies Durchbrennen einer egoistischen Regung und das aus dem Auge Verlieren der eigentlichen Aufgabe zugut. Was fehlt, hol ich nach. —

Mein lieber Storm Berlin, d. 11. April 1854.

Letzten Donnerstag ist der kleine „Unterirdische" an Zahnkrämpfen gestorben und seit Sonnabend in Wahrheit im Unterirdischen. Außer Vater und Mutter wohnte ein besoffner Leichenkutscher und die untergehende Sonne dem Begräbnis bei. Der Kreis der Erlebnisse ist nun so ziemlich geschlossen, nur das eigne Sterben fehlt noch.

Meine Frau ist sehr angegriffen, weshalb wir übermorgen einen Ausflug zu meiner Schwester ins Oderbruch machen wollen. Nächsten Mittwoch kommen wir zurück . .

Herzliche Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von Th. Fontane.

Mein lieber Storm Letschin im Oderbruch, d. 17. April 1854.

. . Seit fünf Tagen bin ich nun mit Frau und Kind hier: riesige Napfkuchen und blaue Veilchen, Sonnenschein und Glockenklang laben abwechselnd alle Sinne, und ich fühle ordentlich, wie ruckweise der Alp von Leib und Seele rutscht. Erst unter natürlichen, wohlhabenden, sorglosen und freien Menschen fühlt man so recht, welch ein stellenweis erbärmliches Leben man in unsern großen Städten und unter unsern kleinen, dürftigen Sechserverhältnissen führt. Allerdings möcht' ich nicht tauschen. Unser geistiges Leben hat eine Süße, von dem ich unfähig wäre, mich zu entwöhnen, aber inmitten eines *äußerlichen* Behagens, das bei 35 Talern monatlichen Gehalts schlecht zu kultivieren ist, wird einem wenigstens fühlbar, daß das Glück, das man genießt, nur ein halbes ist, ein schwererkauftes, dessen Einsatz oft höher ist als der Gewinn. Es ist wunderbar, in wie nahen Beziehungen Menschenglück und Putenbraten zu einander stehn, und welche Püffe das Herz verträgt, wenn man jeden Schlag mit einer Flasche Markobrunner parieren kann . .

Meine Frau grüßt Sie und Ihre verehrte Konstanze aufs herzlichste; so tu ich. Ihr Th. Fontane.

Lieber Storm Pfingstsonntag, d. 4. Juni 1854.

Wenn es bei Ihnen in Potsdam so wacker vom Himmel gießt wie hier bei uns, so werden Sie sich, gleich mir, darüber trösten, das Fest der Freude in häuslicher Stille verleben zu müssen. —

Was ich übrigens heut versäume, hol' ich recht bald nach, und wir wollen dann am Heiligensee oder in den Laubgängen von Sanssouci einen stillen Sonntag verplaudern. Bei Ihnen auf dem Zimmer lesen wir dann die Sorren-

tiner Idyllen [in Paul Heyses Buch: Hermen] gemeinschaftlich. Ich kenne nämlich nur die ersten, da meine Frau, die sich jetzt dem allgemeinen Heysekultus auch angeschlossen hat, das Buch mit eingepackt und zum Gegenstand von Vorlesungen in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit gemacht hat. Was ich von den Idyllen kenne, ist glänzend. Einer meiner Bekannten meinte indes, „sie seien kokett, die Unbefangenheit fehle, und der Dichter schiene mit jeder Zeile sagen zu wollen: seht mal, wie reizend ich bin". Ich glaube nicht, daß er recht hat, doch läßt sich's hören. Die alte Heyse sagte neulich ganz ernsthaft: ich las Pauls Idyllen heut früh zum siebenten Male; ich finde immer neue Schönheiten. Mir fiel dabei Lamartine ein, der von seinem eignen Buch versicherte, es zum vierten Male gelesen zu haben und durch immer neue Gedanken überrascht worden zu sein. Nur die Lumpe sind bescheiden. Man sollte auch das Maul immer tüchtig voll nehmen.

Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.

Hie und da lacht einen wohl der eine oder der andere aus, aber das darf nicht genieren.

Ich brauch Ihnen wohl nicht zu sagen, daß das Vorstehende nicht gegen Paul gerichtet ist, den ich in gleichem Maße liebe und verehre. Vielleicht aber ist es gegen die Anbetung gerichtet, die jetzt hier und dort etabliert wird.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und verleben Sie mindestens einen schönen zweiten Feiertag. Wie immer Ihr Th. Fontane.

Lieber Storm Kränzlin b. Neu-Ruppin, d. 20 Juni 1854.

Die schönsten Grüße mit der schlechtesten Feder von der Welt! Warum ich Ihrer freundlichen Einladung auf Sonntag nicht Folge leisten konnte, hat Ihnen der Poststempel gesagt. Ich bin seit zehn Tagen hier auf dem Gute eines meiner Freunde und freue mich der stillen, weichen Luft, die sich mir — Sie wissen, ich bin nicht eben sentimental — mitunter wie Balsam ans Herz legt. Man lernt nicht viel dabei, aber man düngt sozusagen seine Seele wieder, daß sie wieder fähig wird, ein Samenkorn aufgehn zu lassen. Potsdam ist schön, aber Sie haben mit Ihrer Betrachtung über die Natur als Kunstprodukt nur allzurecht, und ich begreif' es, daß Sie sich nach einem vollen Zuge Husumer Seeluft oder nach den Thymianhügeln von Segeberg sehnen, die mir durch die duftenden Rutschpartien Ihrer sicherlich schönen Schwägerinnen ewig unvergeßlich bleiben werden . .

Theodor Mommsen geht von Zürich nach Breslau, wie ich vor drei Tagen in der Vossischen las. Ich ging am liebsten nach Mexiko oder würde Pfeifenträger bei Omer Pascha, denn es behagt mir die Pfennigwirtschaft eines deutschen Zeitungs- und Balladenschreibers ganz und gar nicht mehr. Der Bibelspruch: Sehet die Lilien auf dem Felde an usw. bewahrheitet sich zwar an mir jeden Tag,

denn der himmlische Vater ernähret mich wirklich, aber „fragt mich nur nicht wie" schließt Heine sein Lied und ich diesen Brief.

Tausend Grüße Ihnen und Ihrer lieben Frau von Ihrem Th. Fontane.

Lieber Storm Berlin, d. 25. Juli 1854. (Historischer Kalender: Idsted).

„Mich schuf aus gröbrem Stoffe die Natur!" Ich kann Ihnen nicht leugnen, daß ich mich heut früh nach Eintreffen Ihres Briefes bei apart guter Laune befunden habe. Schon dafür bin ich Ihnen dankbar; aber auch dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen und Ihrer lieben Frau meine freundschaftliche Hochachtung zu versichern und mein Bedauern darüber auszudrücken, daß im Übermut ausgesprochene Worte Sie beide verletzt und irre an mir gemacht haben. „Man soll nicht Anstoß geben" ist eine jener Regeln, mit denen auch ich es halte, wiewohl ich im allgemeinen einer von der Opposition bin und die Ausnahmen liebe. Seien Sie versichert, daß ich hinfort mehr auf meiner Hut sein und Bemerkungen verschlucken werde, von denen ich jetzt weiß, wie Sie sich dagegen verhalten.

Nach dieser gründlichen Revozierung und Abbitte (der eine wahre Gedächtniskasteiung vorausgegangen ist, um die corpora delicti noch wieder ausfindig zu machen) bitt' ich es mir nicht als norddeutsche Dickköpfigkeit auszulegen, wenn ich bei aller Nachgiebigkeit im Einzelfall doch aufs bestimmteste erkläre, gerade so bleiben zu wollen, wie ich bin, und mir nicht einen Charakter wegdisputieren oder wegratschlagen zu lassen, der seine sittliche Berechtigung hat troß einem. Ich habe nicht Lust, hier den deutschen Biedermann par excellence zu spielen, aber ich darf mit gutem Gewissen behaupten, daß ich von Natur offen, ehrlich unverstellt und ein lebhaftes, unterm Einfluß der Minute stehendes Menschenkind bin. Ich hab es noch immer nicht gelernt, mich im Zaume zu halten. Ich lache und weine noch im Theater, wenn die Situation komisch oder rührend ist. Ich bin noch so dumm (wenn meine Frau — schon wieder! — nicht dazwischenkommt), meinen letzten Groschen zu teilen und ich platze auch mit einer Zweideutigkeit heraus, wenn mir gerade danach zu Mute ist. Ich habe hinsichtlich meiner Taten und Worte eine große Unbekümmertheit, und von meinen Worten möcht ich gelegentlich sagen: sie haben mich. Wenn ich nun so die Menschen um mich her ansehe, kann ich aus ihnen nicht abnehmen, daß ich gut täte, meinen alten Adam auszuziehen und mir den modernen anständigen Menschen zuzulegen. Ich weiß, was es mit dieser Anständigkeit auf sich hat. Ich halte Ihnen gegenüber mit der Bemerkung nicht zurück, daß ich auf meine Anständigkeit geradezu poche, daß ich den Plunder des sogenannten Anstands je nach Laune verachte oder verlache, und daß alles, was ich tun kann, einzig darin besteht, mich im Verkehr mit den Menschen zu akkommodieren. Dies wird Frau Klara Kugler gegenüber (die mir durch Eggers sagen ließ: ich dürfe nicht mehr über meine Frau und meine Ehe — die übrigens beide gar nicht so übel sind — wie

bisher sprechen) hinfort der Fall sein. Ein gleiches gilt von heut ab von der Familie Storm. Sollte aber meine Natur stärker sein als meine Vorsätze, und sollten immer wieder Verstöße mit drunterlaufen, so würde mir nichts anders übrig bleiben, als mich aus Kreisen zu verbannen, für die ich zu roh und ungeschliffen bin. Mein lieber Storm, ich denke so: man soll jede an sich berechtigte Natur (und als solche werden Sie die meinige wohl anerkennen) gelten und gewähren lassen und selbst vor gewissen Konsequenzen solcher Natur nicht erschrecken. Es gibt notorische und fragliche Unanständigkeiten. Jene werd' ich nie begehn, diese sehr oft. Glauben Sie doch nicht, daß um die letztern irgend wer glücklich herumkomme. Grete Heyse ist außer sich, daß Bodenstedt von „ihrem kleinen Leibchen" gesprochen hat, und doch sagte Paul Heyse in einer Damengesellschaft bei Merckels von einem Mädchen: das Frauenzimmer ist ja nur Kopf und Popo. Einzelne Ihrer schönsten Liebesgedichte werden unanständig gefunden, und ein leises Entsetzen, das noch immer vibriert, lief durch das ganze Königreich Kugler und die angrenzenden Ortschaften, als Sie von Frau Klara ein Zimmer verlangten, um „Ihrer Frau die Milch abzunehmen". Man hat das sehr unanständig gefunden; ich find' es ganz gemütlich. Sie wollen daraus ersehn, daß, wie in tausend Dingen des Lebens, so auch hier man mit sich selbst im reinen sein und hinterher sich aus der Auffassung der Menschen nicht allzuviel machen muß. Man wird, je nach den Personen, mit denen man verkehrt, sein gesellschaftliches Betragen in Einklang mit deren Wünschen und Anschauungen zu bringen haben, aber im letzten wird man bleiben, wie man ist, bevor einem nicht das Einsehen kommt, daß dies „Sein" eigentlich nichts taugt.

Was Paul Heyses Bemerkung über mich angeht, so teilt sie das Schicksal der meisten Bemerkungen dieses „neusten Lieblings der Grazien" — sie ist frappant, aber nicht wahr. Vielleicht schauspielere ich nur P. Heysen gegenüber ein wenig, indem ich fast mit allzuviel Emphase den Trompeter seines Ruhmes mache. Er erschwert mir's nämlich dadurch, daß er mich ziemlich unumwunden für einen Menschen von mäßigen Gaben (des Herzens wie Geistes) hält, und es bedarf freilich mitunter einer Kraftanstrengung, um mich dadurch nicht beirren zu lassen. Auf diesem Gebiete liegt mein Anstand; ich weiß, daß er seltener ist als die anerzogene gute Lebensart. Ihr Th. Fontane.

August 54(?).

... Was den streitigen Punkt zwischen uns angeht, so brenn' ich eigentlich darauf, mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich geb Ihnen gern zu, daß solche Reden nicht „keusch" sind, aber sie sind nicht „unanständig". Vielleicht führt unsre Unterhaltung zu folgendem Kompromiß: es hängt alles von dem Ohr ab, das hört. Die Jungfräulichkeit wird beleidigt, aber die alleranständigsten Frauen haben ihre Freude dran.

Ich kann Ihnen die Beispiele zu Dutzenden geben. Andrerseits geb ich Ihnen zu, daß Berlin und der märkische Sand die wahre hohe Schule der Zweideutigkeit ist, und daß, was andren Orts Anstoß erregt, hier mit herzlichem Lachen aufgenommen wird. Ländlich sittlich — oder auch unsittlich. Es liegt Stoff für eine lange und wie ich glaube interessante und nicht unfruchtbare Unterhaltung vor. Am liebsten hätt' ich sie in Gesellschaft des Chevalier [Karl Zöllner] geführt, der bei aller Ausgelassenheit einen feinen Sinn und ein treffendes Urteil hat . . .

Neuigkeitsbote. Mitte Juli 1860.

1. Eggers. Hat am 1. Januar seine Stellung als Feuilletonredakteur bei der ministeriellen, Preußischen Zeitung aufgegeben. Hielt dann Vorlesungen über Kunstgeschichte vor einem Damenpublikum und schrieb Polterabendstücke en masse. Gewann den zweiten Preis bei einer Tunnelkonkurrenz (Scherenberg den ersten; beide hatten es ehrlich verdient). Reiste nach Hamburg, war viel in Wilkens Keller und rauchte die allerbesten Zigarren. Machte dann längere Zeit Holstein unsicher, namentlich die Gegend zwischen Kiel und Rendsburg. Ging dann nach Kopenhagen, um „Thorwaldsen an der Quelle zu studieren", wie er selber sagt, oder in „höhrer politischer Mission", wie andre sagen, oder um der Rasmussen einen antiken Kopf zu zeigen, wie ich vermute.

2. Merckel. Schreibt Broschüren. Ist die letzte zuverlässige Säule des Rütli. Steht nach wie vor in der Dämmerstunde am Ofen und empfängt den Freund „Humor". Seine Frau ist gestern nach Schlesien abgereist. Beide lieben dieselben, gütigen, noblen Menschen wie immer.

3. Lepel. Vor zwei Jahren war er mit mir in Schottland; im vorigen Jahre (ohne mich) in Schweden. Sein „Herodes" wird jetzt im Druck erscheinen. Immer der alte, treue Freund nach wie vor. Das Produzieren scheint abgetan, dann und wann ein Toast, c'est tout.

4. Paul Heyse. Alle zwei Jahre ein Kind, alle Jahre ein Drama, alle halb Jahre eine Novelle. Ich war im Frühjahr 1859 fünf Wochen bei ihm. Reizend, liebenswürdig, graziös wie immer, dabei milder, herzlicher, geltenlassender als früher. Sybel, Schack, Geibel, Lingg, Grosse sind sein Umgang. Vielleicht müßte er doch mal wieder in andern Boden; aber in welchen? Berlin würde ihm schwerlich gefallen. Den Sinn für das Historisch-Politische hat er nicht, den Sinn für das Preußische und seinen besondern Beruf auch nicht, jeder aber, dem *dieser* Sinn fehlt, kann sich hier nicht wohl fühlen. Es ist keine Stadt für Dichter. Was sich doch derart findet, ist quoique nicht parceque.

5. Roquette. Mit einer großen wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt. Der „Günther" eben erschienen. Roquette selbst in Eggers frühere Stellung eingetreten: Redakteur des Feuilletons der Preußischen Zeitung.

6. Lübke. War mit Lucae ein Jahr in Italien; im vorigen Herbst acht Tage mit mir in der Altmark (Stendal, Salzwedel, Tangermünde usw.); reist in vier Wochen auf zwei Monate nach Paris. Populäre Kunstgeschichte eben beendet.

7. Lucae. Nach wie vor „Bourgeois" und „liebenswürdiger Schwerenöter". Baut Häuser (sehr fein und gut) und leitet den Bau der schönen katholischen Michaeliskirche in der Nähe von Bethanien. (Der Plan rührt von Lucaes Onkel Soller her, jetzt tot; es ist die bei weitem schönste Kirche in Berlin.)

8. Lazarus. Ehrenprofessor in Bern; bringt alljährlich drei oder vier Monate in Bern zu und hält während der Zeit Vorlesungen dort.

9. Bormann. Lag im Winter drei Monate auf den Tod. Erholte sich sehr langsam (Blasenübel), jetzt in Karlsbad.

10. Menzel. Die letzten Bilder seit „Hochkirch" alle schwach; scheint sich jetzt durch „Friedrichs II. Ansprache an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen" wieder rausrappeln zu wollen. Riesengroßes Bild, etwa vierzehn Fuß im Quadrat. [Unvollendet geblieben.]

11. Blomberg. Neures Mitglied unsres Kreises. Der einzige, der noch den Poeten vertritt und dann und wann etwas „macht"; die andern alle lahm geworden. Sein Talent sehr schätzenswert, aber vielleicht ein bißchen allzu eklektischer Natur.

12. Der Unterzeichnete oder „der Gefertigte", wie die Östreicher sagen. Ging 1855 im September nach England, kam im Januar 1859 zurück. Wurde als „reaktionsverdächtig" beiseite gesetzt, fungierte 5/4 Jahre als „freier Schriftsteller" und trat dann vor etwa sechs Wochen als Redakteur des englischen Artikels bei der „Kreuzzeitung" ein. Der Verachtung eines freien Schleswig-Holsteiners ist er also unweigerlich verfallen. Muß sich drin finden und trägt es mit Fassung. Sie müssen denken: „er war von je ein Bösewicht". — Ich beschäftige mich jetzt ausschließlich mit dem Studium unsrer Mark und habe zwei darauf Bezug habende Arbeiten vor, die mich ohngefähr zehn Jahre kosten und zwanzig Bände füllen werden. So bricht jeder verschieden in den Tempel des Ruhmes ein, um drin zu verweilen, bis man durch andre 'rausgeschmissen wird, *Sie* wie ein Sonnenstrahl oder eine Toledoklinge, *ich* wie ein Frachtwagen. Eines schickt sich nicht für alle.

Nun leben Sie mir schön wohl, empfehlen Sie mich der Frau Constanze angelegentlichst, bei der alles gut vom Stapel gehen möge, und behalten Sie mich in gutem Andenken. Grüßen Sie doch auch Ihren Bruder bestens von mir. Ich seh' ihn noch immer vor mir stehn, wie er mir mal die Schreckensnacht von Fridericia beschrieb. Sein Leutnant oder Unteroffizier rief ihm im Retirieren zu: „Nu, ole Storm, give se noch ens." Er schoß, dann begann das Ausreißen im großen Stil. Nun zieht er Blumen. Die Welt ist rund und muß sich drehn.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

Das dunkle Licht/ von Tobias Fischer

Walt fand seinen Bruder mit Schere und Pinsel in seiner liebenswürdigen, eifrig pedantischen Weise beschäftigt; er hatte eben den untern Teil von einem Zeitungsblatt abgeschnitten, und nur mit einem Aufsehen grüßend, machte er sich daran, den Zettel in ein mit grünem, glänzendem Papier bezogenes Buch in Querfolio zu kleben. Dieses getan, stellte er das Buch zu einem halben Dutzend gleichartiger in das oberste Fach seines Bücherschrankes, zu den Sammelwerken und Atlanten, und begrüßte dann den ruhig am Kamin stehenden Besucher in besonders freundlicher Weise. Dann lächelte er und holte das eben weggestellte Buch wieder hervor.

Walt: Du hast einen guten Fund gemacht?

Wult: Einen Aufsatz über das dunkle Licht. Ich erinnere mich deines Gedichtzyklus über Poe, worin du versuchst, eine Art Spektrum der Nacht, der ewigen Finsternis, dem der Sonne und des Tages gegenüberzustellen. Wie lange ist das her, Walt? Wohl an die zwanzig Jahre. Jetzt haben die Chemiker in den Tageszeitungen so poetische Vorstellungen und reden, geheimnisvoll und schon nicht mehr geheimnisvoll, vom dunklen Licht. Und sieh einmal, was hier steht. Hier wird dir auseinandergesetzt, daß dieses dunkle Licht, das seine magische Existenz jenseits der menschlichen Orgel von rot bis violett hat, die Körper durchdringt, die doch vom hellen Licht undurchdringbar sind.

Walt: Nun?

Wult: Scheint dir das wenig? Ich aber bin sehr beglückt davon und habe seit langer Zeit keine frohere Nachricht bekommen. Schließe die Augen, Walt, und schaue. Es ist also kein Zufall, daß unser Auge nur die Strahlen vom Rot bis zum Violett wahrnimmt. Mag immerhin unser Auge als Apparat nicht ohne Fehler sein, wie man sagt, und seien andere Wesen anders ausgestattet, es bleibt doch bestehen, daß unser Auge im Prinzip das auf dieser Erde einzig mögliche Auge ist. Ein Auge, das nicht von diesen Grenzen gebunden wäre, das sich gegen die spielende souveräne Herrschaft des hellen Lichtes nicht mit der gleichen heitern Spannung und kristallenen Kälte behauptete, das würde uns sofort in die Dumpfheit des rohesten Tastens sinken lassen. Ich verstehe jetzt erst und mit Stolz die Kühnheit dieser Wölbung unsers Augapfels. Immer wieder drängt sich die wunderbare Einheit und das wunderbare Gleichgewicht zwischen uns und der Welt auf, zwischen dem Subjekt und dem Objekt, und das beruhigt mich, was ich sehr nötig habe, und erhebt mich. Du lächelst?

Walt: Weil ich mir eine andere Laune denken könnte, die durch diese Übereinstimmung, wie du sagst, zwischen dem Subjekt und dem Objekt, dahin gebracht würde, für immer auf die Kenntnisse des höchsten Ranges zu verzichten.

Ein Bauer soll eine Summe von hundert Talern nachzählen, und beim zweiundsiebzigsten sagt er: es hat bis hierher gestimmt und wird ja wohl auch weiter stimmen. Oder ein Knabe drückt seine Hand in den nassen Sand, und wundert sich, daß seine Hand und der Abdruck so genau übereinstimmen.

Wult: Deine Beispiele sind zu einfach. Zugegeben, daß auch der Gelehrte, mit seinen komplizierten Methoden und Experimenten, nichts anders als der einfache, uns bekannte Mensch, mit künstlich verlängerten Sinnen, ist; aber es ist darum nicht weniger tröstlich, daß diese Kompliziertheit uns aus unserer nachtwandlerisch gefühlten Bahn nicht hinaustreibt. Ich verstehe, daß du mir einen Denkfehler vorwirfst; ich ahne ihn selbst. Und dennoch gibt es in diesem Denkfehler irgend etwas Unfaßbares, höchst Entzückendes, irgendein unendlich wirkendes Gran Radium von Gewißheit. In der Notwendigkeit dieses Denkfehlers liegt seine geheimste Wahrheit, und es ist wohl nicht zu kühn, wenn ich sage, daß eine gewisse gesetzmäßige Fehlerhaftigkeit zum Wesen des Denkens so gehört, wie der Begriff des Todes zu dem des Lebens. Ohne diese gesetzmäßige Fehlerhaftigkeit würde sich der Denkprozeß von seinem Objekt fort ins Leere ziehen, statt daß er sich zu einer Kurve anordnet, die sich immer wieder geheimnisvoll auf den Ausgangspunkt bezieht. Hast nicht du einmal etwas Ähnliches gesagt? Sprachst du nicht von der Kurve des Denkens als von einer Parabel?

Walt: Ja, ich habe einmal etwas Ähnliches gesagt.

Wult: Und nun bist du gekränkt, daß dieser Gedanke einmal auf meinen Kredit geht.

Walt: Bin ich gekränkt?

Wult: Es würde dir auch nichts nützen, mein Lieber, es würde nichts daran ändern, daß wir wieder einmal aus den entlegensten Bezirken und mit feindlichen Tendenzen an demselben Punkte anlangen, so sonderbar das auch ist.

Walt: Das ist gar nicht sonderbar. Freunde wollen zusammentreffen, und Feinde wollen zusammentreffen, das liegt im Sinne von Freundschaft und Feindschaft. Auch wissen die Menschen es sehr gut, und wenn du darauf achten willst, wirst du bemerken, wie sie den Punkt der Vereinigung manchmal vorher ahnen, und ihm dann mit allen Mitteln, mit einem kindischen Zappeln und verstockten Beharren, auszuweichen bemüht sind.

Wult: Oh, großer Bruder, wenn du solche moralischen Bemerkungen machst, so weiß ich immer: das hat er an mir gelernt. Aber du wirst mir die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß ich nicht immer so stöckisch bin. Heute, lieber Walt, bin ich es nicht. Das dunkle Licht, das mich durchdringt, und das helle Licht, das von mir abprallt, die beiden haben mich in die Heiterkeit eines schönen Gleichgewichts gebracht. Es ist mir, als ob das dunkle Licht auch ohne mich da wäre, das helle aber ohne mein Auge nicht; und so fühle ich mich auf einer wunderbaren Grenze zwischen regloser Materialität und Gottheit,

zwischen Demut und Herrschaft. Es ist mir, als verstünde ich nun von mir aus die Signatur der Dinge, die Liebe und die Freundschaft.

Walt (nach einer langen Pause, mit einer bei ihm ganz seltenen Verfinsterung): Es gibt keine Freundschaft, Wult; es ist sehr bequem, sich seraphisch zu entziehen, ich sage nicht wem. Aber es gibt Freunde.

Wult (aufflammend): Es gibt keine Freunde: aber es gibt Freundschaft.

Walt: So lerne von der Natur, daß es Brüder gibt — weit vor und weit über der Brüderschaft.

Wult: Ja, Brüder gibt es. Die Natur bedurfte ihrer; denn wie hätte sie sonst wohl die für ihre Zwecke so notwendige Feindschaft in die Welt bringen können.

Dieses gesagt erschrak Wult so, daß ihm der Atem nicht völlig gelang. In dem Blick, mit dem er seinen Bruder faßte, glomm eine sonderbare, trostlose Wildheit auf, und es hätte zwischen den beiden unzertrennlichen Menschen in diesem Augenblick zu einem Durchbruch von Haß kommen können, wenn nicht der verletzliche Wult zu seiner Genugtuung gesehen hätte, in welch großer Betroffenheit der Bruder dastand, und diese Genugtuung darüber machte ihn reuig und liebenswürdig. Also ging er auf ihn zu.

Wult: Wen ich ehren soll, Walt, der darf sich um meine Schlechtigkeit nicht kümmern. Komm, setze dich.

Walt: Du bleibst das Kind, lieber Bruder, und beschämst uns auf deine Weise. Sprichst du schon von Schlechtigkeit, da dir ein voreiliges Wort entschlüpft ist. Bist du denn so schlecht?

Wult: Du solltest doch nicht lächeln.

Walt: Was hast du denn wohl schon Arges getan, — denn die Erbsünde ist ja wohl auf beiden Seiten der Gleichung, und wir können sie aus der Rechnung lassen.

Wult: Wird je ein Mensch groß, ohne Arges zu tun? Und die Erbsünde dürfen wir wohl keineswegs aus der Rechnung lassen. Glaube mir, Bruder, was ich dir sage. Oft schon hat mich die Reue so ergriffen, daß ich glaubte, weiße Haare zu bekommen. Oft schon lag ich in der Nacht, und während die goldene Henne am Himmel ihre Küchlein hütete, umwimmelte mich das schwarze kleine Gespensterheer der Schuld, der Vergangenheit, des Lebens. Und obgleich ich, wie du, alles durchschaute und nichts mir stand hielt und nichts mich quälte, war ich doch so gequält, daß ich Furcht vor Verbrechern und vor dem Tode hatte.

Walt: Und was sagte dazu die Stimme, die von deinen guten Taten zu berichten hatte?

Wult: Nichts, Walt. Sie schwieg; denn siehst du: das Schlechte ist wohl eine Schuld, aber das Gute ist dennoch kein Verdienst.

Walt: Das ist Hypochondrie.

Wult: Das ist der Trost. Denn wenn ich auch sage und mich mit Ernst dazu bekenne, daß unsre Persönlichkeit, um dieses mittelmäßige Wort zu ge-

brauchen, aus allem Schlechten, Schwachen und Irdenen, das wir tun und leiden, gebildet ist, — leugne ich damit denn das Gute, Edle und Starke? Ich weise ihm nur einen höheren Rang an. Ich fühle mich nicht als den Täter solcher Dinge, sondern als das Werkzeug in der Hand eines überirdischen Täters, ohne Verdienst also, aber sehr begnadet. Wäre dem nicht so, ja wäre diese Anschauung nicht allen Menschen natürlich, würde dann wohl Eitelkeit als ein so großes Laster erscheinen, daß sie gute Taten aufzuheben vermag?

Walt: Ob denn in solchen Gefühlen von Auserwähltheit nicht die allergrößte Eitelkeit steckt?

Wult: Nein. Ich sagte es schon: der Trost steckt darin. Denn wenn das wahr ist, was ich sagte, und es ist mir wahr, so gilt es nicht nur im Leben, sondern es gilt auch im Tod. Wer sind wir? Nicht länger als das vom Ruderschlag aufgeworfene Wasserküglein in seiner Form auf der glatten Fläche des Sees bleibt, nicht länger lebe ich, lebst du in dieser Welt, die ewig ist.

Walt: Das schreckt mich nicht.

Wult: Mich könnte es wohl schrecken. Aber siehst du: das in mir, was nicht ich ist, lebt fort; es war auch bei Lebzeiten das Schöpferische in mir. Der Leib zerfällt, darnach die Persönlichkeit, darnach der Charakter, und übrig bleibt unzerstörbar, einzig jenes Schöpferische. Was unsterblich ist in uns, das ist nicht uns unsterblich; — sollte dieses Wort nicht allen Schmerz verlieren, wenn wir uns mit Nachdruck sagen: was lebendig war in uns, auch das war nicht uns lebendig?

Walt: Du wirst es mir nicht übel deuten, wenn ich Bekenntnisse dieser Art nicht ins Gespräch ziehen mag; sie wollen im Grunde keine Folgen haben, keine Schlüsse und Widerlegungen, vielleicht nicht einmal Zustimmung, so monologisch sind sie und zwecklos. Und dennoch reizt es mich, dich auf dem Wege, den du mich führst, weiter zu ziehen. Wenn das Gute unpersönlich und unsterblich, das Schlechte aber persönlich und vergänglich ist, welche Summe unsers Lebens ist dann wohl unsterblich? ist sie groß oder klein?

Wult: Sehr klein.

Walt: Sehr groß; ich wage nicht zu sagen, wiewohl ich möchte: unendlich. Es gibt nämlich nicht, ganz vorsichtig ausgedrückt, soviel Schlechtigkeit in der Welt, wie du anzunehmen scheinst.

Wult: Soll das eine Theodicee werden?

Walt: Oh, kein so großes Wort. Wenn es dir recht ist, so nehmen wir das alles etwas heiterer.

Wult: Das ist mir nicht recht.

Walt: So wollen wir es etwas prägnanter nehmen, das kommt dann für mich auf dasselbe heraus. Zuvörderst: Was ist Schlechtigkeit? Das Objekt hat gar keine Eigenschaften. Nur das Subjekt hat sie, als eine Ordnung von Schubfächern und Schachteln, in die es das Objekt, und zwar keineswegs restlos, hineinfallen läßt.

Wult: Aber das Subjekt ist für ein anderes Subjekt ohne weiters ein Objekt.

Walt: Ja, das eben meine ich. Es bliebe dann, wenn ich unserm beliebten Denkfehler wieder sein Recht geben will, nur der urteilende Mensch wieder Gegenstand des Urteils, nicht der Handelnde.

Wult: Du meinst also, daß zwar eine falsche Einsicht sündhaft wäre, eine falsche Tat aber nicht?

Walt: In gewissem Sinne ist es so.

Wult: Nein, das ist mir zu willkürlich, und es lähmt mich.

Walt: Warum denn? Wir sind ja in dieser schönen Vormittagsstunde kein Tribunal von Richter, Staatsanwalt und Geschworenen. Auch werden wir ja, wenn wir dein Zimmer verlassen, ohne weiteres wieder dem Fetischismus verfallen, ohne den wir keinen Schritt im Leben tun können. Laß uns ruhig noch darüber schweben. Zwar sind wir Teile und müssen im Geteilten leben, aber wir sind auch gleichnisweise und auf die Dauer eines Blitzes das Ganze.

Wult: Auf diese Art schaffst du ja das Schlechte aus der Welt, aber auch das Gute.

Walt: Vielleicht doch nicht; nämlich wenn ich dein Zwar—Aber nicht anerkenne. Ich glaube nämlich ganz eigentlich nicht an das Schlechte.

Wult: Das ist stark.

Walt: Aber, Lieber, du glaubst ja noch weniger daran als ich. Ich habe in ein paar Fällen ganz klar erkannt, daß schlechte Regungen aus dem Keim des ganz Guten hervorwuchsen, es waren Sachen darunter wie Hohn, Grausamkeit, Bruch des Vertrauens.

Wult: Erzähle mir ein Beispiel.

Walt: Ich kannte einen Menschen, der in ungewöhnlichem Grad frei vom Neide war. Ich sah ihn mit hervorragenden Männern in Verkehr treten, und verlegen und ratlos werden, wenn das Gespräch der andern auf Rangverhältnisse kam und eifersüchtige, auffässige Worte fielen. Er begann sich seiner Reinheit zu schämen, und als sie ihm erst so bewußt war, fürchtete er, daß auch die Genossen sie bemerken und schließlich als Vorwurf empfinden müßten. Da gewöhnte er sich daran, mitzureden in der Weise der andern; nach einiger Zeit glaubte er mitzufühlen; darüber kam ein Trübsinn über ihn; und eines Tages stand er da, das Gemüt vor Neid empört.

Wult: Das hast du gesehen! Du hast wahr gesehen. Aber was hilft es dem Schuldigen, daß er einmal unschuldig war?

Walt: Jetzt spreche ich wie du: es ist ein Trost; oder da mir das Wort zu hilflos ist: es führe ihn zur Heiterkeit. Durchschauen wir das Schlecht als einen Trug; wenn du willst: als eine Ungeschicklichkeit.

Wult: Tritt nur dem Teufel den Schwanz ab, das bringt ihn nicht aus der Welt. Du gibst dem Ding einen andern Namen, und glaubst, es habe sich geändert.

Walt: Ja, damit müssen wir schon einverstanden sein, an irgendeinem Punkte zu entdecken, daß wir bei allem Denken, vornehmlich aber beim moralisierenden, nichts weiter tun, als was Adam im Paradies tat: den Bestien Namen geben; das ist nicht nur amüsant, es ist auch von Vorteil. Keine Vorstellung ist ganz stumm, kein Wort ist ganz dumm. Wir geraten in eine größere Sicherheit zu den Dingen, wenn wir ihnen Namen zu geben imstande sind; ändern wir damit nichts an den Dingen, so lernen wir sie doch dadurch, wiewohl auf eine gewalttätige Weise, beherrschen.

Wult: Sieh einmal um dich; sieh die Ströme von Blut, das Brausen der Angstschreie, erinnere dich an die Hinrichtung des Damiens, — und du wirst vor der Wirklichkeit deine kleine Definition ins Nichts vergehen sehn.

Walt: Sprechen wir schon wieder von ganz verschiedenen Dingen? Ich dachte, es sei die Rede von dem Schlechten, das sich in jeder guten, durchschnittlichen, moralischen Komplexion findet. Du warst es doch, der Regungen der Reue eingestand. Des Bösen aber schämt sich kein Mensch; nur des Schlechten schämt man sich; das will sagen: jenes gehört zu den Kräften des Lebens, dieses zu den Schwächen. Da hast du wieder meine Gleichung. Jenes können wir nicht wichtig genug nehmen, dieses ist eine Bagatelle; schon darum weil jeder Mensch, der die Ehrlichkeit dazu hat, sich dazu bekennen muß. Sagt doch schon Lichtenberg, daß wir einander nicht eher lieben würden, als bis wir unser Leben bis in das einzelne unserer Fehler und Schwächen offen dargelegt hätten.

Wult: Der gute Lichtenberg! Er irrt sich. Das ist so recht eine Meinung aus der Zeit, wo man glaubte, in der moralischen Wirrnis mit dem bißchen Leuchten der Vernunft zurechtzufinden. Sehr einfach. Man braucht nur das Gute zu beweisen, und es wird sofort getan werden. Während doch die Menschen das glauben, was sie wünschen, und das beweisen, was sie glauben. Ja, so ist es, die Vernunft ist wie die gefangene Andromache, die edle Magd eines brutalen Kriegers; sie dient dem Trieb, der grundlosen Frechheit und dem Gelüst.

Er stand auf, ging durch das Zimmer und stieß zuweilen einen Lachlaut durch die Nase, dann fuhr er fort:

Wult: Seine Fehler und Schwächen offen bekennen! Weißt du, was das hieße? Das hieße: sich mit gebundenen Händen dem Pöbel ausliefern. Und zwar einfach deswegen, weil eben doch nicht alle Menschen es tun, und immer werden die Verschweigenden sich überheben. Oder kennst du etwa nicht den geheimnisvollen Mechanismus der Öffentlichkeit? Hundert Sünden von mir, die ich allein weiß, wiegen nicht die eine meines Mitmenschen auf, die alle Welt weiß. Die meine kenne ich, wenn ich irgend will, in ihrem Zusammenhang und ihrer Ursache, in ihrer Unschuld; die des andern nur in der Brutalität der Tatsache. Meine entschuldige ich durch den Gottesblick der Kausalität; die des andern schwärze ich mit der ganzen teuflischen Unbefangenheit des Fetischismus,

und selbst wenn ich persönlich fähig und geneigt wäre, sie zu verzeihen, so entziehe ich mich doch nicht der Unheimlichkeit, zu der sie sich verändert, wenn sie öffentlich bekannt wird. Daher das Furchtbare, nie wieder gut zu Machende nicht etwa nur des lügnerischen Verrats und der Verleumdung, sondern jeder Anklage überhaupt. Es ist so, als wenn wir an einem Totenbette stehen, und nun die ganze Vergangenheit, die wir mit dem Gestorbenen gelebt haben und die in gewissem Sinne durch unsere Liebeskraft, Schmeichelei, Überredung und seine Güte und Nachsicht oder Schwäche flüssig und veränderlich zu sein schien, mit einem Schlage erstarrt. Zwischen Mir und Dir vielleicht, aber niemals gibt es Pardon zwischen Ich und Du; das stellt sich in allen Fällen, die öffentlich geworden sind, heraus. Man gebe einer Anklage den ächten, schurkenhaften Zuschnitt, und es ist keine Verteidigung dagegen möglich; dem Publiken ist zu leicht und unwidersprechbar eine niederträchtige Fassung zu geben.

Walt: Es ist so. Nur daß ich auch hierin keine Bosheit, sei sie blind oder planvoll, erblicken möchte.

Wult: Sondern gar was Gutes als Wurzel auch dieses Schierlings und Nachtschattens?

Walt: Vielleicht nicht gerade durchaus was Gutes; aber doch etwas Notwendiges und Gesetzmäßiges.

Wult: Den Fetisch?

Walt: Das weiß ich im Augenblick noch nicht; es wäre freilich hübsch. Sieh, es ist ja ein gewöhnlicher — manchmal komischer und manchmal tragischer, das heißt immer komischer und immer tragischer — Irrtum, daß sich der Mensch den andern Menschen durchaus in seiner zusammengedrängten und kompendiösen Form erwartet, auf jeder Seite die sämtlichen Werke, und enttäuscht ist, wenn er dieses erwartete starke Licht gebrochen und verschattet findet. Um es philosophisch auszudrücken: er verlangt schon zum täglichen, empirischen Verkehr den ewigen, intelligibeln Menschen; bei sich selbst aber setzt er, umgekehrt, sehr naiv voraus, daß seine empirische Unzulänglichkeit ohne weiteres auf den Kredit seiner intelligibeln Heiligkeit gesetzt werde. Beim andern benutzt er das Empirische zum Vorwurf, bei sich das Intelligible als Entschuldigung.

Wult: Und ich nenne das Heuchelei.

Walt: Es ist aber ein Trieb. Es ist eben der Trieb zum Intelligibeln, und die Ahnung davon, unverkennbar. Es ist das unbewußte Bewußtsein des Unpersönlichen in uns, der Einheit und Wahrheit. Hast du bemerkt, daß jeder völlig Unbekannte, auf den dein Blick von ungefähr, auf der Straße, im Eisenbahnwagen, fällt, dir so wunderbar einheitlich und richtig gekleidet scheint, jede Falte, jede Farbe, jeder Flecken am richtigen Platz, während dich am genau Bekannten manches davon stört und ärgert. Oder bist du nicht auch oft von einer neuen Bekanntschaft entzückt und berauscht gegangen, die du nach acht

Tagen nur deshalb nicht brav hecheltest, weil du dir nicht gar zu auffällig widersprechen wolltest? Bist du aber sicher, wann du Recht hattest? Du kannst es nicht sein; denn derselbe Trieb zur Einheit hat dich im Anfang gläubig, und nachher kritisch gemacht. Das rumort in uns; es fährt als Anklage heraus, stark wie ein Matrosenfluch, und bleibt als Verteidigung schwächend in unsern Eingeweiden. Es macht gerecht wie Römer das eine Mal, und ein andermal nachsichtig wie eine Mutter.

Wult: Gerecht gegen die andern, nachsichtig gegen uns: aber das sagte ich ja, mein Lieber, genau das. Eine nette Verteilung. Und darum bleibt es dabei: seine Schwächen und Fehler eingestehen, das hieße mir nicht ein Mangel an Schlauheit, sondern ein Mangel an Weisheit. Dabei habe ich oft daran gedacht, mein Leben zu beschreiben, und habe dazu viel gesammelt und im einzelnen notiert; aber ich weiß doch nicht, zu welchem Zwecke, und darum nicht, in welcher Fassung ich die Arbeit machen soll. Was hältst du von einem solchen Fall?

Walt: Benvenuto Cellini meint, daß alle Menschen, wenn sie das vierzigste Jahr erreicht und irgendetwas Tugendsames oder Tugendähnliches geleistet hätten, ihr Leben beschreiben müßten.

Wult: Schön, das sagt Cellini, und es klingt in seiner naiven Ruhmredigkeit schon anders als das Lichtenbergische Motiv; aber ich wollte ja wissen, was du darüber denkst.

Walt: Wenn irgend wer mich darnach fragte, so würde ich ihm dazu raten und zwar aus ernstester Überzeugung; ich selbst aber denke nicht daran. Mir persönlich scheint der Antrieb dazu in unserer Zeit nicht einfach genug. Ich brauche mir nur vorzustellen, daß Cellini den Zeitpunkt für die Autobiographie ins vierzigste Jahr setzt, während ich ihn ins siebzigste, und wenn es hoch kommt, ins achtzigste setzen würde. Gibt nicht sein Termin einen starken Begriff davon, was ein Mann seiner Zeit bis zum vierzigsten Jahr erlebte? Inzwischen ist aber die Möglichkeit zu Abenteuern sehr geschwunden, und selbst ächte Abenteurernaturen müssen heutzutage bald in die polizierte und geordnete Welt einschwenken, wenn sie nicht zu den Verbrechern gedrängt werden wollen. Was hat ein Mann von vierzig heut erlebt? Nichts als die mehr oder minder individuelle Ausführung eines und desselben Schemas. Die Schule, die Universität, die Vorbereitung zum Amt, das sind die ersten dreißig Jahre. Darnach kommt das Amt oder der Beruf. Gewiß, jedermann erfährt in seiner Natur, in seiner Familie und Rasse und ähnlichen Umständen ganz besondere, nur ihm eigentümliche Hemmungen und Förderungen auf seinem Lebenswege; aber wie heillos privat, wie eng und langweilig sind dergleichen Darstellungen schon in unserm neuen deutschen Roman, geschweige im bloßen Lebenslauf. Das ergibt diese Darstellungen mit übertriebenem Profil, diese Vergrößerungen der kleinen Unterschiede, damit man sie nur ja bemerke, die ein so klägliches, unwelt-

männisches, wichtigtuerisches Gepräge haben. Wozu ist es nötig, über die erste Liebe, die erste Verführung, die erste Niederlage, den ersten Sieg und solche Schicksale jedermanns in einem andern Leben zu lesen? Ich sehe dazu keinen Grund, als daß der ungeheure Apparat von Verlegern, Druckern und Buchhändlern schon einmal da ist und Arbeit auf seine Mühle braucht. Ich sehe darin keinen Reiz und keinen Nutzen.

Wult: Nennst du das Zureden zum Abfassen von Autobiographieen?

Walt: Das nicht, aber es kommt noch. Über den geringen Nutzen der Darstellung eines fremden Lebens denkst du ja nicht besser als ich. Ich halte zudem die Menschen der heutigen, erschütterten Welt weder für willig, noch für fähig, aus fremden Erfahrungen mit einiger Unmittelbarkeit zu lernen; selbst die Beherrschung seiner selbst und seines Lebens segelt man sich listig den eigenen Schicksalswinden ab. Und alle diese Umstände erhöhen bis zur Unleidlichkeit die größte Schwierigkeit des Unternehmens; das ist die, den Grad der Ausführlichkeit zu bemessen.

Wult: Das ist ein künstlerisches Problem.

Walt: Es ist ein moralisches noch viel mehr. Denn bei einer zu geringen Ausführlichkeit in der Darstellung der Begierden und Leidenschaften tritt die moralische Selbstentkleidung nicht ein, und also auch nicht die Wirkung; bei zu großer Ausführlichkeit aber, die bis ins Physische geht, wird die moralische Wirkung aufgehoben, denn sie wird dadurch vollständig atomisiert. Das ist dann dasjenige, was man Zynismus nennt. So liegt also auch die Möglichkeit der moralischen Wirkung auf einer sehr genauen Grenze, und freilich dringt hier in die moralische Sphäre die ästhetische Grundnatur des Lebens ein. Also den Nutzen gebe ich preis, aber den Reiz gebe ich nicht ganz preis. Ich tadelte vorhin unsre Romane; dennoch wünsche und billige ich Autobiographieen, die wie Romane abgefaßt sind. Werden wir in solchen auch nicht die pittoresken, abenteuerlichen, überraschenden, durch die Bizarrerie der bloßen Linie reizenden Erlebnisse der Cellini-Menschen finden, so kann uns die poetische Darstellung einen Ersatz dafür bieten.

Wult: So möchtest du also Dinge fördern, die du dann doch glaubst gering schätzen zu dürfen?

Walt: Ja, ich kann mir nicht darüber hinweghelfen. Ich habe schon manches Mal geglaubt, daß das Intensive als Surrogat für das Extensive erfunden wurde, daß zum Beispiel die treue Liebe ein Ersatz, ein faute de mieux für Don Juans Liste ist. Da ich selbst aber, wie du weißt, sowohl für das Intensive als für die Treue bin, so muß ich wohl oder übel auch in der ästhetischen Durchbildung durchschnittlicher Erlebnisse, sowohl im Roman als in der Autobiographie, den Ersatz dafür annehmen, daß sie nicht amüsant sind.

Wult: Eines hast du vergessen, Walt.

Walt: Oh, du funkelst ja.

Wult: Eines hast du vergessen, Bruder. Du glaubst, daß im Mittelpunkt einer Biographie unbedingt eine Persönlichkeit zu stehen habe.

Walt: Ja wie denn nicht?

Wult: Könntest du dir nicht denken, daß jemand sein Leben beschriebe, zumindest aus ihm erzählte, ohne daß er damit sein bißchen Zufälligkeit andern aufdrängen müßte?

Walt: Ich könnte es mir denken; — aber du kannst es vielleicht tun.

Wult: Ja, ich glaube, ich kann es. Ich liebe das Anonyme. Eine Persönlichkeit ist mir nur ein Becher, nicht der Trunk; ich liebe die Welt mehr als mich. Daß ich bin, hat mich mein Lebtag mehr aufgeregt, als daß ich bin; und so denke ich denn, daß ich mein Leben erzählen könnte, ohne über mich etwas auszusagen, sondern nur über die Welt. Für das, was mich in Nächten quält, doch auch nicht in jeder Nacht, habe ich ja, glücklich wie ich bin, ein Ohr es anzuhören, eines Bruders Stimme, es zu zerstreuen. Meinen Lebensgang als Bürger aber muß ich mir auf eine ganz künstliche Weise in die Erinnerung rufen, so wenig achte ich ihn. Erlebnis ist mir demnach nicht, was meinem engen Sein eine Lust oder eine Qual schafft, sondern was mich darüber beruhigt oder darin erschüttert, daß die Welt in einer geheimnisvollen Sicherheit gehalten ist. Sehe ich Arbeiter an einem Sommertag in der Mittagsstunde auf einem Möbelwagen oder am Straßenrande bei den Kokskörben schlafend, höre ich Nichtstuer an der Straßenecke lachen, oder schaue zu, wie derbe Blumenweiber und Kutscher in ein Hallo geraten, weil ein müder, vor Alter gelber, rostfleckiger Droschkenschimmel einen roten Nelkenstrauß ergattert hat und auffrißt, — so bin ich ganz außerordentlich bei Leben und sehr glücklich. Als ich als Knabe von elf Jahren das Lied vom Rosengarten las, wo Siegfried und Dietrich, die beiden unbesiegbaren Helden getrennter Zirkel, im Kampfe zusammentrafen und Siegfried unterlag, da war ich sehr unglücklich, und noch heute empfinde ich die Ruchlosigkeit des Einfalles, und ich spüre etwas davon, wenn ich Goethe unter den Augen der preußischen Generale in Erfurt sehe. Als ich Achill über Hektorn stellte, durchfuhr mich zum erstenmal das Leben wie ein prachtvoller Sturm. Als ich zum erstenmal erkannte, daß alle Qualität nur eine an einer mystischen Skala in uns abgelesene Quantität sei, wurde ich fähig, zu denken; und als ich zehn Jahre später lebendig erfuhr, daß alle Quantität schon eine Qualität ist, vermochte ich die künstlerische Gestaltung der Welt zu schauen.

Walt: Und heute hat dich das dunkle Licht — was es sonst nicht tut — erleuchtet; denn es ist etwas Undurchdringliches an dir, woran das dunkle Licht als Helligkeit aufschäumt.

Wult: Ja, lieber Bruder, und nur davon wollen wir reden und darin leben, im übrigen aber den Satz gelten lassen, den ich mir, gleichfalls heute, aus einem französischen Buch aufgeschrieben habe: Il est indigne des grands coeurs de répandre le trouble qu'ils ressentent.

Rundschau

Ecce homo / von Samuel Saenger

Da halten wir, durch typographische und buchbinderische Künste zusammengeflickt und zusammengehalten, vernietet und geglättet, die Scherben eines großen Geistes in unsern Händen, aber aus jeder einzelnen strömt noch der heiße Atem einer glutvollen, Raum und Ewigkeit überfliegenden Seele. Sollen wir uns dessen freuen? Dieser Ecce Homo des Nordens will ja umgekehrt wie der Nazarener verstanden sein: als Gegensinn zum Gekreuzigten, als Dionysos gegen den Gekreuzigten, als Abkehr vom gegeißelten und dornengekrönten Dulder, als Gipfel und Symbol aller jasagenden Diesseitigkeit. Der da spricht, hat ja zeitlebens, von der Geburt der Tragödie an, nach einer aus der Fülle, der Überfülle geborenen Form der Bejahung gerungen, nach einer Jasagung ohne Vorbehalt. Müssen wir uns dessen nicht freuen? Aber die Lektüre dieser jasagenden Lebensbeichte, die uns zu Herren aller Zukünfte machen sollte, lähmt die Glieder und schnürt die Kehle zu, man fühlt sich in einen gefährlichen, kräftezehrenden Rausch hineingetrieben, der Atem stockt, bleierne Gewichte zerren nachtwärts; und mitten im Paroxysmus des Rausches befällt uns eine tiefe, schwere, hoffnungsleere Traurigkeit. Da schleichen sich Fragen und Zweifel auf die Lippen: war die Veröffentlichung nötig? überhaupt nötig? jetzt schon nötig? Wir sind zu fragen berechtigt, denn trotz aller Erfahrungen, die von Nietzsche abseits führten, wissen wir uns auch heute noch dem Schicksal dieses Lebens mit allen unseren Sympathien nahe; vielleicht darf auch heute noch, obwohl mit Einschränkung, gesagt werden, Nietzsche sei berufen gewesen, seine Erlebnisse und Erkenntnisse für uns andre zu symbolisieren. Seinen Aufstieg aus aristokratischer Abseitigkeit in die Mode, das Eindringen seiner Schriften in Literatur und Philosophie, die Reaktionen des Lebens auf den schrillen Notschrei dieses großen Frage- und Infragestellers, den Bildersturm seines Immoralismus, den Wirbel seines Temperaments, das Verführerische seiner rhetorischen Geste, die Zauberkünste seines Stils: wir haben im Frühling unseres Daseins all das erlebt und für uns empfunden, jedes seiner Worte hat Zweifel verschüttet und Zweifel geweckt, seine Kulturkritik hat trotz ihrer literarischen Herkunft die Ketten unserer Vorurteile gelockert, ‚hat tief verwundet und tief entzückt', wir fühlten diesem Schenkenden gegenüber alle Einwände gebunden; und von all dieser Liebe und Nähe des Herzens ist nach zwanzigjährigem Umgang mit dem Werk Nietzsches soviel übrig geblieben, um für ihren Urheber eine Art persönlicher Verantwortung zu empfinden. Und da frage ich mich: war diese Veröffentlichung ein Gebot der Stunde und von der Sorge um ein ruhmreiches und fruchtbares Nachleben

Nietzsches gefordert? Die Selbstbiographie war als feuerspeiende Vorrede zu dem ‚unheimlich solitären' Akt der Umwertung aller Werte gedacht, sollte die dem Zarathustra-Dichter vorenthaltene Teilnahme der Zeitgenossen erzwingen helfen und den Bann des absoluten Imstichgelassenseins, unter dem Nietzsche unsagbar litt, brechen. Zwischen dem 15. Oktober, Nietzsches vierundvierzigstem Geburtstag, und dem 4. November sprang „Ecce homo. Wie man wird, was man ist", mit einer ‚antiken Selbstherrlichkeit und guten Laune' hervor; am 20. November schreibt er an Georg Brandes: „Ich habe jetzt mit einem Zynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heißt Ecce homo und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten; es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen alles, was christlich oder christlich-infekt ist, bei denen einem Hören und Sehen vergeht ... Das ganze ist das Vorspiel der ‚Umwertung aller Werte' des Werkes, das fertig vor mir liegt; ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Konvulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängnis." Die Schrift soll, schreibt der Verfasser an Fräulein von Salis-Marschlins, Licht und S c h r e c k e n verbreiten. Kein Wort könnte ihren Charakter besser kennzeichnen. Sie ist bis zum Rande gefüllt mit hemmungslosen Ausfällen jeglicher Art, herausgeschleudert von einem kochenden Produktionsfieber, in dessen Verlauf im kurzen Herbst und Spätherbst 88 der Fall Wagner, die Götzendämmerung, die Dionysos-Dithyramben, der Antichrist gezeugt wurden. Was Ecce homo an Exzentrizitäten enthält, läßt alle bisher bekannten und verziehenen Exzentrizitäten des Genies weit hinter sich.

Ich kenne kein Buch der Weltliteratur, in dem die ruhigsten Stellen so beunruhigen. Nietzsche ist hier bereits so sehr in sich eingesponnen, so losgelöst von allen regulierenden und kontrollierenden menschlichen Beziehungen, so sehr jenseits der Menschheit, die er als Summe verächtlicher Bruchstücke tief unter sich sieht, daß die Pausen nach den vulkanischen Entladungen zu beruhigendem Atemholen nicht mehr ausreichen. Dieser Stil hat sich langsam vorbereitet, wir kennen ihn besonders aus Nietzsches dritter Schaffensperiode, aus den Schriften des poète-prophète, die von 83 bis 88 verfaßt wurden und vom Zarathustra bis zum Antichrist reichen. Dieser Stil gerade war es, der dem Unreifen die Würze bot und den aristokratisch sich dünkelnden Pöbel in die Nähe dieses einsamen und edlen Denkers trieb. Man kann es schrittweise verfolgen, wie dieser Stil, diese Stilverzerrung allmählich die Substanz des Gedankens ankränkelt; die Plastik weicht der Drastik; die Pointierung wird stellenweise über alle duldbare Gebühr laut und aufdringlich; die stille Anmut und noch keusch verhaltene Leidenschaft der ‚Morgenröte' sind wie verscheucht. Aber die maßlose Übersteigerung des Selbstgefühls, die Ausfälle gegen das Christentum, gegen das Deutschtum, gegen alle traditionellen ästhetischen und kulturellen Werte, gegen alle traditionelle Rangordnung der Geister, gegen alle bisherigen Versuche, in

den Geschichts- und Kulturverlauf Sinn und Ordnung zu bringen, sie konnten doch die Substanz des originalen Gedankens und die Richtung der Kulturkritik nicht verdunkeln. Man durfte diese Verzerrungen sogar als pathologisch preisgeben: Die Substanz des Gedankens stand immerhin noch intakt da. Darum konnte Sichtung und Prüfung hier einsetzen und hat hier eingesetzt. Durch Versenken und Einfühlen, durch bewußtes Überhören und den Vorsatz, die Zusammenhänge zwischen diesem Leben und dieser Zeit aufzuspüren, und durch Benutzung der außerordentlich wertvollen Fragmente und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß lernte man die Grundrichtung in Nietzsches Lebensansicht besser verstehen und die ärgerlichsten Seitensprünge des leidenschaftlich sprudelnden Aphoristikers aus dem Wege räumen. Und von den so erreichten Polen (man spürte es deutlich) pflanzte sich während der letzten zwanzig Jahre der Gegenstoß gegen den Sozialismus, die Mitleidsmoral, die Demokratie in die Literatur fort; und auch von hier aus wurde die Flut genährt, die gegen den Fortschrittsblock der modernen Ideen anschwoll: gegen die abstrakten Aufklärungs- und Humanitätstendenzen, gegen die ausgleichenden und versöhnenden Gebote des erleuchteten Egoismus, gegen den Enzyklopädismus des achtzehnten Jahrhunderts, gegen die revolutionären Ideen von 1789, überhaupt gegen sämtliche naturrechtlich begründeten Forderungen des aus dem Dunkel ans Licht emporstrebenden, sich emporhebenden Massendurchschnitts. Freilich, im Vordergrunde stand, bei den Nietzschejüngern, zunächst Phrase und Schlagwort. Aber man unterschätze auch nicht, wie oft sich an die berühmten Schlagworte ‚Jenseits von Gut und Böse', ‚Pathos der Distanz', der ‚Wille zur Macht', die ‚blonde Bestie', der ‚Übermensch', der ‚Europäer von übermorgen', der ‚Bildungsphilister', die ‚Vielzuvielen', die ‚Zukurzgekommenen' und ähnliche Begriffe und Problem klammerten. Da war also, trotz wachsender Stilverzerrung, nicht bloß Literatur, sondern auch Leben und Wirkung; ein starker Zusammenhang von Leben und Lehre war unverkennbar. Es war nicht leicht, gleichgültig zu bleiben; es war noch schwerer, vor diesem Haufen logisch unvermittelter Aphorismen gerecht zu sein. Aber Nietzsche ist, in diesem Punkte, nicht wesentlich anders als die großen modernen Humanisten: sie machen sämtlich das Verstehen und Gerechtsein schwer. Zunächst vertiefen sie die Wunden, steigern sie den Schmerz, verbreiten sie Unruhe und Verwirrung um sich; oder erregen den Abscheu der Logiker, die am philosophischen Gedanken das Empfindungselement hassen, von ihm nur Meßbarkeit und Beweisbarkeit fordern. Eine solche Forderung zerschellt an dem Physiologischen dieser Humanisten, an ihrer Art, die Probleme nicht nur oder nicht einmal vorzugsweise logisch zu fassen. ‚Ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben: ich weiß nicht, was rein geistige Probleme sind' bekennt Nietzsche. Wo die Totalität der Persönlichkeit über letzte Kulturfragen sich ausspricht, müssen die ersten

Eindrücke eher berauschend als klärend sein; und es ist nicht jedermanns Sache, die Grundströmung festzustellen. Um das Chaos unseres überreich instrumentierten modernen Kulturlebens zu überwinden, um die auseinanderrollenden Richtungen des Kulturwillens in Ein Bett zu leiten, dazu genügt weder der erste Anlauf noch der letzte; der Heroismus liegt in der Triebgewalt des Überwindenwollens, in dem ‚Schicksal von Aufgabe'; daher stammt der Sturm und Braus oder der Lyrismus ihrer Sprache. Doch ein Stück ängstigenden Chaos' und die Bleigewichte quälender Widersprüche bleiben immer übrig. Alle unsre Reformer und Propheten, unsre poètes-prophètes sind so. Man denke an Jean-Jacques Rousseau, an John Ruskin; selbst unter den erratischen Blöcken der Carlyleschen Predigt, bei verhältnismäßig beschränktem Gedankenkreis mit seiner festen politisch-historischen Achse, irren wilde, keulenschwingende Dämonen umher, vor denen der geduldigste Gläubige sich geängstigt duckt. Wo ist in Jean Jacques' Werken, den Emile und die Nouvelle Héloïse teilweise ausgenommen, Einheit, Zusammenstimmigkeit, Harmonie? Die Sprünge bringen zur Verzweiflung, Historie und Logik werden fortwährend auf den Kopf gestellt; den Contrat Social, die Bibel der großen Revolution, nennt Taine giftig: la mauvaise eau-de-vie de la révolution. In der Tat: er wärmte, aber er brannte. Im discours sur l'inégalité rieseln unter dem Glatteis der Paradoxe, unter der blinkenden Pracht tiefer und folgenschwerer Aperçus, kalte und warme Strömungen. Und man fühlt: während der Leser um des Friedens seiner Seele halber das Orakel befragt, irrt dieses, zerrissen, aus tausend Wunden blutend, im Labyrinth einer unaufhaltsam wachsenden Monomanie verfangen, durch das Leben. So war Rousseau, so war Ruskin; so war auch Nietzsche. Das scheint die Weise dieser ‚Weltregierenden'.

An diese Weise hatte man sich fast schon gewöhnt. Man hörte auf, Nietzsche verantwortlich zu machen für den Unfug, den der Lesepöbel (der sehr weit ‚hinauf' reichte) in seinem Namen verübte, und die Ungereimtheiten des Literatenvolkes, das mit der gräßlichen Grimasse erschütterter und kennerhafter Teilnahme dastand, während es aus der Münze des Sprachmeisters das klingelnde Kleingeld holte. Fast hörte das grundsätzliche Absprechen und das Nachsprechen auf, das Verstehenwollen begann; der allzubequeme Einwurf des Pathologischen wollte nicht mehr recht verfangen. Da tritt mitten in dem Prozeß die Klärung über die Lebenskeime in Nietzsches Schriften die Veröffentlichung des Ecce homo störend dazwischen. Sachlich, was die Neugruppierung der Lebenswerke betrifft, bietet sie nur in beschränktem Maße Neues. Wundervolle Stücke sind im Ecce natürlich vorhanden, sie behalten, trotz der Umgebung, ihren Ansichwert. Dahin rechne ich alle Bemerkungen, die in das Fahrwasser der Unzeitgemäßen zurücklenken: über die Schäden des Historismus, überhaupt des Durstes nach den petits faits, welcher den ganzen Wissenschaftsbetrieb barbarisiert; auch über

die sittliche Weltordnung, das Dekadenzproblem, den Fall Sokrates (Vernunft gegen Instinkt). Das ist nicht neu, das sind nur Bestätigungen, — die, nebenbei, dem Kenner nur noch einmal zeigen, wie beschränkt die Anzahl der Prämissen war, von denen Nietzsches Behandlung des Wertproblems ausgeht; noch einmal beweisen, in wie hohem Maße Nietzsches Kulturkritik von der Literatur und Ästhetik, nicht von den vorhandenen Lebenskräften ausgehen. Der Stilzauber ist zwar geblieben, aber auch die Stilverzerrung; nur ist diese ins Unerträgliche gesteigert (von den hemmungslosen Ausfällen und dem merkwürdigen Heiligenkalender dieser letzten Tage erzähle ich nichts.) Die für die Datierung der Werke und biographiegeschichtlich wichtigen Stellen waren bekannt und verwertet. Die Rückschau auf das Leben von dem zuletzt erreichten Gipfel der Erkenntnis, gleich als ob in jedem früheren Stadium alle später zu durchlaufenden latent vorhanden gewesen wären, gleich als ob in der psychologischen Notwendigkeit seiner Entwickelung logische Folge wäre, gleich als ob in dem Huldigungsblatt ‚Richard Wagner in Bayreuth' schon deutlich die Abkehr, der Todeskeim der Freundschaft gelegen hätte und im ‚Schopenhauer als Erzieher' schon der Pessimismus als Falschmünzerei entlarvt wäre: diese Art Rückschau kennen wir aus den tief tragischen Vorreden zu den zweiten Auflagen der bei Lebzeiten Nietzsches veröffentlichten Werke. Hätte der Ecce homo noch dreißig Jahre in dem Weimarer Archiv geruht, nur Forschern zugänglich: wer weiß, ob nicht Nietzsches Werk und Wirken dabei gewonnen hätten. Er erzählte sich sein Leben ursprünglich selber, er wollte das Manuskript vergraben und verstecken; „es mag verschimmeln, und wenn wir alle schimmeln, mag es seine Auferstehung feiern. Vielleicht sind dann die Deutschen des großen Geschenks, das ich ihnen zu machen gedenke, würdiger". Er hat dann seine Meinung geändert, aber schon trieb er rasend schnell dem Abgrund zu. Mußte aber das Werk jetzt veröffentlicht werden (ich bin weit entfernt, die Weisheit der Leiter des Nietzsche-Archivs zu bezweifeln; ihrer unverdrossenen Hingabe gebührt aufrichtiger Dank), dann durfte es nicht nur in Luxusausgaben hergestellt und denen in die Hand gedrückt werden, die für ein paar Goldstücke sich die ‚Sensation' zu verschaffen vermögen, zu sehen, wie ein Dionysos — mit der Dornenkrone des aus tausend Wunden blutenden Gekreuzigten aussieht.

Schnellverkehr / von Hans Joachim

Der Verkehr, das heißt der Transport von Personen und Gütern von einem zum anderen Ort ist in unseren Tagen ein integrierender Faktor des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens geworden. Teilt doch die Maschinenbaulehre sämtliche Arbeitsmaschinen in zwei große Gruppen ein: in Maschinen, die eine Formveränderung bezwecken, auch wohl Werkzeugmaschinen

genannt, und in solche, welche der Ortsveränderung dienen: Verkehrs- oder Transportmaschinen. In der Tat ist die Durchführung des Verkehrs, die Lieferung und Erstellung aller notwendigen Verkehrsmittel eine Hauptaufgabe der Technik und alle diejenigen großen und grundlegenden Prinzipien, die das Wesen und Wirken unserer Technik bestimmen, müssen sich auch im Verkehrswesen wiederfinden. Die Begriffe der Schnelligkeit, der Betriebssicherheit, der Wirtschaftlichkeit und manche andere mehr werden wir im Verkehrswesen ebensosehr wie im allgemeinen Maschinenbau antreffen.

Wir wissen aber auch, daß jedes Erzeugnis moderner Technik ein Kompromiß ist, daß es eine lange Reihe von Bedingungen und Ansprüchen erfüllen muß, die sich zum Teil widersprechen und daß die Kunst des genialen Technikers gerade dahin besteht, das Optimum zu finden, allen Anforderungen bestmöglichst gerecht zu werden und mit dem geringsten Aufwand den höchsten Effekt zu erzielen. Daß dies bei unseren gegenwärtigen Mitteln und Verkehrsanlagen noch nicht vollkommen geschieht, darf heut als unbestritten gelten.

Vornehmlich solche Gründe, die in der geschichtlichen Entwickelung zu suchen sind, haben die freie Entfaltung unserer Verkehrseinrichtungen nicht unwesentlich gehemmt. Mit Recht sagt beispielsweise Dr. Walter Rathenau in einem beachtenswerten Werke über Massengüterbahnen: „Daß das Prinzip der Staatsbahnen mit seinen großen und anerkannten Vorzügen nicht die Eigenschaften verbindet, die den frei konkurrierenden Industrien anerzogen sind: Lust zur Initiative und automatische Anpassung an die Bedürfnisse der Gesamtheit, ist evident. Die Filtration dieser Bedürfnisse durch das Ermessen einer Behörde und durch das Verantwortlichkeitsgefühl technischer Instanzen, die nicht unter der Pression wirtschaftlicher Nötigung und spekulativen Antriebes stehen, verlangsamt die Realisierung und vermindert den Nutzeffekt."

In der Tat sind mancherlei Dinge, die sich früher einmal für die schnelle Einführung und Verbreitung des Eisenbahnverkehrs als ungemein wichtig und wertvoll erwiesen haben, im Laufe zweier Menschenalter zu Fesseln geworden, welche die freie Entwicklung hemmen und einschnüren. So mag die Normalisierung der Eisenbahnbetriebsmittel genannt werden. Es dürfte wohl bekannt sein, daß heute für die Eisenbahnen ganz Europas mit Ausnahme von Rußland bestimmte Normen bestehen, welche es beispielsweise gestatten, daß man aus deutschen Lokomotiven und italienischen, spanischen und belgischen Wagen einen Zug zusammenstellen und ohne weiteres über die Brücken und durch die Tunnels einer französischen Bahnlinie schicken kann. Nur durch diese bis in die Details gehende Normalisierung wurde es möglich, Europa mit einem dichten, wirtschaftlich arbeitenden Eisenbahnnetz zu umspinnen, in verhältnismäßig kurzer Zeit etwa fünfundzwanzig Milliarden Mark in Eisenbahnwerten zu investieren und einen Verkehr zu schaffen, der gegenüber dem alten Postkutschenbetrieb jedenfalls einen

enormen Fortschritt bedeutete. Aber diese Normalisierung besitzt auch mancherlei Nachteil. Als Beispiel mag nur die leidige Kuppelungsfrage genannt werden. Es ist ja bekannt, daß die europäischen Eisenbahnen nach dem Zweipuffersystem gekuppelt werden. Die Kuppelhaken und Ösen befinden sich in der Mittellinie, je ein Puffer links und rechts dazu. Beim Kuppeln muß nun ein Mann zwischen die Puffer treten, und alljährlich werden in Europa wohl mehr als hundert Personen dabei jämmerlich zu Tode gequetscht. Die Zweipufferkuppelung ist also zweifellos verbesserungsbedürftig.

Die Verhältnisse, die sich nun hier bei diesem untergeordneten Einzelfall recht deutlich zeigen, sind geradezu typisch für das gesamte Eisenbahnwesen. Wir haben Einpufferkuppelungen, die gut sind, und deren Einführung an sich keinerlei technische Schwierigkeiten bietet. Es mag nur an die Kuppelung der Berliner Hoch- und Untergrundbahn und an diejenigen der amerikanischen Eisenbahnen erinnert werden. Aber unter der Wucht des bereits Vorhandenen, unter dem Zwange der Rücksichtnahme auf Bestehendes wird die Verbesserung der Eisenbahnkuppelungen eine ganz außerordentlich schwierige Aufgabe, an der sich Techniker und Laien, Berufene und Unberufene bisher vergeblich die Zähne ausgebissen haben. Man müßte ja eine Einpufferkuppelung bauen, welche sich an die jetzigen Wagenstirnen ansetzen läßt, ohne auch nur ein einziges der vielen dort vorhandenen Dinge zu stören. Man müßte nach wie vor die alten Zweipufferkuppelungen benützen können, während ganz allmählich, im Laufe vielleicht eines Jahrzehntes die Eisenbahnwagen Europas mit dieser Einpufferkuppelung versehen werden. Erst dann könnte man die alten Kuppelungen abnehmen und hätte nun eine Aufgabe gelöst, die bei einer absoluten Neuanlage überhaupt kein Kopfzerbrechen gemacht hätte.

Was wir hier bei einem scheinbar nebensächlichen und vom Thema dieser Ausführungen weit abliegenden Gebiet beobachten können, das ist charakteristisch für unser gesamtes Verkehrswesen.

Jeder Vorschlag und jede Konstruktion, die den bestehenden Verhältnissen nicht Rechnung trägt, stößt beispielsweise in Preußen auf den schroffen Widerstand des Eisenbahnministeriums. Deficiente pecunia publica — bei der allgemeinen Finanznot des Staates betrachtet es das Eisenbahnministerium in allererster Linie als seine vornehmste Pflicht, für eine gute Verzinsung und Amortisation der rund fünf Milliarden Mark zu sorgen, die in den preußischen Eisenbahnen angelegt sind. Dies Bestreben ist wohl begreiflich, aber man darf nicht allzuweit darin gehen, man darf darüber nicht neue und wertvolle Entwickelungsmöglichkeiten vorübergehen und verkümmern lassen. Zuweit ist man aber seitens des Staates sicherlich in der Schnellbahnfrage auf der Strecke Berlin-Hamburg gegangen. Unsere elektrische Großindustrie war bereit, dort eine besondere Schnellbahn zu erbauen, auf welcher die Züge mit einer Stundengeschwindigkeit

von 200 Kilometern laufen sollten. Die staatlichen Behörden haben die Konzessionierung dieses Unternehmens davon abhängig gemacht, daß die zu gründende Gesellschaft für allen Ausfall aufkäme, den die bestehende Linie Berlin-Hamburg durch die Neuanlage haben würde. Dadurch war dies Projekt natürlich im Keime erstickt.

Dies Vorgehen bleibt um so unbegreiflicher, als man gelegentlich der berühmten Kanalprojekte niemals etwas Ähnliches gehört hat. Damals war der Staat bereit, seinen Bahnen selbst durch die Erbauung des Mittellandkanals unter einem Aufwande von sehr vielen Millionen eine recht erhebliche Konkurrenz zu machen und man weiß wohl, daß dies Projekt, welches wir nach dem heutigen Stande unserer Erkenntnis in wirtschaftlicher wie in technischer Beziehung für verhängnisvoll halten müssen, nur an Zufälligkeiten gescheitert ist. Mit Recht sagt Cauer: „Wer aber Eisenbahnen grundsätzlich durch Kanäle entlasten will, der handelt ähnlich, als wenn er die Wirkung moderner Schnellfeuergeschütze durch Geschosse aus alten Vorderladern unterstützen wollte.“ Der zurückhaltende und vielfach unbedingt ablehnende Standpunkt unserer deutschen Eisenbahnbehörden gegenüber den Anstrengungen, einen zeitgemäßen Schnellverkehr zu schaffen, wird aber auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden können. Dafür sorgt, meint Rathenau, die Konkurrenz der Nationen und die erstarkende öffentliche Erkenntnis des wirtschaftlich Notwendigen.

Wenn wir uns erinnern, daß in den Vereinigten Staaten innerhalb der Reichweite der Niagarakraftanlage elektrisch betriebene Straßen- und Überlandbahnen verkehren, die Stundengeschwindigkeiten von 100 Kilometern erreichen und ein Gebiet ungefähr von der Größe der Königreiche Bayern und Württemberg zusammen mit einem engmaschigen Netze bedecken, wenn wir in Betracht ziehen, daß es in Amerika keine mit Dampf betriebenen Stadtbahnen mehr gibt und daß dort die Elektrisierung der Vollbahnen von Tag zu Tag bedeutende Fortschritte macht, so dürfen wir den unbedingt abwartenden Standpunkt nicht mehr länger beibehalten. Wenn die langjährige abwartende Haltung unserer Behörden überhaupt einen Vorteil gehabt hat, so war es jedenfalls der, daß die Technik sich inzwischen zu hoher Vollkommenheit entwickeln konnte und daß sich nun heute unter voller Ausnutzung aller von der Technik gebotenen Mittel, vollkommene Schnellbetriebe erstellen lassen.

Es wurde zum Beginn dieser Ausführungen gesagt, daß der Verkehr einen Teil der Technik darstellt und von allgemeinen technischen Grundsätzen reguliert wird. Recht anschaulich kommt das in der energetischen Definition des Verkehrs zum Ausdruck, welche August Scherl in seiner Denkschrift über ein neues Schnellbahnsystem gibt. Er sagt dort:

Ganz im allgemeinen wird man von jedem Verkehrssystem verlangen, daß es Entfernungen mit möglichst geringen Energieverlusten überwindet. Der Begriff der Energie oder Leistung ist dabei im weitesten Sinn gefaßt.

Energie ist die mechanische, für den Transport wirklich aufgewandte Maschinenarbeit.

Energie ist die finanzielle Leistung, der Geldaufwand vonseiten der Verkehrsunternehmer in Form von investiertem Kapital, wie auch vonseiten der Reisenden in Form gezahlter Fahrgelder.

Energie beanspruchen die auf einer Reise an die Nervenkraft und die Gesundheit der Reisenden gerichteten Zumutungen.

Energie, verlorene Energie, bedeutet schließlich auch der für jede Reise notwendige Zeitaufwand.

Alle diese Faktoren müssen so günstig gestaltet werden, daß die wirkliche Verkehrsleistung, daß das Verhältnis der überwundenen Strecke zur Summe der aufgewandten Energie ein Maximum wird. Aus dieser allgemeinen energetischen Auffassung des Verkehrs ergeben sich zwanglos fünf Haupteigenschaften, welche jedes vollkommene Verkehrsmiteel benutzen muß, nämlich: Schnelligkeit, Sicherheit, Behaglichkeit, Wirtschaftlichkeit und Kontinuität.

Zunächst die Frage der Schnelligkeit: Es wird heute auch von Spezialisten und führenden Fachleuten zugegeben, daß die Dampflokomotive nicht mehr als 100 Kilometer Stundengeschwindigkeit herausbringen kann. Die Entwickelungsmöglichkeiten, welche in der Erfindung Stephensons lagen, sind heut wenigstens, was die Schnelligkeit anbelangt, vollkommen herausgewirtschaftet worden. Dagegen bietet der elektrische Betrieb noch Möglichkeiten, deren Ende sich nicht absehen läßt. Man kann einen zoologischen Vergleich anwenden und wohl sagen, daß der Dampfbetrieb ein ausgewachsener Sperling, der elektrische Betrieb dagegen ein ganz junges Huhn ist. Einstweilen mögen beide gleichgroß sein, aber es kann kein Zweifel mehr bestehen, wie das weitere Wachstum sich gestalten wird.

Man läßt diese Entwickelungsmöglichkeiten einstweilen ganz aus dem Auge, macht eine Kostenrechnung auf Heller und Pfennig und findet, daß der elektrische Vollbahnbetrieb vielleicht um fünf oder zehn Prozent teurer werden kann, als der alte Dampfbetrieb. Dabei kranken diese Berechnungen an allzugroßer Vorsicht. Man läßt die unausbleibliche Verkehrssteigerung ganz außer acht. Man denkt nicht daran, daß der heutige Verkehr bereits in einer Weise wächst, daß den Eisenbahnverwaltungen angst und bange wird, und daß verbesserte Verkehrsgelegenheiten noch stets gewaltige Verkehrssteigerungen im Gefolge gehabt haben.

Die Dinge ständen verzweifelt, wenn wir nicht gerade von dieser natürlichen Verkehrssteigerung das Gute erhoffen dürften. Sie wird dazu zwingen, die derzeit übliche gemeinschaftliche Benutzung derselben Strecke für Personen- und Güterverkehr aufzugeben und für jede Verkehrsart besondere Strecken vorzusuchen. Es erscheint besonders bemerkenswert, daß die beiden wichtigsten verkehrstechnischen Schriften, welche in den letzten Monaten erschienen sind, nämlich:

Massengüterbahnen von Dr. Rathenau-Professor Cauer, ein neues Schnellbahnsystem, Vorschläge zur Verbesserung des Personenverkehrs von August Scherl, auf eine solche Trennung dringen. Freilich möchte Rathenau das neue Netz für die Massengüterbahnen und Scherl für die Schnellbahnen haben.

Ein solcher Trennungsvorschlag wird zunächst als überaus kühn und wenig wirtschaftlich erscheinen. Wenn man sich die Dinge aber ein wenig kritisch unter die Lupe nimmt, so zeigt sich alsbald, daß dem nicht so ist. Rathenau und Cauer rechnen für ihre neuen Güterbahnstrecken eine gute Rentabilität heraus und zwar an der Hand von Kostenanschlägen, die mit unendlicher Sorgfalt bis in alle Details durchgeführt sind.

Eine derartige Rechnung müßte an dieser Stelle ermüden. Aber man kann wohl auf anderem Wege die Verhältnisse plausibel machen. Namhafte Verkehrstechniker vergleichen den Verkehr mit einem Körper, den Betrieb dagegen mit einem Kleide dafür. Der Körper, der Verkehr wächst beständig. Das Kleid, der Betrieb und die Betriebseinrichtungen werden zu eng, selbst wenn man sie zuerst auf reichlichen Zuwachs zugeschnitten hat. Es kommt ein Moment, wo das allzuenge Gewand an allen Stellen kneift und drückt und nirgends mehr eine Naht oder Falte ist, die man auslassen könnte. So etwas gibt es zum Beispiel allsonntäglich auf der Berliner Stadt- und Vorortsbahn. Dann aber wird die Frage akut, was man mit dem zu engen Kleide machen soll. Der Praktiker wird alsbald antworten: man lasse es dem kleineren Bruder weiter tragen und besorge für den größeren ein neues Gewand. Daß diese Kalkulation richtig ist, beweist unter anderem die Berliner Stadtbahn. Sie möchte seit zehn Jahren auf ihren Strecken elektrischen Betrieb einführen. Die verschiedenen Elektrisierungsprojekte hierzu schwanken im Preise für das laufende Meter zwischen 2000 und 5000 Mark. Die neu angelegte elektrische Hochbahn kostet jedoch pro laufendes Meter überhaupt nur etwa 3000 Mark und kann sich zu vier Prozent verzinsen, während die Stadtbahn nur zwei Prozent einbringt. Eine neue Anlage ist aber billiger, als eine Verbesserung der alten.

Sind wir uns aber erst einmal darüber einig, daß der Schnellverkehr kommender Zeiten auf eigenen Wegen gehen muß, so wird nun zu untersuchen sein, in welcher Weise solch Ausbau erfolgen kann, ohne daß alte Werte zerstört werden und unsere Volkswirtschaft gefährliche Erschütterungen erleidet. Man wird selbstverständlich derartige tiefeinschneidende Änderungen nicht von heute auf morgen vornehmen können. Auch die alten Postkutschen sind ja nicht mit einem Schlage von der Welt verschwunden. Es dürfte vielmehr bekannt sein, daß der deutsche Eisenbahningenieur Friedrich List, der sich auch als Schöpfer des amerikanischen Bahnnetzes einen Namen gemacht hat, bereits im Jahre 1833, also mehrere Jahre vor der Erbauung der ersten schüchternen deutschen Versuchsstrecken, den Entwurf eines ersten deutschen Eisenbahnnetzes produzierte,

welches die meisten heutigen Hauptstrecken enthielt. Ganz allmählich wurde dann ein Streckenstück nach dem andern erbaut, bis endlich beispielsweise die Strecke Köln-Minden und diejenige von Berlin nach Magdeburg im Hannöverschen zusammenwuchsen, bis endlich ein geschienter Weg von Gumbinnen nach Marseille führte. Wie damals aus einzelnen Stückchen ein organisches System entstand, so wird es auch jetzt wieder gehen müssen, wenn wir im Laufe eines Menschenalters wirklich zu einem zeitentsprechenden Schnellverkehr kommen wollen, der sich zum heutigen Eisenbahnverkehr etwa ähnlich verhält, wie dieser zur alten Postkutsche.

Als feststehend darf es heute jedenfalls gelten, daß wir den Schnellverkehr nur mit Hilfe der Elektrizität haben werden, daß wir ihm neue Wege bauen müssen und daß wir seine Einführung in eine wirtschaftlich mögliche Form bringen müssen.

Daß die Elektrizität sehr wohl Geschwindigkeiten von 200 und mehr Kilometern in der Stunde hervorbringen kann, haben die Zossener Schnellbahnversuche zur Evidenz erwiesen. Diese Versuche liegen aber heute bereits reichlich sechs Jahre hinter uns und die Elektrotechnik hat seit jener Zeit ganz gewaltige Fortschritte gemacht. Damals galt die direkte Stromzuführung von 13 000 Volt noch als etwas ganz Neues und Riskantes. Heute ist man in der Beherrschung extrem hoher Spannungen sehr viel weiter gekommen. Man hat es gelernt, auf reinen Freileitungen Spannungen bis zu 100 000 Volt sicher zu verteilen. Nun wächst aber der wirtschaftliche Radius einer Hochspannungsanlage mit dem Quadrate der Spannung. Zur Zeit der Zossener Versuche transportierte man in den Speiseleitungen, die nicht mit den Fahrdrahtleitungen zu verwechseln sind, nur etwa 33 000 Volt. Man hat also seit jener Zeit die Spannung verdreifacht und dementsprechend den wirtschaftlichen Radius verneunfacht. Konnte man damals von einem Kraftwerke aus etwa eine Strecke von fünf Meilen nach einer Richtung hin wirtschaftlich versorgen, so kann man es jetzt über fünfundvierzig Meilen.

Ferner aber, und das ist ein nicht minder bedeutsamer Fortschritt, ist es inzwischen gelungen, brauchbare Bahnmotoren für den einfachen einphasigen Wechselstrom zu bauen. Bei den Zossener Versuchen mußte man noch Drehstrommotoren verwenden, das heißt Motoren, welche durch dreiphasigen verketteten Wechselstrom gespeist wurden und dementsprechend drei Fahrdrahtleitungen benötigten. Der Einphasenmotor braucht dagegen nur einen einzigen Fahrdraht, bedeutet also eine sehr beträchtliche Verbilligung der Oberleitungsanlage.

Es wären nun noch die neuen Strecken für den neuen Schnellverkehr zu behandeln. Daß neue Strecken an sich nicht unwirtschaftlich zu sein brauchen, zeigen Berechnungen und praktische Beispiele. Desto größere Sorgfalt muß

aber der Ausführung im einzelnen gewidmet werden, damit auch der Betrieb sich wirtschaftlich vollzieht. Hier darf es einmal als ganz sicher gelten, daß der Gleisbau für die erstrebten hohen Geschwindigkeiten von den jetzigen Ausführungsformen ganz gehörig abweichen muß. Über die Art dieser Abweichungen gehen freilich die Meinungen heute noch stark auseinander.

Viele denken an die einfache Übernahme der bisherigen zweischienigen Bahn, obwohl sich niemand verhehlt, daß diese recht bedeutende Schwierigkeiten bezüglich der Linienführung und der Ausgestaltung des Oberbaues bietet. Eine andere Gruppe, die in England durch Brennan, in Deutschland durch Scherl vertreten wird, erblickt das Heil in einschienigen Bahnen, deren Fahrzeuge durch Kreisel, durch sogenannte gyrostatische Apparate stabilisiert werden. Diese Bestrebungen mögen zumeist paradox erscheinen. Sie haben aber einen sehr realen Hintergrund. Dafür spricht wohl am besten der Umstand, daß das englische Kolonialamt Brennan viele Hunderttausende zur Förderung seiner Versuche zur Verfügung gestellt hat. Scherl hat aus eigenen Mitteln große Summen aufgewendet und ist in der Tat zu recht beachtenswerten Erfolgen gekommen. Er hat ziemlich große Wagen sicher stabilisiert und damit den Beweis erbracht, daß die gyrostatische Einschienenbahn technisch wohl durchführbar ist. Ob und wann wir freilich mit einer solchen Einführung rechnen können, läßt sich heute schwer voraussagen. Es ist wohl wahrscheinlich, daß die Brüsseler Weltausstellung des Jahres 1910 Vorführungen gyrostatischer Einschienenbahnen sowohl von englischer wie von deutscher Seite bringen wird. Man darf ferner annehmen, daß nach erfolgreicher Vorführung das neue Betriebsmittel zunächst in den Kolonien zur Anwendung kommen wird und daß es danach bei guter Bewährung auch auf dem Kontinente Eingang findet. Als sicher darf wohl heute schon gelten, daß bei einer wirklich gut stabilisierten Einschienenbahn zahlreiche recht bedeutende Schwierigkeiten fortfallen würden, welche die zweischienige Schnellbahn in technischer und wirtschaftlicher Beziehung bietet.

Alles in allem kann man den dereinstigen Stand der Dinge wohl dahin zusammenfassen, daß die natürliche Entwicklung des Schnellverkehrs aus wirtschaftlichen und technischen Gründen allzulange gehemmt wurde. Desto mächtiger und intensiver ist jetzt der Drang nach einem guten Schnellverkehr geworden, und unser technisches Zeitalter hat sich selbst die Möglichkeit geschaffen, alle Wünsche zu erfüllen. Es brachte die volle Beherrschung der Naturkräfte. Es lehrte, das von den Bergen stürzende Kraftwasser zu fangen und zu bändigen. Es schuf Fahrzeuge, die schneller als jedes Lebewesen dahineilen. Es gab uns die Möglichkeit, den Raum zu überbrücken, machte uns unabhängig vom Zwange der Scholle. Unter dem mächtigen Ansturm organisierter Technik werden die hemmenden Schranken des Raumes zusammenbrechen und eine neue Zeit wird sich einen neuen vollkommenen Verkehr schaffen.

Die Büßer des Gefühls/ von Felix Poppenberg

Es gilt hier nicht zu „kritisieren", sondern Schauspielen zuzusehen: Varietee-szenen von John Jack Vrieslander mit erstarrten Lustgrimassen in melancholischen Kaulquappengesichtern; Munchschen Nachtstücken der Lebensgespenster voll letzter Süchtigkeiten am Rand des Todes; seltsamen Materialisierungen kranker Reize, die in Zwitterformen und in den tier- und blumenhaften Kreuzungen Pasceins auf Dämmerungs-Wendekreisen huschen oder die, den erotischen Lemuren du Feures und Angladas gleichend, kreidig weiß oder grün bleich geschminkt mit blutgrell lippigem Mund in einer Bar phantastique sitzen, im Licht der giftfarbenen Kristallflakons auf dem Hintergrunde des großen Spiegels. Und in bläulichen Nebeln lösen sich die Erscheinungen, blasig, brodelnd, zu züngelnden Ornamenten und begehrlichen Umringlungen, der Spiegel verschlingt sie, und sie gehen ein in das Reich hinter dem Spiegel . . .

Das Reich hinter dem Spiegel, das ist das Lockland für die neuen Romantiker. Sie suchen seine Vision; auf dem Streckbett des Gefühls spannen sie nach ihm ihre ekstatischen Nerven bis zum Zersprengen. Eine fallende Sucht, ein fressendes Feuer schürt sie an; außer sich geraten wollen sie, um sich in einem Ich-Jenseits gesteigerter wiederzuerkennen. Das Wort der alten Romantik: Empfinden will ich mich und seis an Wunden, erfüllt sich abermals zum krampfig-schmerzlichen Genuß; in der Wiederkehr des Gleichen erscheinen die Nachfahren William Lovells, Roquairols, Godwis*,: die Frierenden, Verdammten, die Büßer des Gefühls, vom Menschlich-Einfachen ausgeschlossen, die mit Stachelgeißeln dem Leben das Ungewöhnliche abjagen wollen, auf daß durch die weite grandiose und hochmütige Wüstenei ihres Innern, wenn auch nur für Momente, aufpeitschende Blitze zucken und längstentwöhnte Schauer.

Virtuositäten werden dabei ausgebildet, eine Artistik der doigts libertins im Betasten und Streicheln der Vorstellungen und ein Training der Imagination, den vom Leben gebotenen Gewöhnlichkeitsstoff durch scharfes Gewürz und beizendes Aroma seltener Assoziationen zu Raffinements anzurühren, zu einem aphrodisiakalischen Salat. Denn nicht in den begrenzten und banalen Möglichkeiten des Objektiven, sondern nur in der Schrankenlosigkeit des subjektiven Selbstgenusses, der aus dem allen gemeinsamen Genießen „sich etwas macht", sein eigen erschaffenes paradis artificiel, liegt die wahre Ausschweifung.

Und in einer Godwistelle klingt auch dies schon vor: „er liebte nicht das Schöne der Kunst, sondern ihre Macht. Sie sollte ihm dienen, denselben Eindruck, den er wollte, auf alle Arten zu geben."

---

* Brentanos Godwi ist jetzt, herausgegeben von Heinz Amelung, leicht zugänglich in der monumentalen Ausgabe des Georg Müllerschen Verlages.

Im Titel eines Buches, einem Titel, den ich selbst einmal brauchte, spricht sich der lüstern genießerische Subjektivismus programmatisch aus: „Abenteuer der Seele.“ Und so nennt sich eine Novellensammlung von Kurt Münzer. (Vita, Deutsches Verlagshaus.)

Freilich überwiegt hier nicht das den Stoff umwandelnde innere Erlebnis, die seelische Transsubstantiation, sondern eigentlich wird hier mehr in der Erfindung des seltsamen Geschehnisses, des okkulten Stoffes die Aufregung gesucht. Zwischenzustände zwischen Schlaf und Wachen, unterirdische Zusammenhänge zwischen dem Traumerlebnis und der realen Begegnung werden mit dem Schein einer magischen Laterne überflimmert, und ein flackernd gespenstisches Fragezeichen-Memento mahnt an die Unsicherheit, was denn von beiden das Realere sei?

Künstlerische Assoziationen wirken hier als Reizmittel, als seelische Opiate mit. Venedig mit Tristanweisen schafft Empfängnisse. Männer verlieben sich mit siechen Wünschen in gemalte Frauen. Das Motiv eines ästhetisch höchst verfeinerten Fetischismus kehrt wieder. Die Phantasie eines Malers erlebt die Fleischwerdung eines Märtyrerbildes in einem schönen verstörten Mädchen, der Caterina, die im Helldunkel religiösen Wahns sich für die Heilige hält und den Entzückungen des Martertodes und der himmlischen Hochzeit entgegenschmachtet — mystische Erotik voll Blut und Wunden, voll Wollust und Grausamkeit. Seelenwanderungsmotive werden angeschlagen, und vampyrische Liebesnächte der Buhlschaft mit Schemen und Gespenstern steigen auf, die, aus dem Inneren zerstörter Menschen frei geworden und von ihrer Vorstellung bildhaft gestaltet, sie heimsuchen, aushöhlen und aussaugen, daß ihnen die äußerliche Wirklichkeit und das Licht des Tages nichts mehr taugt. Visionen ballen sich aus Düften, Inbrünste aus Kastanien-Aromen, und Sehnsüchte der Unersättlichkeit geben unendliche Spannungen.

Kurt Münzer entgeht auf seinen Wegen nicht immer der Gefahr, dem Geheimnisvollen zu Liebe, allzu bereitwillig als sichtbar werdender Regisseur nachzuhelfen, daß sich ein unheimliches Ergebnis allzuglatt erfüllt. So streifen manche Novellen hart und deutlich an die Spukgeschichte, statt in der viel zwingenderen Schwebe- und Ungewißheitssphäre zu vergleiten. Dennoch darf das Buch in diese Betrachtung einbezogen werden, denn es handelt von Menschenkindern, die „fertig mit der Welt nach dem Unwirklichen oder doch nach dem Ungewohnten“ verlangen.

Ganz in den Bezirken des inneren Erlebens aber spielt die ekstatische Ich-Symphonie von René Schickele „Der Fremde“. (Morgen-Verlag, Berlin.) Substanzieller nur in dem ersten Teil, der die Entwicklungsjahre eines elsässischen Knaben in den Jahren nach der Eroberung schildert, dann aber wird das äußere Leben schattenhaft, und die Handlung und der Beruf der Hauptperson ist jetzt, alle Dinge und Menschen, durch die sie hindurchgeht, sich zu

verwandeln zu einem seltsam künstlichen, oft schreckeinflößenden, oft zu fiebrischem Gelüst aufreizenden Bric-a-Brac des Gefühls. Er schleift, um ein Wort aus der Welt Max Brods vorwegzunehmen, Sammellinsen für die Zerflatterungen seiner Seele und faßt sie in barocke Rahmen. Unter diesen Linsen wirkt die Gebärde meist krampfig, konvulsivisch, die Debauchen der Linie steigern sich zum Extrem-Bizarren, zu einer dämonischen Clownerie der Verrenkungen, zu Toulouse-Lautrecschen Figurationen. Ein Café du Néant, ein satanisches Kabarett mit einer Produktion seelischer Zustände tut sich auf, und Alltagsbewegungen erscheinen im Hohlspiegel als delirantische Zuckungen.

Um solches dem Leser in die Sinne zu bringen, mischt Schickele heftige und schillernde Wortspezereien, oft von entschiedener Übertragungsenergie, mit Fluidum und Phosphorenz geladen. Oft aber auch von einer Hypertrophie, von einer schwülen Überwucherung und einem dumpfen Weihrauchpathos, — besonders im letzten Teil — das schwächt und matt setzt, statt magischen Kontakt mit dem fremden Seelenvorgang zu vermitteln.

Am Eingang fiebert Patriotismus, die Inbrunst des geschlagenen vaterlandslos gewordenen Volkes zur alten Gloriole, die brennende La France-Extase des Elsaß; sie schmilzt glühend ein in die Pubertätserregung des jungen Menschen und wird zu einem Sprengstoff für Blut- und Herzschlag, der das schwache Gefäß beinahe zerstört. Und Überspannung ist dann weiter Schicksal in dem Buch.

In Paris geht's in die Sumpftiefen der Seele, zu Polypen und Quallen in Verwesungsfarben; die Trancezustände der Vigilien und Totenmessen Przybyschewskis kehren hier wieder; Wildgeruch der Selbstvergiftungsstoffe strömt von den Menschen aus. Ein Montmartre-Atelier voll Nacktheit, Liqueuren und Baudelaire-Strophen, ein Schauspieler spricht im Frühschein Verse aus Oedipe le roi ... Müdes Begehren; trunken verzweifelte Orgie, die Seele durch die Sinne zu heilen, und darüber schwebt das wüste grelle Antlitz einer Toulouse-Lautrecschen „Elle", — wüst grell die Züge mit dem klaffenden Mund, aber getönt in weichen Duft und A-jourfarben, die die Nerven streicheln.

Und das Grauen des Gespenster-Alltags schleicht heran und legt sich auf die Brust. Munch hat das gemalt und als Raumsuggestion verdichtet, und hier steht dazu der Text. Er spricht von der verzerrten Todesangst, die aus zusammensitzenden Menschen aufsteigt; wie unsichtbare Fledermäuse, wie surrende sirrende Moskitos schwirrt und huscht es an Decken und Wänden, echappierte Nervenfluida, und die Stille stöhnt auf. Und das „de profundis der Gassen" hallt weit und dunkel klagend, jene grundlos abgründige Trauer der Menschen, die niedergeschlagen ohne Sinn und Wunsch auf Straßen dahingehen, aus jedem Menschengesicht sich Qual heraussehen und von den stummen tobsüchtigen Energien, die in der Luft liegen, gemartert werden — Stimmungen, die am unerbittlichsten Strindberg in „Einsam" zusammenballte.

Pistazientöne und safranrosa Schleier venezianischer Golddämmerungen glitzern in seelischem Widerschein und unersättliche Reizphantasie fühlt sich die Erscheinung zu ekstatischen Bildern um. Sie hat sich so an Künstliches verloren, daß sie nicht mehr natürlich empfangen kann. Und die magische Figuration des entzündeten Wolkenhimmels wandelt sich in Venedig zur Monstranz, wie früher die Sonne „über dem frierenden Gold des Trocadero" zur blassen Hostie.

Und hier kommt wieder Erinnerung an Ahnen und Vorfahren solcher Künste, aus reizbarer Schwäche geboren: hat nicht Zacharias Werner den fahlen Mond der Hostie verglichen, und verwies ihn darauf nicht Goethe mit einem Donnerschlag aus seinem olympischen Reich, das aus eigener Gefahrerkenntnis so sorglich gegen Süchte und Einbildungsgifte und schleichende Imaginationsfieber befestigt war . . .

Auch märtyrerische Assoziationen spielen hier mit, wenn es heißt: „wir lassen uns schinden, auf daß unsere Empfindlichkeit sich vermehre und die Reize, die wir den Dingen abgewinnen, heimlicher, ungewöhnlicher, hinreißender werden."

Auf eine sich immer leidenschaftlicher steigernde „Einfühlung" unerhörter Ich-Reize in die Dinge und in die Figuren der Welt kommt es hier im letzten Grunde an. Und zu solchen Leistungen wird die Einbildung flagellantisch angehetzt und aufgestachelt. Das Ende ist Selbstverbrennung, die Leere nach einem Opiumrausch, da man im Dunkel mit ausgebranntem Gehirn liegt, ein enthöhlter Kadaver . . .

Und diesem Zustand, der für dieses Buch ein überzeugenderer Abschluß wäre als die vage mythische Liebeserlösung des Ausgangs, stellt das Buch selbst die Diagnose überlegen: „Er verbrauchte, was er berührte. Er hatte nicht geahnt, daß dieses psychologische Training, an dem sein ganzes zitterndes Leben teilhatte, alle Wunschkraft, sein Vertrauen und seine Sicherheit, ja sein Empfindungsvermögen überhaupt zerrütten mußte" . . .

„Nichts schwächt den Geist so sehr als die Ausschweifungen einer machtlüsternen Phantasie. Wie viele waren dieser geistigen Lustseuche erlegen. Ihr Geist zerging in den unwirklichen Mischungen der Wollust aller Sinne, in den ekstatischen Verwandlungen des Idols . . ." So werden aus den Libertins des Geistes die Büßer des Gefühls, „Barfüßer in seelischen Bezirken" . . .

In den Gesprächen des Buches von Schickele wird der Begriff des seelischen Anarchismus formuliert, der Fähigheit über Menschen und Dinge ungebunden zu denken, ihre Vielseitigkeit zu übersehen, und in skeptischer Ruhe, die vor jeder Entschiedenheit bewahrt, das Vielerlei zu genießen. Die Gegensätze sind dabei völlig aufgehoben, und die Kontraste werden gleich bereit aufgenommen, und überhaupt gar nicht mehr als Widerstreit empfunden.

Auf ähnlichen Wegen geht die geistige Abenteuerlust des jungen Prager Dichters Max Brod. (Seine Schriften erschienen bei Axel Juncker.) Er charakterisiert die seelische Anarchie als „Indifferentismus", und von seinem ersten

Buch „Tod den Toten" bis zu seinem jüngsten großen Roman „Schloß Nornepygge", der sich selbst als der Roman des Indifferenten signalisiert, hat ihn immer das Problem des „fragwürdigen Ich" gelockt, dem das Unterscheidungsvermögen abhanden gekommen, bei dem die innern Türe und Tore, unbewacht, ohne Grenzkontrolle, gleichweit jedem Eindruck aufstehen, und bei dem durch die unaufhörliche Invasion, durch das überschwemmende Παντα ῥει ohne Hemmung, ohne befestigten Damm, der Mensch in eigener Auflösung ertrinkt — le Horla.

Max Brod erkennt die Entzückungen des Indifferenten, das Taucherglück in der purpurnen Fülle, den schrankenlosen Genuß der Selbstaufgabe; er erkennt die Ermattung, die haltlose Verzweiflung des im weiten Raum Verlorenen und schwankend Umgetriebenen; aber er erkennt noch mehr, und so steht er wohl in einer höheren Betrachterzelle als die anderen, er erkennt die tragikomischen Ironien solcher Verfassung. Er pathetisiert nicht und er beklagt nicht, er experimentiert in kühler wissender Überlegenheit mit dem Versuchsobjekt, er stellt es in allen seinen Aggregatzuständen dar und zeigt es unverhohlen, auch wenn es grotesk wird.

Und der Indifferenten-Roman ist eine neue, allerdings mit Vitriol und Asa foetida angemachte Variation jener alten Fabeln vom Mann mit fragwürdig gewordenen Ich, das keinen Schatten und kein Spiegelbild mehr werfen kann.

Als phantastische Symphonie in bunten Metamorphosen-Sätzen spielt sich das Buch ab, als Motto könnte man ihm setzen: la vie pour la vie. Und wenn auch der passive Held bewußt in das Nichts und in die Selbstauflösung geführt wird, so werden doch die einzelnen Stationen, durch die er geht, mit einer farbigen Schilderungsfülle illuminiert, so daß sie, was sehr im Stil des Buches ist, als Selbstzweck wirken.

Mit virtuoser Instrumentation sind sie komponiert: die Gehirnorgien des satanischen Klubs mit den krampfhaften Steigerungen zum Grell-Ungewöhnlichen; die himmelblauen „ergreifenden" Bilder aus dem Familienleben, die Räusche der Banalität und der Schlafrockidyllen, die den Zynismus und das Blagueurtum ablösen; die Cäsarianischen Bachanalien mit rauschenden Fleischfarben und monumentalen Lustpyramiden, mit unersättlich klaffenden Sphinxen und unerschüttert aufragenden Memnonsäulen, ein Phallusfrühling; die Askese und die Eremiteneinsamkeit des Geißlers, der von seinem zerschlissenen Selbst erlöst zu Gott kommen will; noch einmal dann letzte Versuchung weltlichen Ehrgeizes zu Reich, Macht und Herrlichkeit, und schließlich die Flucht ins Nichts, die Selbsterdrosselung, eine symbolische Todesart: Gefangen und vernichtet werden in der eigenen Schlinge.

Kühn in dunkler Pracht, steht dem Unfruchtbaren eine Neu-Inkarnation des Don Juan gegenüber, nicht des Frauenjägers, sondern des ewig Unruhvollen, des glühenden Tatenmenschen, des Aufwieglers mit Schwert und Brand-

fackel, des Lebenswerbers ohne Reflexion, dem keine Gedanken den Geschmack schal gemacht. Doch ohne kommentatorische Pedanterie ist diese Kontrastierung, und das Buch wahrt, trotzdem es sich als eine Arbeit von fünf Jahren bekennt, die Illusion der spielenden Gebärde und der Komödie.

Hier ist's, daß man an J. J. Vrieslanders Kabarett denkt voll komischer Ernsthaftigkeiten und witziger Mystik in den Verrenkungsexzentriks, im Kopfstehen der Begriffe und in den Schlangenmensch-Ornamenten des Gehirns. Noch näher aber liegt eine literarische Verwandtschaft, die mit dem von Brod und Franz Blei so sehr geliebten Jules Laforgue (Sagenhafte Singspiele deutsch von Paul Wiegler. Pierrot der Spaßvogel. Auswahl von Blei und Brod, Berlin, Axel Juncker), Jules Laforgue, dem Gaukler unsrer lieben Frau vom Monde, dem melancholischen Pierrot, schwebend auf der kosmischen Seifenblase. Der Schellenklang der Namen, die sich Laforgue selber gab, „Dilettant, Virtuose, Guittarist", umklingelt auch manche Seiten Max Brods.

Und die so angenehm spleenige Lust regiert auch bei ihm sich kopfüber „in die Gegend des Absurden zu stürzen" . . Pizzicato prickelt über die Nerven und man genießt Frissons wie ein Baudelairescher Chat aux yeux du métal et d'agat. Und Vieles schwingt hier noch. Erotische Farbenüppigkeiten, trunken, zerplatzend fast, brüten über Gauguinschen Meeresgärten am andern Ufer der Erde. Und in Sonetten von duftiger Schwarz-Weißkunst heben sich die Silhouetten des alten Prags von Wassern und Brücken, Radierungsumrisse auf birkenbastfeinem silberfaserigem Japan.

Bildnerische Intensität formt alles Fühlen zum sichtlichen Symbol, und nicht nur die Landschaften, sondern auch, ganz ähnlich wie bei Poe, die Interieure sind ein Seelenzustand. Diese Phantasie baut gern imaginäre Porträts von Innenarchitekturen, und wesentlich dabei ist das Motiv der breiten Glaswände oder Glaskuppeln, die in weitem Umfang ein Stück Außenwelt einfangen und dabei durch ihr Medium das Wirkliche spiegelnd unwirklich machen.

Die Tapetenwände sind nicht geradlinig, sondern laufen leichtwellig, wie in oszillierender Bewegung zur Decke: „Man hatte in diesem Raum nicht den starren Eindruck des Geschlossen Ruhenden, sondern ein süßes Gefühl gefährlicher Bewegung nach oben, ins Ungemessene aufwärts, in den blauen Holzhimmel des Plafonds . . ."

Wie eine Landschaft wird der Frauenkörper genossen. Die Erotik der Gedichte in dem sinnlichen Andachtsbuch. „Der Weg des Verliebten" schafft eine mit allen Nerven erlebte Mythologie. Sie brüstet sich oft barock und erinnert an die wollüstigen Künstlichkeiten der Schlesier des siebzehnten Jahrhunderts, an die feuchten Grotten der Lustwäldchen und die Poesien der vielgeliebten Purpurschnecke.

Doch keine literarischen Figuren sind es, sondern wieder streckt sich hier der Trieb, das menschlich Allzu Gemeinsame durch rare Assoziation heftiger und

ungewöhnlich zu stimmen. Und er weiß schon allerlei in geschmeidigen Versen fühlbar zu machen, von Rodinschen Körper-Etuden — „sie konnte wunderbar den Rücken biegen" — und Hodlerschem Eratmungsruhen ineinander gegossener Glieder, vom Zitterfluidum der Fingerspitzen, von dunkeltiefen Küssen, von brechenden Augen und von dem Duft einer geliebten Frau, als magisches Arkanum eingefangen.

Aber nicht nur die Sinnlichkeit von Haut zu Haut schildert Brod, er kennt auch die essentiellere Sinnlichkeit, die in den Blicken, in stummen Distanzerregungen mitten in einer Gesellschaft zwischen Menschen fiebrig schwingen kann, das Betasten und Züngeln mit Worten und den schwindelnden Tanz am Abgrund eines Gesprächs.

Doch auch hier die Entspannungen: „Der Indifferente besinnt sich":

Der Matt- und Krankgewordne
Darf rasten ohne Fehle.
Nun bin ich still und ordne
meine liebe Seele . . .

Bei diesem Büßer des Gefühls glaubt man aber nicht, daß die Buße das Letzte ist und man erwartet von ihm noch eine an Metamorphosen lebensreiche Reihe.

Kredit/ von Daniel Ricardo

Auf dem Kredit ruht die moderne Wirtschaft. Er stellt den Mittler dar zwischen der Erzeugung und dem Bedarf von Kapital. Die Gewinnung von Betriebsmitteln aus dem Warenumsatz hat sich im umgekehrten Verhältnis zu der Vervollkommnung der Fabrikationsmethoden entwickelt. Die Verarbeitung und Verfeinerung von Rohmaterialien hat zwar dazu geführt, den Wert der Ware zu erhöhen; aber gleichzeitig damit ist eine starke Absorption des Betriebskapitals eingetreten, die sich periodisch zu sogenannten Kreditkrisen auswächst. Die sind nichts anders wie akute Erscheinungen eines latenten Zustandes. Einzelne Nationalökonomen, wie Sombart, unterscheiden zwischen Krisis und Depression, um gewisse Grade der Krankheit des Kredits zu kennzeichnen. Die Depressiion ist der weniger bedenkliche Fall, der schließlich nur als eine unangenehme Unterbrechung der Hochkonjunktur angesehen zu werden braucht. Im Effekt gibt die Beschaffenheit des einzelnen Wirtschaftskörpers den Ausschlag. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben die Finanzkrisis, die sie vor zwei Jahren befiel, so weit überwunden, daß ihre geschäftliche Situation heute schon dem Optimisten die höchsten Gipfel seiner Wünsche unbewölkt zeigt. Deutschland steckt noch im Sumpfe einer wirtschaftlichen Depression und müht sich ab, wieder festen Boden

zu gewinnen. Dabei sprach man über die nordamerikanische Union von einer Krisis und bei Deutschland nur von einer Depression. Die Amerikaner haben das Glück, niemals den Kredit zu verlieren. Selbst dann nicht, wenn der Mißbrauch dieses Begriffs bei ihnen zum Himmel stinkt. Man ist von der Elastizität der wirtschaftlichen Kräfte der Vereinigten Staaten so sehr überzeugt, daß man den Yankees jeden Exzeß dieser Fähigkeiten verzeiht. In Deutschland ist der Kredit strenger reglementiert, weil man mit verhältnismäßig beschränkten Mitteln arbeitet. Die Formen, in denen sich die Kreditwirtschaft äußert, sind keine genial hingeworfenen Skizzen, sondern organisierte Einrichtungen. Im Zentrum des Kredits steht die Reichsbank, die einem rocher de bronce gleicht. Auf diesem Felsen ruht der Kredit der Privatwirtschaft und der materielle Kredit des Reiches. So hat dieses Institut doppelte Last zu tragen. Man spricht von einer Finanznot des Reiches. Das ist eine starke Metapher; denn das Reich ist ein Begriff, der durch die Nation ausgefüllt wird, und die Nation verfügt über ein Vermögen von 350 Milliarden. Wie kann da eine Not bestehen. In Wirklichkeit handelt es sich um ein Mißverhältnis zwischen dem politischen und dem materiellen Kredit der Reichsfinanzverwaltung, das zu einem Defizit im Etat geführt hat. Der Fehlbetrag, der zurzeit 122 Millionen beträgt, verliert an Bedeutung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Kredit des Reiches groß genug ist, ihm jederzeit die Deckung der Unterbilanz durch Anleihen zu ermöglichen. Die Reichsbank aber ist verpflichtet, die Wechsel der Reichskasse unentgeltlich anzunehmen. Es ist kein erfreuliches Zeichen, daß die Summe der Akzepte des Reiches im Portefeuille des Zentralinstituts ungewöhnlich hoch angeschwollen ist; aber gegen diese Verwertung des Kredits durch das Reich sind prinzipielle Einwendungen nicht zu erheben. Man sollte sich dieses Faktums erinnern, um die Grenzen der finanziellen Macht des Imperiums nicht zu eng zu ziehen.

Als die übel beleumundete Reform der Reichsfinanzen ihrer Vollendung entgegengeführt wurde, stand man unter dem Eindruck, die Sanierung eines faulen Bankrotteurs mit zu erleben. Es war gar nicht die Rede davon, daß der wirtschaftliche Kredit des Reiches auf dem Spiel stünde, sondern man kämpfte um das Ansehen partikularistischer und parteipolitischer Dogmen. Die mußten erhalten bleiben. So wurde ein Reformplan zustande gebracht, dessen Durchführung angeblich die Nation ruinieren wird, der zunächst aber nur den Glauben erweckt, als sei das Volk, dem neue Opfer zugemutet werden, bereits vollständig ausgepowert. Mir scheint, daß der Deutsche sich der Tragweite seines Verhaltens zu der Finanzreform nicht bewußt geworden ist. Der moderne Kaufmann braucht den Kredit des Auslandes. Es ist nicht denkbar, daß im internationalen Verkehr die Zahlungen Zug um Zug mit dem Empfang der Waren geleistet werden. Das würde verfügbare Mittel erfordern, an deren Höhe die heute vor-

handenen Kapitalien auch nicht entfernt heranreichten. Man muß also auf die Erhaltung des Kredits bedacht sein. Diese Notwendigkeit wurde völlig übersehen, als die Vertreter der Nation damit beschäftigt waren, dem Reiche neue Einnahmequellen zu eröffnen. Man sprach von der Erschöpfung der konsumierenden Kreise des Volkes und von einer unerträglichen Belastung des Besitzes. Der Fremde hörte nur immer vom Ruin des geschäftlichen Lebens; und diese Klagen werden im Hirn des Ausländers zu Vorstellungen, aus denen sich Meinungen bilden, die schließlich zu ungünstigen Konsequenzen führen. Wir haben's schon erlebt, das man in Frankreich Zweifel in die Integrität der deutschen Valuta setzte und nur solche Wechsel annahm, die den Vermerk „zahlbar in Gold" trugen. Das war die Folge der Angriffe gegen die Verwaltung der Reichsbank. Nun denke man sich solche Opposition in ihrer Stärke und im Gegenstand ihres Tadels verhundertfacht, so wird man leicht verstehen, daß die Wirkung der Reformaktion auf das Ausland nicht geringer gewesen sein kann als der Widerhall, den die Kritik an der Reichsbank hervorgerufen hat. Bei dieser Auffassung kommt zunächst die Qualität der neuen Einnahmen nicht in Frage. Die mag gut oder schlecht sein: das Urteil des Auslandes ruht auf dem Gesamteindruck; und der war gewiß so ungünstig wie möglich. Schlimm war, daß das Kapital a limine jede neue Steuer ablehnte. Die Konservativen hätten sich nicht mit den tollsten Vorschlägen hervorgewagt, wenn auch nur ein einziger gangbarer Weg von der Gegenseite gezeigt werden wäre. Die hat sich auf die Kritik beschränkt und mußte schließlich froh sein, daß ihr statt der Kotierungsteuer eine Talonsteuer präsentiert wurde. Über deren Umgehbarkeit werden tiefsinnige Betrachtungen angestellt, und dieselben Leute, die sich erst bemühten, neue Steuern ausfindig zu machen, zerbrechen sich nun den Kopf, wie man die Abgaben am besten unwirksam macht. Von den 470 Millionen, die dem Reiche zur Stärkung seines Kredits neu zugeführt werden sollen, wird nur ein Teil flüssig gemacht werden, da die 400 Millionen Mark Verbrauchssteuern auf der berechneten Höhe des Konsums basieren. Sobald der nachläßt, werden auch die Erträgnisse der Steuern kleiner. Unter solchen Umständen bleibt, als eiserner Bestand, die Anleihenwirtschaft. Die Schulden des Reiches werden weiter zunehmen; und die verstärkte Tilgung der alten Anleihen, die nach dem neuen Finanzgesetz eintreten soll, wird einen mageren Trost für das Anschwellen der Milliardenziffer bilden. Aber auch das sind nur theoretisch berechtigte Beklemmungen; denn der Reichskredit gleicht schließlich alles aus. Bestünde die Gefahr, daß die vom Reich ausgegebenen Schuldverschreibungen je unverkäuflich werden könnten, oder daß der Schuldner in die Lage käme, seine Zinsen nicht zu bezahlen, so hätten die Klagen über die Schuldenwirtschaft eine sehr ernste Bedeutung. Statt dessen dreht sich's doch nur darum, für das Reich andere Gesetze zu finden, als für die Privatwirtschaft gelten. Bei der bildet der Kredit eine pièce de résistance.

selbstverständlich unter andern Voraussetzungen wie beim Reich. Oft hört man sagen: ein Privatbetrieb, dessen Ausgaben die Einnahmen übersteigen und der sich nur durch Schuldenmachen über Wasser halten kann, gerät schließlich in Konkurs; also ist auch die Finanzwirtschaft des Reiches eine bedenkliche. Der Vordersatz ist richtig, der Nachsatz falsch. Man kann zwei inkongruente Größen nicht durch ein „also" kongruent machen. Ein privater Geschäftsmann verliert den Kredit, wenn er fortgesetzt mit Unterbilanzen arbeitet; das Reich bleibt kreditwürdig trotz seinem Defizit. Dieses Gegensatzes sollte man sich stärker bewußt werden, um irreführende Vergleiche zu vermeiden.

Wenn eine industrielle Gesellschaft Obligationen ausgibt, so fällt ihre Qualität bei der Beurteilung des Wertes und der Sicherheit der Schuldverschreibungen ins Gewicht. Beim Erscheinen neuer Reichsanleihen fragt kein Mensch nach der Kreditwürdigkeit des Schuldners. Weil's ein Unsinn wäre. Die Summe, die das Reich alljährlich vom Kapital beansprucht, ist geringer als die Beträge, die der industrielle Kredit erfordert. Trotzdem denkt niemand daran, die Tragfähigkeit der Industrie zu prüfen. Bei den Schuldverschreibungen spielt die Verzinsung, bei den Aktien spielen die Kurschancen eine so große Rolle, daß Bedenken, wie sie den Reichsanleihen gegenüber geäußert zu werden pflegen, hier nur selten ihren Ausdruck finden. So verschieden ist die Distanz, die der Einzelne zu dem Begriff „Kredit" hat. Die Industrie beherrscht enorme Kapitalien, denen die Konjunktur eine Rente schaffen soll. Je mehr sich der Zustand der Übersättigung geltend macht, desto schwieriger gestaltet sich die Lösung des Problems der Zinsenerzeugung. Aber der Kredit, den die Industrie genießt, ist ein so unbegrenzter, daß der Börsenwert des industriellen Kapitals auch in Perioden schlechten Geschäftsganges steigt. Seit Jahr und Tag kranken die meisten Großgewerbe an unzureichenden Preisen. Es wird gearbeitet, aber die Produktion bringt nicht genug ein. Viele Betriebe verdienen nicht einmal die Selbstkosten; und die Dividenden leiden an Auszehrung. Trotzdem hat sich der Kurswert des, in seiner Rentabilität beeinträchtigten, Kapitals um Hunderte von Millionen Mark erhöht. Da fehlt jede Logik; an ihre Stelle tritt die Willkür. Man läßt die Elementarregeln der Volkswirtschaft beiseite und konstruiert sich eigene Formeln, die jede Kurspolitik decken. Die Aktie genießt so lange Kredit, wie sie die Fähigkeit besitzt, sich auszudehnen. Unterstützt wird diese unwirtschaftliche Auffassung durch das System der Befriedigung industrieller Kreditansprüche. Die einzelne Gesellschaft wendet sich nicht direkt an das Kapital, um dessen Unterstützung in Anspruch zu nehmen: sie bedient sich der Vermittlung einer Bank oder eines Bankenkonsortiums. Die geben das Geld und übernehmen die Aufgabe, die Aktien oder Schuldverschreibungen auf den Markt zu bringen. So wird die eigentliche Kreditsucherin ausgeschaltet. Die Bank deckt sie und bildet dem Publikum gegenüber den einzigen Faktor,

der für die Beurteilung des neues Papiers maßgebend ist. So ist zwar eine allgemeine Komplikation im Kreditverkehr eingetreten; aber diese Wirkung wird aufgehoben durch die autokratische Herrschaft der Banken auf dem Effektenmarkt. Dort konzentriert sich eigentlich alles, was der Kredit umfaßt, der, wenn man so will, heute nur noch ein Instrument der Spekulation ist. Abgesehen davon, daß der Einzelne garnicht imstande wäre, die Kreditwürdigkeit eines Unternehmens, geschweige denn eines ganzen Industriezweiges, zu beurteilen, ist sein Verhältnis zur Gesamtwirtschaft ein so eng begrenztes geworden, daß ihn die Sorge um den gewerblichen Kredit ziemlich kalt lassen kann.

Im wirtschaftlichen Leben herrscht die Illusion. Das ist die stärkste Stütze des gesamten Baues. Ohne sie wäre die Sterilität des Kapitals die einzig sichtbare Erscheinung im Reich der Wirtschaft. Man halte sich die Bedeutung der Börse für alles ökonomische Leben vor Augen und stelle sich vor, daß das Börsengeschäft gänzlich illusionslos betrieben würde. Was käme da heraus. Viele verlassen den Kampfplatz desillusioniert; doch sie nehmen nur den eigenen Verlust aus dem Hause, nicht auch die Illusion. Der Kredit, den die Börse gibt, beruht auf illusorischen Werten; denn der Kurs hängt vom Zufall ab. Die Spekulation kann nur mit Chancen arbeiten, weil ohne die rein kombinatorische Tätigkeit des Gehirns keine Spekulation möglich wäre. Wer kann sagen, welchen Tatsachen der Kredit entspringt, den die deutschen Kolonien gegenwärtig genießen. Die Diamantenfunde reichen nicht aus, um die riesigen Kapitalien zu rechtfertigen, die von der Börse in kolonialen Unternehmungen investiert worden sind. Die Aktie der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat ihren Nominalwert beinahe verzwanzigfacht. Das will heißen, daß ein Nominalkapital von 2 Millionen Mark deren 36 repräsentiert. Dieser Wertzuwachs wurde von der Spekulation hergestellt. Er bildet den kursmäßigen Ausdruck des kolonialen Kredits. Die Proportion zwischen Kurs und Dividende wurde ausgeschaltet, denn der Anteil der Kolonialgesellschaft kostet 17000 bis 18000 Mark. Die Dividende aber beträgt nicht mehr als 25 Prozent. Das sind 1½ Prozent Zinsen auf die genannte Aktiensumme. Illusorisch ist alles, was über die Zukunft von Deutsch-Südwest gesagt wird. Kein Mensch weiß, wie lange die Ergiebigkeit der Diamantenfelder dauert. Auf bloße Vermutungen sind die Chancen gestellt, denen einzelne nationale Schwärmer, wie der Großindustrielle Johannes Schlutius aus Karow, zwingendes Recht verleihen wollen. Die Art, wie der Kredit der Kolonien finanziert wird, könnte dem Kredit jeden Kredit nehmen. Im übrigen bestätigt die Neigung für koloniale Transaktionen die Leistungsfähigkeit des deutschen Kapitals. Desselben Kapitals, nebenbei, das über die ruinösen Folgen der Finanzreform stöhnt. Ohne die vermittelnde Tätigkeit der Börse wäre eine Materialisierung des Kredits undenkbar; nicht der Umsatz der Wertpapiere allein hebt den wirtschaftlichen Kredit, sondern die

Umgebung, in der sich dieser Verkehr vollzieht. Was im Geschäftsraum der Bank geschieht, bleibt der Welt verborgen. Wohl aber spielt sich das Treiben an der Börse vor der Öffentlichkeit ab. Nicht jedes einzelne Geschäft zeigt sein Gesicht dem Beschauer, doch das Gesamtbild tritt ihm im Kurszettel entgegen. Der ist der wichtigste Träger des Kredits. Ohne ihn gäbe es keine Illusion; und ohne Illusion gibt es keinen Kredit.

Die Bedeutung des Kurszettels wächst mit der fortschreitenden Popularisierung der wirtschaftlichen Betriebe. Die Ausschaltung der Einzelpersönlichkeit durch die Aktie sollte im Sinne der Popularität wirken. Ob und wie weit das Ziel erreicht wurde, ist gleich. Die Wichtigkeit der Verbreitung der Kursbewegungen wird davon nicht berührt. Wie stark ist, zum Beispiel, die Tätigkeit der Banken von diesem Medium abhängig. Wir haben gegenwärtig den Anblick eines lebhaften Umsatzes von Wertpapieren vor uns, der völlig aus dem Rahmen des Bildes der allgemeinen Geschäftslage fällt. Als ob die Aktie losgelöst wäre von der Industrie. Der Zinsfuß ist niedrig, weil die gewerbliche Konjunktur nicht ausreicht, dem Kapital rentable Beschäftigung zu sichern. Umgekehrt treibt aber der niedrige Geldsatz dem Effektenmarkt die Käufer zu. So werden die Folgen der ungünstigen Konstellation in Gewerbe und Industrie ausgeglichen, ohne daß, allerdings, mehr erreicht würde, als die Schaffung illusorischer Werte. Die Banken kümmern sich um diese Verhältnisse wenig, weil an der Spitze ihres Programms die Kräftigung des eigenen Kredits steht. Der ist von der Abwicklung der „Engagements für eigene Rechnung" abhängig. Das heißt: das Ansehen einer Bank wächst mit der Summe der von ihr verkauften Wertpapiere. Die Leerung der Portefeuilles bildet stets die wichtigste Voraussetzung für die Aktionsfähigkeit. Die Kreditinstitute können sich nicht nach philiströsen Regeln bei der Verwertung des Kredits richten. Nicht jede Effektentransaktion würde einer peinlichen Untersuchung auf Grund des allgemeinen Moralkodex standhalten. Trotzdem findet sie ihre Rechtfertigung in der Notwendigkeit, die Illusion nicht zu gefährden. Eine Bank, die sich darauf beschränken würde, Staatsanleihen zu emittieren und zur Anlage für die ihr anvertrauten Gelder zu verwenden, käme rasch in Mißkredit, obwohl es keine bessere Anlage gibt, als die Schuldverschreibungen deutscher Staaten. Das Publikum hätte keinen Grund zufrieden zu sein, wenn die Depositengelder nur zum Ankauf von Staatspapieren verwendet werden dürften. Der Kredit eines Finanzinstituts hängt eben nicht von der Sicherheit, sondern von der Ergiebigkeit seiner Unternehmungen ab. Und wenn man dem Publikum den Glauben an die Zuverlässigkeit der Banken nähme, indem man ihm jede Illusion zerstörte, so würde man der Welt einen recht schlechten Dienst erweisen.

Am letzten Ende ruhen die Wurzeln des Kredits in der Gemeinsamkeit der Interessen aller Faktoren, deren Zusammenwirken den Wirtschaftskörper erhält.

Staaten, Gemeinden, Banken, Börse und Industrie sind abhängig voneinander. Wer mehr auf die Dienste des andern angewiesen ist: Das kommt fürs Ganze nicht in Frage. Man muß nur daran festhalten, daß die Kreditwürdigkeit eines einzelnen Unternehmens nicht als eine absolute Größe besteht, sondern vom allgemeinen Kredit abhängt. Als die Leipziger Bank zusammengebrochen war, sprang die Sorge um die Sicherheit des den Banken anvertrauten Besitzes sofort auf verschiedene andere Institute über, die mit dem gestürzten Unternehmen keinerlei Verbindung hatten. Ein Beweis für die komplizierte Natur des Kredits, der sich, wie ich hervorhob, aus vielen Größen zusammensetzt. Das wirtschaftliche Leben in Deutschland hat keinen Grund, eine Aufrollung der Frage nach der Stärke des in ihm ruhenden Kredits zu fürchten. Die Träger des Gebäudes sind aus gutem Material, und das Mauerwerk zeigt keine bedrohlichen Risse. Nur eins sollte man für die Zukunft bedenken: das Schicksal der Privatwirtschaft hängt von der materiellen Sicherstellung des Reiches ab. Für die sollte man besser sorgen, als es bisher geschah.

Berliner Eindrücke / von Herman Bang

Meine Berliner Eindrücke — —

Wie oft bin ich gebeten worden, sie niederzuschreiben. Und wie hätte ich sie schreiben können? Berlin kenne ich ja nicht. Das lernt man nur kennen, wenn man sich umtut. Wenn man mit den Wenigen spricht und mit den Vielen. Wenn man die hundert Milieus aufsucht und sich bestrebt, aus ihrer verschiedenartigen Luft die Atmosphäre des ganzen Riesengemeinwesens herauszudestillieren. Wenn man empfängt und empfangen wird, grüßt und gegrüßt wird — ja, wenn man sich umtut. Nur dann kann man kennen lernen und „Eindrücke" empfangen. Aber ich habe mich nicht „umtun" können. Und der Blinde soll nicht von den Farben sprechen.

Was ich gesehen habe? Ich kenne ja nur das kleine Stückchen von meiner Gasse. Keine ganze Gasse, o nein. Die Leute dort drunten, weit unten am andern Ende meiner Gasse, die sind aus einem andern Weltteil, einer fremden Erde. Und ich weiß weder woher sie kommen, noch wohin sie gehen; und die Fenster ihrer Häuser starren mich nur wie eines Fremdlings leere Augen an, die mir nichts zu erzählen haben. Ach nein, die Gasse kenne ich nicht und sie mich nicht. Nur das kleine Stückchen, von der Ecke zu meinem Hause hin, sechs Häuser vielleicht, das ist die ganze Welt, von der ich weiß — meine Liliputwelt in dem großen, dem unbekannten Berlin.

Aber zwischen den sechs Häusern, da bin ich daheim. Die Kinder, die an den Ladenfenstern Sonne schlabbern, nicken mir jedesmal zu, wenn ich vorübergehe —

Kinder haben noch so gute Herzen und lächeln so gerne einem alten, traurigen Antlitz zu — und sie reichen mir ihre Händchen und sagen „Guten Tag". Und ich spreche mit ihnen und mit dem Schneidergesellen, der in seiner freien Zeit vor der Türe auf das Jüngste des Schneiders aufpaßt, das aus einem Kinderwagen hervorguckt. Er ist so tüchtig, der Schneidergesell. Er klopft auch die Decken der Frau Schneidermeisterin, so eifrig, daß sein magerer Körper schweißbedeckt ist. Aber am Sonntagmorgen ist er ganz auffrisiert und verbeugt sich in seinem langen schwarzen Tuchrock, daß die Schöße nur so fliegen. Aber den Zylinder setzt er erst um zwei Uhr auf, wenn der Schneider zusperrt. Diesen Hut muß er von seinem Vater geerbt haben. Aber wenn er damit grüßt, dann läßt er die Manschette mit dem Fünfzigpfenniggoldknopf ganz über die Hand gleiten und strahlt übers ganze Gesicht. Ich habe schon gehört, wo er hingeht. Nach „Pichelsberge" geht er, tanzen ...

Da tanzt auch der Lehrling des Barbiers. Er hat böhmisches Blut, und sowie er eine Violine hört, sagt er, muß er gleich tanzen. Einmal im Monate läuft er nach Pichelsberge, um sich herumzudrehen. Er tanzt von vier Uhr bis neun Uhr. Länger darf er nicht. Denn er muß vor zehn zu Hause sein, weil er „so strenge Eltern hat".

Aber der „Chef" selbst — der Barbier — der radelt mit seiner Frau in seinen Garten hinaus. Das ist ein Stück Erde, daß er dort draußen gemietet hat, wo die Häuser aufhören. Er lud mich voriges Jahr ein dort Kaffee zu trinken. Aber es war zu weit. Und dann, glaube ich auch, es wäre zuviel Lärm gewesen, denn es sind ja soviele Gärtchen beisammen, wo Eltern mit Kindern und Anverwandten im Grase liegen und Kaffee trinken ... Der Barbier und seine Frau, die trinken ihn im Lusthaus. Es ist ein ganzer Pavillon mit einem Altan über der Türe, und drinnen ist mehr Platz als in einer Wohnstube, hat mir der Lehrling des Barbiers erzählt. Und im Garten selbst sind Erdbeeren und Blumen und Gemüse. Der Vater des Barbiers war Förster hoch oben, ganz hoch oben in Rügen. „Und wenn man so im Walde aufgewachsen ist," sagt der „Chef", „so hat man ein bißchen Grün gar zu gern. Und mein Garten, das ist nun mein einziges Vergnügen." Das einzige ist es nicht. Denn einmal im Jahre geht er mit seiner Frau und seiner Schwester auf den Maskenball. Als er zuletzt dort war, lieh er sich die Livree meines Dieners aus, und seine Frau ging als Kammerkätzchen. Aber ein paarmal im Winter geht er auch ins Theater, wenn sein Freund, der Zigarrenhändler an der Ecke, sich von einem jungen Mann, den er kennt und der zweiter Beleuchtungsmeister an einem Theater ist, billige Billetts verschaffen kann.

Der Zigarrenhändler ist ein so freundlicher Mann. Er hat Kinder so gern, und die Kleinen des Milchhändlers und die Enkelchen des Portiers laufen immer in seinem Geschäft aus und ein und spielen mit den Kisten in seinem Lager. Er

ist ein Ungar, und als er ganz jung war, zog er weit umher und wohnte in vielen Städten. Aber jetzt sitzt er die zwölf Stunden des Tages hinter seinem Ladentisch, und wenn keine Kunden da sind, „kleistert er Tabletten". Kaffeetabletten, auf denen er die Zigarrenbändchen zu einem Mosaik zusammenklebt, Bändchen an Bändchen. Das ist eine lange Arbeit, und viel wirft sie nicht ab. „Aber nicht wahr," sagt er, „wenn man genug Zeit hat, so verdient man doch ein bißchen damit." Und zu Weihnachten kaufen wir aus der Nachbarschaft seine Kaffeebretter.

Die Frau des Bäckers kaufte zwei.

Aber die Bäckersfrau ist nun auch die stattlichste Dame in der ganzen „Gegend".

Wenn sie in ihrer Türe steht, in ihrer weißen Schürze, dann sage ich mir, in zehn Jahren, wenn der Bäcker genug gebacken hat, dann kauft seine Frau für sich und ihn eine Villa. In Halensee oder in Wannsee, wo die guten Bürger wohnen, die von ihren Renten leben und vor ihrer Verandatür zwei Palmen in weißen Fayencetöpfen haben. Aber noch steht die Bäckersfrau hinter ihrem Ladentisch und schneidet für die „gnädigen Frauen" der halben Gasse Torten auf. Man sollte rein glauben, sie leben von Torte und Schlagsahne, „die Gnädigen". Aber Berlins Konditoren und Bäcker ziehen Wucherzinsen aus — Berlins Mangel an einer Speisestunde. Die Berliner, die dem praktischesten Volk der Welt angehören, sind aus Gewohnheit die unpraktischesten Leute. Anstatt zu zwei bestimmten Zeiten, die den Tag und die Arbeit begrenzen, eine ordentliche Mahlzeit einzunehmen, halten sie den ganzen Tag kleine Mahlzeiten. Und die Bäcker sind es, die die Rationen liefern. Ach, wenn „die Gnädigen" wüßten, wie gefährlich „Schlagsahne" für die Figur ist.

Aber unsere Bäckersfrau lächelt hinter ihrem Ladentisch so freundlich wie jemand, der sich noch die Kunden angenehm machen muß, und so zurückhaltend wie jemand, der auf dem Wege hinauf ist und nachher nicht die ganze Vergangenheit auf dem Hals haben will.

Aber Milchhändlers, die legen gewiß nichts zurück. Die haben zu viele Kinder, und ihre Kinder sind zu musikalisch. Die spielen — bei offenen Fenstern, denn sie haben frische Luft so gern — neben dem Laden das ganze liebe Jahr Klavier.

Aber am Sonntagnachmittag, dann tanzen sie dazu, und die jungen Mädchen in ihren weißen Blusen treten ans offene Fenster, um sich zu verpusten, und rufen dem Gemischtwarenhändler Adieu zu, der, mit seiner Frau, den Kinderwagen in den Tiergarten rollt. Gemischtwarenhändlers haben ja nur den einen Nachmittag in der Woche. Und dieser eine Nachmittag wird kurz. Denn sie schließen erst um zwei Uhr. Und dann muß Herr Lindemann zusperren, und er muß Kasse machen, und er muß wegräumen, und Frau Lindemann, die

die einzige Ladengehilfin ist — ach, es häuft sich so viel an in einem Haus, in sechs Arbeitstagen, wenn die Frau Ladenmädchen ist. So viel, daß der siebente Tag fast auch ein Arbeitstag wird.

Aber gegen Abend kommen Lindemanns doch fort, mit ihrem Kinderwagen. Den „Jungen" sieht man nicht. Nur ein winzigkleines Rotkäppchen, dessen Spitze über den Kissen nickt ..... Jeden Sonntag fährt Herr Lindemann das Rotkäppchen in den Tiergarten, und dann sitzt er unten auf einer Bank an einem der Kanäle, und Frau Lindemann, die den Jungen auf dem Schoß hat, sieht übers Wasser hin, wo die großen Prahmer Sonntag halten, während die Frau des Prahmführers daneben sitzt und an einem Strumpf strickt. Lindemanns bleiben ein paar Stunden dasitzen, und dann ziehen sie wieder heim, an den Fenstern des Milchhändlers vorbei. Und die jungen Töchter rufen „Guten Abend", wie sie vorhin „Adieu" riefen.

Ach ja, es gab eine Zeit, da hoffte ich, daß zwischen einem der Mädchen aus dem Milchgeschäft und dem Zigarrenhändler eine Partie zustandekommen könnte, denn er ist ja unverheiratet. Aber da sah ich ihn eines Tages hinter seinem Ladentisch sitzen und ein paar gepfefferte Preise auf kleine weiße Papierstreifen kleben. „Aber was tun Sie denn da?" fragte ich. Denn ich war es ja gewohnt, daß er Kaffeetabletten klebte. Da erzählte er, daß diese Papierstreifen in Blumentöpfe gesteckt werden sollten — in das Ladenfenster einer Freundin von ihm, die Blumenhändlerin war.

Bis zu diesem Tage hatte ich wie gesagt gehofft, daß es mit einem der kleinen Mädchen des Milchhändlers etwas werden könnte — denn sie sind wirklich hübsch, und überdies an „solch einem kleinen Platz" verheiraten sich die Leute gern miteinander — aber jetzt glaube ich es nicht mehr, obgleich ich die Blumenhändlerin nicht kenne: sie ist aus einer ganz andern Gasse .....

Aber wenn Lindemanns nach Hause gekommen sind, dann liest er seiner Frau die Zeitung vor. „Man will ja doch immer gern wissen, was passiert", sagt Frau Lindemann zu meiner Haushälterin. Und so bekommt sie es jeden Sonntagabend zu wissen. Denn an den andern Abenden wird es gar zu spät, und nach dem Tagewerk, sind Herrn Lindemanns Augen zu klein .....

Aber in der ganzen Gegend sagen sie, daß Gemischtwarenhändlers wohlhabend werden. Und das ist recht wahrscheinlich, denn Lindemanns machen eine „Sommerreise". Frau Lindemann fährt nur nach Hause, zu ihren Eltern, die vom Lande sind. Aber Herr Lindemann, der dachte im Vorjahr daran, ins Ausland zu fahren. Er wollte nach Dänemark reisen. Aber als er nach Rügen kam, da war Sturm — Sturm wenigstens für Herrn Lindemann, der noch nie das Meer gesehen hatte — und seine ganzen Ferien dauerten ja nur sechs Tage .... da reiste Lindemann geduldig wieder heim und stand wieder hinter seinem Ladentisch neben seiner Frau, bis der liebe Gott abermals das Jahr

herumgedreht hatte und er wieder sein Antlitz sechs Tage in der Sonne bräunen konnte . . . .

Armer Schultz, er sieht die Sonne nicht mehr. Und sogar seine Werkstatt hat seine Witwe vermietet.

Und er hatte doch solche Freude am Leben. Wenn man in seine Tischlerei kam, da mußte sein Gehilfe immer erst zur Türe hinaus aufs Trottoir laufen und ihm pfeifen. Schultz hatte nämlich so viele Freunde, und immer lud ihn der eine oder andere zu einem Glas Bier drüben im „Treffpunkt“ ein. Aber im übrigen war er brav und tüchtig. Er machte alle meine Föhrenholzmöbel — er zeichnete sie mit einem Zimmermannsbleistift auf den Rand einer Zeitung — und überließ sie mir auf Ratenzahlung. Wenn er Geld brauchte, klingelte er mich um acht Uhr früh auf und war auf der Treppe grob, so daß ich sagte: „Lieber Herr Schultz, das geht nicht, daß Sie in einem ordentlichen Haus ein solches Geschrei machen. Sie wissen ja, daß Sie ihr Geld kriegen.“ Aber Schultz wurde gleich ganz kleinlaut und sah auf seine Bauernhände herab: „Es ist nur so, verstehen Sie, ein Handwerker, der bekommt immer eine grobe Stimme . . . .“ Und wenn ich meinen Morgenspaziergang machte, begleitete er mich bis über die Straße . . . . .

Aber wenn Schultz kein Geld brauchte, dann kam er nie: „Denn ich habe volles Vertrauen,“ sagte er.

Einmal blieb er ganz weg, und so ging ich eines Tages in seine Werkstatt, die ist in dem allerletzten Haus, ganz am Ende der Welt. Der Gehilfe war allein in der Werkstatt, aber hinaus aufs Trottoir um zu pfeifen ging er nicht. Ich sagte, ich hätte ein Bücherbrett bestellt und Herr Schultz hätte auch Maß dazu genommen — was war es denn mit dem Machen? Der Gehilfe blieb einen Augenblick stehen. Dann sagte er: „Ja, Maß ist vielleicht genommen. Aber Schultz kann es nun nicht machen, denn er ist unterdessen gestorben.“ „Gestorben?“ rief ich. „Ja“, sagte der Gehilfe, der weiter hobelte, „vorigen Monat.“ „Aber wann denn?“ fragte ich, und ich weiß selbst nicht, warum meine Stimme plötzlich zu zittern anfing, weil Herr Schultz gestorben war. „Ende des Monats war es“, sagte der Gehilfe und hobelte: „Er ist ja im Krankenhaus gestorben . . . . .“

Schultz war „unterdessen“ gestorben, und an den Tag erinnerten sie sich in der Werkstatt nicht, denn er starb im Krankenhaus.

Ich war so wunderlich blaß geworden: in diesem Augenblick sah ich von der Riesenstadt vielleicht ein wenig mehr als meinen Gassenwinkel — — — —

Aber als ich heimkehrte, da saßen die Kinder wie gewöhnlich auf den Fensterbrettern der Ladenfenster, und der Schneidergesell paßte, in einer freien Minute, auf den Kinderwagen des Meisters auf. Und als ich in meinen stillen Hof kam, da lief der sechsjährige Knirps des „Herrn Doktor“, wie er es zu tun pflegte,

mit seinem Reifen um die feinen Beete herum, von denen die stille Portiersfrau so ängstlich jedes herabgefallene Blättchen entfernte. „Du spielst", sagte ich. „Ja", antwortet der Kleine und bleibt artig stehen, den Matrosenhut in der Hand: „Denn oben, da kann ich ja nicht spielen. Da muß ich still sein. Denn Vater muß schreiben, und Mutter schreibt auf der Schreibmaschine ..." „Ach so", sage ich: „aber hier unten ist es ja auch schön." Der Kleine steht da, und mit altklugen Augen schaut er in den stillen, feinen Hof, wo die Fayence-einfassungen der Beete jeden Morgen gewaschen werden: „Aber hier unten", sagt er dann und schlägt die artigen, ein ganz klein wenig traurigen Augen zu meinem Gesicht auf, „darf ich auch keinen Lärm machen ..."

Einen Augenblick ist es mir wieder, als sähe ich ganz tief hinein in das unruhige Herz der Riesenstadt ...

Aber dennoch, „Berliner Eindrücke", wie sollte ich sie schreiben können? Ich, der ich nur mein kleines Gassenwinkelchen kenne — —

Und doch —

Hat der Märchendichter uns nicht erzählt, wie ein Wassertropfen eine Welt einschließt. Könnte vielleicht der Wassertropfen, dieser Tropfen die gewaltige Stadt spiegeln?

Wächst ihre Größe aus dieser stillen Gasse? Aus dem strengen Großstadt-fleiß ihrer Bevölkerung, ihrer Provinzbevölkerung? Aus jener seltsamen norddeutschen Art, deren Gepräge noch Treuherzigkeit ist?

Wer weiß.

Aber jetzt leb wohl, mein Gassenwinkel und meine Berliner Welt. Leb wohl. Denn ich muß ziehen.

Aber im Gehen grüße ich und ziehe den Hut — ehrerbietig.

Junius/ Chronik: Einkehr

Hinter uns liegt der Breslauer Katholikentag, vor uns der Leipziger Sozialistentag. Zwischen diesen beiden Gegensätzen liegt unsere ganze deutsche Zukunft. Wir scheinen eingepreßt zwischen eine Vergangenheit, die nicht absterben will, und eine Gegenwart, die nicht Zukunft werden kann; zwischen Anachronismus und Utopie. Das, was sonst noch im politischen Leben auf und ab wogt, das Gemenge der Minderheiten, ist fast nur Verschnitt-wein. Nur die mächtigen Gruppen der Agrararistokratie und der Industrie-aristokratie treten scharf und charaktervoll aus dem Mischmasch heraus; alles andere daneben ist politisch eher geschlechtslos, lebt im Dämmer konventioneller Kulturgesinnung, umfaßt in tausend schillernden Schattierungen die Mittel-schichten der nationalliberal und freisinnig verwaschenen bürgerlichen Gesellschaft

und ist ohne Zweifel unfähig, aus sich heraus und aus eigenen Kräften werbefähige politische Programme zu bilden, Programme, die magnetisch auf die Massen wirken.

Dieser Umstand gibt dem deutschen Parteileben die Signatur. Unseren Staatsmännern war sie und ist sie unerwünscht und unsympathisch; sie sind im tiefsten Innern überzeugt, daß der Protestantismus in Wirtschaft, Wissenschaft und allgemeiner Kultur das treibende Element ist. Auch Bismarck empfand, als er nach Kanossa ging und den Protestantismus neben dem Katholizismus, den Liberalismus neben dem Ultramontanismus, den Nationalismus neben dem Internationalismus unter ein Joch spannte, das Unbequeme dieser Lage. Aber das kulturelle Unbehagen mußte den unmittelbarsten Aufgaben seiner Politik weichen: das war der Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll, um den Agrar-Industriestaat nach Friedrich Listschem Rezept schaffen zu helfen; die Arbeiterschutzgesetzgebung als Programm des sozialen Königtums; parallel damit, nur ins Negative gewendet, die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie, um die unbedachten Folgen des allgemeinen und direkten Reichstagswahlrechts aufzuheben; die Ordnung der Reichsfinanzen, um Deutschlands machtpolitische Zwecke erfüllen zu können. Die Kartellwirtschaft begann (1878), die „Ordnungsparteien" wurden gebildet: das katholische Zentrum war ihr Herz und wurde Trumpf.

Von 1878 bis 1890 empfing der sogenannte nationale Liberalismus, soweit er Fortschritt und Modernität in kultureller Beziehung vertrat, den Todesstoß. Er war agrarisch, er war industriell, er war staatssozialistisch, alles in gouvernementaler Dosis; von zentrifugalen Tendenzen zerfressen, von Konservativen und Zentrum überschattet, sank er zur Regierungspartei sans phrase herab, ohne doch je regierungsbildend zu werden. Diese Parteikonstellation hat sich seit Bismarck nur noch verschärft. Caprivi wollte liberale Wirtschaftsgesinnung mit konservativer Kulturpolitik verknüpfen; er scheiterte kläglich. Bülow wollte nicht nur fiskalisch in liberale Bahnen einlenken, er wollte eine agrarische Wirtschaftspolitik mit freieren Verwaltungssitten verknüpfen: er ist kläglich gescheitert. Er wagte nicht den Reichstag aufzulösen, weil weder rechts noch links vom Zentrum eine Mehrheit zustande käme (freilich auch, weil er den Mut zur Wahlkreisordnung nicht fand). Wohin man den Blick auch schweifen läßt: er findet in der politischen Welt den Weg versperrt durch ein im tiefsten Grunde unpolitisches Element: das Zentrum. Es steht unerschüttert da. Bülows Kampf gegen das Zentrum enthüllte sich als taktisch verpfuschtes Scheinmanöver.

In Breslau führte man die Farce auf, diese Partei für interkonfessionell zu erklären. Die Parteipfaffen blieben im Hintergrund, während die reinen Vertreter der Kirche, die homines religiosi, die päpstlich approbierten Schalmeien bliesen und die Menge der Gläubigen, auch die Millionen ferngebliebener, durch

die unerschütterliche Inbrunst ihres Romglaubens packten. Ringsherum sieht man Fahnenflüchtige; im protestantischen Lager vermag eine Summe philosophisch umschriebener Negationen (oder wie sonst ist die mangelnde Suggestionskraft auf die Halb- und Viertelgebildeten zu erklären?) die große Masse nicht zu elektrisieren, kaum zur Abwehr notdürftig zusammenzuschweißen; und die wirtschaftlichen Interessen trennen. Hier, bei den politischen Vertretern der Katholiken sieht man das Gegenteil. Das Zentrum ist ein Mosaik von politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen. In der Masse schlummern demokratische Instinkte; Industriearbeiter, antiostelbische Bauernbündler, eingeengte Mittelstandsexistenzen in den großen Städten können keine andere haben. Darüber stehen, lavierend, die Agrararistokraten und eine konservative Bildungsschicht, neben den Kaplänen die Juristen, die Professoren. Die freihändlerischen Elemente sind in der Partei, besonders in Süddeutschland, nicht ausgestorben. Man kann nie recht ja und nie recht nein sagen; man muß sich immer die letzte Entscheidung vorbehalten. Gestern war man für die Erbschaftssteuer (sie wurde von katholischen Abgeordneten und katholischen Blättern zuerst vorgeschlagen), heute ist man dagegen. Wie ist es nur möglich, so viele innere Gegensätze fortwährend zu versöhnen, nachdem der zusammenschweißende Druck von außen, die Ausnahmegesetze, die Imparität, aufgehoben ist? Wie ist es nur möglich, einheitlich zu manövrieren? Dies Wunder bewirkt die gleiche Kulturgesinnung, der gleiche Rhythmus von Glaube und Hoffnung, das gleiche ideelle Zentrum, das über das Trennende der diesseitigen Interessen hinweghilft. Wir andre sagen: ihr Horizont sei von dem gleichen Aberglauben begrenzt. Aber dies ist ja eigentlich das Wunder, daß es kaum gelingt, in einer von materiellen Interessen und Vorstellungen, von Wissenschaften und Technik durchfluteten Umgebung in das Zentrumsheer Bresche zu legen. Dazu kommt, bei unseren Katholiken, aber auch bei unseren Konservativen, die Weihe des Geschichtlichen, die den nacktesten Egoismus und dümmsten Aberglauben idealistisch verklärt. Der Liberalismus ist verhältnismäßig geschichtslos, er muß es sein, er baut ja, aus Individualismus und Kritizismus (die immer den Keim zu Trennungen haben werden), die Neue Welt auf. Darin liegt seine Schwäche.

Die Sozialdemokratie ist scheinbar den entgegengesetzten Weg gegangen. Nicht eine Kulturgesinnung, wie beim Zentrum, sondern die Gemeinsamkeit der elementarsten aller Interessen war zunächst der Kitt, der ihre Masse zusammenhielt. Sie ist überall aus der kläglichen Lebenslage des Proletariates geboren, die Klassenkampfidee war ihr natürliches Fundament; aber man irrt, wenn man glaubt, daß sie in dieser Beschränkung auf engste materielle Ziele, daß der Sozialismus als Brot- und Magenfrage das magnetische Fluidum war, welches in den ältesten Kulturländern hohe Intelligenzen und Charaktere ihr zuführte. Er war eine Weltansicht geworden, ein Glaube, eine Kirche mit Heiligen und

Märtyrern. Wie der bürgerliche Liberalismus berufen war, den Ständestaat zu überwinden, so wurde der Sozialismus mit der Mission betraut, den Klassenstaat zu überwinden und alle in kollektiver Arbeit erworbenen Kulturgüter, auch die ideellsten, ja vielleicht diese vor allen, der Gesamtheit zurückzuerobern. Das forderte die soziale Gerechtigkeit, das forderte die Sorge um die Zukunft der Rasse. Das wissenschaftliche, sozialökonomische Detail war schon ganz gut, aber damit fing man keine Seelen. Politische Parteien leben nicht von der Wissenschaft, sondern von dem Glauben an den Kulturwert ihrer Ziele. Das wußte Lassalle ganz gut, dessen Kulturgesinnung eine ganz idealistische Herkunft (Fichte) und ganz idealistische Ziele hatte. Karl Marx, dem innersten Kern seiner Lehre nach unethisch und unidealistisch, wurde in dieses ethische und idealistische Schema gepreßt. Von dieser Gloriole umstrahlt, schritt die Partei von Sieg zu Sieg; sie wurde aus einer Sekte eine allgemeine Kirche, gebaut auf den Felsen der sozialen Gerechtigkeit; ihre opferbereiten Anfänger wurden Fanatiker des Glaubens, die das kommunistische Manifest wie ein apostolisches Glaubensbekenntnis hersagten. An diesem Glauben zerschellte die Gewalt. Bismarcks Ausnahmegesetze versagten kläglich. Aber nachdem die Freiheit des Bekenntnisses einigermaßen errungen war, — war der Katholizismus in all seiner Unduldsamkeit und der Jesuitismus mit all seiner schleichenden Unwahrhaftigkeit da. Der Aufbau und die Organisation der deutschen Sozialdemokratie war eine imponierende Leistung des sieghaften deutschen Geistes; aber was die Epigonen aus ihr machen, hat der unvergessene Dresdner Parteitag als Sekten- und Kuttenglauben enthüllt. Ein Rudel Parteipfaffen, die Lassalle als Ketzer gesteinigt hätten, bewacht die Bundeslade, darin — zum Gelächter der wissenschaftlichen Marxkritik — das einzig richtige Dogma ruht. Der Geist macht verdächtig; die Kulturgesinnung wird kastriert, auf das Begriffsvermögen beschränkter und scheelsüchtiger Proletarier zugestutzt; die tatsächliche Entwicklung, die den Revolutionismus durch den Evolutionismus ersetzt, den liberalen Individualismus auf der ganzen Linie zurückgedrängt und begonnen hat, zwischen Bourgeoisie und Proletariat Brücken zu legen: sie wird mit einer zynischen Dreistigkeit weggeleugnet und wegdekretiert. In keiner modernen Partei herrscht ein so tiefes Mißtrauen gegen die Intelligenz, die herbeieilt ihr mit Gut und Blut zu dienen, wie in der, die ein Lassalle ins Leben rief und ein Marx organisieren half. Daher ist ein Teil derjenigen, die bei der Fahne bleiben (nicht aus den edelsten Gründen), demagogisch verseucht. Aber selbst diejenigen, die, wie Bernstein, Calwer, Schippel, David, Frank den Mut zur Kritik haben und aus taktischen Gründen den Anschluß an die bürgerliche Linke suchen, sie haben doch wieder nicht den Mut, zu entschleiern, ein wie starker Prozentsatz ihres Wesens bürgerlich und demokratisch ist. Seien wir für sie mutig: es ist ihnen unmöglich, die Welt unter dem Gesichtswinkel der proletarischen Klassenkampf-

idee zu betrachten. Ich glaube fast, es ist ihnen ein körperliches Bedürfnis, von Zeit zu Zeit (und immer häufiger) die kultivierte Luft eines anständigen bürgerlichen Blattes zu atmen. Mit welchen Empfindungen sie wohl in den Breslauer Pranger sich stellen? Sie fühlen, was andere nur wissen. Immer mehr Stickluft füllt die Parteitage, immer verheuchelter wird die Anbetung vor dem angeschimmelten Dogmenschrein. Von Marx' „Kapital' gilt nur der erste Band; der unbequeme dritte wird offiziell totgeschwiegen, weil er das Unternehmertum nicht mehr und nicht bloß unter dem Gewichtswinkel einer überflüssigen und siechen Wirtschaftskategorie betrachtet. Von dem Lebensinteresse des Arbeiters an Weltpolitik und Imperialismus, an kolonialer und kommerzieller Expansion darf nicht gesprochen, sein steigender Nationalismus nicht erwähnt werden, obwohl das britische, das französische, das nordamerikanische, das australische Beispiel sich von selbst aufdrängt und die Allgegenwart der nationalistischen Ausbrüche aller kosmopolitischen Beschwörungsformeln spotten . . Hat kein Revisionist den Mut, rücksichtslos an dem Beispiel Frankreichs und Großbritanniens zu zeigen, wie alle Politik in den Großstaaten zwischen Rücksichten auf die Masse (Sozialpolitik) und Rücksichten auf den Kapitalismus (Weltpolitik, Imperialismus) unbarmherzig hin und herlavieren muß, und für das deutsche Parteileben die Folgerungen zu ziehen? Keiner den Trieb, aus einem lauwarmen Revisionisten ein Protestler großen Stils, ein lutherischer Protestant zu werden?

So steht es mit der Sozialdemokratie. Sie sinkt unaufhaltsam aus einer universellen Kulturpartei zu einer Klassenvertretung der Lohnarbeiter herab. Daneben aber ist sie — die Nachwahlen beweisen es — das Reservoir aller Unzufriedenheiten in Deutschland; wird sie die große deutsche Oppositionspartei. Ich halte sie für keinen Gewinn, ich halte sie für einen Schädling, so lange sie dem „Klassenstaat" das Budget weigert und zu einem Kartell mit der bürgerlichen Linken nicht den Weg findet, mit den bürgerlichen Parteien, die ernstlich die Verfassungsreform und moderne Kulturpolitik (Wissenschaft, Kirche, Schule) betreiben; so lange sie den Sinn der deutschen Geschichte nicht verstehen will, der ihr zuruft: Werde die große national-demokratische Partei! Werde endlich, was du bist!

Anmerkungen

Randglossen

Es ist sonderbar, wie spät manchmal allgemein bekannte Dinge „entdeckt" werden. Auf Grund von einem paar Dutzend Blättern beschriebenen Papieres, die jemand aus dem braunledernen mit goldenem Doppeladler gezierten Einbande der persönlichen Bibliothek des Zaren gerissen hat, schreit plötzlich alle Welt Zeter und Mordio über Seine Majestät, die trotz aller Dunnen und trotz alles speichelleckenden Vertrauens, das Ihr (wenigstens in London und Paris) die ehemals konstitutionellen Herren Miliukoff und Konsorten dargebracht haben, noch immer stolz den Titel „Selbstherrscher" führt.

„Der Zar weiß alles!" tönt es durch die Lande, und die rührende Legende von dem unglücklichen, zartfühlenden Volksfreunde Nikolaus II., den eine böse Höflingsbande hindert, das Unglück der Leute zu sehen, die auf Grund seiner persönlichen Anordnung aufgeknüpft, in Gefängnissen zu Tode tuberkulosiert, oder in den Narymsümpfen verskorbutet werden, — die Legende von dem lieben Landes- und Familienvater, der vor seinen Kindern auf allen Vieren läuft um sie zu amüsieren und folglich keiner Fliege ein Haar krümmen kann — die ist brutal zerrissen.

Warum jetzt auf einmal? Ganz einfach weil zur Zeit, da solche Enthüllungen noch etwas nutzen konnten, da die Reaktion noch nicht in Rußland schlimmere Triumphe feierte als selbst unter dem ins Paradies der Märtyrer bombardierten Plehwe, niemand es gewagt hätte, sie dem großen Publikum zugänglich zu machen. Es gehörte die ganze unheilschwangere Pedanterie der russischen Revolutionäre dazu, bis jetzt, wenigstens in ihrer Majorität, an die Wirklichkeit jener berühmten „Wattemauer" zu glauben, mit welcher angeblich die Höflinge, Aristokraten und Bureaukraten Seine Majestät umgaben, um Ihr die wirkliche Lage des Landes und die wirklichen Ungeheuerlichkeiten Ihrer treuen Minister, Gouverneure und Geheimpolizisten zu verheimlichen. Man wollte sich die Gunst des Zarens warm halten, das an Seine Allerhöchste Güte glaubende europäische Publikum nicht vor den Kopf stoßen, um damit um so gefährlicher Hiebe gegen das S y s t e m der Selbstherrschaft zu führen. Und jetzt, wo es nichts mehr nützt, wo die russische Revolution auf Jahrzehnte hinaus begraben ist, wo auch die wütendste Entrüstung Europas in Petersburg nicht mehr den geringsten Eindruck macht, wo die allerunangenehmsten Revolutionäre gehängt oder in Gefängnissen zum Hungertyphustode verurteilt werden, die nächstgefährlichen in Jakutsk oder in den Tundren von Turuchansk an Unterernährung und Langerweile durch das Übergangsstadium der progressiven Verrücktheit in die ewige Seligkeit eingehen, die Unliebsamen dritter Ordnung in den überfüllten Gefängnissen Tuberkelbazillenkolonien züchten, und die Mitläufer von einer Hohen Polizei tagtäglich überwacht und bedroht werden: jetzt kommt es endlich heraus, daß die „Güte" des Zaren eine fromme Lüge und seine Entschuldigung durch Unwissenheit eine unverschämte Hinterslichtführung des europäischen Gewissens ist!

Sonderbar! Aber alles was auf den Blättern des polizeilichen „Zarentagebuches" steht, ist nichts Neues. Und es ist um so weniger neu, als die glücklich entwendeten Blätter aus einer Zeit stammen, da Seine Majestät nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch wirklicher Selbstherrscher aller Reußen war, und somit nach frommem Muschikglauben überhaupt alles wissen mußte. Und was steht auf diesen Blättern? Nichts als die untertänigsten Berichte einer Hohen Polizeiverwaltung über die Tätigkeit der

politischen Polizisten. Unglaublich ist an diesen Berichten nur, daß jemals irgend jemand hat zweifeln können, daß sie dem Zaren vorgelegt würden. Obwohl man jetzt bei Hofe im Vollgefühl des reaktionären Triumphes nur noch die Achseln zuckt, wenn jenseits der Grenze dem Zarentum am Zeuge geflickt wird, ist es also vielleicht doch nicht ohne Nutzen, daß der „Allerhöchste Strich zwischen zwei Punkten", welcher als Zeichen wohlwollender Kenntnisnahme die albernsten Berichte der Geheimpolizisten ziert, endlich einmal im Faksimile reproduziert ward.

Aber was ist ein Strich zwischen zwei Punkten! Er besagt höchstens, daß Seine Majestät dies oder jenes Faktum beachtet hat, sagt aber nichts über Allerhöchstdero Meinung aus. Er zeigt dem unglaublicherweise noch immer erstaunten europäischen Publikum, daß der Zar wirklich „alles weiß". Aber wie er darüber denkt, das sagt der Strich nicht.

Allerdings ist nunmehr endlich dokumentarisch bewiesen, daß der arme, gutmütige Zar genau weiß, welche Leute um Bagatellen aufgeknüpft und wessen Briefe aufgefangen werden, wer Opfer gemeinster Spitzelei ist, und so weiter. Aber, ums Himmels willen, das ist doch ganz natürlich! Und wer ihm darüber Vorwürfe machen will, muß so weltfremd und so unpolitisch sein wie Freund Burtzeff und alle die prächtigen Theoretiker, die in einer reinen Machtfrage an die Moral und an das Recht appelliert und damit die russische Revolution zugrunde gerichtet haben.

Der Zar, der ebenso wie gewisse andere Monarchen glaubt, er regiere von Gottes Gnaden, und der deshalb Angriffe auf sein autokratisches System nicht nur als persönlich unangenehm, sondern geradezu als gotteslästerlich empfindet, ist mit seinem polizeilichen Tagebuch geradesogut in seiner Rolle, wie etwa der Papst mit seinen Geheimberichten über den Modernismus. Wer jemals seine Stellung und seinen Einfluß verteidigt hat, soll auf den Zaren also keine Steine werfen, wenn er durch „wohlwollende Kenntnisnahme" der Polizeiberichte seinen stummen Wunsch ausdrückt, das Spitzel- und das „administrative", das außergerichtliche Bestrafungswesen immer tüchtiger entwickelt zu sehen.

Ja, der Zar weiß alles! Mehr noch, er tut alles! Das wußten die Eingeweihten längst. Nur wollte es das Publikum meistens nicht glauben. Und auch die Veröffentlichung dieser Polizeiberichte — die es übrigens nicht nur in Rußland, sondern auch in Ländern gibt, in denen angeblich bürgerliche Freiheit herrscht — beweist im Grunde nur, daß der Zar viel mehr Selbstherrscher ist, als man allgemein angenommen hat.

Daß der Zar alles *weiß*, scheint mir eigentlich ganz in der Ordnung. Viel wichtiger wäre es, zu erfahren, was er eigentlich *will*. Und das geht aus seinen Polizeiberichten durchaus nicht hervor. Viel wichtiger als diese „Kenntnisnahme" der polizeilichen Heldentaten erscheint mir zum Beispiel der Umstand, daß Herr Ratschkowski, seitdem er nicht mehr Chef der Geheimpolizei in Paris ist, dreimal wöchentlich dem Zaren persönlich über die Tätigkeit seiner Aseffs Bericht erstattet hat — was übrigens seither offenbar die langwierige Abfassung des Geheimtagebuches mehr oder weniger gegenstandslos machen mußte. Interessanter erscheint mir auch die Ernennung des nunmehr nur zu berühmt gewordenen Denunziationsschnorrers Häckelmann zum Staatsrat Harting, welche standesamtliche Fälschung in Rußland nur auf Grund persönlicher Entscheidung und Unterschrift des Zaren möglich ist. Aber was sicher tausendmal interessanter wäre als die Veröffentlichung der Polizeiberichte, die dem Zaren vorgelegt wurden wie jedem anderen Staatshaupte, das ist die Veröffentlichung der sämtlichen handschriftlichen oder diktierten Randglossen, in welchen Seine Majestät Ihre Meinungen über die Ihr vorgelegten Berichte auszudrücken pflegt.

Die Allerhöchsten Entscheidungen werden

nämlich auf folgende Weise getroffen: Die Minister haben allwöchentlich jeder einen Vormittag zur regelmäßigen Berichterstattung und Vorlegung der Ukase und Prikase (Gesetze und Verordnungen), die sie für angebracht halten. Sie erscheinen vorm Zaren mit allen Akten. Handelt es sich um winzige Kleinigkeiten wie Todesurteile — man denkt unwillkürlich an den Fürsten in Lessings Emilia Galotti, der dem Kanzler zerstreut antwortet „Recht gerne", als dieser ihm ein solches Urteil zur Sanktion vorlegt — um Erklärung von Belagerungszuständen, um Absetzung oder Ernennung von Beamten oder um Anleiheprojekte, so geruht Seine Majestät ohne weiteres Ihre Ansicht in lapidaren Bemerkungen mündlich auszudrücken, und der Minister schreibt die kaiserlichen Worte am Rande seines Berichtes nieder; diese Bemerkungen gewinnen alsbald Gesetzkraft und treten als kaiserliche Verordnungen in die Erscheinung. Hier kann man allerdings in gewisser Weise von einer Wattemauer reden; denn ein gewiegter Minister ist sehr wohl imstande — ich habe einige präzise Beispiele dafür — etwas anderes niederzuschreiben als Seine Majestät gesagt hat, und somit Regierungshandlungen durchzuführen, die dem Zaren ganz fern lagen. Aber wenn es sich um wichtige Dinge handelt, insbesondere um die persönliche Sicherheit seiner Majestät und um die Rolle der Männer, in die Sie Vertrauen setzt, dann behält Sie den Bericht acht oder vierzehn Tage bei sich und gibt ihn dem Minister erst zurück, wenn Sie ihn eigenhändig mit Ihren Randglossen versehen hat. Um zu erfahren, nicht nur was der Zar weiß, sondern auch was er *will*, wäre es nötig, in allen Ministerien diese kaiserlich glossierten Berichte zusammenzuräubern. Und das ist sogar leider dem ausgezeichneten Burtzeff noch nicht gelungen.

Jedoch sind viele dieser Glossen mehr oder weniger bekannt, wenn auch nicht gerade bei den revolutionären Parteien. Ich besitze eine ganze Reihe dieser kaiserlichen Bemerkungen, und es scheint mir aus ihnen hervorzugehen, daß die Schreckenswirtschaft der Polizei und der „verfassungsmäßigen" Regierung im allgemeinen dem Zaren nicht nur bekannt ist — wie es das „Tagebuch" beweist —, sondern auch von ihm gewollt wird.

Nichts ist z. B. bezeichnender für den Seelenzustand Seiner Majestät als die Bemerkung, die er nach achttägiger Überlegung an den Rand des Plehweschen Gesetzentwurfes über Ausweisung der Juden aus Sibirien schrieb (1902): „Die Juden, die ihre gesetzliche Aufenthaltszone verlassen, überschwemmen alljährlich ganze Distrikte in Sibirien mit ihrer widerlichen Gegenwart; mit diesem unerträglichen Zustande muß aufgeräumt werden." Nicht weniger charakteristisch ist auch die kaiserliche Glosse auf dem Berichte Plehwes, der die Absetzung des Petersburger Stadthauptmannes Kleigels wegen Konkussion und Hochstapelei verlangte; sie lautete einfach: „Ich bin Kleigels sehr dankbar"! (weil dieser ihm nämlich durch rechtzeitige Entdeckung selbst organisierter terrorister Anschläge zu verschiedenen Malen „das Leben gerettet" hatte; Kleigels wurde übrigens kurz darauf zum Generalgouverneur von Kiew ernannt).

Nur die Randglossen des Zaren — und nicht der Strich mit zwei Punkten auf den Polizeiberichten — können die Welt über den Willen und die unheimlichen Tendenzen des Selbstherrschers aufklären. So gelangte ich z. B. in den Besitz der Randglossen Seiner Majestät zu der in Rußland vor zwei Jahren mit Vergnügen gelesenen Broschüre des reaktionären Herrn Scharapoff, welche den Titel „Diktator" führt, znr Niederschlagung der Revolution die Ernennung irgend eines rauhbeinigen Obersten Iwanoff Nr. 16, voraussetzt und diesen dann, nach suggestiven Gesprächen, alle gegenwärtigen „Staatsmänner" Rußlands hinausschmeißen läßt. Der Zar las diese Broschüre laut während eines Frühstücks und machte natürlich handschriftliche Glossen.

Da hieß es denn von Witte: „Dieses Subjekt ist richtig verurteilt; es wird niemals wieder zur Regierung kommen.“ Und von Schwanebach, dem nunmehr verstorbenen Staatskontrolleur: „Bravo! Dieser Mensch hätte schon vor Jahren über die Seite gebracht werden sollen.“ Und von dem allmächtigen Finanzminister Kokowtseff: „Er ist sicher eine Kanaille, aber die Darstellung seiner Tätigkeit ist doch wohl etwas übertrieben.“ Und von Kaufmann, dem seither längst abgesetzten liberalen Unterrichtsminister: „Solche idealistischen Ideen sind wirklich gefährlich.“ Und schließlich, als der Diktator Iwanoff die Duma auflöst und die Autokratie wiederherstellt, eine lange Phrase, welche den begeisterten Beifall Seiner Majestät dartut ...

Meinungsäußerungen des Zaren sind, glaube ich, viel wichtiger als die passive Entgegennahme von Polizeiberichten. Da das Publikum bis jetzt niemals hat glauben wollen, das der Zar alles *weiß*, ist allerdings die Veröffentlichung seiner privaten Polizeiberichte sicherlich recht nützlich. Aber sie ist nur ein Anfang. Nachher müßte veröffentlicht werden, was der Zar *beschlossen* hat, als er alles wußte.

Alexander Ular

Spanisches

Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. Es hat daher wirklich keinen Zweck, beständig über klerikale und feudale Mißwirtschaft in Spanien zu jammern. Jede Kirche wandelt sich je nach der Eigenart des Landes, wo sie Wurzel schlägt. Am Fuß des Ätna, nicht weit von Aci reale sah ich bei dem Feste eines Heiligen (des Schutzpatrons der an einem Bruch Leidenden), wie die Heilung Suchenden einen schmalen Strich, der mitten durch die Kirche führte, an der Tür zu küssen begannen und sich dann auf dem Boden kniend bis zum Altar hindurchleckten. Mitunter ging ein gefälliger Verwandter vorauf, um den Strich vorher mit einem Taschentuch notdürftig abzuwischen. Daneben fächerten sich buntgekleidete Weiber, und einige säugten ihre Kinder. Solchen Auftritten kann man weder in Irland noch in Polen und noch viel weniger am Rhein oder in Bayern begegnen. Genau so wandelt sich der Leben verneinende Buddhismus in China zu einer praktischen Versicherungsgesellschaft durch gute Werke, in Japan zu einem farbenprächtigen Jahrmarktsgetümmel, im Tibet zu einer machtgierigen starren Hierarchie. Es muß also schon etwas in dem Charakter des Spaniers liegen, das ihn für die schlimmeren Eigenschaften des päpstlichen Systems besonders empfänglich macht. Es muß nicht minder seine Rasse und Rassenschichtung dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Latifundien und Willkür der Großen sich breit macht. Es scheint, daß die Spanier für eine Selbstverwaltung schlechterdings nicht reif sind. Vielleicht deshalb, weil ihr Volkstum so wenig einheitlich ist. Dieser Mangel ließe sich zur Not auch rein erdkundlich erklären. Zwischen Malaga und Madrid, zwischen Kadix und Pampeluna oder Iron ist der klimatische und landschaftliche Unterschied unvergleichlich größer als zwischen Konstanz und Königsberg, zwischen Passau und Köln. In Malaga fällt niemals Schnee; in Madrid wird es mehr als 20° kalt und erfrieren Leute nicht selten schon im Oktober. Naturgemäß wird denn auch in dem warmen, heiteren Klima Andalusiens, wo der Boden alles mit größter Freigebigkeit hervorbringt, der Sinn der Menschen anders als auf den öden Hochebenen der nördlichen Mitte und in den bärenreichen Wäldern der Pyrenäen. Genug, die Spanier haben wohl ein Nationalgefühl, aber kein rechtes Einheitlichkeitsbewußtsein. Ohnehin ist der ganze Nordsaum baskisch oder zum mindestens baskisch untermalt, während im Süden semitische und berberische Elemente Einfluß gewonnen haben. Die Katalanen gehen so

weit in ihrem Partikularismus, daß sie ernstlich daran denken, neben dem Kastilianischen ihr Katalan zur zweiten Schriftsprache zu erheben. Auch bei uns wurde ja vereinzelt vorgeschlagen, so von Fritz Bley, daß man Plattdeutsch zur amtlichen Seemannssprache stempelte. Während dieser Vorschlag jedoch geringen Erfolg hatte, bleibt der Gedanke der Katalanen eine beständige Bedrohung spanischer Volkseinheit. Wirtschaftliche Gegensätze kommen hinzu. Das weite Innere des Landes ist ganz überwiegend agrarisch, Barcelona, Bilbao, Santander sind Mittelpunkte der schweren Industrie und der Reederei.

Die Masse der Spanier ist unfortschrittlich, besteht aus Analphabeten. Trotzdem muß der Reisende mit Erstaunen eine erkleckliche wirtschaftliche Blüte feststellen. Zum Teil ist sie den Fremden zu verdanken. Krupp hat die Eisenlager von Bilbao erschlossen, Kupfer und Quecksilber wird von französischen, englischen und belgischen Kapitalisten ausgebeutet. Deutsche Häuser beeinflussen machtvoll den Handel Italiens und Franzosen erbauen Fabriken. Aber auch die Einheimischen wurden notgedrungen kommerziell und industriell. Schon des Heeres und der Flotte halber. Heutzutage ist die Hälfte des Krieges Technik. Eisenbahn und Telegraphen müssen in Ordnung sein. Kanonen, Gewehre und Pulver, Uniformen und Schuhe und Strümpfe stellt man lieber daheim her, als die Riesenorders dem Ausland zuzuschanzen. Schlimm genug, wenn man den Bau aller neuen Kriegsschiffe den Briten übertragen muß. Die moderne Industrie verbreitet sich fast ganz von selber, fast wie ein Luftdruck-Minimum und -Maximum. So kommt es, daß selbst Staaten, die einen verlustreichen Krieg hinter sich haben, wirtschaftlich ganz gut aufblühen können. Mit Rußland ist es ebenso. Wie ohne unser Zutun der Frühling ins Land kommt, so ohne Zutun der Regierungen häufig die Industrie. Auch Spanien hätte daher den Verlust von 2½ Milliarden Peseten, die ihm Kuba und die Philippinen von 1895—1898 gekostet haben, wohl verschmerzen können.

Etwas anderes ist es freilich, wenn die Regierung der Nationalwirtschaft entgegenarbeitet. Das aber geschieht auf vielfache Weise.

Die Hauptsache für die Zukunft Spaniens ist: das Volk ist noch kräftig, gesund und sehr fruchtbar. Diese hoffnungsvolle Erscheinung tritt in keinem Urteil über die jetzige Lage hervor. Auch nicht in dem Werkchen des Padre Don José Ferrandiz (Neuer Frankfurter Verlag). Kein Zweifel „das heutige Spanien unter dem Joch des Papsttums" ist ausgezeichnet geschrieben. Klar, bündig, packend. Lauter Beobachtungen und wirkliche Geschehnisse, treffende Anekdoten, kein Überwuchern verallgemeinernder Philosophie. Aber das Buch ist doch recht einseitig. Der entlaufene Sklave trägt seine Ketten noch mit sich. Ferrandiz sieht eben alles lediglich noch kirchlich vermittelt. Um die Priester dreht sich ihm alles. Von der großen Industrie und der großen Handelsbewegung, die mit der Kirche gar nichts zu tun hat, sagt er nichts. Immerhin versucht er, sich den Zusammenhang der geistlichen Orden, die Großgrundbesitzer und auch wohl Fabrikanten sind, mit dem Wirtschaftsleben klarzumachen. Auch trachtet er nach Unparteilichkeit. Er verschweigt nicht die Unfähigkeit der Liberalen und Republikaner. Er weiß von unerschrockenen Bischöfen zu reden, die selbst dem Nuntius und dem Papst bittere Wahrheiten sagen. Sein Buch ist eine reiche Sammlung von documents humains, aber une histoire critique et raisonnée ist es nicht.

Albrecht Wirth

Jagd auf Tiere und Menschen*

So heißt ein Buch, dessen Autor, Aage Madelung, anfangs schwedischer Junker

* Jagd auf Tiere und Menschen von Aage Madelung. (S. Fischer, Verlag, Berlin)

und Dragoner, dann Landstreicher in Rußland, Kohlenhändler in Kopenhagen, Tierarzt, Butterproduzent, guter Erzähler, erst als reifer Mann zu schreiben angefangen hat. Er wird gern mit Kipling verglichen. Auch an Maupassant erinnert er; mehr durch die Kraft, Natur in allen Winkeln zu belauschen, und durch ein sehr sicheres Gefühl für das treffende Wort als in seiner Empfindung, die robuster ist und nichts von der städtischen Erregbarkeit des Franzosen hat. Manche finden ihn auch den großen Amerikanern verwandt, Whitman und Thoreau. Wirklich gleicht er diesen darin, daß er zwischen den Menschen und den anderen Erscheinungen keinen Unterschied macht. Aber sie tun dies, indem sie Tieren, Pflanzen und Steinen menschlich näher zu kommen trachten. Er, indem er mit derselben unmenschlichen Gelassenheit ins Treiben der Menschen blickt, die die meisten für das Schicksal von Tieren, Pflanzen und Steinen haben.

Ich denke, daß jeder Leser dieses Buchs sich wundern wird, wie darin die Jagd auf Tiere mit der auf Menschen ganz gleich behandelt wird, nämlich mit derselben Jägerslust. Viele, die das Vergnügen an der Jagd auf Tiere verstehen können, werden über die Zumutung empört sein, auch an der Jagd auf Menschen dasselbe Vergnügen zu finden. Mir ist es eigentlich umgekehrt ergangen und ich muß gestehen, daß seine ganze, höchst ungewöhnliche Kunst der Darstellung doch meiner Wut über seine Leidenschaft für die Jagd auf Tiere nicht Herr werden konnte. Ein Tier ohne Schmerz und ohne Reue zu töten, ja darüber sich noch zu freuen und stolz darauf zu sein scheint mir so scheußlich, daß ich einen, der es imstande ist, durchaus nicht für meinesgleichen ansehen kann. Dieses Gefühl bin ich in dem ganzen Buch nicht losgeworden. Dagegen ist es mir passiert, daß ich, der doch natürlich die Jagd auf Menschen nicht weniger verabscheut, mich bei ihren Schilderungen zuweilen einer Aufregung, als ob ich selbst der Jäger wäre, und einer Mitschuld an seiner Lust oder doch eines gewissen Einverständnisses mit ihr kaum erwehren konnte, was ich nachher, von der Macht dieser Schilderungen wieder befreit, mir selbst eigentlich gar nicht zu erklären wußte. Ich verstand mich nicht mehr, ganz wie ich eben noch den Autor nicht mehr verstanden hatte. Ich selbst kam mir nun nicht weniger seltsam vor als er.

An ihm ist mir unbegreiflich, daß er, der doch, nach seiner Hundefreundschaft zu schließen, sich zu Tieren verhält, als ob es Menschen wären, dennoch an der Jagd auf Tiere Freude haben kann. Und an mir ist es mir unbegreiflich, daß ich, dem das Vergnügen, Tiere zu morden, ganz fremd, ja widerlich ist und der sich nun bemüht, in seinem Verhalten auch den Menschen ebenso gerecht zu werden, als er es den Tieren ist, dennoch die Erregungen der Jagd auf Menschen verstehen und zwar nicht mitempfinden, aber anempfinden kann. Wir müssen also beide wohl irgendwo in uns einen Punkt haben, an dem wir anders sind, als wir zu sein glauben, an dem in uns etwas vorgeht, wovon wir nichts wissen und worüber wir nichts vermögen, an dem wir einfach Wilde geblieben sind, mit allen Urinstinkten, vor denen wir sonst geschützt zu sein meinen.

Es gibt in einem Brief Thoreaus ein ganz merkwürdiges Geständnis. Dieser zärtlichste Freund, den die Natur seit dem heiligen Franz von Assisi unter den Menschen gehabt hat, er, von dem Emerson erzählt, daß, wenn er oft unbeweglich stundenlang auf einem Felsen saß, die Schlangen mit ihm spielten, die Fische in seine Hand schwammen und die Vögel sich auf seine Schultern setzten, dieser Einsiedler eines unbefleckten Lebens gesteht, daß er zuweilen von unbegreiflichen Wildheiten überfallen wurde. Heiß kam es dann oft über ihn, ein Murmeltier zu packen und roh aufzufressen. Und er spricht das rätselhafte Wort aus, dieser stillste Mensch: „Ich werde wilder von Tag zu Tag und meine Zahm-

heit ist nur die Ruhe meiner Unbezähmbarkeit." (Ich zitiere nach der schönen deutschen Ausgabe von Wilhelm Rabbe, die bei Diederichs erschienen ist.)

Ich kann mir nur vorstellen, daß es mancher für ratsam halten mag, sich von solchen Büchern abzuwenden, die eben das, was vergessen zu haben uns eigentlich erst zu Menschen macht und was gar nicht mehr zu wissen unsere sittliche Würde ist, nun wieder in uns aufwecken und das Chaos wieder bringen. Dieser Meinung bin ich nicht. Ich halte gerade solche Bücher für notwendig. Denn es scheint mir besser für uns, von unserer Wildheit zu wissen, als ihr zu gehorchen, ohne von ihr zu wissen. Erkennen wir sie, so werden wir uns vor ihr schützen, vielleicht sie beherrschen und jedenfalls uns irgendwie mit ihr abfinden lernen. Leugnen wir sie, so hat sie es nur desto leichter, sich in allerhand Masken immer der Menschen wieder zu bemächtigen. Terroristen machen Jagd auf Herrscher, diese wieder auf sie, und beide wissen nicht, daß es immer nur die Lust an der Menschenjagd ist, die sie treibt. Im Namen des Glaubens, des Vaterlands, der Freiheit tobt überall noch die alte unverloschene Wildheit und die Menschen wissen es nicht. Sagt ihnen doch, daß es, während sie sich für den Glauben, für das Vaterland, für die Freiheit zu kämpfen rühmen, nur immer noch der Instinkt des Urmenschen ist, der sich sättigen will! Sagt es ihnen und vielleicht wird der Instinkt vor seinem eigenen Anblick erschrecken! Oder wenn er noch immer so stark in uns ist, daß auch dies selbst ihn nicht bändigen kann, dann laßt uns doch lieber ehrliche Wilde sein, mit unmaskierten Instinkten.

Hermann Bahr

Die Brüder Mörk*

„... Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut ihn an und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße. Und bringet ein gemästet Kalb und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein: denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist gefunden worden." ... Es gibt Väter, die also sprechen. Eine Mutter wird vielleicht die Arme und Lippen nicht auftun können, und doch wird es lauter in ihrem Herzen schreien: Lasset uns fröhlich sein — —, und sie wird weinen; wer aber hat schon je einen Bruder so sprechen gehört? ... Uralte Mythen wirken in unserem Blute. Ein Mythos heißt: Bruderneid; Bruderhaß. Mit Kindheiterinnerungen wandelt ein legendärer Fabulist vor uns her, der ausging, das Märchen von der Bruderliebe zu allen Menschen zu erleben: man schlug ihn ans Kreuz.

Die Brüder Mörk, Karl Henrik, der Major auf Kolsäter, Nils Göran, der Hüttenherr auf Björknäs, sind keine Fabulisten. Der eine ein toller Leutnant ehedem, beruhigt von einer Trauten, aus Schulden und Verantwortlichkeiten durch eine Erbschaft zu Reichtum und Ansehen und Sicherheit gekommen. In seines Wesens Tiefen aber am Enthusiasmus krankend als einer, den das Leben erst brennen muß. Ein melancholischer Seelenbildner voll Zartheit und Takt (gegen den blutsverwandten Bruder, nicht gegen die blutsfremde Frau) und immer leidend an dem Konflikt: Ich möchte sein Freund sein, aber er ist mein Bruder. — — Der andere, Nils Göran, ein Mann der Traditionen; ein Konservativer von kalter, scharfer Art, von distinguiert-bäuerischer Dickadrigkeit; ein Grundsatztemperament mit gutentwickeltem Gerechtigkeitsgefühl für die Schwächen der

---

* Die Brüder Mörk, Roman von Gustaf af Geijerstam. (S. Fischer, Verlag, Berlin)

anderen; ein Schwerblütiger, der da meint, aus einzelnen Zügen einen Menschen nachzeichnen zu können, (und er bringt doch nur eine Charakterkarikatur zuwege wie sein Bruder eine Illusion); einer, der als ganzer Mann zu handeln sich einbildet, wenn er wie ein kapitaler, von seinem Weib gut zugerittener Esel nach hinten ausschlägt. Nein, diese Väter ihrer Kinder sind keine Fabulisten mehr. Aber da sie selbst noch die Jungens Kalle und Nisse waren, die da lange bittre Jugendjahre, ohne Elternzärtlichkeit, einsam mit ihrem Magister im Flügelbau eines abgelegenen Gutes gehaust, gemeinsam an eingeschneiten Winterabenden alten Dichtungen gelauscht, gemeinsam ihre kleinen, sehr wichtigen Lebensinhalte erlebt hatten, da fabulierten sich die beiden mal die köstliche Illusion ins Blut: Bruderliebe. Und seitdem tragen sie ein Kreuz und werden Männer und tragen es die längere und bittere Zeit ihres Lebens einsam und desillusioniert. Der Mythos behält recht.

Eine Tragödie der Brudergefühle: zwischen ihrem eingewachsenen Liebeshaß zerreibt sich die Seele einer Frau, und bildet sich die Seele einer anderen nach kurzem Triumph zu einer gefügigen Ameise um. Ich glaube freilich, daß diese feindlichen Brüder nie innerlich verbunden gewesen sind, sobald sie erst den Geruch ihrer Seelen für Nuancen besaßen. Und ich halte es für einen Fehler des Buches, abgesehen von seinem Mangel an Symmetrie, (ist das Leben auch nicht symmetrisch, muß doch die Kunst das Leben zur Symmetrie verzeichnen), — daß ich die Voraussetzungen der Lebenstragik dieser Menschen nicht mit der erschütternden Gewalt spüre wie ihre Konsequenzen. Es brennt mich nicht, wenn ich lese: Er hat mich über der Welt vergessen, dachte Nils Göran, — und es müßte mich brennen. Ich erlebe ja nicht ihre traurige Jugend, die sie so fest miteinander verbunden haben soll, daß alle Geschehnisse ihres späteren Lebens von hieraus ihre Beleuchtung erhalten.

Ja, wenn die beiden Männer zusammensitzen und mit der Zunge, die sich eben an köstlichen Schleckereien delektiert, ihre schmerzhafte Kindheit nachkosten, und sie ihnen im blauen Duft ihrer Zigarren mit den Gesichtern allerhand sonderlich ausgeeckter Gesellen aufklingt etwa wie eine Schumannsche Musik „Von fremden Ländern und Menschen", und dazu singt durch die sommerliche Mondnacht ein schöner Vogel von fernher über den Lommen eine stille Traurigkeit, während die Nebel steigen ..., da hat auch mich ihr Sehnen nach der Jugend bezwungen, — doch nicht ihre Jugend. Wohl: Erinnerungen verbinden, aber doch nur solange sie Erinnerungsgefühle sind. Und kommen solche beim Zechen, so wechseln sie mit den Bechern. Gibt es aber eine schlimmere Fälscherin als die Erinnerung? Und hätte sie sich in einem Augenspiegel, den etwa nur saurer Apfelwein umnebelte, nicht anders verzeichnet?

Bleibt übrig: der Dichter: ein schlichter. Und um ihn all seine Menschen. Man kann sie nicht mit Worten umspannen, denn die Situationen sind ihnen ja mehr als Relief, sie leben ja in ihrem Leben, und ihr lebendiges Fluidum weiß nur der Dichter uns mit seinen eigenen Worten zu übermitteln. Er hat sie durchlebt, alle, in ihrer Köstlichkeit und mit ihren Schrullen; mit ihrem innerlichen Verbluten und ihren sanften Gesten; mit ihren tragikomischen Ausgängen und ihren herzerquickend derben Auftritten. Kleine Züge haften im „visuellen Gedächtnis": Wie der alte Narr, Exzellenz Lars Görmund Mörk, kreideweiß im Gesicht, mit der Rechten in der Luft herumtastet und in sich sucht nach all den Märchen von seiner eigenen Größe — — und nichts findet. Wie er den Chiffonièreschlüssel zu seinem Testament bewacht, das alle für eine Schrulle halten, und das doch mehr von seiner innersten Unseligkeit verrät als all seine Deklamationen von Schwedens Ehre, die er gerettet hätte, wenn ... — Ich höre das Lachen eines schwindsüchtigen Kindes, das so still und

heimlich klingt, als wenn ein unsichtbarer Vogel im Schweigen des Waldes zwitschert, und höre ihren lebensreifen, sanften Tod, wenn sie zu ihrem Herzgespielen sagt: „Du hast mir genug gegeben.“ (Einen Kuß und aller Träume seligsten Traum: Ich war glücklich!) – Ich sehe einen jungen, lebenstollen Leutnant in einer ärmlichen Stube sich über einen aufgeklappten Nähtisch beugen und glückselige, törichte Worte zu einer Holden sprechen, (sie hat fleißige, gütige Hände von einer ganz eigenen blassen Weichheit): und da wird ihm licht und ruhevoll zu Sinn, während die Dämmerung um sie und um die ausdruckslosen Augen der im Stuhl entschlummerten Mutter sinkt. Und ich sehe ihn als grauen, verbitterten Sonderling in zwei böse Lichter starren, dazwischen ihm alle Wirklichkeit zu einem Traume wird, und wieder über allem Kreuz seines Lebens als einzige Wirklichkeit die Illusion aufflackert: Bruderliebe!? ... Vielleicht krauchen da durch sein Schweigen die Gedanken, die wir alle haben, so wir Brüder sind: Zwei Menschen umschlingen sich, zwei Leiber zittern: — da warst du geschaffen; und umschlingen sich wieder: — — da war er geschaffen. Derselbe Same; dieselben Wonnen; dieselben Leiber; derselbe Schoß. Muß der Bruder nicht der einzige Freund sein, den das Leben mir in Wahrheit anbietet. Muß er es nicht? – – Und ist doch immer nur ein Kampf gegen den Haß des Blutes, gegen die Brüderlichkeit um das Zicklein, daß du mir nicht gegeben, damit ich mich mit meinen Freunden freue.

Von dir, Tante Olivia, du joviale Sibylle in Kapotthut mit lila Bändern und Brille, von dir getraue ich mir kein Wörtchen zu reden. Nur schnell, ich bitte, einen Schnaps von deinen Zwetschkenschnäpsen: Dein ewiges Wohl!! Dein Alter ist an dir unsterblich gestorben, und du hast dich mal wieder kurzerhand in eine von unseren vielen kleinen Unsterblichkeiten massiert. Ich verehre deinen Rat zu Mia Charlotte: die ehrliche Tracht Prügel „und zwar auf ihren bloßen Allerwertesten“ — wie einen Bibelspruch. —

Geijerstam geht mir immer schöpferisch ein: Seine Gesten sind Lebensgeschichten; man lauscht ihnen nach und sinkt in sein eigenes Leben, außen und innen, und hört da etwas von dem Unaussprechlichen, nicht nur, das seit uralten Zeiten Mann und Weib scheidet und sie zu Fremdlingen macht, das alle Menschen scheidet, und die da Menschenträumer und Menschenbildner waren wie etwa sein Karl Henrik, fühlen am Ende, daß die Leere das Fluidum ist, das von ihnen ausströmt und ohne das sie nicht atmen können.

Das ist die Zukunft in seinen Büchern.

Hans Kyser

Altweimar*

Mit fleißiger Liebe und gelehrtem Verständnis hat Wilhelm Bode ein Kulturbild geschaffen, das Weimars Vergangenheit in neuer Beleuchtung zeigt. Die reckenhaft großen Gestalten der Klassiker dulden in der Erinnerung der Menschen nur selten andere Götter neben sich, so daß Hof, Bürgerschaft und Leben der kleinen Residenz in den meisten Geschichts- oder Literaturwerken nur von einem bestimmten Gesichtswinkel aus gesehen wurde. Der Hintergrund, aus dem Goethe und Schiller machtvoll in die Nachwelt traten, ist nun zierlich und stilgerecht zu einem Gemälde zusammengefaßt nach Art der Zeichnungen, wie sie das 18. Jahrhundert liebte und verstand. Es fehlt dem Buch der große Zug, der vornehme Stil, dem unsere Prosaliteratur allmählich zuzustreben versucht, aber es gibt interessante Einzelheiten, es holt aus

---

* Amalie, Herzogin von Weimar (Das vorgoethische Weimar — Der Musenhof der Herzogin Amalie — Ein Lebensabend im Künstlerkreise) 3 Bde. von Wilhelm Bode (E. S. Mittler & Sohn, Berlin).

der Überfülle langweiliger und wertloser Akten mit klugem Geschick das Fesselnde, das Charakteristische, das kulturgeschichtlich Amüsierende heraus.

Wie sich Anna Amalias Regierung zu den verwirrten staatsrechtlichen Zuständen verhält, wie das kleine, aufstrebende Weimar zu dem großen verfallenden deutschen Reich römischer Nation sich stellen muß und wie endlich die welthistorischen Begebenheiten der Zeit anfangs nur aus weiter Ferne zum Musenhof herüberklingen und schließlich so hart in die klassische Idylle stoßen, daß es Blut und Scherben gibt, dies alles schildert Wilhelm Bode unanfechtbar richtig mit Briefen und Memoiren, mit Bildern und Aktenstücken belegt. Etwas trockener, nicht so anmutsvoll als es ähnlichen Arbeiten französischer Gelehrter über die Aufklärungszeit gelungen ist, aber doch manchmal durch den Stoff hingerissen und zu dramatischem Leben gesteigert, läßt das Werk einen starken Eindruck zurück und hebt die Menschen des Weimarer Kreises, von denen wir bisher nur gelesen zu haben glauben, gleichsam in die Welt der Bekannten, mit denen man gesprochen, verkehrt, vielleicht sogar gelitten hat.

Der erste Band, der das vorgoethische Weimar behandelt und tief eindringt in Anna Amalias psychologische Entwickelung, ist am sorgfältigsten ausgearbeitet und interessiert besonders in bezug auf kulturgeschichtliche Einzelheitten. Das Kapitel „Die Landstände“ gehört zu den besten Schilderungen aus dem Kleinleben des 18. Jahrhunderts, die ich kenne. Auch der Abschnitt „Geselligkeit und Feiertage“ fesselt. Aus welchen Verhältnissen die Gesellschaft und das Volk heranreiften und welche Schwierigkeiten die Klassiker fanden, nicht nur begriffen sondern überhaupt gehört zu werden, wird aus dem 2. Band klar, dem „Musenhof“. Die bedeutende erzieherische Wirkung des Theaterspiels tritt wohl nirgends so klar und mächtig hervor als in der Gesellschaft, die aus Künstlern und Dilettanten gemischt den Gipfel ihrer Tätigkeit in der Erstaufführung von „Iphigenie“ erreichte. Der Lebensabend der Herzogin, den der 3. Band darstellt, ist der tragischen Hoheit des Stoffes nicht ganz entsprechend. Wohl entschädigt eine Fülle liebevoll zusammengetragener Einzelheiten für die fehlende Stimmung. Aber die fliehende alte Herzogin, die von der neuen Zeit vertrieben ist, obwohl moderne Gedanken immer ihren Geist erfüllten, und deren zierlicher Zopfsalon durch Johanna Schopenhauers behäbiges Wohnzimmer ersetzt wird, steht ergreifender und tragisch mächtiger in der Weltgeschichte, als es Bode zu schildern vermochte.

Trotz solcher kleiner Mängel, die mehr dem Schriftsteller als dem Historiker zur Last fallen, ist das ganze Werk mit Freude zu begrüßen. Es steht auf dem Boden unserer Zeit, indem es sich nicht begnügt, äußere Schicksale vorzuführen, sondern die Wurzeln der großen Gedanken und Ereignisse im Alltag der Vergangenheit sucht. Bodes Werk ist jedem zu empfehlen, der sich wirklich für Deutschlands geistige Glanzzeit an der Wende zweier Zeitalter interessiert.

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Der Nordpolverein

Die populärste Erscheinung des vorigen Jahrhunderts war der in einem ganzen Pelzwerkladen vermummte Europäer, der aus der Richtung von Spitzbergen kam und sich ebenso wie seine Vorgänger unter großen Entbehrungen dem Nordpol genähert hatte, ohne ihn zu erreichen.

Wenige haben es geahnt, aber jetzt ist es endlich entschleiert worden, daß ein Polarverein existert hat, ein Zufluchtsort in einer verborgenen, gemütlichen Bucht hinter Tromsö, eine vollständige Fabrik für arktische Expeditionen, wo alles, was die zivilisierte Welt vom Pol erfahren hat, geplant und ausgeführt worden ist. Dort gibt es ein Wirtshaus, wo Polarforscher bei Kartenspiel und reichlichem Proviant überwintern.

Hin und wider gehen sie vor die Tür und arrangieren ein Gruppenbild in einer Schneewehe, mit dem bekannten Kulissenhintergrund, dem Eisberg und dem festgefrorenen Schiff; der ausgestopfte Eisbär wird aufgestellt und noch einmal durchbohrt und photographiert; einer aus dem Verein schreibt das Gedicht vom Heimweh aller; die konservierten Nahrungsmittel werden verzehrt; endlich wird es Frühling, und dann zieht man sich bei peinlicher Wärme alles Pelzwerk auf einmal zu einer letzten photographischen Aufnahme an, bevor man mit dem verschrammten und vom Eisgang deutlich gezeichneten Schiff (eine mühsame Arbeit, das Schiff mit Eisstücken zu verkratzen) bei Tromsö anlegt und den Telegraphisten aus seinem Schlummer reißt. Der Pol nicht erreicht! — In früheren Zeiten waren sowohl Skorbut wie kalter Brand zur Glaubwürdigkeit nötig, damals war es nicht ganz billig Mitglied des Vereins zu sein, heutzutage aber pflegen die Leute den verkommenen Reisenden auf ihr Wort zu glauben, selbst wenn sie bei der Heimkehr von Fett strotzen würden. Es war ein sehr gutes Geschäft, und die Aktien des Vereins haben in einem geradezu phantastischen Kurs gestanden. Dazu waren die Ausgaben minimal; die einzig wirklich große Ausgabe bestand in der Eisfabrikation, denn wenn das Wirtshaus auch recht weit nördlich liegt, mußte dennoch ziemlich viel Eis fabriziert werden, um die Temperatur so niedrig zu halten, daß die Photographien einen genügenden Eindruck von den hohen Kältegraden gaben.

Ich bin selbst Mitglied dieses Vereins, daher meine Kenntnis. Ich machte mich seinerzeit der Ehre einer Aufnahme würdig, nicht wegen eines Vorstoßes gegen den Nordpol, sondern wegen der Strapazen, die ich auf einer Seereise in den Tropen ausgestanden hatte, als ich durch den Kühlraum des Schiffes gedrungen war, wo dank der besten Ammoniakmaschinen eine arktische Temperatur herrschte. Hätten der Steward und ich dort unten übernachten sollen, wären Schlafsäcke Lebensbedingung gewesen. Der beschränkte Platz gestattete uns nicht mit Hundeschlitten zu fahren, obgleich es glatt genug dazu gewesen wäre. Man stelle sich die Charakterstärke vor, mit der wir die furchtbare Kälte dort unten ertrugen, obgleich wir nur durch eine Luke zu gehen brauchten, um uns auf einem Schiff in der Schwüle von Ceylon zu befinden! Ein Ernährungsproblem existierte zufolge der Natur der Sache nicht, da der Kühlraum ja gerade der Aufbewahrungsort für den Proviant des Schiffes war und peinliche Berechnungen, wieviel Pemmikan usw. wir mitführen mußten, unnötig wurden; im Gegenteil, die Art der Strapazen lag eher in einem Übermaß von Lebensmitteln und in der Anwesenheit von einem Haufen eisgekühlter Getränke. Kurz gesagt, durch die Überwindung von einer relativ hohen Kälte und von Schwierigkeiten, die für eine größere Anzahl Menschen als wir bei der Gelegenheit waren, passend gewesen wären (ich erinnere mich nicht mehr der Anzahl der Flaschen), machte ich mich der Aufnahme in den Verein würdig und wurde auch wirklich Mitglied, für die Tropen.

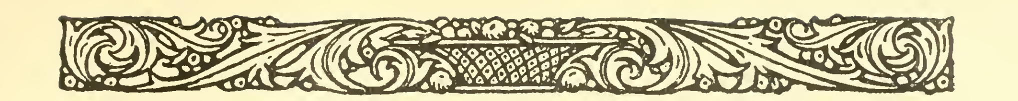
Ach, und nun ist der Nordpolverein gesprengt! Man hat nicht dicht halten können, und jetzt ist die frühere unbedingte Solidarität, die den Polarverein wie *eine* Maschine in Gang hielt, gebrochen. Für die Welt sieht es aus, als ob zwei Forscher auf einmal den Nordpol gefunden hätten, ohne sich bei ihrer Heimkehr gegenseitig die Ehre dafür zu gönnen. Der innere Zusammenhang ist indessen der, daß die Sprengung, die innerhalb des Vereins stattgefunden hat, leider durchaus nicht beabsichtigt war. Die Katastrophe wurde dadurch herbeigeführt, daß ein Mitglied des Vereins ausbrach und das tat, was ein Todesstoß für den Polarverein wurde, ein Hieb auf seine vitalsten Nerven; er ging hin und *fand* den Pol! Daß diesem Benehmen, das für immer die Existenzquelle des Polarvereins

austrocknete, mit schärfstem Protest von einem anderen Mitglied des Vereins begegnet worden ist, kann niemand in Erstaunen setzen. Und daß er einer so unkollegialischen Konkurrenz gegenüber nichts anderes tun konnte, als den Pol ebenfalls zu finden, muß jedermann einleuchten.

Ich teile das Entzücken der Welt, daß uns der Pol endlich geschenkt worden ist. Aber es betrübt mich, daß der Polarverein trotz der vielleicht unvermeidlichen Kontroverse nicht besser zusammengehalten hat; selbst mit dem entdeckten Nordpol hätte man eine, wenn auch nicht goldne, so doch ganz ansehnliche Ausbeute aus dem Kühlraum erwarten können.

Evanston

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Wirtschaftskrisen/ von Richard Calwer

as sind Wirtschaftskrisen? Die schwere ökonomische Depression der letzten Jahre, die langsam zu weichen beginnt, hat mit Gewalt die Aufmerksamkeit von Theoretikern wie Praktikern auf diese so grausam fühlbare, aber nach Ursachen und Verlauf so dunkle, fast darf man sagen: so rätselhafte Erscheinung gelenkt, die ganz *normal* zum Rhythmus unseres Wirtschaftslebens gehört und mit dem Mechanismus unseres kapitalistischen Systems innigst verwachsen scheint. Die Nationalökonomie gibt von ihr eher eine Klassifikation als eine Aufklärung. So spricht man von Produktions- oder Absatzkrisen, von Geld- und Kreditkrisen, je nachdem eine Krisis unmittelbar in den Produktionszweigen und ihren Absatzgelegenheiten oder im Kreise der Geld- und Kreditorganisation ihren Ausgangspunkt nimmt. Man könnte noch andere Arten von Krisen unterscheiden, zum Beispiel solche, *die vom Arbeitsmarkte ausgehen. Nun ist die Einteilung der Krisen nach Arten und Besonderheiten zwar leicht auszuführen, aber ungemein schwierig, ja meines Erachtens bei dem heutigen Stande der Kunst des Diagnostizierens auf wirtschaftlichem Gebiete fast unmöglich ist die Zuteilung der einzelnen Krisen zu einer der aufgeführten Arten. Diese erfolgt vielmehr meist nur auf Grund von Symptomen, die besonders stark in die Erscheinung treten. Unser Wissen von den langsamen und allmählichen Veränderungen auf wirtschaftlichem Gebiete ist noch so wenig systematisch ausgebildet, daß wir augenfällige Vorkommnisse für viel wichtiger halten, als die Fülle von Einzelveränderungen, deren Zusammenwirken erst das augenfällige Vorkommnis herbeiführt. Eine eigentliche Wirtschaftskunde ist noch gar nicht oder ganz unvollkommen vorhanden. Zuerst kamen diejenigen Gebiete des Wirtschaftslebens in das Beobachtungsfeld, die durch ihre Organisation und Entfaltung so weit vorgeschritten waren, um eine fortlaufende Diagnose zu ermöglichen. So ist es ganz verständlich, daß zuerst der Geldmarkt kritisch untersucht wurde, weiterhin noch der Handelsverkehr mit dem Ausland; aber die Beobachtung des Arbeitsmarktes und der Warenherstellung bildete keine eigene Aufgabe für sich, weil ihre wirtschaftliche Bedeutung noch nicht stark genug oder noch nicht erkannt war. Und gerade deshalb werden die früheren Krisen in ihrem Wesen und in ihrer Art verkannt. Jede Krise, die nicht partieller Natur ist, greift auf den Geldmarkt über, tritt also dort zu einem gewissen Zeitpunkt augenscheinlich hervor. Da man nun früher nur den Geldmarkt ein-

gehend verfolgte, so sah man eben die Krise meist erst am Geldmarkt selbst beginnen und charakterisierte sie nach dem Ursprung, an dem man sie zuerst beobachtete. Daß aber die Störungen schon vorher bestanden haben könnten, das entging auch der noch so geschärften Aufmerksamkeit. Heute verfügen wir schon über mehr Hilfsmittel und Methoden, das Wirtschaftsleben zu diagnostizieren: wir beobachten neben dem Geldmarkt den Arbeitsmarkt, den Warenmarkt, die Warenherstellung und den Konsum; wenigstens machen wir zu dieser Spezialisierung der Beobachtung die ersten erfreulichen Versuche.

Auch die schwere Krise der letzten Jahre, deren Druck nachzulassen anfängt, ist in ihrer Entstehung keineswegs so leicht zu begründen, wie es noch vielfach erscheint. Seit Ende 1907 sprach man wieder von einer wirtschaftlichen Krise, das heißt von einem Zustand, in welchem das Funktionieren des wirtschaftlichen Organismus starke Störungen erleidet. Krise ist eine schlechte, ja falsche Bezeichnung, aber das Wort ist zu gut eingebürgert . . In der zweiten Hälfte des Jahres 1907 setzte also die Krise ein. Über ihren Ausgangspunkt und ihre Ursachen gehen die Meinungen ziemlich auseinander. Hat sie auf dem Geldmarkt, hat sie auf dem Warenmarkt, hat sie auf dem Arbeitsmarkt, hat sie in der Warenherstellung zuerst eingesetzt? Und zum Überfluß ist auch noch fraglich, inwieweit bei der zunehmenden Abhängigkeit der einzelnen Volkswirtschaft, um mich dieses nicht ganz zutreffenden, aber ebenso gebräuchlichen wie verständlichen Ausdrucks zu bedienen, von der Weltmarktwirtschaft die Krise von außen her veranlaßt oder gar bewirkt worden ist. Was Deutschland betrifft, so wird vielfach behauptet, daß die Krise durch die Kalamitäten am amerikanischen Geldmarkt verursacht oder veranlaßt oder zum mindesten ausgelöst worden sei.

Daß die Vorgänge in Amerika auf Europa, speziell auf Deutschland zurückwirkten, ist nicht zu bestreiten. Die Ansichten gehen aber über den Grad des Einflusses auseinander. Hier sei zunächst darauf hingewiesen, daß, schon bevor die amerikanische Geldkrise sich äußerte, eine ziemliche Ermattung und Schwäche auf verschiedenen Gebieten des deutschen Wirtschaftslebens eingetreten war. Die amerikanische Geldkrise setzte augenfällig im Oktober 1907 mit dem Zusammenbruch des Kupfercorners und mit dem Ansturm des Publikums auf die Knickerbocker Trust-Company und ihre Zweigniederlassungen in Newyork ein. Aber lange vorher schon war die Lage in Amerika sehr angespannt und äußerte sich auf dem internationalen Geldmarkte durch eine ungewöhnliche Nachfrage nach Gold, in einer Erhöhung der Diskontsätze. Wir müssen bis in den Herbst 1906 zurückgehen, um auf die ersten Anzeichen der drohenden Gefahr zu stoßen. Schon am 25. Januar 1907 wies ich in der von mir herausgegebenen „Wirtschaftlichen Korrespondenz" auf die kritischen Symptome des amerikanischen Wirtschaftslebens hin, das ja erfahrungsgemäß jähe Umschwünge liebt. Doch nach außen hin trug es noch immer den Anschein vollster Gesundheit zur Schau. Der

Zusammenbruch im Herbste 1907, von dem in erster Linie der Geldmarkt heimgesucht wurde, bereitete sich also schon vor und war durch ungünstige Veränderungen auf anderen Gebieten des Wirtschaftslebens bedingt. Die große Öffentlichkeit freilich hält sich an die in die Augen fallenden Vorgänge und Ereignisse, so daß der Anfang der amerikanischen Krise erst von den katastrophenartigen Zusammenbrüchen im Oktober datiert wurde.

Daß die Wirkung dieser Zusammenbrüche auch auf das Wirtschaftsleben der europäischen Länder erschütternd wirken mußte, ist bei dem engen Zusammenhange des internationalen Geldmarktes selbstverständlich. Aber wäre die Wirkung so verderblich gewesen und hätte sie zu einer wirtschaftlichen Krise führen müssen, wenn die damalige Verfassung des deutschen Wirtschaftslebens noch auf gesunder Grundlage beruht hätte, wenn der wirtschaftliche Organismus noch ein größeres Maß von Widerstandskraft besessen hätte? Noch bis zum Mai 1907 war die wirtschaftliche Lage Deutschlands scheinbar unerschüttert. Zum ersten Male zeigte sich dann im Juni eine leichte Senkung der Konjunkturkurve, die bis September noch unentschieden hin- und herschwankte. Im Oktober gelangte sie etwa auf dem nämlichen Stande an, auf dem sie Oktober 1906 gestanden hatte. In den folgenden Monaten setzte sich der Abstieg langsam und allmählich fort, bis dann der Monat April 1908 eine derartige Verschlechterung brachte, daß die Vermutung eines relativ leichten Verlaufes der Krise, die bis dahin gehegt werden konnte, fallen gelassen werden mußte. Wenn auch die wirtschaftliche Krise in Deutschland lange nicht so stark und heftig war wie in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika, so handelte es sich doch seit April 1908 um einen ausgesprochenen Niedergang, nicht mehr bloß um eine Depression. Man sieht daraus, daß allerdings viel für die Annahme spricht, daß die amerikanische Krise zur Erschütterung der Konjunktur in Deutschland mitgewirkt hat. Aber wir dürfen wegen des zeitlichen Zusammenfallens der deutlichen Verschlechterung in Deutschland mit der Bankkrise in Amerika während des Monats Oktober 1907 nicht ohne weiteres schon als erwiesen ansehen, daß ein ursächlicher Zusammenhang vorhanden sei.

Schon 1906 also machten sich auf dem internationalen Geldmarkt bedrohliche Anzeichen geltend und sie wurden durch den außerordentlichen Geldbegehr der Vereinigten Staaten von Amerika verschärft. An sich schon waren die Ansprüche an den Geldmarkt auch in den europäischen Ländern stark angeschwollen; aber sie hatten noch nichts Beunruhigendes, waren vielmehr ein Zeichen strotzender Gesundheit des Wirtschaftslebens. Anders lagen dagegen schon im Herbst 1906 die Verhältnisse auf dem amerikanischen Geldmarkte: der Bedarf war den vorhandenen Mitteln viel zu stark vorausgeeilt; es waren ungewöhnliche, krampfhafte Anstrengungen notwendig, ihn zu befriedigen. Da entsteht zuerst die Frage, wenn wir die Ursprungsgeschichte der letzten Weltmarktkrise aufhellen wollen,

aus welchen Ursachen entstanden die ernstlichen Verlegenheiten auf dem amerikanischen Geldmarkte? Gewiß, Industrie und Handel entfalteten sich wieder in echt amerikanischen Dimensionen. Aber die daraus resultierenden Ansprüche allein hätten den Geldmarkt nicht so sehr von Mitteln entblößt, wie es im Herbst 1906 der Fall war. Dazu kam ein anderes Moment, das zusammen mit den steigenden gewerblichen Neuanlagen eine ganz ungewöhnliche Verfassung des Geldmarktes herbeiführte. Die Landwirtschaft, die in ungemein hohem Grade das ganze Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten beeinflußt, hatte durch überaus hohe Getreidepreise, die auf die Ernte im Jahre 1904 folgten, den inländischen Konsum überaus stark belastet. Der Bushel Weizen brachte den Farmern nach amtlicher Schätzung im Durchschnitt 92,4 Cents — einen Preis, wie er seit 1881 nicht mehr beobachtet worden war. Im Jahre 1903 stand er 69,3: er schnellte von einem Jahr aufs andere um mehr als 30% in die Höhe. Die Preissteigerung, die alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse ergriffen hatte, brachte zunächst der Landwirtschaft selbst höhere Erträgnisse, aber die Mehreinnahmen kehrten nicht etwa infolge stärkeren Konsums der landwirtschaftlichen Bevölkerung wieder zu Industrie und Handel zurück, sie wurden vielmehr in erheblichen Mengen zur Stärkung des landwirtschaftlichen Betriebes zurückbehalten. Hand in Hand ging eine Wertsteigerung des Getreideareals, die Ende 1904 ihren Höhepunkt erreichte. Vor allem wurde für eine Erweiterung und Verstärkung der Viehzucht Sorge getragen. Während Ende 1903 der Wert des gesamten Viehbestandes der Farmen auf 2,99 Milliarden Dollar geschätzt wurde, stellte sich die Schätzung Ende 1904 auf rund 3, Ende 1905 aber schon auf 3,67 Milliarden Dollar. In keiner früheren gleichgroßen Periode erlebte die Viehzucht auch nur einen ähnlichen Aufschwung. Auch 1906 dauerte er noch an, so daß am Ende dieses Jahres der Wert des Viehbestandes auf den Farmen mit schon 4,42 Milliarden Dollars bewertet werden konnte. Diese Entfaltung erforderte reichliche Mittel in Form von landwirtschaftlichen Erzeugnissen selbst und in Form von Kapitalien, die durch die allgemeine Wertsteigerung von Grund und Boden leicht beschafft werden konnten. Aber während dieser Periode der eigenen Stärkung strömte aus der Landwirtschaft weniger Geld und Kapital an die übrige Volkswirtschaft zurück, als es bei einer normalen Gestaltung der Dinge der Fall gewesen wäre. Auch aus der Bewegung des Außenhandels geht deutlich eine gewisse Passivität der amerikanischen Landwirtschaft hervor. Während die Ausfuhr von Brotstoffen in dem Juni 1903 zu Ende gehenden Fiskaljahre noch 221 Millionen Dollar betrug, waren es im entsprechenden Jahre 1905 nur 107,7 Millionen. Die Abnahme stellt sich auf mehr als 450 Millionen Mark, eine Summe, die für die Umsätze und den Geldverkehr im Exportgeschäft keine geringe Rolle spielt. Von der Landwirtschaft ging also im Jahre 1905 nicht der befruchtende Strom auf die übrigen Zweige der amerikanischen Wirtschaft

aus, im Gegenteil, sie saugte Geld und Kredit in höherem Maße an, als bei dem damals auch sonst steigenden Kapitalbedarf für die amerikanische Volkswirtschaft dienlich war. Ende 1905 waren die Mittel am amerikanischen Geldmarkt knapp. Man erinnere sich der hohen Geldsätze im November und Dezember dieses Jahres. Aber diese ersten Anzeichen wurden kaum beachtet. Von September 1907 ab setzte die Knappheit auf dem Geldmarkt mit großer Schärfe ein und nötigte Amerika, durch hohe Geldsätze ausländisches Geld und die Guthaben im Auslande an sich zu ziehen. Und hier war dann der Zusammenprall mit den Interessen der europäischen Wirtschaft gegeben. Zur Abwehr der starken Goldentziehungen mußten die europäischen Länder zu kräftigen Diskonterhöhungen schreiten, die in ihrer Wirkung zu nachteiligen Veränderungen in der ganzen wirtschaftlichen Verfassung der betroffenen Länder führte.

Die kapitalaufsaugende Periode der amerikanischen Landwirtschaft hatte aber noch andere Folgen, die das amerikanische Wirtschaftsleben aus dem Gleichgewicht bringen mußte. Sie begünstigte die Preissteigerung, die auf dem Warenmarkte unter dem Einfluß des gewerblichen Aufschwungs eingesetzt hatte, trieb die Arbeiter zu Lohnforderungen an, die namentlich 1906 zu einer ziemlich kräftigen Steigerung des Lohnniveaus in Gewerbe und Handel führten. Sie trug vor allem viel dazu bei, daß im Detailverkehr die Preisbewegung noch weit schärfer nach aufwärts ging als im Großhandel. Auf der Grundlage der hohen Preise wurde der Produktionsapparat vergrößert, die Erzeugung auf einen stark anwachsenden Konsum eingerichtet, vor allem aber die Gewerbe in fieberhafte Tätigkeit gebracht, die in erster Linie durch die Erweiterung des Produktionsapparates ihre Aufträge erhalten, also die hauptsächlichsten Zweige des Eisengewerbes. In den beiden Jahren 1905 und 1906 hielt diese Zunahme des gewerblichen Beschäftigungsgrades an, die Gefahren der hohen Warenpreise und der hohen Geldsätze schienen spielend überwunden zu werden. Aber es schien nur so: steigender Diskont und steigende Warenpreise vermögen nur dann bei zunehmender Erzeugung ohne Rückschlag ertragen zu werden, wenn in der nämlichen Zeit die Löhne der arbeitenden Bevölkerung so reichlich ausfallen, daß nicht nur die infolge der höheren Warenpreise verursachte Verminderung der Kaufkraft des Geldes ausgeglichen wird, sondern auch für eine Steigerung des Konsums noch Mittel übrigbleiben. Bis 1906 ließ die Bewegung in dieser Beziehung Günstiges hoffen. Die Kaufkraft des Lohnes bei voller Wochenbeschäftigung stellte sich, gemessen an dem Nahrungsmittelaufwand, im Jahre 1903 auf 101,8, wobei der Durchschnitt der Jahre 1890 bis 1899 gleich 100 angenommen ist. Nach Schwankungen in den Jahren 1904 und 1905 stieg sie auf 102,4 im Jahre 1906. Im kritischen Jahre 1907 trat aber ein empfindlicher Rückschlag ein: die Kaufkraft des Lohnes fiel auf 101,5. Das bedeutete nicht nur, daß die Steigerung des Konsums aufgehört hatte, sondern auch, daß trotz der Zu-

nahme der Bevölkerung bis Juni 1907 eine Abnahme der Nachfrage auf dem übervollen Warenmarkt eingetreten war. Leider wurden die ersten Anzeichen der Abschwächung viel zu spät bemerkt, so daß nicht nur die hohen Warenpreise, sondern auch der lebhafte Beschäftigungsgrad in der Industrie noch fortdauerten, als schon im Detailverkehr die Bewegung der Umsätze ihre steigende Tendenz eingebüßt hatten. Würde man die Vorgänge am Arbeitsmarkt und am Warenmarkt schon gerade so gut überschauen wie dank der vorgeschrittenen Organisation des Geldmarktes die Vorgänge auf dem Geldmarkt, so würde man kaum die Bankenkrise in den Vereinigten Staaten im Jahre 1907 als den Anfang der Krise bezeichnen, sondern man würde ihren Ursprung in der veränderten Kaufkraft der arbeitenden Bevölkerung suchen.

Wenden wir nun unseren Blick den beiden wichtigsten Wirtschaftsgebieten Europas zu, so kann man zunächst für Großbritannien behaupten, daß die Vorgänge in Amerika zwar die gewerbliche Krise in Großbritannien zur vollen Entfaltung gebracht haben, daß aber diese Krise in ihren Anfängen schon längst vorhanden war, bevor in Amerika der Umschwung eintrat. Großbritannien hat an dem letzten wirtschaftlichen Aufschwung überhaupt nur in geringem Grade teilgenommen. Ohne den Rückhalt eines starken Inlandsmarktes ist Großbritanniens wirtschaftliche Lage sehr stark den Schwankungen des Weltmarktes ausgesetzt. Da es aber in den letzten Jahren schwer um die Vormachtstellung als Hauptexporteur für gewerbliche Erzeugnisse zu kämpfen hat, so ist seine Position schon an und für sich nichts weniger als leicht. Nahm auch die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes in den Jahren 1904 bis 1906 ganz beträchtlich zu, so erweiterte sich doch der Absatz für englische Industrieerzeugnisse nicht in dem Umfange, wie es notwendig gewesen wäre, um Großbritanniens Gewerbe zu stärkerer Entfaltung zu bringen. Schon aus der Gestaltung des Arbeitsmarktes wird es deutlich, daß Großbritannien weit weniger an der Gunst des letzten Aufschwungs partizipierte als Amerika und Deutschland. War doch weder 1905 noch 1906 die Beschäftigung so reichlich, daß die Arbeitslosigkeit ähnlich stark wie in früheren Aufschwungsperioden zurückgegangen wäre. Zwar erfolgte 1906 eine Besserung gegenüber 1905, aber sie ließ schon gegen Jahresschluß wieder nach. Und zu Beginn des Jahres 1907 näherte sich dann die Arbeitslosigkeit in ihrem Umfang den entsprechenden Ziffern des Jahres 1906. Schon im Juli aber trat eine offene Verschlechterung gegen 1906 ein, die fast von Monat zu Monat Fortschritte machte. Die Besserung im Jahre 1906, die nicht entfernt einen Aufschwung wie in Amerika und Deutschland bedeutete, war in der Hauptsache auf die Hochkonjunktur am Weltmarkte zurückzuführen; ein Nachlassen der Aufnahmefähigkeit des Auslandes mußte daher sehr rasch den Umschwung herbeiführen. Es ist nicht von ungefähr, daß der englische Arbeitsmarkt gerade im Juli eine einschneidende Veränderung erfuhr. Im April

und Mai 1907 schien es, als ob die Exporttätigkeit Großbritanniens noch mit einem starken Aufschwung zu rechnen hätte: die Ausfuhr von Fabrikaten war im April um 6,18, im Mai um 4,54 Millionen Pfund Sterling größer als 1906. Schon der Juni reduzierte das Plus des Jahres 1907 auf 0,94 Millionen. Im Juli freilich gelang es nochmals, das Plus auf 5,42 Millionen hinaufzutreiben. Von August aber erreichte das Plus nie mehr den Betrag von 4 Millionen. Zwischen Juni und August liegt also der Mankopunkt, der die Veränderung in der Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes anzeigt und gleichzeitig den Umschwung auf dem englischen Arbeitsmarkte erklärt. Erst viel später kamen dann vom amerikanischen Wirtschaftsleben die heftigen Einwirkungen, die den gewerblichen Niedergang in Großbritannien beschleunigten und wesentlich verstärkten. Aber schon Monate vorher hatte in England die Konjunkturkurve sich wieder nach unten gekehrt.

Trat in Großbritannien der Umschwung schon weit früher ein, als die Bankenkrise in Amerika erfolgte, so kann man umgekehrt von Deutschland sagen, daß hier der wirtschaftliche Niedergang erst einige Monate später einsetzte. Und vielleicht gerade darum ist es besonders interessant zu untersuchen, ob der Niedergang in Deutschland durch die Wirkungen der amerikanischen Krise ausgelöst wurde, oder ob die inneren Wirtschaftsverhältnisse die Hauptursache der Verschlechterung waren. Soviel darf als sicher angenommen werden, daß die starke Verteuerung des Geldleihsatzes für Deutschland weit drückender war als für andere Länder, die zum Teil die Verteuerung überhaupt nur in abgeschwächtem Grade zu spüren bekamen. Da aber diese Verteuerung durch die amerikanischen Geldmarktverhältnisse stark forciert wurde, so liegt es ziemlich klar zutage, daß hier eine Beeinflussung von Amerika her nachweisbar ist. Aber die Verteuerung des Geldes allein hätte wohl kaum, so wenig wie in Amerika, hingereicht, den wirtschaftlichen Aufschwung in sein Gegenteil zu verkehren. Er hätte eine Abschwächung und Verlangsamung des wirtschaftlichen Pulsschlages, aber keine Krise herbeigeführt. Zu ihrer Herbeiführung mußten noch andere Ursachen hinzukommen, die eine allmähliche Überleitung der Hochkonjunktur in ruhigere Bahnen ausschlossen. Noch bis ins Jahr 1908 hinein war mit der Möglichkeit einer Depression, nicht aber mit einer ausgesprochenen Krise zu rechnen. Deutlich trat erst im April 1908 eine so starke Verschlechterung gegen 1907 zutage, daß kein Zweifel mehr an dem krisenhaften Charakter des wirtschaftlichen Rückganges sein konnte. Bis zum Oktober 1907 stand die Kurve, die den gewerblichen Beschäftigungsgrad anzeigt, über dem Niveau des Vorjahres; vom November ab sank sie unter dieses, aber so langsam und allmählich, daß von einem so rapiden Umschwung wie in den Vereinigten Staaten nicht die Rede sein konnte. Auf dem Geldmarkt machte sich freilich schon lange unter dem Einfluß der steigenden Diskontsätze die Entwertung des mobilen Kapitals nachteilig

bemerkbar. Aber Arbeitsmarkt und Warenmarkt wiesen unter strammem Konsum und lebhafter Warenerzeugung noch mit voller Bestimmtheit auf ein weiteres Ansteigen der Konjunktur.

Und doch waren damals schon, also weit früher als die Abschwächung bemerkt werden konnte, die Vorbedingungen geschaffen, aus denen heraus sich das Mißverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot auf dem Warenmarkte herausbildete. 1906 war ein Jahr mit hohen Warenpreisen, die namentlich die Haushaltkosten der Arbeiterbevölkerung nicht unerheblich verteuerten. Im Jahre 1907 hielt zunächst die Hausse auf dem Warenmarkt noch an, und als sie im Großhandel schon einer Wendung nach abwärts Platz machte, blieben die Preise im Detailverkehr noch immer auf ihrer ungewöhnlichen Höhe stehen. Diese Verteuerung der Waren hätte schließlich keine drohende Gefahr zu werden brauchen, wenn die Arbeiterbevölkerung durch höhere Verdienste in der Lage gewesen wäre, die Verminderung der Kaufkraft des Geldes nicht nur durch höhere Nominallöhne auszugleichen, sondern auch ihren Konsum noch zu steigern. Denn daraufhin war der Warenmarkt bis Ende 1907 noch eingerichtet. Der Konsum nahm aber schon 1906 nicht mehr gleich stark zu wie z. B. im Jahre 1905. Unter der Einwirkung der Spannung auf dem Geldmarkte erfolgte schon für das Jahr 1906 die Verteuerung des Produktionsertrages zwischen Kapital und Arbeit in einer Weise, die die aufsteigende Kaufkraft der arbeitenden Bevölkerung hemmen mußte. Während von 1905 auf 1906 der Unternehmungsgewinn annähernd um 11,8 Prozent zunahm, stieg die Lohnsumme nur um ca. 5 Prozent. Im Jahre 1907 aber verschärfte sich das Mißverhältnis, da schon vielfach, namentlich in Großstädten und Industriebezirken sehr viel weniger gebaut wurde als 1906. Der Unternehmungsgewinn erfuhr eine Einschränkung, noch mehr aber schon die Lohnsumme. Die Aufnahmefähigkeit des Inlandsmarktes ging in der zweiten Jahreshälfte auffallend zurück, ohne daß dadurch freilich das Tempo der Warenherstellung gleichzeitig langsamer geworden wäre. Der Warenmarkt füllte sich noch stärker, während der Konsum zu stagnieren begann. Erst nach Weihnachten 1907 wurde man das starke Misverhältnis gewahr. Aber so ernst und kritisch die Lage zu Beginn des Jahres 1908 schon war, eine Erholung im Frühjahr war keineswegs von der Hand zu weisen. Die schlimmste Situation am Geldmarkt war überwunden und ein Eingreifen kapitalkräftiger Kreise zur Belebung der Bautätigkeit war nicht ganz ausgeschlossen. Blieb allerdings die spekulative Bautätigkeit aus, so mußte es zur offenen Krise kommen. Sie blieb aus; und die Schrecken der Krise waren da.

Eine Belebung der Bautätigkeit im Frühjahr 1908 hätte nicht nur der baugewerblichen Bevölkerung Verdienst zugeführt, sondern weit darüber hinaus anderen gewerblichen Schichten bis hinein ins Eisengewerbe. Es hätte die baugewerbliche Bevölkerung konsumkräftig erhalten, was bei dem starken Prozentsatz

dieser das gesamte Wirtschaftsgebiet durchsetzenden Berufsschicht für den Gesamtkonsum nennenswert ins Gewicht fällt: die kleine Geschäftswelt, Handwerker, Wirt und Kaufmann hätten verdient, und durch diese wieder Handel und Fabrik. Die Warenherstellung und die Warenverteilung hätten neuer Arbeitskräfte bedurft. Wenn auch die Nachfrage schwächer geblieben wäre als in den Jahren zuvor, es wäre doch nicht zu einer absoluten Abnahme der Beschäftigten gekommen, sondern ein wenn auch langsames Ansteigen der Beschäftigtenziffer erfolgt. Nach dem Ausbleiben einer Frühjahrsbelebung im Baugewerbe trat nun aber folgende verhängnisvolle Situation für Deutschland ein: nicht nur ging die Beschäftigungsziffer absolut zurück, sondern, was noch viel schlimmer ist, für das Neuangebot war keine Arbeitsgelegenheit mehr vorhanden. Das bedeutete für den Arbeitsmarkt die Krise. Denn bei Deutschland mit einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 900000 Menschen muß für mindestens 300000 Personen jährlich eine Arbeitsgelegenheit in Industrie, Handel und Verkehr geschaffen werden. Ist es nicht möglich, die Arbeitsgelegenheit zu vermehren, so stellt das Neuangebot auf dem gewerblichen Arbeitsmarkt nichts anderes als eine Vermehrung der Arbeitslosigkeit dar. Und wenn auch diese 300000 neuen Arbeitskräfte von März ab bis Oktober sich allmählich über den gewerblichen Arbeitsmarkt ergießen, so kommt doch gerade im April der erste Ansturm. Und der traf auf eine Situation im Arbeitsmarkte, die sich dadurch charakterisierte, daß die offenen Stellen abnahmen. Die unabwendbare starke Störung war da. Eine Belebung des Baugeschäftes nach dem Frühjahr war nunmehr ausgeschlossen: die Arbeitslosigkeit mußte bei der Unmöglichkeit, Arbeitsgelegenheit zu schaffen, gegen Herbst um so stärker ansteigen, als nicht nur der Konsum der arbeitenden Bevölkerung aus den schon angeführten Gründen zurückging, sondern auch im Gefolge der geringen Bautätigkeit andere Gewerbe in ihrem Geschäftsgang erlahmen mußten. Damit verstärkten und verallgemeinerten sich aber die Wirkungen der aufgezeigten Störungen. Wenn in den Sommermonaten 1908 die Verschlechterung der Konjunktur weniger starke Fortschritte machte, so ist das nur dem Umstande zu danken, daß die Landwirtschaft, die jahrelang unter zunehmender Leutenot gearbeitet hatte, ihren Arbeiterbestand für die Hauptsaison einigermaßen vervollständigen konnte, was auf den gewerblichen Arbeitsmarkt günstig zurückwirkte. Überhaupt war die gesunde Lage der Landwirtschaft viel daran schuld, daß das Jahr 1908 für Deutschland nicht noch ungünstiger verlief, sondern gegenüber Großbritannien eine wesentlich geringere Verschlechterung brachte. Gegen Jahresschluß, als auch die gewerbliche Herbstbelebung fast ganz ausgeblieben war, verdüsterte sich wieder die Lage des Arbeitsmarktes zusehends und stark, so daß es nicht zu hoch angenommen ist, wenn wir die Zahl der Arbeitslosen am Ende des Jahres 1908 auf mehr als eine halbe Million Köpfe beziffern.

Es ergibt sich also nach meinen Wahrnehmungen, daß die Krise in den drei hier besprochenen Ländern zu verschiedener Zeit einsetzte und auch verschiedenen Ursachen entsprang. Am frühesten setzte sie ein in Großbritannien. Einige Monate später folgte sie in den Vereinigten Staaten von Amerika und noch später begann sie in Deutschland. Die Ursachen weichen gleichfalls voneinander ab: in Amerika liegen die Ursachen am weitesten zurück und sind in der zeitweiligen teilweisen Abschnürung der Landwirtschaft vom normalen Zirkulations- und Austauschprozeß zu suchen. In Großbritannien sind sie eine direkte Folge der in ihrem Wachsen nachlassenden Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes. In Deutschland endlich erblicken wir die Ursache in der Unmöglichkeit, für das alljährlich starke Neuangebot im gewerblichen Arbeitsmarkt die erforderliche Arbeitsgelegenheit zu schaffen. Gewiß, jede Ursache ist wieder die Wirkung einer anderen Ursache, und man wird bei der Aufspürung der weiter zurückliegenden Ursachen vielleicht auf internationale Erscheinungen stoßen, die auf alle Länder gleich nachteilig gewirkt haben. Aber so abhängig heutzutage auch die einzelne Volkswirtschaft von der Weltmarktswirtschaft sein mag, das eigene und eigentümliche Wirtschaftsleben einer Volkswirtschaft wie der deutschen und der amerikanischen ist doch noch immer so stark und gegenüber den Einflüssen der Weltmarktswirtschaft so widerstandsfähig, daß die internationalen Einflüsse allein nicht hinreichen, eine wirtschaftliche Krise auszulösen, es wäre denn, daß das heimische Wirtschaftsleben sich schon in einer geschwächten Verfassung befände. Zweifellos war das deutsche Wirtschaftsleben schon an einer bedenklichen Klippe angelangt, ehe der Bankenkrach in Amerika einsetzte. Zweifellos hat der Bankenkrach und die Geldmarktkrise auch seine Wellen nach Deutschland geworfen und die schon gespannte Lage noch verschärft. Aber all das bedeutete eben für Deutschland noch nicht die Krise. Dazu mußten die eigentümlichen Verhältnisse des Arbeitsmarktes in Deutschland kommen, die es im Frühjahr 1908 ausschlossen, Beschäftigung für das ungemein starke und alljährliche Neuangebot zu schaffen. Diese Unmöglichkeit löste erst die Krise aus.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß das Problem, Anfang, Verlauf und Ursache von Wirtschaftskrisen festzustellen, äußerst kompliziert ist, und daß uns namentlich der wissenschaftliche Hilfsapparat noch fast völlig fehlt, unsere Vermutungen zu erhärten. Bei der grundlegenden Bedeutung der Wirtschaftswissenschaften für alle Gebiete des menschlichen Lebens ist aber hoffentlich das Eingeständnis unseres mangelnden Wissens ein Ansporn für eine Unterstützung aller der Bestrebungen, die auf eine Erweiterung und Vervollkommnung der Wirtschaftskunde hinzielen, — einer Wirtschaftskunde, die uns in den Stand setzt, gewissermaßen in jedem Augenblick aus fortlaufenden Symptomen, die registriert werden und aus denen wichtige Schlüsse gezogen werden können, den wirtschaftlichen Körper und die Funktionen seiner einzelnen

Glieder genau und sicher zu diagnostizieren und zu erkennen, wie Veränderungen sich vollziehen, die Störungen im Gefolge haben können oder müssen. Wir werden gewiß nicht bald im Besitze dieses angestrebten Wissens sein, schon weil seine völlige Erreichung das Werk von Generationen ist, aber wir werden, wenn wir das Ziel erkannt haben, mit den richtigen Methoden es zu erreichen suchen. Nur so läßt sich Wirtschaftspolitik im großen Stil machen.

Ich glaube nicht, daß man die Krisen überhaupt wird beseitigen können. Denn es gibt Krisen, die nicht aus der Unvollkommenheit der heutigen Wirtschaftsweise entstehen, sondern durch die Produktivkraft der Natur bedingt sind. Das sind z. B. alle Krisen, die entstehen können infolge einer knappen Getreidewelternte, überhaupt durch die Wechsel der jährlichen Fruchtbarkeit der Natur. Alle menschliche Vorsorge und Voraussicht kann durch einen ungünstigen Verlauf von Witterung und Temperatur über den Haufen geworfen werden. Hier ist der Mensch noch in steter und starker Abhängigkeit von der Produktivkraft der Natur, die in ihrer elementaren Bedeutung für die menschliche Wirtschaft im Maschinenzeitalter doch zu sehr unterschätzt wird. Es wäre interessant, den Wirkungen nachzugehen, welche gerade die Schwankungen in der Produktivkraft der Natur auf die menschliche Wirtschaft ausüben. Vielleicht würden sich hier sehr überraschende Resultate ergeben. Vielleicht würden wir hier auf Zusammenhänge und gleichzeitige Erscheinungen stoßen, die wirklich aus einer einzigen Ursache resultierten, nämlich aus der größeren oder geringeren Produktivkraft der Natur in irgendeinem begrenzten Zeitraum. Der Ursprung mancher Krise, der starken Schwankungen der Preise und Geldsätze, des Auf und Ab der Konjunktur überhaupt, ist auch heute noch häufig in der starken Abhängigkeit zu suchen, in der die menschliche Wirtschaft und ihr Erfolg von Sonne und Regen, von Wärme und Frost abhängig ist. Krisen, die aus der heutigen Organisation der menschlichen Wirtschaft herrühren, werden wir vorzubeugen verstehen durch Wissen und Methodik, die Krisen aber, die aus der schwankenden Produktivkraft der Mutter Erde entstehen, werden wir in ihren Wirkungen abzuschwächen, aber, trotz aller technischen Fortschritte, nicht zu beseitigen vermögen.

Heimwärts/ Eine Geschichte von Laurids Bruun

(Fortsetzung)

Ich erwachte dadurch, daß der Wind mir kalt und feucht übers Gesicht strich.

Meine Augen, die zusammenklebten, so daß es fast weh tat sie zu öffnen, blickten in einen hohen, hellgrauen Himmel hinein.

Es fror mich an den Händen und ich hatte meine Kniee der Kälte und Leere wegen, die in meinen Gedärmen nagten, hochgezogen.

Ich streckte meine Beine aus. Sie waren steif vor Müdigkeit und meine Sohlen schmerzten von dem ungewohnten Umhertraben.

Meine Augen untersuchten die Stelle, wo ich lag.

Eine Spinne kam unter meinem Bein hervorgekrochen und eilte über den losen, weißen Sand zu dem Sandhaargrasgestrüpp, zwischen dessen Wurzeln sie verschwand.

Ich habe von jeher Spinnen verabscheut. Ich zuckte zusammen und meine unglückliche Lage, auf der Flucht, in der tiefen Einsamkeit zwischen Meer und Wald, stand plötzlich in voller Klarheit vor mir.

Die Zunge klebte mir vor Durst am Gaumen. Ich war so hungrig, wie ich mich nicht erinnern konnte, jemals gewesen zu sein.

Ich sah mein helles behagliches Schlafzimmer vor mir. Um diese Zeit pflegte ich halbschlafend darauf zu warten, daß das Mädchen anklopfen und das fertige Bad melden würde.

Kein Bad, kein Frühstück.

Ich legte mich in den Sand zurück und schloß die Augen vor der Welt.

Ach, wenn ich doch für immer einschlafen, still in die endlose Ruhe hinübergleiten könnte!

Der Stahl in mir war gebrochen. Ich fühlte mein Gehirn wie eine weiche, fließende Masse und dachte, daß keine Willensanspannung es jemals wieder würde sammeln können.

Lange lag ich schlaff und stumpf mit geschlossenen Augen da.

Dann begannen meine Gedanken um das Geschehene zu kreisen. Ich suchte instinktiv alles das hervor, was mein Unglück verursacht hatte. Ich suchte mir eine Selbstverteidigung hervor.

Die elende Kleinlichkeit in allen Dingen hierzulande.

Dänisch — eine Nation, die niemand dort draußen, wo gearbeitet und geschaffen wird, kannte. Eine Nation, die ihre Söhne nicht tragen konnte — wie die englische, die französische. Eine Nation, die von ihnen getragen werden mußte.

Wie leicht wäre es für einen Mann mit meiner Energie und mit meinen Fähigkeiten, die großen Ziele zu erreichen, wenn ich Engländer gewesen wäre.

Wie oft war ich dort draußen — noch im vorigen Jahre — dieser mitleidigen Höflichkeit begegnet, mit der die Männer der großen Nationen die kleinen betrachten, wenn diese in wichtigen Sachen auch ihre Meinung abgeben wollen.

Nirgends eine Stütze. Auch nicht durch meine Herkunft — Sohn eines Bevollmächtigten in einem öffentlichen Kontor — das war kein vorteilhafter Boden zum Emporwachsen.

Und dieses Klima. Diese feuchte, kalte, immer windige Luft und dieses ewige fahle Grau.

Ein sonnenloses, unbewohntes Land, wo alles Neue und Große im Entstehen erstickte oder an Auszehrung dahinsiechte, wo kein ehrlicher Vorsatz festgehalten werden, kein Stolz und kein Sieggefühl Wurzel schlagen konnte.

„So gut wie es geht" war die Losung in diesem kleinen verkommenen Lande. Kein männliches: „Es soll!"

Und wie das Land so die Menschen. Da war kein Unterschied.

Als ich die Augen von neuem aufschlug, war es, als ob die Erde mit einem tiefen Seufzer aufatmete.

Der graue Himmel leuchtete in dem zartesten Rosa, als ob ein unendlich matter Dampf darüber hinhauchte.

Ich richtete mich auf und starrte über die güldenen Baumwipfel in die glühende Esse des Sonnenaufganges hinein.

Das Licht zog mich an, wie die Lampe eine Motte zwingt.

Und die schimmernde Urfülle entzündete einen Funken von neuem Lebenswillen in meinem Gemüt.

Das Ich, das im tiefsten Inneren wohnt und sich zuletzt verliert, weil es selbst über Leben und Tod bestimmt, fühlte den Funken und atmete, bis es Feuer fing und die Widerstandskraft von neuem entzündete.

Die Vernunft kam wieder zu Worte.

Sie hielt mir vor, daß alles, was mir in dieser Nacht und dieser Morgenstunde widerfahren war — die Kälte, der Hunger und Durst, alles das, was Kampf um das nackte Leben heißt — mich erwarten würde, wenn ich nicht jetzt, in dieser Stunde, alle Federn von neuem anspannte und mich dem Sturm entgegenwarf.

„Jetzt gilt es nicht mehr Reichtum, Macht und Ehre!" sagte ich mir selbst. „Jetzt gilt es das Leben. Entweder werde ich gerettet — oder Not und Entehrung. Ein Drittes gibt es nicht. Und mit der Schande will ich nicht leben."

Zuletzt wurde mir das alles in seiner ganzen Härte und Nüchternheit klar. Es zeigte sich mir in dem unbarmherzigen Licht des Morgens, während ich aufs Meer hinausstarrte, wo die Nebel der Sonne zu weichen begannen.

Während ich am Strande, auf dem festen Sandboden hin- und herging, wurde der Plan für den Tag in mir reif.

Ins Fischerdorf durfte ich nicht gehen. So lange ich noch nicht wußte, ob die Zeitungen Wind von der Sache bekommen hatten, durfte ich mich niemandem, der mich kannte, zeigen.

Ich mußte mir Zeitungen verschaffen. Das war klar. Aber wie?

Die Gegend hier herum war mir einigermaßen bekannt. Meine Gedanken hefteten sich auf den Sandkrug, der auf der anderen Seite des Waldes, nach Friedrichswerk zu lag.

Agnete und ich waren dort einmal vorbeigefahren. Die einsame Lage und der jütländische Heidecharakter hatten mich interessiert. Es wohnten damals Sommergäste da, denn ich erinnerte mich, daß wir Kopenhagener Kinder hinter den Hühnern herjagen sahen.

Niemand im Krug hatte mich gesehen. Davon war ich überzeugt. Dort wollte ich jetzt hingehen und warten, bis die Landpost kam.

Wenn es aber dort keine Hauptstadtzeitung gab, dann mußte ich nach Friedrichswerk gehen und mir dort Nachricht verschaffen, so gewagt es auch war.

Als der Beschluß erst gefaßt war, kam Leben in mich.

Ich kniete im Sande nieder und wusch mein Gesicht und meine Hände in dem salzigen Wasser, das mir schäumend entgegenlief.

Dann kam mir der Gedanke, meinen Schnurrbart abzunehmen.

Ich holte die Handtasche, die noch neben meinem „Bett" stand.

Auf der äußersten, niedrigen Sandbank sitzend, seifte ich mich mit Hilfe des Salzwassers ein und barbierte mich vor meinem Taschenspiegel.

Weit draußen fuhr ein Fischerboot. Das Segel leuchtete in der Sonne. Einige Möven umkreisten schreiend eine seichte Stelle, wo das Wasser schwarz erschien. Anderes Leben war nicht zu entdecken.

Das frische, eiskalte Wasser hatte mich gestärkt und meine Nerven aufgerüttelt. Jetzt aber meldete sich wieder der Hunger, so daß ich nicht widerstehen konnte, obgleich ich beschlossen hatte, zu warten, bis ich zum Krug käme. Ich fürchtete den Durst, der folgen würde.

Nachdem ich aber die Rolle erst angebrochen hatte, aß ich, bis die Schokolade mir am trockenen Gaumen festklebte, so daß ich nicht schlucken konnte.

Wie ich gefürchtet hatte, wurde der Durst bald quälend. Ich mußte Wasser haben, um jeden Preis. Selbst das Meerwasser lockte mich einen Augenblick, aber ich wagte es nicht, meines Magens wegen. Denn nie war meine Gesundheit mir kostbarer gewesen als heute.

Meine Uhr war stehen geblieben. Ich hatte gestern Abend keinen Gedanken dafür gehabt, sie aufzuziehen.

Ich berechnete nach dem Stand der Sonne, daß die Uhr gut sieben sei.

Bis zum Krug mochte ich eine Stunde zu gehen haben; vor zehn Uhr würden die Zeitungen aus der Hauptstadt dort wohl kaum zu finden sein.

Ich bürstete meinen Mantel, packte alles wieder in die Handtasche und verließ das Dünenloch, das mein Bett gewesen war.

Ich hatte vorläufig nur *einen* Gedanken, nur einen brennenden bebenden Wunsch, Wasser zu finden!

Ich ging durch den Gnomenwald, der jetzt im Tageslicht friedlich dalag.

Vor mir erhob sich der steile, bewaldete Abhang, von dessen langer Wellenlinie alle Farben des Herbstes zu mir herableuchteten.

Ich stieg mühsam den verborgenen Zickzackpfad hinauf, der durch ein Dickicht von Heidekraut und Moos, Wacholder und jungen Tannen zum Gipfel des Branteberges hinaufführte.

Jetzt, wo ich alles wiedersah, erinnerte ich mich dessen genau.

Als ich hier zum letztenmal ging, war ich stark und fröhlich gewesen; mein Weg lag klar und gebahnt und gerade vor mir. Ich fühlte bereits das Ziel in meiner Hand.

Jetzt war ich auf der Flucht, vielleicht verfolgt — vielleicht bereits ein gezeichneter Mann. Ein Ausgestoßener, der um einen Trunk Wasser seufzte.

Als ich den Waldessaum erreicht hatte, klangen taktfeste Schläge aus dem Dickicht. Ich erschrak. Es klang, als ob jemand Holz hackte.

Ich lauschte angestrengt und versteckte mich, so gut ich konnte, hinter dem roten, verwelkten Laub eines Buchenbusches.

Jetzt klang es von neuem; ich spähte in die Richtung woher der Laut kam und entdeckte einen Specht, der, seine abgestumpften Schwanzfedern gegen den Stamm einer jungen Eiche gestemmt, mit seinem starken Schnabel in die Rinde hackte, um Larven zu suchen.

Dann schritt ich eilig den Weg entlang, der mir bekannt war. Ich erinnerte mich dunkel einer Brücke von scheckigen Birkenstämmen, wo der Wagen vorsichtig fahren mußte.

Während ich tüchtig ausschritt und sehnsüchtig nach dieser Brücke spähte, unter der sich wohl Wasser befinden mußte, hörte ich einen Laut wie von gedämpften, klingenden, eintönigen Lerchenschlägen dicht neben mir.

Fröhlich plätschernd tönte der herrliche Klang durch den stillen Morgen.

Ich kannte den Klang.

Drei Schritte von meinem Fuß entfernt, lief ein Bach unter dem Weg hervor, plätscherte und blinkte über moosbewachsene Steine, die dort einst in längst entschwundenen Zeiten zum Ablauf aufgestellt worden waren.

Schon bei dem bloßen Geräusch lief mir das Wasser im Munde zusammen. Indem ich die Handtasche aufriß und den langen Glasbehälter mit dem Silberdeckel hervorsuchte, in dem ich meine Zahnbürste aufbewahrte, fiel mir ein, daß diese selige Erwartung eines einfachen Trunkes Wasser, ein Genuß sei, den ich früher nie gekannt hatte. Ein neuer Lebenswert, der sich mir offenbarte.

Ich ließ mir kaum Zeit, den Behälter reinzuspülen, bevor ich ihn füllte und das kalte klare Wasser mit dem erdigen Beigeschmack in großen Zügen trank.

Hinterher, als mein schlimmster Durst gelöscht war, fielen mir die verborgenen Fäulnisprozesse des Herbstes ein.

Um die Zeit hinzubringen, ruhte ich eine Weile in dem trockenen Laub am Bache.

Dann sprang ich auf und marschierte mit neuem Mut weiter.

Ich kam am Försterhause vorbei und erkannte den Weg, der von dort zur Ruine führt. Dann stand ich plötzlich am Ausgang des Waldes, dort, wo das Land hinter der meilenweiten Medelby Gemeindewiese bis zu den Weiden von Arresee reicht, mit sandigen Stoppelfeldern und hellem, gepflügtem Land fern am Horizont.

Um mir den Anschein zu geben, daß ich von Friedrichswerk käme und auf einem Morgenspaziergang begriffen sei, bog ich rechts ab und ging über die Heide, von wo ich durch die dichte, junge Pflanzung, die Landstraße ein Stück am Krug vorbei erreichte.

Als ich zum Krug kam, der rechts am Wege lag, nicht weiter zurück, als daß ein Wagen gerade am Hause vorbei und in das große, dunkle Tor des alten Stalles hineinfahren konnten, stand ein Mädchen am Gitter zu einem kleinen, dichtbewachsenen Garten und hing Wäsche zum Trocknen auf.

Ich hatte meinen Rockkragen hochgeschlagen, um meine Diamantennadel zu verbergen, da ich fürchtete, daß sie in dieser Gegend Aufsehen erregen würde. Ich bemühte mich überhaupt, einen so soliden Eindruck wie möglich zu machen.

Ich grüßte flott:

„Guten Morgen, Fräulein!"

Dann nahm ich vor dem Hause Platz, wo noch, vom Sommer her, Tische und Bänke standen.

„Das war'n ordentlicher Marsch!" stöhnte ich, mit allen Anzeichen der Müdigkeit.

Das Mädchen wandte sich zu mir um, während ihre bloßen Arme noch mit der Wäsche beschäftigt waren.

„Sie kommen wohl aus Friedrichswerk?"

Ihre kleinen blauen Augen betrachteten mich mit wohlwollender Neugierde von der Seite.

„Freilich. Ich möchte gern Frühstück haben und so schnell wie möglich. Denn so ein Morgenspaziergang macht Appetit."

Sie trat an meinen Tisch und betrachtete mich, die Hände in die Seiten gestemmt, während sie ihren Knöchel mit dem linken Fuß rieb.

„Sie sind wohl'n Maler?" fragte sie und prüfte meinen Mantel und meine Reisemütze mit den Augen — „Kunstmaler!" verbesserte sie sich und wurde rot.

Kunstmaler! — Du lieber Gott, damit traf sie den schönsten Traum meiner Kindheit.

„Stimmt! — Woran haben Sie das gleich sehen können?"

„Ach! Hier wohnte im Sommer 'n Kunstmaler, der war auch so kahl im Gesicht und trabte des Morgens immer auf der Landstraße herum wie Sie."

„Wie hieß er?"

„Wie hieß er doch gleich —?"

Sie rieb ihr frisches Gesicht mit dem roten Unterarm, aber der Name wollte ihr nicht einfallen.

Da erinnerte ich mich, daß man vorigen Sommer im Badehotel davon gesprochen hatte, daß der Maler Bertel Lund sich auf den Höhen von Tibirke angesiedelt habe.

„Bertel Lund!" fragte ich.

„Ja, ja, so hieß er! — Bertel Lund!"

Sie strahlte über das ganze Gesicht.

„Kennen Sie ihn vielleicht?"

„Aber freilich. Er ist ein guter Freund von mir."

Ich ergriff den Ausweg, den sie mir bot und ich konnte ohne Gefahr lügen, denn ich hatte erst kürzlich in der Zeitung gelesen, daß Bertel Lund auf Stipendien nach Italien gereist sei.

Dann brach ich ab und fragte nach dem Frühstück.

Schinken, Eier und Käse war alles, was ich auftreiben konnte. Und dann natürlich Brot und Kaffee.

Als sie hineinging, um das Essen zu bestellen, rief ich hinter ihr her:

„Haben Sie die Morgenzeitungen schon? In Friedrichswerk hab' ich sie noch nicht bekommen können."

Es waren nur Zeitungen von gestern da. Aber sie erwartete jeden Augenblick die Post.

Einige Hühner gingen umher und pickten Häcksel, das mitten im Tor der Wagenremise verschüttet war. Im Garten zwitscherte ein Buchfink. Drinnen im Stall zog ein Pferd am Halfter, so daß es in den Gitterstäben rasselte. Sonst nichts Lebendes.

Das Haus hatte zwei Türen; die eine führte in die Gaststube, die andere in einen Laden. Ich blickte neugierig dorthin. Im Fenster hingen einige Sensenblätter und anderes Werkzeug; dann waren da auch ein paar verstaubte Zigarrenkisten, einige Pakete Tabak, Sardinendosen und ein Glashafen mit roten Zuckerstangen.

Es befriedigte mich, daß es einen Handelsladen im Krug gab.

Kurz darauf drang der Geruch von frischgebranntem Kaffee zu mir heraus.

Der Duft war so lieblich, daß mir vor Erwartung die Hände zitterten und das Wasser mir im Munde zusammenlief.

Als das Mädchen endlich herauskam und den Tisch deckte, Brot, Käse und einen Teller mit geschnittenem, geräuchertem Schinken vor mir hinsetzte, kostete es mich Mühe, meine Ungeduld zu verbergen.

Ich wunderte mich über meinen Hunger. Solange war es doch garnicht her, seit ich ordentlich gegessen hatte. Es mußte die lange Wanderung, die ewige, angstvolle Spannung und der Nachtschlaf in der frischen, kalten, salzigen Seeluft sein, die so gezehrt hatten.

Als sie den Teller mit den dampfenden Spiegeleiern auf den Tisch setzte, konnte ich mich nicht länger zurückhalten und griff zu.

Und als sie endlich durch die Tür verschwunden war, versicherte ich mich, daß niemand mich sah, und dann machte ich mich wie ein Wilder, wie ein Jagdhund nach einem langen, anstrengenden Tag, über Eier, Schinken und den heißen Kaffee her.

Ich merkte wohl, daß der Kaffee von Zichorie fast bitter war, aber ich schenkte dem gar keine weitere Beachtung. Erst hinterher dachte ich, daß ich noch gestern Morgen den schwarzen Trank kaum angerührt haben würde.

Da ich nicht wußte, ob ich später am Tage noch Gelegenheit zu einer richtigen Mahlzeit finden würde, wickelte ich den Rest des Schinkens in ein Stück Papier ein und steckte ihn in die Handtasche. Und als ich erst angefangen hatte, schnitt ich ein tüchtiges Stück Käse ab, nahm einige Scheiben Brot, Zucker und Salz und packte es zum Schinken. In meiner Umsichtigkeit goß ich sogar den Rest des Kaffees in den Glasbehälter, aus dem ich bei der Quelle getrunken hatte.

So versorgt, fühlte ich mich sicher und für den Tag gewappnet.

Als die Sättigung sich dann wie eine warme Woge meldete, die vom Magen in alle Glieder strömte, lehnte ich mich gegen die gekalkte Mauer zurück und gab mich der wohltuenden Betäubung hin, die mich mit einem aufrichtigen Wohlbehagen durchrieselte, dasselbe Wohlbehagen, dessen ich mich dunkel erinnerte, als Knabe empfunden zu haben, wenn ich mich stundenlang in den Schulferien in der freien Luft getummelt hatte.

Ich zündete eine Zigarre an. Zum erstenmal, seit ich die Tür des Direktionszimmers gestern nachmittag geschlossen hatte, fühlte ich mich wieder im Gleichgewicht. Während die Sonne im Giebel des Hauses auf die Hühner vor mir herabschien, sproßte neue und frische Hoffnung in meinem Gemüt.

Es würde sich schon machen. Weshalb sollte nicht alles wieder gut werden!

Ein angesehener Mann in einem ausgedehnten Geschäft fällt nicht so leicht. Er *darf* es nicht. Es knüpfen sich ja zu viele Interessen an sein Wohlergehn. Da war der und der, der alles aufbieten würde, was in seiner Macht stand, um mich zu halten.

Und Agnete — ha, ha! — Agnete ließ sich nicht so ohne weiteres ducken.

Ich hatte ja Geld bei mir — mehrere hundert Kronen. Diese Tage waren

nur als Ferienzeit zu betrachten, die ich als Maler verbummelte, bis es mir gelang, aus dem Lande herauszukommen. Denn nach Paris sollte und mußte ich; das stand fest.

An und für sich war jetzt wohl nichts im Wege, daß ich ganz offen ins südliche Ausland reisen konnte. Alle Züge konnte Jensen doch nicht bewachen. Und weshalb sollte ich nicht in Gotenburg sein, da ich es doch zu Hause und in meinem Kontor gesagt hatte?

Jensen hatte es vielleicht nur konstatieren wollen.

Und das — das andere —!

Wer würde mich — Rechtsanwalt Jens Adolph Klemm, Ritter vom Dannebrogorden, im Verdacht haben, anvertraute Gelder mißbraucht zu haben?

Es würde höchstens eine Kassenunordnung sein. Hätte ich nicht gewußt, daß die lumpigen zwei-, dreitausend Kronen, die ich für die Gesellschaft für Aussteuer und Ausbildung armer Konfirmanden verwaltete, jederzeit herbeigeschafft werden konnten, dann hätte ich natürlich nie darüber disponiert.

Dieses hier war ja nicht vorauszusehen. Ein Diskonto und eine Strammheit wie die augenblickliche war ja notorisch ein Zufall, der an Seltenheit nur mit einem Erdbeben oder einem Zyklon zu vergleichen war — in unserem Breitengrad. Das hatte ja kein Mensch voraussehen können.

Während ich so saß und mit halbgeschlossenen Augen vor mich hindämmerte, neues Selbstgefühl und Vertrauen frei aus der Gottheit schöpfend, kam das Mädchen aus dem Hause und weckte mich mit ihren klappernden Holzschuhen.

„Da ist die Post!" sagte sie.

Ich zuckte zusammen, richtete mich auf und wappnete mich.

Ich starrte auf die alte gebeugte Gestalt, die die schwere Tasche von den Schultern nahm.

Wie zuversichtlich ich mich auch eben gefühlt hatte, jetzt, wo es galt, war ich alles andere als sicher.

Das Mädchen nahm die Zeitungen. Es waren drei. Zwei waren Provinzblätter, das sah ich gleich; aber die dritte — ja, das war eine Kopenhagener Zeitung.

Meine Hand zitterte, als sie sie mir reichte.

Dann nahm ich mich mit Gewalt zusammen; alle meine Vorsicht kehrte zurück.

Ich legte die Zeitungen auf den Tisch und sagte:

„Ich möchte gleich bezahlen, dann brauchen Sie nicht wieder von Ihrer Arbeit zu gehen."

Ich gab ihr ein Fünfzigpfennigstück als Trinkgeld. Sie drehte es in der Hand um, warf mir einen unsicheren Blick zu, wurde rot, dankte und lief auf ihren klappernden Holzschuhen davon, als sei sie bange, daß ich mich eines Besseren besinnen könnte.

Als ich allein war, stürzte ich mich auf die Zeitung. Ich wußte ungefähr, wo ich eine solche Neuigkeit wie die, die ich suchte, finden würde. Das Blut hämmerte in meinen Schläfen und blendete meinen Blick.

Im selben Augenblick als ich die Überschrift: „Ein Opfer der schlechten Zeiten" und darunter das Wort „Rechtsanwalt" fand, stand alles in mir still.

Es war wie eine Lähmung. Kälte folgte nach. Ich mußte mich fassen, um Atem zu schöpfen, bevor ich anfing zu lesen:

„Ein jüngerer Rechtsanwalt, dessen zahlreiche und verschiedenartige Geschäftsunternehmungen bereits seit längerer Zeit mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, hat gestern Abend, nach einem vergeblichen Versuch, einen hohen Wechsel bei einer hiesigen Bank diskontiert zu bekommen, plötzlich die Stadt verlassen, angeblich wegen einer Geschäftsreise nach Gotenburg. Es sind gleich Schritte getan worden, um die, ihm als Kassierer eines wohltätigen Vereins anvertrauten Gelder zu sichern, soweit dieselben nicht bereits von der Katastrophe berührt worden sind."

Mein erster Gedanke war: Das ist Jespersens Stil, der Geist aber ist Jensens. Und plötzlich fiel mir ein, daß Jensen ja selbst mit im Vorstand der Konfirmanden-Gesellschaft war.

Wieder seine Pflicht. Nur seine einfache Pflicht.

Wie schlecht! — war mein zweiter Gedanke. Ich bekam die Augen voll Tränen. Es war ein Gemisch von Verwunderung und Mitleid, das mich erfüllte, als sei ich es garnicht selbst, den dies traf, sondern als wäre ich Zeuge, wie Jensen einen Krüppel schlug.

Da merkte ich, daß es im Begriff war, loszubrechen. Ich fühlte, wie die Verzweiflung sich bebend auf mein Herz legte, während der Zorn durch mein Blut kochte und mir bereits den Blick verdunkelte.

Mit einer Kraftanspannung, die mich so viel kostete — ach mehr als irgendeine andere Selbstbezwingung in meinem Leben — drängte ich alles das, was sich in meinen Sinn und meinem Blut Luft machen wollte, zurück.

Nachdem ich noch einmal die fürchterlichen, die vernichtenden Worte gelesen hatte, legte ich die Zeitung auf den Tisch, nickte dem Mädchen, das in der Tür erschienen war, munter zu und schritt flötend auf der Landstraße dahin, während ich meine Handtasche sorglos hin- und herschwang.

Solange man mich vom Krug aus sehen konnte, hielt ich mich stramm.

Als der Weg nach links abbog und die Pflanzung der Gemeindewiese mich verbarg, war ich nahe daran, mich meiner Verzweiflung hinzugeben, es lag aber ein Häuschen zwischen den Weidenbäumen auf dem flachen Lande. Leute, die in der Nähe des Meeres wohnen, haben scharfe Augen, dachte ich, und der Selbsterhaltungstrieb trug noch einmal den Sieg davon.

Gleich am Rande des Waldes kam dann das Waldhüterhaus, gegen das ich

mich wappnen mußte. Als aber das Haus außer Sehweite war und ich wieder in den sandigen Wagenspuren ging, mit dem dichten Gehölz zu beiden Seiten, da blieb ich stehen, unfähig weiterzugehen. Es war, als ob Verzweiflung, Schmerz und Schande alle Lebenskraft aus mir heraussogen.

Ich ließ mich am Wegsaum niederfallen, indem ich aber zusammensinken wollte, bekam ich Furcht vor mir selbst.

„Das geht nicht an" — dachte ich und sammelte mich wieder auf.

Ich kam wieder auf die Beine und ging weiter.

Es sauste in meinem Kopf. Die eine Vorstellung jagte die andere. Bald sah ich das entsetzte und unglückliche Gesicht meines alten, graubärtigen Prokuristen, bald hörte ich Agnetes hysterisches Weinen. Mit einem Schlage lag ja alles, was so wohl vorbereitet gewesen war und woran sie mehr als ich gehangen hatte, zersplittert zu ihren Füßen.

Dann waren da diese und jene von meinen Geschäftsverbindungen. Ich sah ihre verblüfften Gesichter. Ich hörte sie meinen Fall auf der Börse diskutieren, ängstlich, daß das Unglück sie in Mitleidenschaft ziehen könne. Und dazwischen Jensen, den ich geschaffen hatte, schweigend und pflichterfüllend, während er seine Hände in Unschuld wusch.

Noch einmal sank ich unter der Wucht des Unglücks, das ich auf meinen Schultern oder in meinem Herzen trug, am Wege nieder. Noch einmal richtete der Selbsterhaltungsinstinkt sich in mir auf.

Als ich aber in einer Vision, die mir wie eine Messerspitze durchs Herz jagte, Jensen in meinem privaten Kontor sah, sah, wie mein Prokurist vor dem Direktor den Geldschrank öffnete, wie sie feststellten, daß die Konfirmandengelder nicht da waren — da durchlief es mich wie der bösartige Fieberanfall einer plötzlichen Krankheit. Ich sah, wie Jensen als Vorstandsmitglied den letzten Schritt tat und der Polizei von der Sache Meldung machte — und nun wußte ich, daß meine letzte große Hoffnung, Schäffer in Paris zunichte gemacht worden sei: ich konnte nicht entschlüpfen, durfte von niemandem gesehen werden.

Da brach die Verzweiflung in einem Anfall los, der dem Wahnsinn nahe war.

Ich verfluchte mich selbst, meine Existenz, Jensen, Agnete. Ich starrte außer mir auf die kahlen, schweigenden Bäumen, auf diesen kalten, laubraschelnden Wald, der mir plötzlich ein neuer und fürchterlicher Feind geworden war.

Ich weinte mit zusammengebissenen Zähnen über mein Leben, meine Ehe, über alles, was ich gewollt und gebaut und fast erreicht hatte.

Ruiniert, der Schande preisgegeben, nur weil man mir nicht Zeit gelassen hatte!

Der Gedanke, zurückzukehren, dem Sturm Trotz zu bieten, die Folgen zu tragen, blitzte wie ein kurzer Lichtschein durch die Dunkelheit, doch nur, um im nächsten Augenblick wieder zu verlöschen.

Und erst als ich zu der Frage kam: Was nun? — konnte ich von neuem beginnen, war ich imstande von neuem mühsam Stein auf Stein zu errichten — erst da tauchte der Gedanke an Selbstmord in mir auf.

Nachdem er sich erst gemeldet hatte, umkreiste er mich beständig. Entsetzt stieß ich ihn von mir, um mich im nächsten Augenblick an ihn zu klammern, als sei er meine einzige Rettung in der Not.

Ich fühlte die Unmöglichkeit, mit der Schande und Schuld noch einmal in dieser Gesellschaft von unten zu beginnen — und dieser Gedanke war es, der mich aus dem Leben in den Selbstmordgedanken hineintrieb.

Meine Kräfte waren durch den fürchterlichen Kampf, mit dem die unnatürliche Spannung der letzten vierundzwanzig Stunden ihr Ende erreichte, erschöpft.

Der Zorn und die Verzweiflung nahmen ab, weil das Gehirn und die Nerven sie nicht mehr zu erneuern vermochten. Zurück blieb eine seltsam schlaffe und nüchterne Überlegung.

Ebenso wie ein müdes Gehirn eine Rechenaufgabe nicht loswerden kann, sondern sie noch im Schlaf wälzt, ebenso rechnete ich aus, was mich jetzt noch ans Leben band, während ich mich vorwärtsschleppte, ohne zu ahnen, wo ich mich befand.

Ich ging alles in Gedanken noch einmal durch.

Das Geld, die Macht und Ehre hatten mich stärker als alles andere gebunden. Und nachdem diese Bänder gerissen waren, würde auch die Fessel reißen, die mich an Agnete band, denn sie war fest damit verknüpft.

Mitten in meiner Abgespanntheit sah ich deutlich die furchtbare Bitterkeit unserer kinderlosen Ehe.

Kein Familienband. Meine Eltern waren tot; meine Geschwister kannte ich kaum mehr, ich war für sie nur die Möglichkeit einer Ehre gewesen, jetzt, wo ich fiel, ward ich ihnen die Gewißheit einer Schande.

Vaterland — ? — Ach, jawohl! Dieses Land sollte mich wohl ans Leben binden — dieses Land, dessen Kleinheit und Ruhmlosigkeit mich jedesmal draußen in der Welt gebremst und gefesselt hatte, wenn ich etwas Großes unternehmen wollte.

Wohlleben, gutes Essen und Trinken und dergleichen —? das hätte mich vielleicht binden können. Der harte Kampf aber, den es mich jetzt kosten würde nur das Notwendigste zuwege zu schaffen, der konnte mich nicht zum Leben ermutigen.

Ich dachte mit bitterem Schmerz, daß wenn ich zu jenen gehörte, die im Glauben an ein besseres Jenseits leben, ich nicht allein ein Band gehabt hätte, sondern vielleicht sogar einen dunklen Weg zum Ersatz, der wohl des Lebens wert sein mochte.

Und Liebe — hatte ich einen einzigen Menschen, der —?

Der Gedanke an Elise zog plötzlich mit einem eigenen verklärten, fast heiligen Schmerz durch mein Gemüt.

Ja sie — für sie — aber das hatte ich zugesetzt. Sie war mit in der Kaufsumme eingeschlossen gewesen. Und jetzt war es tot. Eine Narbe kann nicht binden.

Ich stand am Fuße eines Hügels, der ganz mit Bäumen bestanden war. Ich blickte auf und erkannte den Ort.

Es war ein Aussichtspunkt, zu dem ich vorigen Sommer mit Agnete und einer Gesellschaft aus dem Badehotel einen Spaziergang gemacht hatte.

Damals stand eine weiße Bank dort oben.

Ich sah, daß sie noch da war.

Weshalb war sie wohl zurückgelassen worden, da doch die anderen Bänke des Waldes hereingenommen worden waren?

Ich konnte es nicht lassen, darüber nachzudenken; mit dem Eigensinn eines Irrsinnigen wollte ich die Absicht ergründen.

Ich schritt den Pfad hinan, der sich die Anhöhe hinaufwand, bis ich neben der Bank unter dem Baum stand, der einen dicken Ast in Manneshöhe über die Bank streckte.

Ich starrte die Bank an, ohne einen Grund für ihr Dasein finden zu können.

Da fiel mein Auge auf ein Tauende, das neben den Stamm lag. Es war alt und an einem Ende ganz aufgefasert.

Im selben Augenblick war mir alles klar.

Hier lag der Grund, die Absicht. Nicht Menschenabsicht, sondern der unentrinnbare Wille des Schicksals.

Deshalb stand die Bank noch hier draußen — deshalb hatte ein Schafhirte das Tau hier vergessen — damit ich von der Bank aus den dicken Ast über meinem Kopf erreichen, damit ich das elende Tau um den Ast schlingen, damit —

Mir wurde plötzlich so seltsam kalt. Es war, als ob die Lebenswärme unmerklich, aber sicher und unabwendbar durch meine Füße in die Erde sickerte.

Es legte sich wie ein Nebel vor meinen Blick, während ich gedankenleer und schlaff auf das Tau in meinen Händen starrte.

Alles war gleichsam schon in mir gestorben. Es war nur noch die eine deutliche Vorstellung zurückgeblieben, daß das Schicksal — mein eigenes, persönliches und unglückliches Schicksal — das Todesurteil über mein Leben gesprochen, indem es die Bank hierhergestellt und das Tau danebengelegt hatte.

Was dann geschah, dessen erinnere ich mich nicht mehr genau. Ich handelte wie im Schlaf. Wahrscheinlich war es die Wirkung einer übermächtigen Müdigkeit.

Ich weiß nur, daß ich mit den Füßen auf der Bank stand, daß ich mich gegen den Baum lehnte, daß der Strick um meinen Hals lag, daß meine

Hände den Ast über meinem Kopf umklammerten — da wurde ich plötzlich sehend, indem die Sonne voller Glut meinen Blick traf.

Der Strahlenglanz über den roten, gelben und grünen Baumgipfeln zu meinen Füßen und das zitternde, siegende, jubelnde Spiel der Sonne fern auf dem Meere drang mit einem einzigen Blick des Wiedererwachens in meine Seele.

Grauenerfüllt von dem, was ich vorgehabt hatte, löste ich den Strick von meinem Hals und sprang von der Bank herab.

Unter einem heftigen Tränenanfall, der meinen ganzen Körper schüttelte, fand ich mich selbst wie in einem neuen Bewußsein wieder.

Dann fiel ich in einen tiefen und traumlosen Schlaf.

Als ich erwachte, war die Sonne im Begriff unterzugehen. Eine Flut von violetten Wolken leuchtete über den halbentblätterten Baumkronen.

Ich schauderte vor Kälte, während mir die Erinnerung langsam zurückkehrte. Mein Kopf war schwer; aber der Schmerz und die Gedanken schienen in weiter Ferne, ich gedachte der Ereignisse des Morgens, wie an etwas, das ich gelesen oder wovon ich gehört hatte.

Mechanisch griff ich nach meiner Handtasche, packte aus und begann das Brot und den Schinken zu verzehren, während meine Augen der Sonne folgten, die in der Ferne zwischen den Stämmen dunkelglühend hinter Wolkenbergen unterging.

Ich ließ mir Zeit und meine Augen beobachteten aufmerksam das schweigende Dämmerungsleben um mich herum.

Zwei Krähen schrien laut über meinem Kopfe. Ich blickte hinauf, konnte sie aber nicht sehen.

Was sie einander wohl zu erzählen haben? dachte ich.

Dann schrieen sie wieder, die Schreie aber klangen ferner und ferner. Als ich sie nicht mehr hören konnte, dachte ich:

Nun wirds auch wohl Zeit, daß du weiterkommst.

Ich stand auf, schloß die Handtasche und stieg langsam und bedächtig die Anhöhe hinab.

Ich entsann mich wohl, daß ich kein Heim hatte; aber das machte keinen weiteren Eindruck auf mich, überraschte mich kaum.

Ich ging den Weg zurück, den ich gekommen war, bis er eine Biegung machte; dann überschritt ich ihn und ging geradeaus längs des ausgehauenen Brandgürtels, der geradevor lag.

Ich trabte mühsam durch den aufgepflügten Sandtorf und grübelte darüber, ob dieser künstliche Sandweg wohl breit genug sei, um die Fortpflanzung eines Waldbrandes zu verhindern.

Der feine Duft von trockenen Tannennadeln tat mir wohl. Ich blieb stehen und atmete ihn in vollen Zügen.

Der Weg führte bergan und war sehr schwer zu gehen; aber ich war mir klar darüber, daß ich ihn zu Ende gehen mußte und war gespannt, was hinter dem Gipfel der Anhöhe liegen würde.

Als ich ihn endlich erreichte und außer Atem stehen blieb, sah ich, daß ein ebensogroßes Stück Weges hinabführte.

Ich trabte es getreulich hinunter, bis ich am Rande des Waldes stand, von wo ich einen weiten Blick zu den mit Heidekraut bewachsenen Höhen am weißen Horizont hatte.

Jetzt erkannte ich die Gegend. Es waren die Höhen von Tibirke.

Dort unten zur Linken lag hart am Waldrand die alte Kirche, die in alten Zeiten im Sand eingeweht gewesen war.

Es war dämmerig geworden; die Sterne blitzten nach und nach am Himmel auf. Ich aber wanderte weiter, zwischen Eichengestrüpp und Bickbeersträuchern und Heidekraut.

Gerade vor mir auf dem höchsten Punkt der Anhöhe lag ein Haus oder eine Hütte.

Die Form des Daches hob sich dunkel von dem sternenklaren Abendhimmel ab.

Als ich näher kam, erkannte ich es und begrüßte es wie einen Freund in der Einsamkeit.

Es war ein Blockhaus, in der Art, wie amerikanische Ansiedler es aus rohen Holzstämmen zimmern, wenn sie ihren neuen Grund und Boden in Besitz nehmen.

Es war das Haus, das der Maler Bertel Lund sich hatte bauen lassen und wo er den ganzen Sommer über allein gewohnt hatte.

Ein kleines Hofgebäude lag dahinter, das sich gegen den Abhang lehnte, so daß die eine Wand aus Erde war, während das Dach, das von Gras bedeckt war, mit dem Hügel eine Linie bildete.

Ich ging um das Haus herum und betrachtete es mit großem Interesse. Agnete und ich hatten es damals nur aus der Ferne gesehen, weil der Maler dort wohnte.

Es war zu dunkel, als daß ich etwas hinter der Fensterscheibe unterscheiden konnte. Aber ich fand die Tür und griff nach dem Schloß, das natürlich verschlossen war.

Indem ich vor dem Hause stand und mich hineinwünschte, rückte meine Not und meine Einsamkeit mir wieder auf den Leib. Und ebenso wie ich vorhin gedacht hatte, daß die Bank und der Strick durch mein persönliches Schicksal mir in den Weg gelegt worden seien, ebenso dachte ich jetzt, daß dasselbe Schicksal Mitleid mit mir habe und mir dieses Haus in den Weg stellte, damit ich es in Besitz nehmen und für die Nacht Schutz und Herberge haben sollte.

Ich empfand es wie ein Wohltat und wurde davon gerührt.

Dann begann ich ohne weiteres an dem Haken des Hängeschlosses zu rütteln, fest davon überzeugt, daß es mir gelingen würde, ihn herauszubekommen.

So leicht ging es nun nicht, obgleich er sich bewegen ließ. Mit Hilfe eines Steines schlug ich ihn schließlich los; und die Tür war offen.

Ich zündete ein Streichholz an und sah in der Mitte der Stube einen runden Tisch mit Stühlen herum. Neben dem gardinenlosen Fenster stand ein Korblehnstuhl mit einer Decke und einem Kissen auf dem Sitz. Davor, neben der niedrigen Fensterbank, ein kleiner viereckiger Tisch.

An den Wänden hingen einige Skizzen, weibliche Modellstudien und Landschaften, die ohne Rahmen angenagelt waren. Es stand auch ein Ofen da, den kleinsten, den ich je gesehen hatte, mit einem langen dünnen Rohr, das in die Luft ragte und dann eine scharfe Biegung machte und durch eine zirkelrunde Ausmauerung in der Wand, hinausführte.

Dem Fenster gegenüber stand eine Kommode unter einem Spiegel. Dann war da eine Tür, die halb offen stand und zu einem zweiten Raum führte.

Ich setzte die Handtasche auf den Tisch, entzündete ein neues Streichholz und ging hinein.

Es war ein ganz kleines schmales Zimmer, mit einem Fenster der Tür gerade gegenüber. An der inneren Wand stand eine eiserne Bettstelle, mit einem Stuhl davor.

Ich untersuchte sofort das Bett. Mein Herz klopfte vor Freude, als ich sah, daß es sowohl Matratze wie Pfühl und Deckbett enthielt, es fehlten nur Bettuch und Überzüge.

Ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck dieses Haus und sein Mobiliar, die ich ohne Bedenken in Besitz nahm, auf mich machte. Ich muß ganz zu den einfachen und ursprünglichen Freuden meiner ersten Kindheit zurückkehren, um etwas Ähnliches zu finden.

Ich erinnere mich, daß ich plötzlich an mein Schlafzimmer zu Hause denken mußte, mit all den gewohnten und eleganten Kleinigkeiten. Es erschien mir bereits so fern, als hätte ich es ein Jahr lang nicht gesehen, und der Vergleich mit den bescheidenen, notdürftigen Dingen, die mich umgaben, weckte durchaus keine Bitternis in meinem Sinn, sondern machte mich im Gegenteil lächeln.

Ich erinnere mich auch, daß ich mir selbst sagte, während ich in dem matten Licht, das von dem Nachthimmel hereindrang, von Stuhl zu Stuhl tappte, daß ich mich hier ja eigentlich eines regelrechten Einbruches schuldig machte; der Gedanke aber beunruhigte mich nicht sehr.

Obgleich ich, der Jurist, vor nur zwei Tagen eine solche Handlung streng verurteilt haben würde, so betrachtete ich sie jetzt bereits von der anderen Seite, von der Seite derer, denen nur die Not Gesetze vorschreibt. Wie ein Ausgestoßener, wie ein Waldmensch. Ich ertappte mich auf dem urvolkstümlichen

Räsonnement: dem Eigentümer, der in Italien ist, tue ich ja keinen Schaden! Das Haus steht ja doch zu keinem Nutzen da.

Wenn jemand es aus der Umgegend entdeckt, dachte ich, so bin ich ein Freund des Besitzers und habe von ihm die Erlaubnis erhalten, sein Haus zu benutzen. Den Schlüssel hab' ich leider verloren.

Ich bin Maler ebenso wie Bertel Lund und will Studien in dem herbstgekleideten Wald machen.

Ja, so sollte es sein. Das war ja ganz natürlich und selbstverständlich. Das Mädchen im Krug hatte es gleich erraten.

Ich fühlte mich erleichtert durch diesen Gedanken und machte es mir in dem herrlichen Lehnstuhl bequem, um den Einfall in seinem ganzen Umfang und in all seinen Folgen zu durchdenken.

Aber du lieber Himmel, was fiel mir denn eigentlich ein?

Ich wollte und mußte ja so schnell wie möglich nach Paris, koste es was es wolle.

Ich griff mir entsetzt an den Kopf und fürchtete einen Augenblick für meinen Verstand.

Hatte ich wirklich, wenn auch nur für eine flüchtige Sekunde, das vergessen können, wovon meine Stellung, meine ganze Zukunft, mein ehrlicher Name, meines Vaters ehrlicher Name abhing?

Ich meinte — ich müßte auffahren — jetzt gleich — meine Handtasche ergreifen und auf- und davonstürzen. Es war ja keine Minute zu verlieren.

Aber ich blieb ruhig sitzen, lehnte mich sogar noch bequemer zurück.

Es waren zwei Menschen in mir. Der alte, der auffahren, bis zum Letzten kämpfen, handeln, etwas tun wollte, und dann der neue, der ruhig in dem bequemen Lehnstuhl sitzen blieb, ja, der fast sanft lächelte, als ob das alles ihn garnichts anginge.

Während der alte noch immer den Gedanken an Schaeffer in Paris, an Leben, Wohlfahrt und Ehre wälzte, stand der neue ruhig auf, nahm die Handtasche, aß den Rest Brot, Schinken und Käse, leerte den Glasbehälter mit dem kalten Kaffee, riegelte die Tür von innen zu, entledigte sich ohne weiterer Umstände seines Rockes, seiner Weste und Beinkleider, legte sich mit dem Unterzeug ins Bett, streckte in einem innigen und zufriedenen Wohlbehagen, die steifen, müden Glieder aus und schlief ein.

Ich erwachte zeitig am nächsten Morgen und richtete mich ganz verstört auf. Im Halbdunkel streckte ich die Hand aus, um meine elektrische Stehlampe auf dem Nachttisch neben meinem Kopfkissen zu entzünden. Als ich sie nicht fand, tastete ich mit der Hand nach meiner Uhr, die an einem kleinen, künstlerisch gearbeiteten Silberstativ zu hängen pflegte, ein Weihnachtsgeschenk von Agnete.

Irritiert zwang ich meine zusammengeklebten Augenlider auseinander und blickte mich erstaunt im Zimmer um.

Mit einem Schlage kehrte mir die Erinnerung zurück. Ich starrte die dunkle kahle Wand an, die nicht weiter fort war, als daß ich sie mit der ausgestreckten Hand erreichen konnte.

Dann sank ich zurück, von der unerbittlichen Wirklichkeit getroffen. Im Selbsterhaltungstrieb versuchte ich die hervordrängenden Gedanken niederzuhalten, preßte die Augen fest zusammen und gab mir Mühe wieder einzuschlafen.

Es wollte mir nicht glücken; und plötzlich erinnerte ich mich meines sonnenhellen Hotelzimmers in Mentone, von wo ich das Brausen des Mittelländischen Meeres unter meinem Fenster hören konnte.

Ich dachte an die frohen Ferientage in der Gesellschaft des kleinen munteren Schaeffers, der jetzt meine ganze Existenz in seiner Hand hielt.

Eine heftige Sehnsucht nach der Sonne des Südens überwältigte mich und stellte für den Augenblick alles andere in den Schatten.

Wie ganz anders würde sich mein Leben gestaltet haben, wenn ich dort unten geboren wäre und mit der Sonne in meinem Gemüt hätte wirken können.

Ich starrte in das fahle Tageslicht, das in den engen Raum hineindrang und lauschte dem fernen Sausen des Waldes. Dann wandte ich mich mit Schaudern ab und verbarg mein Gesicht unter meinen Armen.

Als ich wieder erwachte, war Ruhe in mein Gemüt eingekehrt. Ich beugte den Kopf vor der Notwendigkeit, stand auf und kleidete mich an.

Ich konnte mich nicht waschen; es wartete meiner kein Morgenbrot; bei jeder neuen Schwierigkeit tröstete ich mich mit dem einen: Freiheit.

Als ich fertig angekleidet war und es noch zu früh war, um zum Krug zu gehen — meine einzige Zuflucht — durchstöberte ich alles sorgfältig, was sich in den Räumen befand; und mit jeder Sache, die ich fand und die mir nützlich sein konnte, freute ich mich wie ein Kind.

Auf der Kommode stand ein Leuchter mit einem kleinen Lichtstummel.

In einer der Schubladen fand ich einen Malkasten, der scheinbar ausgedient hatte. Außerdem lagen da noch einige nicht ganz ausgepreßte Farbentuben, im Kasten fanden sich Palette und Pinsel; im Deckel war ein Stück Leinwand befestigt, auf dem ein Waldinterieur angefangen war.

Es war lange, lange her, seit ich einen Pinsel in der Hand gehabt hatte. Tränen stiegen mir in die Augen. Ich gedachte meines letzten Schuljahres, als ich und Jakob Hansen große Fußtouren machten, jeder mit seinem Malkasten auf dem Rücken.

Ich hatte ihn schon lange aus den Augen verloren, erinnerte mich nur seinen Namen hin und wieder auf der Frühjahrsausstellung gehört zu haben. Die Berühmtheit hatte er nie erlangt.

Und ich selbst saß nun hier, zum Traum meiner Kindheit zurückgeführt, mit der Ruine meines Lebens auf den Schultern.

Ich setzte mich in den Lehnstuhl am Fenster und versuchte zu malen, nachdem ich den Kasten von Schimmel gereinigt hatte.

Das Öl war alt und ranzig, aber es ging doch. Der Pinsel nahm die Farben an und ich führte die angefangenen Striche zu Ende.

Während ich dasaß und meine Malkenntnisse auffrischte, wurde es mir plötzlich klar, daß durch den Malkasten, den ich mir über die Schulter hängen konnte, mein Inkognito gerettet sei.

Ja, ich wollte ihn mit in den Krug, wollte ihn überall mit hinnehmen.

Nun konnte das Mädchen selbst sehen, daß sie richtig geraten hatte. Ich konnte es wagen, dem Wirt zu begegnen. Und kam mir ein Forstläufer entgegen, brauchte ich mich nur mit dem Malkasten im Schoß hinzusetzen und zu malen.

So völlig lebte ich mich in diesen Gedanken hinein, daß ich mich gegen jede Verfolgung gesichert fühlte.

Jetzt galt es nur noch, das Notwendigste zuwege zu schaffen. Wie gestern abend griff ich mir plötzlich an den Kopf, erstaunt, daß ich all das andere vergessen konnte.

Hier ging ich umher und tat, als ob dieses Haus, an das ich gar kein Anrecht hatte, mein Heim werden sollte. Ich vertändelte die Zeit mit all diesen Kleinigkeiten — ich, dem jede Minute hätte kostbar sein müssen, um aus dem Lande herauszugelangen.

Ich wollte ja so schnell wie möglich nach Paris, koste es, was es wolle.

Ebenso wie gestern abend waren auch heute zwei Menschen in mir. Der alte fuhr angestrengt fort den Gedanken an Flucht, Paris und Rettung zu wälzen, während der neue still, fast schüchtern sich den Verhältnissen anpaßte und sich damit abfand.

Vor dem Hause war ein kleiner Garten, der von Lawendeln eingehegt war, um ihn vom Heidekraut zu trennen.

Da war ein Stück mit verwelktem Kartoffelkraut. Die Erde darunter sah ganz unberührt aus. Es sollte mich doch wundern. — — —

Ich beugte mich herab, grub mit den Händen in der losen sandigen Erde unter dem nächstliegenden Busch und bekam wirkliche, echte Kartoffeln in die Hand, sie hingen an weißen Wurzelfasern.

Mir war, als hätte ich ein hübsches und nützliches Geschenk bekommen. Ich fuhr fort zu wühlen und fühlte mich durch jede Kartoffel, die ich fand, bereichert.

Und dort stand — ja, was war nur das? — ich beugte mich herab und zog vorsichtig eines der spitzblättrigen Kräuter aus der losen Erde.

Ja — es waren wirkliche Porrees. Nicht dick und groß aber ausgezeichnet zur Suppe.

Zu Anfang mochte das Kochen wohl große Schwierigkeiten bereiten; man mußte sich eben vorwärtsfühlen; Kartoffeln aber kochten gewiß ganz von selbst.

Da erinnerte ich mich des Wirtschaftsgebäudes auf der anderen Seite des Hauses. Das war gewiß die Küche.

Ich ging eilig um das Haus herum.

Vor der Tür und dem Fenster war ein kleiner Hofplatz gegraben. Die Erde war zu einem Wall aufgeworfen, der einen Zaun bildete und Schutz gewährte. Und hinter dem Wall lag ein ganzer Küchenhaufen von Eierschalen, leeren Konservendosen und abgeputzten Rosenkohlstengeln.

Ach — wenn ein Brunnen da wäre!

Es war natürlich keiner da. Hier auf der Anhöhe mußte das Wasser ja tief unten liegen.

Dennoch suchte ich begehrlich und war enttäuscht, als ich nichts fand.

Dann begann ich an der Tür zu rütteln. Auch diese war nur mit einem Vorlegeschloß verschlossen, aber der Haken hielt gut fest.

Schließlich fand ich im Abfallhaufen eine verrostete Feile ohne Schaft. Damit glückte es mir, den Haken aus dem feuchten Holz zu ziehen.

Ich vermag die Freude nicht zu beschreiben, die ich empfand, als die Tür aufsprang und ich drinnen einen wirklichen, echten Herd sah, mit Kesseln und Töpfen. Auf einem kleinen Küchentisch unter dem hochsitzenden Fenster standen einige Tassen ohne Henkel. Ein rostiges Messer trieb sich herum und in einer Ecke standen alle die Gartengerätschaften, die man für den nächsten Sommer hatte stehen lassen.

Da waren Spaten, Säge und Harke, und auf einem rohgezimmerten, dreibeinigen Hackblock lag eine Holzaxt.

Mehrere Eimer waren ineinandergestellt. Auf dem Fußboden, der aus dünnen Brettern bestand, die unter den Füßen wippten, lagen noch einige Kartoffelschalen verstreut.

Während ich mich wie ein Kind über alles freute, was ich fand, begann ich darüber nachzudenken, wie ich Wasser schaffen konnte.

Feuerung konnte ich leicht bekommen. Es lagen draußen genug trockene Heidekrautzweige, mit denen ich anheizen konnte. In der Dämmerung wollte ich Zweige sammeln, die der Wind am Waldsaum herabgeweht hatte. Bis dahin hatte ich kaum hundert Schritte zu gehen und alles was auf der Erde lag, war ja das rechtmäßige Eigentum der Armen.

Aber Wasser! — Es half nichts, ich mußte eine Quelle suchen, die näher war als die, aus der ich gestern getrunken hatte. Einmal am Tage wollte ich dann in dem neuen Eimer, der dort zuoberst im Stapel stand, Wasser holen. Aus Gesundheitsrücksichten wollte ich es kochen.

(Schluß folgt)

Eine Konvertitin aus den Kreisen der Romantiker/ von Elsa Wolff

Oft genug ist die Neigung zum Katholizismus als das Zeitideal der deutschen Romantik beleuchtet und in ihrem Zusammenhang mit den allgemeinen geistigen Strömungen der Epoche dargestellt worden. Aber was auch Historiker oder Literarhistoriker gesagt haben mögen, um diese Neigung zu erklären, mit der sich freie Geister und bedeutende Intelligenzen dem blinden Glauben des Mittelalters in die Arme warfen, dem Psychologen bietet sich ein immer neues Problem jedem einzelnen dieser romantischen Konvertiten gegenüber. Denn neben dem Strome der Zeit, der sie mitreißt, ist es im letzten Grunde fast immer ein persönliches Erlebnis, das diese Neubekehrten in den Schoß der alten Kirche führt, und eben dieses persönliche Erlebnis gibt dem Glauben des Einzelnen sein besonderes Gepräge und mag die Ursache sein, daß die katholischen Bekenntnisse eines Schlegel, eines Zacharias Werner, eines Overbeck oder Veit ebenso verschieden sind als die Seelen ihrer Bekenner. Nicht überall und immer läßt sich dieses innere Erlebnis aufdecken, aber es gibt Fälle, in denen die Wandlungen der Seele, die von den Gläubigen selbst gern als plötzliche Erleuchtung unter dem Einfluß der göttlichen Gnade dargestellt werden, in allen ihren Stadien, mit allen darauf wirkenden Faktoren deutlich zu erkennen sind.

Dorothea Schlegels Briefe und Tagebuchblätter enthalten, verwebt in das Bild eines reichbewegten Lebens, den inneren Kampf einer Seele um eine Weltanschauung, die sie aus den Wirrsalen des Geschicks in den Hafen des Friedens führen soll.

Moses Mendelssohns Tochter, — Friedrich Schlegels Gattin und Philipp Veits Mutter, — das Kind des jüdischen Popularphilosophen der Aufklärungsepoche, die Gefährtin des Apostels der Kunst- und Lebensideale, wie sie die junge romantische Schule zeitigte, und die Mutter des frommen Malers, der Kunst und Leben demütig in den Dienst der alleinseligmachenden Kirche stellen möchte: das war Dorothea! Und sie war es nicht nur äußerlich durch eine Laune des Zufalls, der sie durch die innigsten Bande mit drei typischen Vertretern dreier einander ablösender Generationen deutschen Geisteslebens verknüpfte. Ihre ganze innere Entwickelung spiegelt sich in ihrem geistigen Verhältnis zum Vater, zum Gatten und zum Sohn.

Die Weltanschauung, die Mendelssohn seinen Kindern als ein selbst errungenes, tapfer verteidigtes und — wie er glaubte und hoffte — unveräußerliches Gut hinterließ, war der starke Glaube an einen lebendigen Gott, der, Urheber und Schöpfer des Weltganzen, zugleich der liebende und vorsehende Leiter des Einzelnen ist. Der Strömung seiner Zeit huldigend, hatte Mendelssohn mit allen

Mitteln der rationalistischen Philosophie diesen Glauben vor der Vernunft zu rechtfertigen gesucht; aber im Grunde war seine Religion doch ein tiefeingewurzeltes Gefühl für den Gott seiner Väter. Sie war kein philosophischer Deismus, sondern ein vom Lichte eines klaren, weitblickenden Geistes erleuchtetes Judentum; ein Glaube, der Verstand und Herz vollkommen Genüge zu tun suchte, aber keinen Raum ließ für das Spiel der Phantasie; der weit mehr dem sittlichen als dem metaphysischen Bedürfnisse entgegenkam und sich mit gleicher Energie dagegen wehrte, etwas mit dem Christentum oder dem Spinozismus gemein zu haben. Mendelssohn hat sein Judentum immer betont und auch äußerlich durch strenges Innehalten aller Zeremonien und Gebräuche kundgetan. Was für ihn ohne Zweifel einem innern, von der Pietät und der Macht der Gewohnheit eingegebenen Bedürfnisse entsprang, und darum, trotz des scheinbaren Widerspruchs zu seinen aufgeklärten Ansichten echt war, bedeutete für seine Kinder ganz leere und deshalb verhaßte Form. Als Dorothea, nach dem Tode der Mutter von jeder äußeren Rücksicht entbunden, zum protestantischen Christentum übertritt, um sich mit Schlegel trauen zu lassen, bezeugt sie offen, daß sie das alte Judentum von jeher sehr verabscheut habe. Mit dem naiven Selbstbetrug, dem heute noch viele Renegaten unterliegen, wenn sie, sich scheuend ihren Übertritt bloß praktischen Motiven zuzuschreiben, nach einer inneren Rechtfertigung dieses Schrittes suchen, hatte Dorothea erklärt, im Herzen Protestantin zu sein, „soviel sie aus der Bibel verstehen kann". Sie hatte den Protestantismus als die wahre Religion Jesu, die Religion der Bildung, weit über den Katholizismus gestellt, von dessen „Ostentation, Herrschsucht und Eitelkeit" sie zu jener Zeit noch wenig wohlwollend schreibt. Woran sie sich damals hält, das ist der ethische Kern der Religionen Mose und Jesu, so wie ihn Lessing und Mendelssohn jeder auf seine Weise aus der Schale des protestantischen und des jüdischen Dogmas herausgeschält hatten. Im Grunde war sie damals soviel oder so wenig Protestantin, als sie jemals dem Bekenntnisse nach Jüdin gewesen war. Sie gehörte eben jener Generation an, welche das Ideal einer freien, rein menschlichen Bildung verwirklichte. Ihre geistige Entwickelung fiel in die Zeit der Humanitätsbestrebungen unserer Klassiker, wo das Wort galt:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion!

Dorothea besaß „jene beiden" in einem Grade, der von mehr als einem der bedeutenden Männer ihrer Bekanntschaft als außergewöhnlich gerühmt wurde. Stand sie doch mit der Rahel Levin und Henriette Herz an der Spitze jener kleinen Gemeinde, die dem Verständnis des größten deutschen Dichters erst die Wege bahnen mußte zu einer Zeit, da Goethe in den Berliner Kreisen für einen überspannten Neuerer galt, über den kluge Männer die Achsel zuckten genau wie heute über eine Erscheinung der modernen Literatur. Es ist bezeichnend, daß es

Jüdinnen waren, welche die Rolle von Vermittlerinnen spielten, und es ist ebenso bezeichnend, daß noch die Väter dieser Frauen das Deutsche mühsam wie eine fremde Sprache hatten lernen müssen. Aber es war, als sollte Mendelssohns innigste Bestrebung, Judentum und Deutschtum miteinander auszusöhnen, sich durch das Beispiel seiner Kinder als Illusion erweisen. Er hatte die Tore des geistigen Ghetto geöffnet, um deutsche Bildung in die Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen strömen zu lassen, doch die freisten Geister, unter ihnen seine eigenen Kinder, flohen durch die geöffnete Pforte, um Glauben und Gemeinschaft der Juden verlassend, im Deutschtum aufzugehen. Was sie mit hinausnahmen, das waren die unveräußerlichen zähen Eigentümlichkeiten ihrer Rasse, die sie weder als Protestanten noch als Katholiken jemals ganz verloren. Dorothea war und blieb ihrem Wesen nach Israelitin.

Vom Vater hatte sie außer den strahlenden schwarzen Augen und den scharfen Zügen von ausgesprochenem jüdischem Typus auch einen lebhaften klaren Geist geerbt, den eine rege Phantasie und ein leidenschaftliches Temperament wohl hie und da verlockten vom geraden Wege der Logik abzuschweifen, der aber von Natur davor gefeit schien, sich auf den Irrpfaden der Schwärmerei zu verlieren. Eine rechte Tochter ihrer Rasse, erscheint sie zugleich wie ein Kind des Bodens, auf den der Vater seinen Stamm verpflanzt hatte, als er, ein armer Talmudschüler, von Wissensdurst getrieben, in die preußische Hauptstadt gezogen war. Ein gesunder Sinn für die Wirklichkeit, die Fähigkeit, dieser Wirklichkeit, selbst wenn sie unerquicklich ist, eine heitere Seite abzugewinnen durch ein schlagfertiges Wort von derber Anschaulichkeit und gutmütiger Ironie, dieser echt berlinische Humor war Mendelssohns Tochter ebenso eigen wie die auf das Praktische gerichtete Energie der Berlinerin und jene märkische Tüchtigkeit und Zähigkeit, die sie selbst einmal in den Worten ausdrückt: „Mein Mut hat etwas von der Spargelnatur an sich; je öfter er abgeschnitten wird, desto dicker wächst er nach."

Wer die kluge, klare Tochter Mendelssohns (damals führte sie noch den jüdischen Namen Brendel, d. i. Veronika) in ihrer Frühzeit vor sich gesehen, empfänglich für jede Bewegung freien Geistes, unbeirrt im Bewußtsein ihrer moralischen Selbstständigkeit und erfüllt von einem starken, gesunden Lebensgefühl, das kein Verlangen nach dem Jenseits kennt, der steht wie vor einem Wunder angesichts ihrer Verwandlung in die strenggläubige Katholikin, die verbrannte, was sie angebetet, und verurteilte, was sie gedacht und wie sie gelebt hatte. Und doch steht diese Wandlung eng genug mit ihrem Schicksal in Verbindung, das der 34jährigen im Jahre 1797 entgegentrat, als der junge Friedrich Schlegel nach Berlin kam und sie aus der gesicherten Lage einer Berliner Bankiers-Gattin in die Irrungen und Wirrungen eines romantischen Schriftstellerlebens riß. Die äußeren Tatsachen dieses Verhältnisses sind bekannt. Es war die alte, im Leben und in der Dichtung immer wiederkehrende Geschichte von der

unverstandenen Frau, die still und resigniert in den Fesseln einer unbefriedigten Ehe dahinlebt, in schöngeistigen Interessen und Freundschaftsbündnissen Entschädigung suchend, bis der junge Dichter kommt und ihr mit dem Evangelium einer neuen Moral zugleich die Befreiung und die späte Erfüllung heimlich gehegter Glücksträume bringt. Von den zahlreichen Variationen dieses Themas ist der Roman von Friedrich und Dorothea psychologisch vielleicht einer den interessantesten. Selten hat wohl Übereinstimmung der Anschauungen und sinnliche Leidenschaft zwei ihrem innersten Wesen nach verschiedenere Naturen zusammengeführt. Die warmherzige, temperamentvolle und phantasiereiche Jüdin verband sich mit dem schwerfälligen Norddeutschen, der bei grüblerischem, weitblickendem Geiste und starker Sinnlichkeit doch nur wenig Tiefe und Wärme des Gefühlslebens besaß. Erst allmählich wurden seine Freunde dieses Mangels gewahr; er selbst hat ihn mit scharfer Selbstkritik und einer rührenden Offenheit, dem sympathischsten Zug im Charakter des jungen Schlegel, eingestanden. „Man findet mich interessant und geht mir aus dem Wege," so beklagt er selbst die eigentümliche Erscheinung der Anziehung, Erkältung und Abstoßung, die sich fast in allen seinen Beziehungen zu Menschen — mit Ausnahme des einzigen Verhältnisses zu der ihm treu ergebenen Frau — wiederfindet. Der Grund lag in der übergroßen Intellektualität seines Wesens. Es scheint, als ob jede Empfindung bei ihm sich durch Reflexion zum Begriff verflüchtigt, und umgekehrt, als ob alle seine Empfindungen aus abstrakten Begriffen geboren würden, wofern nicht, wie bei der Liebe, die Sinnlichkeit mitsprach. Ein großes Ideal von Freundschaft und Liebe lebte in ihm und verlangte nach Erfüllung; aber eine nur geringe Liebefähigkeit war dieser unaufhörlich mit sich selber beschäftigten Natur eigen. Er gehörte zu jenen nicht seltenen Egoisten, die sicher bereit wären, einer großen Idee zuliebe Gut und Blut auf dem Altar der Freundschaft zu opfern, die es aber nicht sehen würden, wenn der Freund an ihrer Seite nach einem Worte des Trostes oder einem Zeichen der Liebe wie nach einem Bissen Brot oder einem Trunk Wasser schmachtete. Das mag Schleiermacher empfunden haben, wenn er in ihm schmerzlich „das zarte Gefühl für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und die kleinen Äußerungen schöner Gesinnungen" vermißt, und so mancher andre, der über Schlegels Mangel an Gemüt klagt.

Der um neun Jahre jüngere Mann hatte zwar die Stürme einer wild durchschwärmten Jugend hinter sich, als durch die Liebe zu der reifen Frau sein Leben nach eigenem Geständnis „Grund und Boden, Mittelpunkt und Form bekam"; aber er fühlte sich keineswegs geneigt, in der Gewissensehe mit der an der Grenze der Jugend stehenden Dorothea wie in einem Hafen Anker zu werfen, und auf weitere Fahrten auf den Wogen der Liebe zu verzichten. „Sie würde wahrscheinlich nicht meine letzte Liebe sein, wenn sie auch meine einzige

wäre", schreibt er an seinen Bruder in dem Augenblick, da sie, Ehre, Familie und Wohlstand opfernd, seine Gefährtin wird. Er wußte die Bedürfnisse einer undisziplinierten, selbstsüchtigen Natur mit solcher Überzeugungskraft in die philosophischen Forderungen einer neuen, den Fichteschen Subjektivismus auf die Spitze treibenden Ethik zu kleiden, ja ihnen eine Art religiöser Weihe zu verleihen, daß selbst der feinfühlendste aller Männer, Schleiermacher, in seinen „Vertrauten Briefen" über Friedrichs Roman „Lucinde" die Schlegelschen Anschauungen über die freie Liebe verteidigen konnte. Um wieviel mehr mußte die ganz im Banne seines Geistes und seiner Persönlichkeit stehende Frau sich seinen Anschauungen unterwerfen! Aber gerade hierin liegt etwas Tragisches. Dorothea war nichts weniger als eine „romantische Natur" im Sinne jener genialen Draufgänger, die an sich rissen und wegwarfen, was die Welt an Freuden für leidenschaftliche Herzen bot. Sie war keine „Thyrsusschwingerin des Zeitgedankens", obschon sie das Recht der Frau auf sich selbst und an das Leben einmal geltend gemacht hat, und — wie es in Friedrichs Athenäumsbrief an Dorothea heißt — „eine moralische Anadyomene aus dem großen Weltmeer der Vorurteile und der Gemeinheit emporgestiegen war". Sie hatte nach romantischem Brauch die ehelichen Bande zerrissen, um der Neigung ihres Herzens zu folgen, aber dieser Schritt, das Ergebnis langer heimlicher Kämpfe, entbehrte aller romantischen Frivolität. War doch ihre Ehe mit Simon Veit nicht die verantwortungsvolle Tat einer selbständigen, freien Persönlichkeit gewesen, die, ein fremdes Schicksal mit dem eignen verkettend, eine, alle Wandlungen der Gefühle überdauernde moralische Verpflichtung übernimmt. Die Gemeinschaft mit einem ihr geistig fremden und physisch antipathischen Manne, worein sich die erst 15jährige, das Opfer der Konventionen ihrer Zeit und ihres Volkes, willenlos gefügt, und worunter die heranreifende Frau trotz alles Glückes der Mutterschaft als unter etwas Demütigendem und Entwürdigendem gelitten hatte, konnte sie wohl mit einer gewissen moralischen Berechtigung lösen. Denn selbst der verlassene Gatte, obwohl damals noch ganz in den Anschauungen des orthodoxen Juden und der Berliner Bourgeoisie lebend, mußte die innere Notwendigkeit anerkennen. In einem beide Teile gleich ehrenden gütlichen Einvernehmen wurde die Ehe gelöst. Großmütig überließ ihr Veit den jüngsten ihrer beiden Söhne, Philipp, und versagte ihr weder seine Freundschaft noch seine pekuniäre Unterstützung, als sie die Gefährtin eines andern geworden.

Der Schein des Abenteuerlichen, der Dorothea fortan als geschiedene Frau umgab, und der noch verstärkt wurde durch das anfangs illegitime Verhältnis zu Schlegel und die allgemein bekannte Identität mit Friedrichs berüchtigter Romanheldin „Lucinde", paßte indes so wenig zu Dorotheas einfachem Wesen, wie die ultraromantische Denkart ihres Geliebten zu ihrem schlichten, weiblichen Fühlen. Eine Briefstelle Friedrichs an seinen Bruder August Wilhelm läßt

erraten, auf welchem inneren Widerspruch das Verhältnis aufgebaut wurde. „Sie ist eine wackere Frau von gediegenem Wert,“ schreibt er, „sie ist aber sehr einfach und hat für nichts in und außer der Welt Sinn, als für Liebe, Musik, Witz und Philosophie. In ihren Armen habe ich meine Jugend wiedergefunden, und ich kann sie mir jetzt gar nicht aus meinem Leben hinwegdenken. Dies ist nicht Täuschung, sondern Einsicht, da wir beide reicher an Sinn und Vernunft als an Phantasie die Grenzen unserer Verbindung so bestimmt sehen und wissen, und sie besonders hat es immer auf eine große Art, wenngleich sehr weiblich ertragen, wenn ich diese Grenze mit aller Härte meiner Offenheit bestimmte.“ Ihr sehr weibliches Empfinden, d. h. das natürliche Sehnen, ihr spät gefundenes, teuer erkauftes Glück sich auf immer zu wahren, mag wohl in Widerspruch geraten sein mit den Zumutungen eines männlichen Egoismus; aber die gelehrige Schülerin des Philosophen Schlegel hieß die innere Stimme schweigen und unterwarf sich willig seinen Forderungen.

Ihrer großen leidenschaftlichen Liebe war kein Opfer zuviel. Sie setzte alles, was sie hatte, auf diese eine Karte. Ihre Liebe wurde ihr Leben, ihre Hoffnung, ihr Glaube. Diese allsiegende Kraft des Gefühls entzückte Friedrich. Er, der damals noch weit entfernt, zum alten Glauben zurückzukehren, davon träumte, eine Religion zu gründen, eine Religion, die, in das Gewand einer neuen Mythologie gehüllt, nichts anderes war als „innerlich gewordene Bildung“, die sich „als Anbetung des Universums und seine Harmonie äußerte“, er sah in dieser Religion die eigentliche Tugend des Weibes. Die Liebe, nirgends reiner und intensiver als im Herzen der Frau, war eine Vorbereitung, eine Einweihung in jenes große allumfassende Gefühl, das er Religion nennt, und sie war zugleich ein Teil davon: „Je vollständiger man ein Individuum lieben kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt: je mehr man von der Organisation des Universums versteht, je reicher, unendlicher wird uns jeder Gegenstand“. Mit diesen Worten spricht er in dem Aufsatz „Über die Philosophie“, die Wechselbeziehung zwischen Religion und Liebe aus, und in diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn er an den Freund Novalis über die Geliebte schreibt: „Ihr ganzes Wesen ist Religion, obgleich sie nichts davon weiß. Wenn sie mich verlöre, sie würde mir nach indischem Brauche folgen, aus eigentlicher Religion und ohne zu ahnden, daß es außerordentlich oder auch nur, daß es recht wäre“. Durch Friedrich wurde Dorothea eingeweiht in die Mysterien des neuen Evangeliums, als dessen „Christus“ Schlegel seinen Freund Novalis proklamiert, während er selbst die Rolle des „wackeren Paulus“ übernehmen will. Sie verhält sich zu Friedrich wie die Praxis zur Theorie. Sie fühlte, liebte und glaubte, er philosophierte, analysierte und systematisierte. Sie folgt den Schlegelschen Spekulationen mehr mit liebend-gläubigem Vertrauen als eigentlicher Kritik, so gut sie kann, und bekommt Sitz und Stimme in dem „Konzert von Witz und

Philosophie", das die junge romantische Schule zuerst in Berlin und später nach ihrer Übersiedlung in Jena aufführte. Aber als die Gefährtin des Mannes, der dieser Schule die Schlagworte geprägt und die Theorien gegeben hat, erkennt die kluge Tochter Mendelssohns doch deutlich die Gefahr, die in dieser romantischen, die Begriffe verwirrenden Spielerei mit Worten lag. „Oft lachen sie mich aus," schreibt sie in ihr Tagebuch, „und fühlen sich recht über mich erhaben, wenn ich die schicklichen Worte, die modigen Ausdrücke, mit denen sie so leicht sich alles bezeichnen, zu entbehren scheine! — Ach, ich kenne diese Worte, ja wohl, es sind Worte, aber ich scheue mich, sie zu brauchen. Sie könnten von heute an etwas ganz anderes bezeichnen, gerade das Gegenteil, und man würde sich gar nicht darüber wundern. Das was man nicht nennen kann, ist ja doch immer das Liebste und Beste, und eigentlich das, was man meint. Warum spricht man denn so viel?" Lächelnd drückt sie ihren Zweifel darüber aus, ob Tieck und Hardenberg in ihren Jenenser Debatten über Christentum und Religion sich selbst und einander überhaupt verstünden, und mit keinem Wort, — es sei denn in einer halb scherzhaften Bemerkung über die fromm stimmende Wirkung eines Heiligenbildes — verrät sie in dieser Zeit besonders religiöse Neigungen.

So wie sie selbst unter den romantischen Menschen, klarer, einfacher, mehr sinnig, als tiefsinnig, so erscheint ihr einziges größeres Werk, ihr Roman „Florentin" unter den Dichtungen der Romantik. Dem Wilhelm Meister entlehnt er die Umrisse wie die Ausführung einzelner Gestalten; den leitenden Grundgedanken der Entwicklung eines planlosen Dilettanten zum zielbewußt wirkenden Menschen, wie das Motiv von der bildenden und erziehenden Macht der Liebe. Frei von allen metaphysischen Spekulationen, von den ethischen und ästhetischen Paradoxien, von denen es in den meisten romantischen Romanen wimmelt, verkündet der Florentin Goethesche Weltansicht: eine freie, rein menschliche Sittlichkeit gipfelnd in Selbstüberwindung und Entsagung. Musik und Liebe schlingen ihre lyrischen Blüten um den Stamm der Erzählung. Der Katholizismus mit Gewissenszwang und klösterlicher Enge erscheint im Hintergrunde noch als eine Macht der Finsternis, aus deren Banden sich der Held durch Flucht befreit, und wo christliche Frömmigkeit einmal verherrlicht dargestellt wird, geschieht es in einer pietistisch angehauchten Gestalt vom Schlage der „Schönen Seele" aus dem Meister.

In den Pariser Jahren (1802—1804) machte Dorothea die erste nähere Bekanntschaft mit dem Katholizismus; rein äußerlich durch die Berührung mit einem katholischen Volke, seinen Gebräuchen, seinem Kultus, seiner Kunst, und durch die Vermittlung Friedrichs, der auf dem Umwege über die Religion und Philosophie der Inder und die Malerei eines Correggio, Leonardo und Raffael beim katholischen Christentum gelandet war. Es ist nicht der Ort hier darzutun, was oft genug dargetan worden ist — wie das Streben der Romantiker für ihre poetisch-religiösen Ideen plastisch anschauliche Symbole zu gewinnen, sie von

der Suche nach einer neuen Mythologie, über Spinoza zur Mystik Taulers und Jacob Böhmes, und von da folgerichtig zum mittelalterlichen Katholizismus führte, welcher mit seinen Wundersagen, seiner Musik und seiner bildenden Kunst ganz und gar das bot, was man suchte: ein schönheitsvolles Gewand für tief religiöse Empfindung. Dieser Entwicklungsgang, den mehr als eine romantische Künstlerseele gegangen, ist verständlich, aber Tieck und A. W. Schlegel haben gezeigt, wie man ihn gehen könne, ohne sich dabei in die Sackgasse zu verirren, die aus klerikal-reaktionärer Befangenheit nicht mehr herausführt.

Weder jene „prédilection d'artiste", wie August Wilhelm später einmal seine katholische Neigung nannte, noch das begeisterte Verständnis philosophisch veranlagter Naturen, wie die Hardenbergs, für die Kirche, den imponierenden Bau mittelalterlicher Weltanschauung, genügen allein, um die Tatsache des Übertritts zum alten Glauben zu erklären. Denn es ist etwas anderes, den Glauben aus ästhetischen oder philosophischen Gründen zu lieben und anzuerkennen, als sich zu ihm aus voller innerster Überzeugung zu bekennen. Wie weit bei Friedrich Schlegel der katholische Glaube ein inneres Erlebnis gewesen, wie weit er wirklich Glaube war, ist meines Wissens noch niemals ergründet und erschöpfend dargestellt worden. Hettner, der im Interesse der Geschichte wie der Psychologie bedauert, daß eine Entwicklungsgeschichte von Friedrichs Katholizismus fehlt, ist vielleicht mit Unrecht nur zu sehr geneigt, seinen offiziellen Übertritt der Rücksicht auf äußere Verhältnisse — (seiner Karriere im österreichischen Staatsdienst) zuzuschreiben, während er den inneren Prozeß ungefähr wie Friedrich einst von Jacobis Woldemar schreibt, als „den salto mortale eines moralisch bankerotten Débauchés in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit" darstellt. Nichts beweist, daß Friedrich während seines Pariser Aufenthaltes schon ernstlich an einen Übertritt gedacht hat. Zwar verrät er seine Neigung zum Katholizismus in seltsam paradoxen und geheimnisvollen Äußerungen den Freunden gegenüber, Äußerungen, die Dorothea indes nicht sehr ernst zu nehmen schien, und wohl als poetische Spielereien des Gatten betrachtete. Sie erschien zu jener Zeit nach dem Berichte der Helmina von Chézy, ihrer Pariser Hausgenossin, viel religiöser als Friedrich, der trotz seiner Begeisterung für indische Büßer durchaus nicht wie ein Heiliger lebte, und seine Umwandlung auf den Zeitpunkt des künftigen Übertritts hinausschob, „weil dann alles in einem hinginge". Zwar soll sich Dorothea schon damals bereit erklärt haben, mit Schlegel katholisch zu werden, falls er die Absicht wirklich ausführen sollte, da sie in nichts von ihm verschieden und getrennt sein mochte, aber ein eigenes inneres Verhältnis zum katholischen Glauben kann sie in jener Zeit kaum gefunden haben. Hatte sie doch vor kurzem zum Zwecke ihrer kirchlichen Trauung mit Friedrich das protestantische Christentum angenommen, wie bereits erwähnt wurde, fest überzeugt, im Herzen Protestantin zu sein.

In den Jahren 1805—1808 in der katholischen Stadt Köln wird Dorothea Schlegel zur Katholikin. Es war vielleicht die schwerste Zeit in dem bewegten Leben dieser vielerfahrenen Frau. Die bittere Sorge um das tägliche Brot, seit ihrer Verbindung die stete Begleiterin des Paares, blickte drohender als je. Friedrich hatte in Paris wohl eine Fülle geistiger Anregung, aber nicht die geringste Verbesserung seiner pekuniären Lage erfahren. Seine privaten Vorlesungen hatten nicht viel eingebracht, seine Schriften noch weniger; — er arbeitete langsam und mit großer Mühe. — Tapfer hatte Dorothea jedes Mittel ergriffen, um den Freund zu unterstützen. Mit Übersetzen und Kritikenschreiben hatte sie versucht, „in Demut Brot zu schaffen", damit er Ruhe habe; sie hatte eine Pension mit Mittagstisch für in Paris studierende junge Deutsche errichtet, und sich, den Geliebten und ihren Sohn Philipp durchgebracht, so gut es ging. In Köln, wo Friedrichs Hoffnung auf eine Stelle an der Hochschule bald zunichte wurde, gestalteten sich die Verhältnisse immer trüber. Der frohe Mut verläßt die tapfere Frau bisweilen. Selbstquälerisch wirft sie sich vor, den geliebten Mann am Fortkommen zu hindern. Sie bleibt resigniert zurück, als Friedrich sich mit dem Bruder bei Frau v. Stael vereint, und mit Schmerzen muß sie sich auch von dem geliebten Philipp trennen, den sein Vater zur Beendigung seiner Erziehung zu sich kommen läßt. Eine große Einsamkeit umgibt sie. — Spärlich und oft nicht gerade beruhigend für das Herz einer liebenden Frau sind die Nachrichten, die Friedrich aus der Schweiz, aus Dresden oder Paris schickt.

Die poesie-verklärte Leidenschaft zwischen „Julius und Lucinde" war verraucht; der großen, tiefen Zärtlichkeit, die im Herzen der Frau weiterglühte, war ein Friedrich Schlegel nicht fähig. Daß die bedeutend ältere, immer kränkliche Frau ihn nicht auf die Dauer fesseln würde, hatten beide vorausgesehen; die Form der Ehe selbst, als er sich auf Drängen der Freunde darein gefügt hatte, blieb für ihn immer nur eine Äußerlichkeit, die ihn nicht in seiner Freiheit zu leben und zu lieben beschränkte. Dabei fehlte es ihm allerdings nie an einer ritterlichen Verehrung und einem fast kindlichen Vertrauen, denn „er sagte ihr alles, und wenn er einen Altar der Huldigung errichtete, so geschah es nur, um ihn zu zertrümmern und ihr die Scherben zu bringen". So schreibt Helmina von Chézy über das Verhältnis. Von den Leiden und inneren Kämpfen, die Dorothea daraus erwuchsen, erzählt sie nichts. Still und ohne es durch Worte zu verraten, hat Dorothea das Martyrium der liebenden Frau ertragen. Kein Vorwurf trifft den geliebten Mann, wenn der heißersehnte Brief erst nach langem Warten die spärliche, wenig beglückende Nachricht bringt. Bittend, noch öfter mit einer scherzenden Bemerkung ermahnt sie ihn zu schreiben. Aber zwischen den Zeilen der Briefe und des Tagebuches, aus der allmählichen großen Umwandlung, welche in dieser lebensfrohen Seele vor sich geht, liest man den bittern,

verzweifelten Kampf eines Herzens, das sein höchstes Gut aus den Fährnissen des Lebens hinüberretten möchte in ein Reich, wo es ihm nimmer geraubt werden kann.

Friedrich hatte ihr die Richtung gewiesen, wo der große Friede zu finden war; sie selbst sucht sich den Weg zum Glauben. Fast Schritt für Schritt läßt sich bei ihr die innere Entwicklung verfolgen. Zuerst steht sie unter dem unmittelbaren Einfluß von Schlegel. Wie eine kindliche Wiederholung der tiefsinnigen Reflexionen ihres Gatten über den Zusammenhang aller Poesie mit dem katholischen Glauben wirkt ihre Apologie des Katholizismus an eine Freundin, die ihr Vorwürfe gemacht hatte, daß sie sich von der modernen katholischen Wut hinreißen ließe. Ganz offen spricht sie in diesem Briefe immer nur von Friedrichs Streben nach Wiederherstellung des echt christlichen Glaubens, und gesteht freimütig, daß sie selbst nichts anderes will, als sich ihm anschließen. Scheinbar tut sie das; in Wirklichkeit geht sie ihm voran. Sie besucht den Dom und die Kirche zuerst aus dem historischen Interesse, das Schlegel in ihr geweckt, und der Musik zuliebe, für die sie eine große Leidenschaft besitzt. Nach und nach wird es ihr zum Bedürfnis, ihr einsames Leid in die Dämmerung der stillen, hohen Kirchenschiffe zu flüchten. Man braucht nicht katholisch zu sein, um dem Zauber zu unterliegen, mit dem Bilderpracht und Kerzenglanz, Weihrauchduft und Orgelklang die Seele aus schmerzlicher Verwirrung lösen und zum beglückenden Frieden andächtiger Sammlung führen. Sie bleibt indes nicht bei einer bloßen Gefühlsschwelgerei stehen. Mit aller Kraft ihres Geistes und Herzens versucht sie das Wesen des Glaubens zu erfassen. Die göttliche Liebe, die Gnade, die Erlösung will sie verstehen, nicht als mystische Symbole eines philosophischen Gedankens, wie dies bei Friedrich der Fall ist, sondern mit der Unmittelbarkeit und schlichten Einfalt einer Gläubigen alter christlicher Zeiten. Wie bei ihnen, deren Legenden sie mit Eifer studiert, löst sich die irdische Liebe in eine himmlische auf.

Einem tiefen Bedürfnis ihres Herzens tat Dorotheas Glaube Genüge, ohne dabei in Widerspruch zu geraten mit den Anforderungen ihres Geistes. Es klingt befremdender als es in der Tat ist, daß Moses Mendelssohns philosophisch gebildete Tochter ganz und gar zur Weltanschauung des Mittelalters zurückkehrt. Der Rationalismus hatte ihr — wie den Besten ihrer Generation — kein Genüge zu tun vermocht. Es fehlte ihrem Denken an Selbständigkeit und Schärfe, um die reichen Anregungen, welche die Philosophie der Romantik, vor allem die Ideen eines Goethe und Schiller, ihr gegeben hatten, zu einem eigenen Weltbild zu verarbeiten. Obwohl sie durch Schlegel Plato und Spinoza kennen gelernt hatte, kann sie sich vor dem „Gespenst des Materialismus“ schließlich nur durch Anrufung „des dreifaltigen Namens Gottes“ retten und wie ein Kind, das gegen eine drohende Gefahr im Arme der Mutter Zuflucht sucht, wirft sie sich nach ihrem eigenen Geständnis dem Glauben an das Wort Christi in die Arme.

Dies wird einigermaßen verständlich, wenn man bedenkt, daß sie die Gattin des Mannes war, der die philosophischen Ideen seiner Zeit mit seinen eignen praktisch-ästhetischen Gedanken zu einem Unding von philosophischem System zusammenschmelzte. Man denke an Friedrichs „Idealismus der unbedingten Ichheit", den sie hatte abschreiben müssen, und man versteht den Ausruf Dorotheas: „Schon weil er so uralt ist, liebe ich den Katholizismus; alles Neue taugt nichts".

So war die innere Umwandlung vollkommen vollzogen, als Dorothea am 16. April 1808 mit Friedrich Schlegel die Taufe in Köln empfing, um zwei Tage darauf ihre Ehe von einem katholischen Priester einsegnen zu lassen. Der künftige Biograph Friedrich Schlegels wird nicht übersehen dürfen, welchen starken Einfluß die Frau bei diesem vielbesprochenen Entschluß Schlegels ausgeübt hat. Sie mahnt, sie drängt den offenbar lange Schwankenden, auch äußerlich seine Zugehörigkeit zur katholischen Kirche kund zu tun; sie weiß die Bedenken zu überwinden, welche, von der Rücksicht auf seine Mutter und seine Geschwister eingegeben, Friedrich eine Zeitlang von dem entscheidenden Schritte zurückgehalten haben. Sie, die man gewöhnlich als ganz unter Friedrichs Einfluß handelnd glaubt, scheint in diesem bedeutungsvollen Momente ihres gemeinsamen Lebens den Anstoß zur Tat gegeben, und viel mehr die Rolle der Führenden als der Geführten gespielt zu haben. Sicherlich ist Friedrichs Katholizismus als eine Folge seines inneren Entwicklungsganges anzusehen; aber wer will behaupten, daß diese Entwicklung nicht zu einem andern Ende hätte führen können, wäre ihm nicht durch die Konversion ein für allemal die Richtung vorgezeichnet worden. Es gibt Menschen von so ausgeprägter Willensrichtung, daß ihr Schicksal als notwendiger Ausfluß ihres Seins, ihrer Persönlichkeit erscheint, und Zufall und äußeres Geschehen nur einen verschwindend kleinen Einfluß zu haben scheinen auf den Kurs ihres Lebensschiffes. Aber es gibt andere, passive Naturen, bei denen aus einer Anzahl Entwicklungsmöglichkeiten gerade diese oder jene zur Entfaltung gelangen, weil dieser oder jener äußere Einfluß die einen fördert und andere verkümmern läßt.

Friedrich Schlegel war kein fester Charakter. Seinem großen Intellekt entsprach nur ein schwacher Wille. Er hat zeit seines Lebens unter dem Einfluß einer Frau gestanden. Die überlegene Karoline entriß ihn seinen jugendlichen Wirren, Dorothea gab ihm an der Schwelle der Mannesjahre Halt und Festigkeit, und wenn sie auch in ihrem Denken und Urteilen die Abhängige ist, so hielt sie doch das Steuer in der Hand, welches sein Schicksal lenkte.

Und ihr war alles daran gelegen, ihn in jenem Hafen zu wissen, den sie glücklich gefunden; nicht als Gast, der nach Belieben eines Tages weitersegeln kann, sondern fest verankert für die Ewigkeit. Denn alles Heil und Glück für ihn und sich sah sie fortan im Porte der katholischen Ehe.

Die alte Beobachtung, daß religiöser Übereifer mit allen seinen unerfreulichen

Nebenerscheinungen, wie Exklusivität, Bekehrungswut und Intoleranz, sich selten so heftig zeigt als bei Neubekehrten, läßt sich auch bei dem Schlegelschen Ehepaar machen. Selbst in den strengkatholischen Kreisen der Wiener Gesellschaft fiel die Frömmigkeit der Schlegels als übertrieben auf und vergrößerte die Überraschung, die das bekannte Paar den sensationslüsternen Wienern bereitete. Der einstige Verkünder höchst bedenklicher Moralprinzipien glich einem einfachen Bürgersmann von etwas behäbigem Äußern, und das Urbild der „schlüpfrigen Lucinde" erschien als eine bescheidene, tüchtige und gemütliche Hausfrau mit der Beigabe eines seltenen Geistes und einer außergewöhnlichen Bildung. — Und beides waren fromme Christen! Welch Unterschied jedoch in dem Christentum beider lag, mag den Wienern ebensowenig aufgefallen sein, als es dem Paare selbst zum Bewußtsein kam. Es war der alte Gegensatz. Friedrich philosophiert über den Glauben, analysiert und systematisiert ihn, und dabei stehen ihm doch die äußeren Andachtsübungen, die religiösen Wendungen so schlecht, daß man sich eines Unwillens darüber kaum erwehren kann. Dorothea wirft sich mit der ganzen Unmittelbarkeit ihrer impulsiven Natur dem Glauben in die Arme. Sie ist ganz Gefühl, ganz Hingabe, und darum glaubt man ihr auch schließlich, so befremdend es zuerst scheint, diese Frömmigkeit, die sich in Gebeten, Meßopfern und Stiftungen Luft machen muß. Dann und wann kann man aus der Korrespondenz des Paares die Verschiedenheit ihrer Auffassung deutlich ersehen. Auf Friedrichs Mitteilung, erklärende Gebete zur Messe schreiben zu wollen, erwiderte Dorothea: „Gebete zur Messe von Dir würden auf jeden Fall wohl sehr gut sein, aber doch mehr die Handlung begleitend als erklärend. Nicht wahr, dies ist Deine Meinung, wenn Du von einer Erklärung der Messe schreibst, denn eine Erklärung im eigentlichen Sinne wäre wohl nicht das Rechte. ‚Wer Ohren hat zu hören, der höre!' das ist die einzige Erklärung dieser Geheimnisse! Ich habe ein Gebet vom heiligen Thomas von Aquino, welches mir sehr genügt; es umfaßt alles, was man bitten darf!" Auf ähnlichen Widerstand mögen Friedrichs Versuche, seine geistreichen Spekulationen in die Wahrheiten des Glaubens zu verflechten, oftmals gestoßen sein. Und als er sich in späteren Jahren mehr und mehr in einen dunklen Mystizismus verlor, da trat der Gegensatz seines Katholizismus zu der schlichten Frömmigkeit einfacher, gläubiger Seelen, wie die des bekannten Paters Clemens Maria Hoffbauer, deutlich zutage. Auf Dorothea scheint diese Mystik wenig Einfluß gehabt zu haben. Statt Friedrichs Glauben an die magnetische Fernwirkung des Gebetes (er kommt schließlich zu ganz spiritistischen Überzeugungen, glaubt an Hellsehen und Gesundbeten) findet sich bei Dorothea eine fast rationalistische Erklärung der Wirkung des Gebetes. „Lachen Sie nicht über mich," schreibt sie einmal an Rahel Levin, „wenn ich Ihnen sage, daß ich großen heilsamen Einfluß auf meine Seele darin spüre, mir gewisse Gewohnheiten zu machen, und nicht alles von

meiner Laune oder Stimmung abhängen zu lassen, auch das Gebet nicht! Ein willkürliches, durch das Gefühl des Augenblicks hervorgerufenes Gebet erleichtert meine Brust, es ist wie ein freier Ausruf der Freude oder der Angst; aber Einfluß auf meine Bildung, auf meine Vereinigung mit Gott hat am meisten das geordnete Gebet, nach Tag und Stunde, in Vereinigung der Kirche, wenn auch ohne besondere Stimmung und nicht ohne Überwindung der Trägheit und tausend sophistischer Scheingründe der Natur dagegen, die meistens alle gegen meinen Willen (der aber nicht der meinige ist) verschwinden und einer völligen Unterwerfung, einer schönen Stille und der reichsten Gegenwart Platz machen müssen."

In demselben Maße, wie sich ihr „der unermeßliche Reichtum der Schätze des katholischen Glaubens eröffnet," verschließt sich für sie die Quelle freier Bildung. Sie sieht das Licht der Sonne des Geistes nur noch gedämpft und gefärbt durch bunte Kirchenfenster. Alle Kunst, alle Wissenschaft hat nur Sinn und Berechtigung, wenn sie zur Verherrlichung des Glaubens dienen. Feindselig steht sie den Werken ihres einstigen Abgottes Goethe gegenüber. Sie, für die es einst „ein großer, ein ewig dauernder Moment war, diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt eine halbe Stunde im Gespräch neben sich wandeln zu sehen", ereifert sich nicht ohne Geringschätzung über das „platte, affektierte Geschwätz des kindischen alten Mannes". Alles, was außerhalb der Grenzen der großen unsichtbaren Kirche stand, wurde als Heide, fast als eine Art Halbmensch angesehen und war höchstens eines nachsichtigen Mitleids oder des Versuches würdig, zu der höheren Wahrheit bekehrt zu werden. In Dorotheas Korrespondenz mit der Gräfin Julie von Zichy spielen Bekehrungsversuche eine große Rolle. Dorothea schreibt von ihrer Nichte Auguste Ernst, „die zwar eine fromme und recht gefühlvolle Christin, aber leider keine Katholikin sei", und zwar so ganz und gar nicht, daß sie nicht einmal (was doch so viele bessere Protestanten hätten) eine Ahnung davon oder eine Sehnsucht nach der Kirche habe. Sie berichtet von ihren vorsichtigen Versuchen, sie durch gemeinsame Lektüre katholischer Schriften in den Glauben einzuweihen, es Gott überlassend, diese Lektüre für die junge Frau fruchtbar zu machen. Die Gräfin Zichy ihrerseits verkündet Dorothea „das große Glück", daß ihr Stubenmädchen Luise, dank dem vortrefflichen Pater Hoffbauer, zum katholischen Glauben übergetreten sei.

Es hat etwas Peinliches, zu sehen wie der freie Geist dieser Frau sich schließlich in einem fanatischen Glaubenseifer verliert, aber noch peinlicher berührt es, wenn dieser Glaubenseifer zu Mitteln greift, die dem natürlichen Gefühl für Recht und Billigkeit widersprechen. Mit fast jesuitischer Geschicklichkeit betreibt sie die Bekehrung ihrer beiden Söhne Jonas und Philipp und diese Bekehrung selbst erscheint wie ein Raub an dem Manne, dem sie mit den Söhnen das Letzte nahm, was ihm geblieben war. Ihr Wunsch, die Söhne bekehrt zu sehen, ist nur zu natürlich; die Weise, wie sie aus der Ferne auf den jungen Philipp einzuwirken sucht,

wie sie in einer Art Geheimsprache mit ihm korrespondiert, um die Keime des katholischen Glaubens, die sie vereint mit einem geistlichen Lehrer in seine Seele gelegt hat, in der Berliner Atmosphäre zu schützen und zu entfalten, das Gewebe von Heimlichkeiten und Unwahrheiten, das sie spinnt, um in dem ahnungslosen Veit keinen Argwohn zu erwecken, das alles wirkt fast ebenso unverständlich wie unsympathisch an dem sonst so graden Wesen Dorotheas.

Ihr innigster Wunsch wurde erfüllt. Im Jahre 1810 trat Philipp Veit zum katholischen Christentum über und wenige Wochen nach ihm empfing sein Bruder Jonas in Wien die Taufe. Die Kunst der Malerei, der sie sich beide gewidmet, und die nach dem Vorbild mittelalterlicher Künstler eine seelische Vertiefung ihres Gegenstandes anstrebte, hat ihren starken Einfluß mit dem der Mutter verbunden. Veit wurde durch den Übertritt der Söhne auf das heftigste erschüttert, aber mit wahrem Heroismus hat er den für ihn furchtbaren Schlag ertragen. Man vergegenwärtigt sich nicht ohne Rührung das Geschick dieses Mannes, dessen Silhouette sich im Hintergrunde des an interessanten Persönlichkeiten reichen Zeitbildes flüchtig abhebt. Welche Ironie des Schicksals! Während die Frau, die einst der geistigen Enge ihres gemeinsamen Lebens entflohen, sich freiwillig in die Abhängigkeit eines beschränkten Kirchenglaubens begibt, erhebt er sich aus der Beschränktheit des orthodoxen Juden, unablässig an seiner Bildung arbeitend, um den innig geliebten Söhnen folgen zu können, zur Höhe des wahrhaft freien Menschen, des Verkünders der Toleranz im Sinne Lessings. Der Brief, den er seinem Sohne Jonas nach der Taufe schreibt, das ergreifende Zeugnis seiner unerschütterlichen Vaterliebe, wirkt wie ein Mahnruf aus der überwundenen Zeit der Aufklärung an die Romantik, die mit ihren Fesseln auch das Beste abstreift, was diese Zeit gegeben hatte. Dorothea hat übrigens der schlichten Größe dieses Mannes Gerechtigkeit widerfahren lassen, der mit seltener Selbstlosigkeit ihre und seine Söhne die eigene Bahn betreten ließ und ihnen mit allen Mitteln den Weg ebnete; obgleich ihre Anerkennung nicht ganz frei ist von der mitleidigen Herablassung der Katholikin gegenüber dem ungläubigen Juden. Als Veit sich entschließt, die Söhne in Rom zu besuchen, sieht sie darin den ersten Schritt zu seinem Seelenheil und gibt ihrer Hoffnung Ausdruck, daß Gott auch ihm die Erleuchtung senden und ihn der Kirche zuführen werde.

Mit der Konversion der Söhne beginnt für Dorothea die letzte, glücklichste Periode ihres Lebens. Der Kampf war beendet; der Friede folgte. Friedrich, den die Jahre und die Bequemlichkeit im Verein mit dem Glauben zum Muster eines christlichen Ehemannes gemacht hatten, wirkte an ihrer Seite als rüstiger Streiter für die Kirche. Es war ihr gelungen, dem geliebten Manne in dem nie endenden Kampfe seines Lebens mit ihrer unwandelbaren Treue das dauernde häusliche Glück zu geben, das nicht einem einzigen seiner einstigen Bundesgenossen aus der Frühzeit der Romantik beschieden war. Dabei war es ihr vergönnt gewesen, das

schwierigste Problem im Leben der Frau zu lösen: dem Rufe des eigenen Schicksals zu folgen und doch den Kindern im höchsten Sinne des Wortes Mutter zu bleiben. Philipp, ihr ähnlich durch die Beweglichkeit seines Geistes, die Wärme und Offenheit seines Herzens und den frischen Humor seines ganzen Wesens, hatte die Jahre seiner Jugend unter ihrer verständnisvollen Leitung verbracht und in Friedrich Schlegel einen wirklichen zweiten Vater gefunden. Er war ihr Sohn, ihr Werk! Jonas, eine ernste, etwas schwerblütige Natur, der sich mit sich selbst und seiner Kunst redlich gequält hat, fand nach jahrelanger Trennung in der Mutter die überlegene Freundin, die ihm half das seelische Gleichgewicht zu gewinnen. Für beide blieb sie selbst über die Jahre des Studiums hinaus das höchste künstlerische und moralische Gewissen. Sie hatte das heilige Feuer des Glaubens in ihrer Brust entfacht, geschürt und — auch zu dämpfen gewußt, als es sie beide einmal, jeden zu seiner Zeit, so heftig ergriff, daß sie daran dachten, ihre Künstlerlaufbahn aufzugeben und Priester zu werden. Bei aller Frömmigkeit, aller Hinwendung auf das Ewige hat sie doch nie den praktischen Sinn für das Leben verloren. Zur Schwärmerei ist ihr religiöses Gefühl niemals ausgeartet; dazu besaß es in ihrem natürlichen hellen Verstand einen zu guten Regulator.

In Rom, inmitten des Künstlerkreises der Nazarener, hat Dorothea die höchste Genugtuung ihres Lebens empfunden. Sie weiß Gott nicht genug zu danken, „daß er sie in ihren Söhnen so unaussprechlich erhöht habe"! Voll von „demütigem Stolz" sah sie beide wirken für das, was ihr das Heiligste war: als Künstler im Dienste der Kirche, als Priester jener Kunst, die nichts sein will als „eine Harfe Davids zum Lobe des Herrn".

Dies Bewußtsein hat die letzten Jahrzehnte ihres Lebens verklärt. Mancherlei äußere Wirren, beständiges körperliches Leiden, ja selbst der im Jahre 1829 erfolgte Tod Friedrich Schlegels (sie selbst starb erst zehn Jahre später in Frankfurt a. M. bei ihrem Sohne Philipp, damals Direktor des Städelschen Museums) vermochten ihr nichts mehr von der Klarheit, Sicherheit und Ruhe zu rauben, die sie nach den Worten ihrer Freundin Herz „in allem und über alles" besaß. Sie hatte im Christentum durch alle Äußerlichkeiten der Form hindurch den Kern tiefer, ewiger Wahrheit erfaßt und darin einen schönen Frieden und eine über alles Irdische erhabene Sicherheit gefunden. Wohltuend wirkte die Harmonie ihres Wesens selbst auf solche, die vielleicht nicht umhin konnten zu bedauern, daß dieser Friede, diese Sicherheit gewonnen seien auf Kosten des Höchsten was der Mensch besitzt: der freien, durch keine geistigen Fesseln eingeschnürten Kraft des Gedankens, der schönen Selbständigkeit, Sinn und Wert des Lebens zu begreifen jenseits der Formen und Formeln, in die ihn die Tradition vergangener Zeiten festgebannt hält.

***

Die indische Frage/ von Georg Wegener



Die Empfindung, daß die Sicherheit oder Unsicherheit der Stellung der Engländer in Indien auch für uns und unsere Politik eine sehr weitreichende Bedeutung hat, ist in Deutschland allgemein, und mit größtem Interesse werden die neuerdings sich häufenden und immer bedrohlicher lautenden Nachrichten über Unruhen in Indien bei uns verfolgt. Leider geschieht das mit einer Unsicherheit, wie sie gegenüber weltpolitisch so wichtigen Dingen nicht herrschen dürfte. Niemand weiß eigentlich recht, was er aus diesen Nachrichten machen soll; man kennt die wirklichen Ursachen der Unruhen nicht, man weiß nicht, auf welcher Basis diese Widerstände gegen Englands Herrschaft sich entwickeln, ist sich im Unklaren über die Machtmittel, die dagegen verfügbar sind, und somit ganz außerstande, über den wahren Umfang und die Tragweite der Bewegung sich irgendein Urteil zu bilden. Wer das Erstaunliche, was die Engländer hier leisten, richtig beurteilen, wer die Größe der Schwierigkeiten erkennen will, denen sie gegenüberstehen, muß sich vor allem einmal eine klare Vorstellung davon machen, welch ungeheure Welt, welch Ungeheuer an Raum, Zahl und Gestaltenfülle dieses Indien ist.

Der Flächeninhalt Britisch-Indiens (4438700 qkm) entspricht fast dem ganz Europas ohne Rußland (4497900) und die Mannigfaltigkeit seiner Bodengestaltung, die Größe der Gegensätze, die seine Landschaft birgt, von den alpinen Eiszinnen des Himalaya bis zu den der saharischen Einöden der Wüste Tharr oder den tropischen Sümpfen von Malabar und Bengalen, wird kaum geringer sein als man sie auf dem gleichen Raum Europas findet. Auch die Bevölkerungszahl, 294 Millionen nach dem Zensus von 1901, kommt der des gesamten, so stark bevölkerten außerrussischen Europa (301 Millionen) nahe, während sie diejenige Amerikas (158500000) beinahe um das Doppelte übertrifft; die Vielgestaltigkeit der Rassen und Sprachen innerhalb dieses Völkergewimmels arischer, mongolischer, negroider Art und Mischung ist mindestens so groß, wie sie in Europa zwischen dem Nordkap und Kreta gefunden wird. Ja, auch die Unterschiede der Kulturzustände, denen wir dort begegnen, bleiben nicht hinter denen auf dem gleichen Raum Europas zurück. Im Gegenteil, Abgründe der geistigen Entwickelung, wie sie zwischen einem Angehörigen der dunkelhäutigen Stämme Gondwanas und einem der brahmanischen Gelehrten von Benares klaffen, dürften in Europa kaum vorkommen.

Scharf ist die indische Welt geographisch umgrenzt. Im Süden bespült sie die breite Flut des Indischen Ozeans; gegen den asiatischen Kontinent umgibt ein Kranz mächtigster Gebirgsbildungen das Land. Bereits hiermit berühren wir einen Punkt, der für die indische Frage von größter Bedeutung ist. Lord Curzon

vergleicht in einer seiner Reden Britisch-Indien mit einer gewaltigen, bei genügender Wachsamkeit unstürmbaren Festung. Den Wassergraben, der sie auf drei Seiten schützt, den Ozean, beherrschen die Engländer ja vollkommen mit ihrer Flotte, aber auch die Gebirgsumwallung, die diesen auf der Landseite ersetzt, ist eine ausgezeichnete natürliche Wehr. Unmittelbar im Norden erhebt sich das höchste Gebirge der Erde, der Himalaya und, diesem als Glacis nach außen vorgelagert, das ungeheure Hochland von Tibet; kriegerische Einfälle von dieser Seite her sind so gut wie ganz ausgeschlossen. Selbst wenn es möglich sein sollte, ein Heer in monatelangem Marsch hier hinüberzuführen, so würde es doch voraussichtlich in einem Zustand anlangen, der einem gerüsteten Gegner im Süden seine Vernichtung leicht machte. Auch gegen Nordwesten liegt ein breites Hochland, das iranische, das zwar nicht ganz so ungangbar ist, doch schwierige Gebirge und wasserlose Wüsten besitzt, die einen Angriff bei hinreichender Aufmerksamkeit äußerst erschweren. Im Nordosten, gegen China hin, zeigt die Karte zwar eine starke Zusammendrängung der Gebirge; es ist, als würden die Bergketten Osttibets und Hinterindiens hier durch den Griff einer mächtigen Faust zusammengedrückt, dem Blitzbündel des antiken Zeus vergleichbar: die Entfernung zwischen der Ebene von Assam und den menschenwimmelnden Hügelländern der chinesischen Provinz Szetschwan ist kaum größer als die Strecke von Berlin nach Basel. Trotzdem aber bildet das zwischenliegende Gebirge infolge der Wildheit seiner schroffen Kämme und seiner tiefeingerissenen Flußtäler eine fast noch stärkere physische Scheidewand als Tibet. Die kulturgeschichtliche Entwickelung liefert dafür den besten Beweis: obwohl unmittelbar westlich und östlich von ihr seit Jahrtausenden zwei so großartige Kulturwelten wie Indien und China liegen, hat die natürliche Anziehung dieser beiden aufeinander doch niemals vermocht, eine Brücke hinüberzuschlagen.

Die einzige gefährliche Stelle liegt im Nordwesten. Hier, zwischen dem tibetischen und dem iranischen Hochlande, ist der indische Gebirgskranz auf eine einzige wasserscheidende Kette, den Hindukusch, zusammengedrängt; die Entfernung zwischen Kabul und Kundus ist nicht größer als die von Berlin nach Hamburg; und so hoch und schwer die Pässe des Gebirges auch hier immer noch sind, so haben deshalb doch hier die natürlichen Anziehungskräfte der Tiefländer des Indus und des Oxus aufeinander genügt, die trennende Schranke zu überwinden. Seit dem Morgendämmern der Geschichte, und vielleicht schon länger, ist diese Gegend das große Einfallstor gewesen, durch das Völkerwelle auf Völkerwelle, Heer auf Heer von Norden her nach Indien hineingeflutet ist. Und es ist noch heut der einzige Punkt, wo die Engländer eine Invasion von außen ernstlich fürchten.

Jahrzehntelang hat die Sorge um eine solche Invasion, das „äußere" Problem Britisch-Indiens, wie ein Alpdruck auf den Engländern gelastet, und

die englische Regierung hat in dieser Grenzverteidigung die allerwichtigste ihrer indischen Angelegenheiten erblickt. Der Gegner, um den es sich dabei handelte, der einzige der in Betracht kommen konnte, war natürlich Rußland, dessen Macht sich in den letzten Menschenaltern mit so unheimlicher Kraft und Raschheit vom Norden her gegen die Nordwestgrenze Indiens vorschob. Als gefährdete Gegenden waren hierbei außer dem eigentlichen Hindukuschgebiet auch noch die angrenzenden afghanischen Teile des iranischen Hochlands anzusehen, das, wie bemerkt, nicht so schwer zu überwinden ist wie das tibetische. Um einem russischen Angriff hier zu begegnen, hat England schon seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts außerordentliche Anstrengungen gemacht. Durch mehrere Kriege und durch diplomatische Künste verschiedener Art hat es den Emir von Afghanistan unter einen vorwiegend englischen Einfluß gezwungen, Belutschistan unter britisches Protektorat gestellt, teilweise sogar annektiert, Ketta stark befestigt, zahlreiche strategische Bahnen an der Nordwestgrenze gebaut; es hat, um auch die Ostflanken des Hindukusch noch zu decken, die entlegenen Hochgebirgslandschaften Gilgit und Tschitral im Süden des russischen Pamir-Hochlands besetzt. In Verbindung damit steht die große moderne Reorganisation der ganzen indischen Armee durch Lord Kitchener, die ganz besonders unter dem Gesichtspunkt der Verteidigung der Nordwestgrenze durchgeführt worden ist. Peschaur ist heut die stärkste Garnison Indiens.

Gleichzeitig haben die Engländer es verstanden, der Gefahr einer Erhebung zugunsten Rußlands in Indien selbst, die früher wohl bestanden hat, entgegenzuwirken. Durch Erziehung und systematische literarische Beeinflussung haben sie es erreicht, daß einerseits die noch regierenden indischen Fürsten die Herrschaft der Russen heut weit mehr fürchten als die der Engländer, weil sie von deren Autokratie eine noch größere Einschränkung ihrer Macht als von seiten Englands erwarten, und daß andererseits auch die neu emporkommenden Schichten der modernen Gebildeten aus dem Volke ganz ebenso sich vor einer Invasion der Russen entsetzen, weil sie sie im Lichte der ärgsten Barbarei und Reaktion sehen lernen und von ihnen noch stärkere Knebelung als von seiten Englands besorgen. Aber England hat noch mehr getan. Es hat Rußland durch seinen Verbündeten Japan auf Jahre hinaus furchtbar schwächen und sich vom Sieger seinen indischen Besitz garantieren lassen; wenn Indien angegriffen wird, ist Japan vertraglich verpflichtet, England mit Waffengewalt zur Hilfe zu kommen. Ja, es ist ihm schließlich das Überraschendste gelungen, was sich denken ließ: Rußland trotz alledem sogar zu seinem Freunde zu machen. Dies alles bedeutet, daß England auf eine Reihe von Jahren hinaus von jener großen „äußeren" Sorge befreit ist und seine Aufmerksamkeit ganz auf die inneren Schwierigkeiten richten kann, von denen die ethnographischen zunächst das Augenmerk auf sich ziehen.

Von den kulturell sehr tiefstehenden, kleinwüchsigen und dunkelhäutigen Ureinwohnern sind nur hier und da in entlegenen Berggegenden einige versprengte Stämme übriggeblieben, seltsam anziehende Rätsel für den Ethnographen, doch für den Politiker ohne Bedeutung. In großer Anzahl aber wohnt noch heute in Indien ein höher stehendes Volk, das uns kaum minder rätselhaft ist, das wohl später kam, wir wissen jedoch nicht woher: die Drawida, die in großen geschlossenen Massen die Südhälfte des Dekkan bewohnen, in einzelnen Gruppen aber über ganz Indien zerstreut sind. Sie sind ein dunkelbrauner, kräftiger, arbeitssamer und leicht lenkbarer Volksschlag, der geistig wesentlich tiefer stand als die später kommenden Völker, der aber wohl auch in den Teilen des Landes, wo heute keine drawidischen Sprachen mehr gesprochen werden, manches von seinem Blut in den Rassen Indiens hinterlassen hat und von seinem Geiste in der indischen Zivilisation. Er ist jedenfalls der beste Nährboden gewesen, auf dem sich die ursprünglich so edlen, einfachen Lehren der Arier zu diesem wildwuchernden Schlingwerk phantastischer, bizarrer und grobsinnlicher Vorstellungen und abergläubischer Riten entwickelt haben, das uns heute in Indien, wenigstens als exoterische Volksreligion, entgegentritt. Gerade die Drawida-Gegenden sind es auch, wo uns die berühmten hinduistischen Tempelbauten Indiens in ihren riesigsten Dimensionen und barocksten Formen entgegentreten und wo die Herrschaft der Priesterkaste am großartigsten entwickelt ist.

Über diese Bevölkerungsgrundlage hat sich nun seit Jahrtausenden Völkerwelle auf Völkerwelle ergossen, immer durch jene Völkerpforte im Nordwesten her. Etwa 2000 Jahre v. Chr. Geburt überschritten diejenigen Volksstämme den Hindukusch, die bis zum heutigen Tage den allertiefsten Einfluß auf Indien ausüben sollten: die hellhäutigen Arier, die Angehörigen unserer Rasse. Sie setzten sich zunächst im Pandschab fest und entwickelten dort ihre eigenartige, auf Ackerbau beruhende Kultur, die zu den größten geistigen Leistungen der Menschheit gehört. Vor allem schufen sie dort die älteste der großen Weltreligionen, die in ihrer vollendetsten Form philosophisch wohl die tiefste und kühnste von allen ist, den Brahmaismus, und ferner die Grundzüge des Kastenwesens, jener seltsam starren sozialen Gliederung, die Jahrtausende hindurch die Bevölkerung Indiens in Fesseln von unerhörter Kraft und Dauerhaftigkeit schlagen sollte. Die drei obersten Kasten: die der Brahmanen, der Priester, die den Willen der Götter kannte und auslegte, der Krieger, die den Landbesitz der erwerbenden Rasse mit dem Schwert verteidigte, der Ackerbauer, die dem heiligen Boden die Nahrung abgewann, waren dem Herrenvolk allein vorbehalten. In die vierte, die Sudra-Kaste, der die Handwerker angehörten, wurden auch diejenigen der einheimischen Bevölkerung aufgenommen, die sich freiwillig unterwarfen. Alle mit dem Schwerte in der Hand Unterworfenen wurden als Kastenlose angesehen und von allen sozialen Rechten ausgeschlossen. Unzweifelhaft ist dies Kasten-

system ursprünglich ersonnen worden, um das an Zahl geringe Erobervolk möglichst vor der Vermischung mit den Landeseinwohnern zu schützen, die Kraft seiner Rasse dadurch zu wahren und die Herrenstellung zu sichern. Im Lauf der nächsten Jahrtausende haben die Arier dann mit ihren Waffen die ganze indische Welt erobert; nicht in der Form eines politisch einheitlichen Reiches, wohl aber kulturell. Sie haben ihre Religion über das ganze Land verbreitet und ihr Kastenwesen ebenfalls. Allerdings hat sich die ursprüngliche Religion der Veden bei diesem Prozeß gewandelt; eine Fülle abergläubischer Elemente sind darin aufgenommen, wohl größtenteils in Anpassung an vorhandene Vorstellungen der unterworfenen Einwohner. Die Krieger- und die Ackerbauerkaste sind fast ganz verschwunden; in voller Bedeutung aber hat sich die Priesterkaste erhalten. Seit Jahrtausenden schreiten die Brahmanen wie halbgöttliche Wesen über den Häuptern des sich willig in Ehrfurcht unterordnenden Volkes dahin, als Kenner und Träger des göttlichen Willens, als Besitzer und Hüter aller geistigen Werte der hinduistischen Kultur. Sie haben es auch fertiggebracht, sich sogar körperlich bis zu einem hohen Grade reinblütig zu erhalten; wer auf dem Ganges an den heiligen Badetreppen von Benares vorüberfährt, wird mit Erstaunen an den den Brahmanen vorbehaltenen Plätzen oft fast europäisch weiße Badende erblicken. Aus der Sudra-Kaste hat sich, wieder in indisch üppiger Wucherung, eine unabsehbare Fülle von anderen sorgfältig gegeneinander abgestuften Kasten entwickelt, deren Unterschiede die Bevölkerung Indiens viel strenger gliedern und scheiden, als die Verschiedenheiten aller der Stämme und Sprachen, über die sich das System erstreckt.

Für die Beherrschung der Inder durch England enthält diese tiefgehende Religiosität wie das Kastengefühl eine günstige wie eine ungünstige Seite. Günstig wirkt der Hinduismus insofern, als er im hohen Grade die Interessen der Bevölkerung von den Dingen der realen Umwelt abzieht. Diese ist für den Gläubigen Schein, Maja, es ist nicht wert, sich darum zu kümmern, das einzig würdige Interesse des Lebens liegt in übersinnlichen Fragen. Am auffallendsten tritt uns das in dem Umstand entgegen, daß die Brahmanenklasse, als der einzige Priesterstand der Welt, ihre ungeheure Macht über die Gemüter durch die Jahrtausende hindurch nicht dazu benutzt hat, um alle Reichtümer und alle politische Macht in Indien an sich zu reißen, sondern sich tatsächlich im wesentlichen auf die Vorherrschaft in der geistigen Welt beschränkt hat. Infolgedessen ist die Anteilnahme der großen Masse der hinduistischen Bevölkerung an politischen Fragen, wie es die Ausübung der weltlichen Herrschaft ist, bisher durchaus gleich Null, und wird es noch sehr, sehr lange bleiben. Ungünstig dagegen ist die Durchsetzung des ganzen Lebens mit verwickelten religiösen Vorschriften und Vorurteilen, die überaus leicht zu verletzen sind und einen alles vernünftige Denken ausschaltenden Fanatismus erzeugen. Das Kastenwesen wieder wirkt insofern günstig, als es

im Gemüt des Inders das Dogma von der Ungleichheit aller Menschen aufrecht erhält.

Aber in bezug auf das Kastenwesen bereiten sich augenblicklich in Indien, allerdings langsam, ganz langsam, Veränderungen vor, die an seine allmähliche Lockerung und Auflösung denken lassen. Namentlich die modernen Verkehrsmittel, die nicht für jede Kaste besondere Eisenbahnabteile, Postschalter und dergl. schaffen können, tragen dazu bei. Auch die öffentlichen Schulen. In bezug auf die Religion dagegen ist ein Wandel bisher kaum wahrzunehmen. Das Christentum hat, außer unter den politisch und wirtschaftlich ganz einflußlosen Paria, keine nennenswerten Erfolge gegenüber dem Hinduismus erringen können. Höchstens der europäischen Schulbildung ist dies gelungen, aber auch nicht in erfreulichem Sinne, wie wir noch sehen werden.

Von einschneidenderer, dauernder Bedeutung sind die zahlreichen Einfälle mohammedanischer Völkerstämme geworden, die seit dem Jahrtausend nach Christus etwa datieren. Sie haben einmal zu der Fülle von Religionen und Sekten, die schon bestanden, noch eine neue gebracht, die dritte der großen Weltreligionen: den Islam, und haben sie mit solcher Energie verbreitet, daß Indien heut nahezu 60 Millionen Mohammedaner zählt, fast dreimal soviel wie das Reich des Padischah von Konstantinopel. Und nicht minder großartig ist der kulturelle Einfluß gewesen. Der mohammedanische Baustil hat in Indien eine der Stätten seiner glänzendsten Entfaltung gefunden; die Baudenkmäler Agras, Delhis, Lahores und Adschmirs reden eine Formensprache, die an Schönheit hinter derjenigen der Alhambra nicht zurücktritt, die Werke der Mauren in Spanien dabei an Größe der Dimensionen und Kostbarkeit des Materials vielfach weit in den Schatten stellt: Werke wie Tadsch-Mahal oder die Perlmoschee in Agra und zahlreiche andere Bauten Akbars und Schah Dschehans gehören zum Edelsten, was menschliche Kunst geschaffen hat.

Die Mohammedaner sind es auch gewesen, die der Verwirklichung einer politischen Einigung Indiens zeitweilig nahe kamen. Jene Reihe mächtiger Herrscher der mongolischen Dynastie zur Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts, mit deren Titel „Großmogul" noch heute bei uns die Vorstellung eines märchenhaften Prunks verbunden ist, hatte nicht nur Nordindien, sondern auch einen großen Teil des Dekkan unterworfen, ehe auch sie den gewöhnlichen Folgen orientalischer Despotie und Haremswirtschaft erlagen und entarteten.

Von den 60 Millionen Mohammedanern Indiens darf man nur eine beschränkte Zahl als wirkliche Nachkommen der Eroberer ansehen; viele sind dem Stamme nach Hindu, nur dem Bekenntnisse nach Mohammedaner. Aber auch ihnen hat sich, in Kleidung, Haltung und Charakter, jener eigentümliche Stolz, jene männliche Würde, zugleich aber auch die hochmütige Indolenz gegenüber aller Kulturerrungenschaft der „Ungläubigen" mitgeteilt, die den Mohamme-

daner fast überall charakterisiert. Schon der flüchtige Reisende erkennt den Mohammedaner in Indien sofort heraus und fühlt instinktiv, daß ihm gegenüber von seiten der weißen Sahibs persönlich eine ganz andere, vorsichtigere Behandlung geboten ist, als gegenüber dem unterwürfigen Hindu. Aber eben dieser Fanatismus der Mohammedaner, der rücksichtslose Glaubenseifer, mit dem sie zur Zeit ihrer Macht den Islam in Indien gewaltsam durchzusetzen suchten und die hinduistische Bevölkerung schwer bedrückten, hat eine so tiefgehende Erbitterung zwischen diesen beiden Volksteilen erzeugt, daß der Haß zwischen ihnen noch heute glühend ist und sie im allgemeinen tiefer voneinander scheidet, als der gemeinsame Widerwille gegen die Engländer sie verbindet.

Neben diesen großen tiefgreifenden Beeinflussungen von Nordwesten gehen zahlreiche andere kleinere her. Als ein Beispiel von diesen und um noch ein weiteres Zeugnis für die Buntheit und Gestaltenfülle der indischen Völkerwelt zu geben, seien noch die Parsen erwähnt: Nachkommen der alten Perser des Sassanidenreichs, die nach der Vernichtung des letzteren nach Bombay flüchteten. Sie bilden heute dort eine, wenn auch der Zahl nach kleine, so doch infolge ihres kaufmännischen Geschicks, ihres großen Reichtums und ihres bemerkenswerten Gemeinsinns sehr einflußreiche Gemeinde, die sich auch durch eine eigentümliche Tracht hervorhebt. Mit ihnen ist auch ein Ableger der alten Religion Zarathustras nach Indien gekommen. Die Parsen pflegen noch heute die altpersische Religion mit dem Dienst des heiligen Feuers.

Die Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung durch Vasco da Gama 1498 führte endlich die Periode herauf, in der neue und mächtige Eingriffe nach Indien auf einem ganz neuen Wege geschahen. Zur See kamen nacheinander die Portugiesen, die Holländer, die Dänen, die Franzosen, die Engländer, alle Träger der vierten großen Weltreligion, des Christentums. Sie alle rangen — nicht immer übermäßig christlich — im Lauf der nächsten beiden Jahrhunderte mit den zahlreichen einheimischen Fürsten sowohl wie untereinander um die Vormacht auf dem Boden Indiens, bis diese endlich England endgültig zufiel. Die Portugiesen und die Franzosen haben noch heut einige versprengte und ganz unwesentliche Besitzungen in Indien, das übrige beherrschen die Engländer. Und zwar zwei Drittel des Gebietes als unmittelbare Herren, während ein Drittel noch unter einheimischen Vasallenfürsten steht. Das Verhältnis der englischen Oberhoheit zu diesen Fürsten, deren es noch mehrere Hundert hinduistischen und mohammedanischen Bekenntnisses gibt, beruht auf Sonderverträgen und ist ganz verschieden abgestuft. Einige von ihnen haben noch eigene Truppen, eigene Jurisdiktion und stehen zu England, wenigstens der Form nach, mehr in dem Verhältnis des Alliierten als des Vasallen; andere dagegen sind ganz ohne Bedeutung, nur noch Scheinhäuptlinge über kleine Splitter der Bevölkerung. Immerhin erfordert ihre Existenz von der Regierung noch ein großes Maß diplo-

matischer Geschicklichkeit, denn sie sind zum Teil unermeßlich reich, ehrgeizig, von orientalischer Verschlagenheit, und stehen ihnen Völkern naturgemäß näher als der weiße Fremdling. Ein Umstand, der England die Aufgabe erleichtert, darf darin gesehen werden, daß die Einsichtigeren unter diesen Fürsten wohl erkennen, wie sehr ihr eigenes Interesse zurzeit doch mit der Aufrechterhaltung der englischen Herrschaft verknüpft ist. Nicht nur mit der vorhin erwähnten Rücksicht auf Rußland, sondern auch auf Indien selbst. Die englische Herrschaft garantiert ihnen den Bestand und den bequemen Genuß ihrer Macht besser als eine etwaige Umwälzung, bei der wahrscheinlich der alte Kampf aller gegen alle wieder entfesselt werden würde.

Diese Welt, dies ungeheure Chaos voll durcheinanderwogender Strebungen und Interessen, voll abgründiger Probleme und Mysterien, voll religiöser Fanatismen und tiefgehender sozialer Vorurteile, voll uralter Kultur und dunkelsten Aberglaubens, beherrschen die Engländer mit einer numerisch geradezu lächerlich geringen Macht. Die Anzahl weißer Truppen, diejenige Armee also, auf die allein im Fall der Not mit absoluter Sicherheit zu vertrauen ist, beträgt ungefähr 75000 Mann. Zwar besteht daneben noch eine ungefähr ebensostarke Eingeborenentruppe, die europäisch ausgebildet und bewaffnet ist; allein diese bleibt doch immer eine gefährliche Waffe, die sich auch einmal verhängnisvoll gegen den fremden Herrn selbst kehren kann, wie dies bei dem großen Militäraufstande von 1857 geschehen ist. Lord Curzon hat recht, wenn er sagt, daß die Engländer in Indien nur seien wie der weiße Schaum auf einem dunklen, grollenden Ozean.

Und England herrscht wirklich! Nicht nur dem Namen nach, nicht nur mit allerlei Kompromissen. Es herrscht mit jener seltsamen ruhigen Selbstverständlichkeit, die insbesondere uns Deutsche auf Reisen in beliebige Teile des englischen Weltreichs immer wieder von neuem in Verwunderung setzt. Hier besteht das Gegenteil von dem Bestreben, möglichst viel äußerlich in Erscheinung zu treten und die Notwendigkeit der eigenen Existenz zu demonstrieren. Sehr selten sieht man überhaupt obrigkeitliche Personen, sehr wenig Verbote und Verordnungen; und doch fühlt man jeden Augenblick, man möchte sagen, im entlegensten Teil des Riesenreichs, daß die Ordnung haltende Macht schweigend und unsichtbar überall vorhanden ist. Jahrzehnte hindurch war es so. Es war bis vor kurzem keine Übertreibung, daß man in ganz Indien ohne Waffen wesentlich sicherer reiste als in vielen Teilen Europas. Wie läßt sich nun eine so erstaunliche Tatsache erklären?

Ein wichtiger Grund ist jedenfalls die völlige politische Indifferenz großer Bevölkerungsteile Indiens. 80 bis 90 Prozent der ungeheueren Einwohnermenge sind Landbauern auf ursprünglichster Stufe, deren ganzes Lebensinteresse in dem täglichen Ringen um das unmittelbare Dasein aufgeht und die allen politischen Fragen teilnahmlos gegenüberstehen. Wir haben einen merkwürdig ähnlichen Fall bei den Chinesen, deren noch riesigere Volksmenge sich durch ein so gering-

zahliges Volk wie die Mandschu spielend leicht haben unterwerfen und seit 300 Jahren beherrschen lassen. Auch hier, weil die Masse bisher politisch ganz indifferent war. In Indien wird dieser Zustand noch befördert durch die eigentümliche Weltverachtung der hinduistischen Religion. Allerdings liegen dafür in der indischen Bevölkerung jene vielleicht noch gefährlicheren religiösen und kriegerischen Fanatismen, die den Chinesen fehlen. Die Tragweite dieser Gefahr wird aber wieder gemildert durch die außerordentlich starken Trennungen, die die indische Bevölkerung durchsetzen, die Unterschiede der zahllosen Rassen, Sprachen, Kulturgrade, die eine Verständigung erschweren, der Kasten, die auch gleichartige Volksteile fast schärfer sondern als die Rassen, die religiösen Gegensätze, die die Beherrschten untereinander oft grimmiger verfeinden, als der gemeinsame Haß gegen den Beherrscher sie eint.

Die englische Politik versteht es nun meisterlich, diese Gegensätze zu verwerten. Ganz wie im Altertum die Römer, deren Weltreich ja auch auf einer verschwindend kleinen numerischen Basis aufgebaut wurde, haben sie schon bei Errichtung des indischen Kolonialreichs immer mit größtem Geschick den Grundsatz: divide et impera angewendet, indem sie Staat gegen Staat, Rasse gegen Rasse, Religion gegen Religion auszuspielen verstanden. Und noch heut arbeiten sie unter sorgsamster und klügster Ausnutzung dieser Faktoren. Am deutlichsten tritt uns das in der Zusammensetzung ihrer Eingeborenenarmee entgegen. Stets werden die größeren Truppenverbände möglichst so zusammengesetzt, daß sie aus verschiedenen Völkern, Religionen und Kasten bestehen, so daß Verschwörungen untereinander und gemeinsame Rebellionen sehr erschwert sind.

Der wichtigste Gesichtspunkt zur Erklärung der englischen Erfolge in Indien wird aber doch immer ein Inkommonsurables bleiben: die moralische und intellektuelle Kraft der weißen Rasse überhaupt, und dann im besonderen jenes eigentümliche, durch Naturanlage und politische Entwicklung zugleich begründete Verwaltungsgenie des englischen Volksschlages, das er nun einmal unleugbar besitzt, ganz ähnlich wie auch die Römer es besessen.

So freiheitlich England sich selbst und seine von eigenen Volksgenossen besiedelten Kolonien wie Kanada, Australien, Neuseeland regiert: hier, wo eine fremde Bevölkerung zu lenken ist, gibt es einem Einzigen die Zügel der Regierung mit fast diktatorischer Gewalt in die Hand. Die Herrschaft über Indien ruht bei dem Generalgouverneur in Kalkutta oder dem Vizekönig, wie er, nicht offiziell, sondern volkstümlich genannt wird. Zwar hat er einen Exekutiven Rat von sechs Mitgliedern zur Seite, doch ist er an dessen Votum nicht gebunden; die Mitglieder dieses Rats sind mehr Ressortminister für Finanzen, Justiz, Handel usw. Erst in letzter Zeit ist dies Gefüge gelockert worden dadurch, daß die früher ebenfalls dem Vizekönig, gewohnheitsmäßig wenigstens, untergeordnete oberste Militärbehörde Indiens, vertreten durch eine so mächtige Per-

sönlichkeit wie Lord Kitchener, von ihm unabhängig geworden ist. Es ist bekannt, daß Lord Curzon wegen dieses ersten und sehr bemerkenswerten Bruchs des altenglischen Prinzips der Unterordnung der militärischen Gewalt unter die Zivilgewalt sein Amt niedergelegt hat.

Ferner gibt es einen Gesetzgebenden Rat für Indien, dem außer den sechs Departementschefs noch sechzehn andere Mitglieder angehören. Von diesen sind aber nur fünf nicht Regierungsbeamte, so daß also auch hier die Regierung autokratisch ist. Natürlich ist der Vizekönig in letzter Linie dem englischen Parlament untertan, das aber die große Klugheit hat, sich meist nur in den allergrößten Fragen mit Indien zu befassen. Der Beamtenstab, mit Hilfe dessen er die Verwaltung ausübt, ist der Indian Civil Service. Dieser Indian Civil Service ist ein besonderer Liebling des englischen Volkes, ihm anzugehören gibt eine hervorragende soziale Stellung; und mit Stolz, dem oft freudiger Ausdruck verliehen wird, schaut das Mutterland auf die Tüchtigkeit und die Integrität dieser Beamtenschaft und man darf auch ohne weiteres zugeben, daß diese Körperschaft mit einer hohen Pflichttreue und Unantastbarkeit ihre Aufgaben erfüllt, mit einer aufrichtigen, selbstlosen Hingabe an die Interessen nicht nur des Mutterlandes, sondern auch Indiens selber. England hat seit langem die hohe Weisheit gehabt, seine Kolonialbeamten sehr gut zu bezahlen. Die einfache Folge davon ist die, daß nicht nur diejenigen Elemente in die Kolonien gehen, die zu Hause nicht brauchbar sind, sondern daß im Gegenteil der Kolonialverwaltung das beste Material des Volkes zur Verfügung steht. Der Indian Civil Service ist der bestbezahlte staatliche Beamtendienst der Erde. Allerdings verlangt England von den Bewerbern daraufhin auch das Höchste an Vorbildung, was englischer Schul- und Universitätsunterricht verleihen kann, auf Grund eines Examens, das in England abgelegt werden muß. Dieser letztere Umstand erschwert, in jedenfalls erwünschter Weise, den Indern selbst, die gesetzlich nicht ausgeschlossen sind, die Beteiligung an dem Wettbewerb. Auch achtet England darauf, daß nur junge Menschen in der frischesten Tatkraft des Lebens hierzu berufen werden. Aus der Schar der Anwärter, die aus diesem Examen hervorgehen, wählt dann die indische Regierung nach dem eintretenden Bedarf ihre Beamten. Die Zahl der Stellen des oberen Verwaltungsdienstes erreicht kaum tausend. Welche Fülle von Macht und Verantwortung wird damit in die Hand eines Einzelnen gelegt!

Im Zusammenhang der Darstellung liegt jetzt die Frage am nächsten: Was hat England nun in Indien und für Indien geleistet? Ihre eingehende Beantwortung würde Bände füllen. Jeder aber, der einmal das Glück hatte, Indien offenen Auges zu bereisen, wird mit einem tiefen Eindruck davon zurückgekommen sein. Um ihn zu erhalten genügt es, nur einmal die Paläste der Riesenstädte, wie Bombay, Kalkutta, Madras und ihre von Schiffen wimmelnden Häfen zu sehen oder auf den Eisenbahnen Indiens zu fahren, deren Netz, schon heut 10000

Kilometer länger als die Eisenbahnen des Mutterlandes selbst, das ungeheuere Gebiet überziehen, durch Wüsten und Gebirge hindurch, und dessen Betrieb sich so glatt und sicher abwickelt wie bei uns. Es genügt, einen Blick auf das großartige Kanal- und Bewässerungssystem zu werfen, das die Engländer mit einem Kostenaufwand von weit über 600 Millionen Mark geschaffen haben und täglich weiter ausbauen, oder auf die Fülle der Wege, Brücken und dergleichen. Oder auf die ärztlichen Einrichtungen, Hospitäler, Sanatorien, Höhenkurorte, auf die Einheitlichkeit und glänzende Wirksamkeit von Post und Telegraphen über das ganze Reich hin, auf die Durchführung einer gleichartigen, sicher fundierten Münzwährung. Man vergegenwärtige sich, was es bedeutet, Millionenmassen einer Bevölkerung so schwieriger Art, wie wir sie geschildert haben, durch eine klare, ruhige und unparteiische Leitung Menschenalter hindurch in einem Zustand von Frieden, Ruhe und Sicherheit an Leben und Eigentum zu erhalten, wie sie auf dem gleichen Raume Europas während einer gleichen Zeit nie geherrscht hat; vollends nie zuvor in Indien. Hier spricht eine einzige Ziffer Bände: Am Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Britisch-Indien etwa 100 Millionen Einwohner, am Anfang des 19. aber 300 Millionen! Eine großartige, einheitliche und doch dem einzelnen Volksempfinden Rechnung tragende Rechtspflege ist Indien geschenkt worden, zu der weitgehend einheimische Richter bis in die höchsten Stellen hinein herangezogen werden. Für die geistige Hebung des Volkes sorgen Tausende von Schulen verschiedener Grade, die direkt durch die Engländer unterhalten werden oder auf ihre Anregung hin entstanden sind. Und mit vollem Recht ist als vielleicht wertvollstes aller Geschenke dem indischen Volk durch das Beispiel dieser englischen Verwaltung etwas gegeben worden, was dem größten Teil davon bisher ein Unbekanntes war: der Begriff der öffentlichen Integrität und der selbstlosen Hingabe des Einzelnen an die Allgemeinheit.

Aber woher kommt denn nun die so tiefgehende und immer wachsende Unzufriedenheit in Indien? Nun, eine Antwort liegt eigentlich auf der Hand, und sie trifft zugleich den Kernpunkt der ganzen Sache. Es handelt sich hier doch nun einmal um das Verhältnis zwischen einer Eroberernation zu einer stammfremden unterworfenen Bevölkerung. Und der Grund und Zweck eines solchen Verhältnisses ist für die Herrennation unfraglich der eigene Nutzen und die Entfaltung der eigenen Kräfte. Dies, der materielle und ideelle Vorteil des Mutterlandes und des eigenen Volkes, muß für englische Politiker in allen indischen Fragen unbedingt obenan stehen; andernfalls handelt er als ein Verräter am eigenen Lande und Volke. Das außerordentlich verwickelte Problem, das in einem solchen Verhältnis gegeben ist, liegt darin, trotzdem nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen zu regieren und auch die Wohlfahrt des unterworfenen Volkes soweit zu fördern, als es irgend möglich ist, das heißt ohne die vitalen Interessen des eigenen Landes zu verletzen. Eine ideale, das unterworfene Volk völlig befriedigende Lösung

dafür gibt es nicht, denn dies wird immer, und mit Recht, das Gefühl haben, die Vorteile, die das fremde Herrenvolk aus seinem Lande zieht, gebührten eigentlich ihm; selbst dann, wenn es nie selber imstande wäre sie hervorzurufen. Und dies Gefühl wird um so lebhafter werden, je höher gerade die Kultur des unterworfenen Volkes durch das Bemühen der Herren selbst gehoben wird, je höher also dadurch das Bewußtsein seiner eigenen Kraft und Würde steigt. Den Begriff der Dankbarkeit gibt es in diesem Verhältnis nicht und kann es nicht geben. Es beruht auf Zwang; und wenn sogar unter Engländer überidealistische Schwarmgeister mit der Forderung hervortreten, man solle Indien ausschließlich 'for the good of the Indians' regieren, dann würde das stürmische Dankgefühl der beglückten Inder das Land aufs innigste an England anschließen, so sind das für Kenner der Völkerseelen, vollends der orientalischen, Narrheiten.

Diese äußere und innere Fremdheit zwischen Engländern und Indern, die dies Gefühl der Dankbarkeit verhindert, ist neuerdings, aus unabstellbaren Gründen, durchaus im Wachsen statt im Abnehmen. Die Durchstechung des Isthmus von Suez und die außerordentliche Beschleunigung des modernen Verkehrs läßt die Engländer in Indien heut noch ungleich weniger heimisch werden als früher. Wer ehedem nach Indien ging, machte sich von vornherein darauf gefaßt, für ein Jahrzehnt und mehr nicht wieder nach Hause zu kommen. Er lebte sich daher ganz anders in Land und Volk hinein als heute, wo jeder Angloindier eigentlich stets mit gepacktem Koffer lebt, wo auch ein kurzer Urlaub schon in England zugebracht wird und auch sonst tausend Formen des Verkehrs und der Mitteilung, der Telegraph voran, die Beziehungen zum Mutterlande ungleich inniger festhalten als früher der Fall war. Es prägt sich das sogar äußerlich in der immer strengeren Übertragung heimischer englischer Kleidung und täglicher englischer Sitte in Indien aus, deren Fortschritt ich selbst schon zwischen zwei, nur acht Jahre auseinanderliegenden Indienreisen deutlich beobachten konnte. Natürlich wird durch diese Entwicklung die Möglichkeit der beiden Völker, einander zu verstehen und zu lieben, immer geringer.

Eines der schwierigsten Probleme beruht auf etwas, was wir als einen glänzenden Beweis für den Segen der englischen Herrschaft über Indien anführten: der Tatsache, daß die Bevölkerung unter den durch sie gewährleisteten friedlichen Verhältnissen sich in einem Jahrhundert verdreifacht hat. Das Land ist nämlich in großen Teilen bereits relativ übervölkert. Es sind außerordentlich große Gebiete in Kultur genommen, wo der Ackerbau schon eine Art Hazardspiel ist, das heißt: wo eigentlich nur unter besonders günstigen Monsun-Verhältnissen ein bescheidener Überfluß über das durchaus Notwendige erzeugt wird, während bei ungünstigen die Vorbedingungen für eine Hungersnot da sind. Man rechnet daher in Indien mit den Hungersnöten wie mit unvermeidlichen, innerhalb gewisser Perioden wiederkehrenden Naturereignissen, gegen die es wohl

Linderungs-, doch keine absoluten Vorbeugungsmittel gibt. Seit einem Menschenalter wird von den Engländern ungemein viel gegen die Hungersnöte getan. Alljährlich wird in den indischen Etat ein Betrag von 15 Millionen Rupies dafür eingestellt. Diese werden nicht abgesetzt, wenn im laufenden Jahr keine solche eintrat, sondern zum nächsten geschlagen, so daß dann 30 Millionen zur Verfügung stehen. Hiermit werden dann allerlei Notstandswerke ausgeführt. Auch die einheimischen Fürsten werden veranlaßt, innerhalb ihrer Gebiete in ähnlicher Weise zu sorgen, etwas, woran sie früher schwerlich gedacht hätten. Ich hatte im Anfang 1906 gerade in einem solchen Gebiet, im Staate Jaipur, wo eine Hungersnot im Anzug, zum Teil schon ausgebrochen war, Gelegenheit, mehrere der Maßregeln selbst zu beobachten, die man gegen die Hungersnot anwendet. Es sind gewöhnlich drei: Steuererlaß; Zuführung und Verteilung von Lebensmitteln an die Hungernden; endlich Arbeiten, die einer Wiederholung der Hungersnot an dieser Stelle möglichst vorbeugen sollen, das heißt: Schaffung besserer Zufahrtsstraßen für Lebensmittel und Verbesserung der Berieselungsverhältnisse durch Kanäle, Stauwerke und Brunnen. Verständigerweise verbindet man gewöhnlich die zweite und dritte Maßregel in der Art, daß die Hungernden selbst zu diesen Arbeiten herangezogen und dafür mit Lebensmitteln entlohnt werden. Frauen, Kinder und Greise beschäftigt man auch wohl — da es sehr untunlich wäre, sie ganz umsonst zu füttern — mit an sich wertlosen, aber leichten Arbeiten, wie Planierung hügeliger Ödflächen, Anlage von Parks darauf und dergleichen. Ich habe von der Verständigkeit und dem aufrichtigen Wohlwollen, mit dem diese Dinge gemacht wurden, seinerzeit einen bedeutenden Eindruck bekommen. Gewiß ist auch in Indien noch nicht alles überhaupt urbar zu machende Land verwertet und es wird Außerordentliches getan, um durch Ausdehnung der Berieselung neue Ödstrecken dem Anbau zu gewinnen. Gewisse Grenzen sind dabei aber schon heute erreicht: das dauernd fließende Wasser Indiens dürfte bereits voll in Anspruch genommen sein; eine weitere Vermehrung des Wasserschatzes ist nur noch durch Anlage von Brunnen und Stauteichen zu erwarten. Allein selbst wenn dadurch noch viel Neuland erobert werden kann, so ist es doch ein circulus vitiosus; sobald neuer Ackerboden gewonnen ist, vermehrt sich auf ihm die einströmende Bevölkerung gerade besonders rasch, und binnen kurzem gibt es nur ein neues übervölkertes Gebiet.

Ein Umstand kompliziert diese Verhältnisse noch, der ebenfalls einer sonst segensreichen Wirksamkeit der Engländer entspringt, nämlich eben die Ausdehnung und Verbesserung der Straßen und Eisenbahnen. Sie gestatten zwar in Hungersnotfällen bessere Versorgung der gefährdeten Gegenden, andererseits aber leiten sie auch in den Jahren günstiger Ernten den Überschuß der Erzeugnisse viel mehr als früher ab. Ehedem speicherte der Bauer in guten Jahren seine Vorräte auf, weil er sie nicht anders verwerten konnte; im nächsten un-

günstigen Jahre war er deshalb dem Unglück gegenüber verhältnismäßig widerstandsfähig. Anders heut, wo er sein Getreide infolge der verbesserten Verkehrsmittel vielfach leicht und zu verführerischen Preisen los wird. Große Geschäftshäuser, wie z. B. die griechische Riesenfirma Ralli, kaufen in ungeheuren Mengen das überschüssige Getreide auf und exportieren es über See. Das Geld, das der Bauer dafür erhält, gewährt ihm unter gewöhnlichen Umständen wohl eine etwas höhere Lebenshaltung als früher, wo er Geld überhaupt kaum kannte, allein sobald ein Mißwachs eintritt, steht er ohne den früheren Rückhalt da. Die etwaigen pekuniären Ersparnisse verlieren plötzlich ihren Wert in der mit dem Mißwachs verbundenen Teuerung, er verbraucht sie nicht nur rasch, sondern ist dann genötigt, sogar sein Saatkorn zu verzehren, und steht dann in voller Blöße da.

Wird es möglich sein, hier etwas zu ändern? Straßen und Eisenbahnen kann man nicht rückgängig machen; wird man aber den Bauer verhindern können, seine Erzeugnisse in moderner Art zu verwerten, ihn durch künstliche Mittel auf den alten Kulturstand der Naturalwirtschaft und der lokalisierten Existenz zurückzuschrauben? Durch ein Verbot der Getreideausfuhr vielleicht? Eine Maßregel von kaum zu überschauender Tragweite, und schwer anwendbar in der Hand eines Volkes, das selbst den Getreideimport braucht.

Damit hängt ein zweifellos besonders dunkler Punkt der englischen Herrschaft über Indien zusammen. Man kann ihn bezeichnen als die systematische Agrarisierung der indischen Bevölkerung. Schon immer hat zwar die Hauptmenge der Inder vom Ackerbau gelebt. Allein es gab doch früher weit mehr als jetzt einheimische Gewerbe, insbesondere Kunstgewerbe: Webereien, Stickereien, Gold- und Silberarbeiten, Waffenschmiedereien, die ja einen weit über die Grenzen Indiens hinausgehenden Ruf hatten. Sie ernährten große Teile der Bevölkerung und ermöglichten ihnen eine höhere Lebenshaltung. England hat nun, indem es Indien zum Freihandel zwang, diese Gewerbe durch die mörderische Konkurrenz seiner Manufakturen einfach zugrunde gerichtet und die früher damit beschäftigten Bevölkerungsgruppen mehr und mehr dem Ackerbau zugetrieben. Gerade darüber wird besonders bitter geklagt; und um dieser Entwicklung entgegenzuarbeiten, ist die sogenannte Swadeschi-Bewegung ins Werk gesetzt worden. Swadeschi heißt ‚das eigene Land‘, und das Wort umfaßt ganz allgemein alle die von indischen Patrioten geleiteten Bestrebungen, Indien geistig und materiell vor allem aus eigenen Kräften zu entwickeln. Insbesondere ist es neuerdings auf die Versuche geprägt worden, Indien industriell vom Auslande unabhängiger zu machen und die gewerblichen Verbrauchsgegenstände im Innern durch Inder selbst herstellen zu lassen. Mit leidenschaftlicher Propaganda hat man versucht, die Bevölkerungsmassen dahin zu bringen, nur solche Waren zu kaufen. Allein Ernsthaftes ist mit solcher Boykottbewegung gegen europäische Waren bisher

nicht erreicht; das Volk ist dazu politisch und wirtschaftlich nicht genug organisiert.

Ähnlich wie die Handelspolitik scheint auch das englische System der Landbesteuerung Grund zur Klage zu geben. Die einen behaupten, es treibe die Ryots, die kleinen Ackerbauer, den Wucherern in die Hände; andere wieder erklären die Art der Eintreibung für humaner als je in früheren Zeiten. Auf welcher Seite die Wahrheit liegt, ist sehr schwer zu erkennen; bei englischen Autoritäten selbst sind die Meinungen darüber ganz geteilt. Unendlich einfacher liegen die Dinge bei der wichtigen Frage nach dem Nutzen der höheren Bildung, die England den Indern durch das moderne Schulwesen vermittelt. Es hat sich gezeigt, daß die begabteren Elemente unter den Indern mit überraschender Leichtigkeit sich dies europäische Wissen aneignen. Spielend bestehen sie auch die Examina, die die Anwartschaft auf allerlei bevorzugte Stellungen im öffentlichen Dienst geben. Nicht wenige von ihnen wissen binnen kurzem in der europäischen Geschichte, Literatur und Philosophie unfraglich viel besser Bescheid als ihre Lenker. Die Folgen davon sind aber bisher vorwiegend unheilvolle gewesen. Innerlich vor allem machen sie den Inder, der diese Bildung in sich eingesogen hat, vorläufig unglücklich. An dem heimischen alten Aberglauben, in dem seine Vorfahren zufrieden dahingelebt haben, und den er noch gegenwärtig bei den übrigen Mitgliedern seiner Familie lebendig sieht, kann er nicht mehr festhalten. So sieht er sich mit den Seinen innerlich zerfallen, ein Zustand, der bei dem alteingewurzelten, überaus innigen Zusammenhang der indischen Familie besonders verhängnisvoll und ein Quell direkter Tragik ist. Aber auch durch sein eigenes Wesen geht in der Regel ein unheilbarer Riß. Äußere Gründe verstärken diese Unzufriedenheit. Für die Überfülle des Angebots befähigter Köpfe reichen die Stellungen, die ihren Kenntnissen und ihren durch die Examina errungenen Anwartschaften entsprechen, bei weitem nicht aus. So entsteht ein geistiges Proletariat schlimmster Art. Die Betreffenden gehen der Not folgend in untergeordnete Positionen, in die Schreibstuben der Behörden oder der Firmen, in die untersten Stellungen der Eisenbahn, Post, Telegraphie usw. und schleppen sich ihr Lebenlang mit dem Gefühl einer unwürdigen Existenz. Andere, energischere oder glücklichere finden lohnenden Erwerb als Ärzte und ganz besonders als Rechtsanwälte, mit denen Indien allmählich überschwemmt wird, eine Stellung, die besonders leicht zur Opposition gegen die Behörden und zur Verhetzung des Volkes verführt. Oder sie finden massenhaft Unterkunft als Zeitungsschreiber in der einheimischen Presse, die bei der großen Liberalität der Engländer gegenüber der Publizistik überall ins Kraut geschossen ist, und jetzt durchweg mit maßloser Leidenschaft gegen die englische Herrschaft arbeitet. Ganz besonders zeigen sich alle diese Übelstände bei den Bengalis, einer intellektuell glänzend veranlagten Bevölkerung. Der mit den Elementen der europäischen Schul-

bildung ausgerüstete Bengali, „Babu" genannt, ist der Typus für diese Bildungsindier geworden. In mancher Hinsicht, insbesondere als kaufmännischer Kommis, Schreiber und Rechner, auch für den Europäer ausgezeichnet brauchbar und von ihm gern in Stellungen dieser Art verwendet, ist er ihm doch im Grunde so unsympathisch wie möglich. Haß und Verachtung ist freilich gegenseitig. Dem Europäer gilt der Babu im allgemeinen als eitel, verlogen, feige und frech zugleich; der Babu findet den Europäer aufgeblasen, brutal, ungerecht und dumm.

Die höchsten Stellen in der Verwaltung hat England den Indern bisher überhaupt vorenthalten. Ohne Frage ist das nicht gesetzlich, denn es ist den Indern wiederholt zugesichert worden, daß weder Farbe noch Religion in Indien irgendeinen rechtlichen Unterschied gegenüber dem Engländer begründen solle. Allein ich halte praktisch diese Maßregel für durchaus richtig. Aus politischen, aber auch aus sachlichen Gründen. Bis jetzt scheint es, als ob die moralische Integrität und das Verantwortlichkeitsgefühl vor der Allgemeinheit dem Orientalen in einem Maße abgeht, daß er zur Bekleidung solcher Stellungen noch ungeeignet erscheint. Wenigstens hat man in nahezu all den Fällen, wo Inder in Privatverhältnissen, wie Eisenbahn- und Versicherungsgesellschaften, zu einem großen Einfluß gelangten, sofort die übelste Korruptions- und Protektionswirtschaft eintreten sehen. Auch die einheimische Mitwirkung in Munizipal-Verwaltungen hat vielfach ähnliche Erfahrungen ergeben. Trotzdem hat die gegenwärtige liberale Regierung dem Drängen der Inder nach größerer Beteiligung an der Verwaltung doch nachgegeben. So soll bei der nächsten Vakanz sogar eine der Stellen des Executive Council einem Inder vorbehalten bleiben und das Legislative Council soll vermehrt werden, auch durch Inder. Wird dieser bedenkliche Schritt die gewünschte Beruhigung bringen?

Ich komme am Schluß zu dem vielleicht wichtigsten Problem: es betrifft die Herausbildung einer indischen Nation. Bisher ist die indische Bevölkerung nichts weniger als eine einheitliche Nation gewesen, und sie hat sich auch niemals als eine solche gefühlt. Wir sehen, wie sehr gerade darauf die Herrschaft der Engländer über Indien beruht. Eben diese Herrschaft selbst aber ist die Ursache, daß dies allmählich augenscheinlich anders zu werden beginnt. Zum erstenmal im Lauf der ganzen Geschichte Indiens ist die Gesamtheit seiner Völker zu einem einzigen politischen Reich zusammengeschlossen, ein Gesetz gilt vom Kap Komorin bis zum Pamir, von den afghanischen bis zu den hinterindischen Pässen; die Macht eines einzigen Mannes, des Vizekönigs in Kalkutta, wird bis in die entlegensten Winkel dieses ungeheuren Gebiets gespürt. Zum erstenmal erwächst dadurch den Indern das Gefühl, daß sie eine natürliche Einheit mit gemeinsamen Interessen bilden. Da sie sich überall den Herrn aus einem und demselben Stamm gegenübersehen, erwächst auch ihnen aus dem Gegensatz zu diesen die Empfindung der eigenen Zusammengehörigkeit. Die großen ein-

heitlichen öffentlichen Einrichtungen der Engländer: wie Eisenbahn, Post, Telegraph, die einheitliche Münzwertung u. a. m. tragen wesentlich dazu bei, diese Empfindung zu steigern und weiter zu verbreiten. Zum ersten Male ist ja dem Inder auch durch die Engländer eine einheitliche Sprache gegeben worden, in der sich alle Gebildeten verständigen können: das Englische!

Wer sich erinnert, welch ungeheure Gegensätze die indische Welt sondern, wird allerdings nicht daran zweifeln, daß der Prozeß der Nationalisierung sehr lange dauern muß. Aber er ist im Gange und nicht mehr aufzuhalten. In Asien hat er zuerst bei den Japanern eine Stätte gefunden und ist dann durch deren Sieg über Rußland auch in den anderen Kultur- und Halbkultur-Völkern des Kontinents wachgerufen worden. Schon gibt es in Indien seit einiger Zeit etwas, das man als den Kristallisationsansatz zu einer nationalen Organisation betrachten kann. Es ist der sogenannte indische Nationalkongreß, eine Wanderversammlung, die seit 1885 alljährlich in einer anderen großen Stadt tagt und von gebildeten Indern aller Rassen, Sekten, Kasten und Berufsarten besucht wird. Auf diesem Kongreß werden alle möglichen Interessen und Wünsche des indischen Volkes, als einer natürlichen Gesamtheit, von den einzelnen Rednern besprochen und Resolutionen und Petitionen für die Regierung gefaßt. Ursprünglich begünstigte England diesen Kongreß, weil es darin ein Mittel sah, die Volksstimmung in Indien kennen zu lernen. Allmählich aber beginnt man nervös zu werden, denn dieser Kongreß entwickelt sich mehr und mehr zu einem Brennpunkt der Opposition. Zehntausende von Teilnehmern hören jetzt alljährlich die flammenden, oft oratorisch meisterhaften Reden der einheimischen Führer mit an, die, wenn auch mit ungemein geschickter Vermeidung des formellen Anstoßes und meist mit stark zur Schau getragener Loyalität gegen die britische Krone, doch in immer schärferer Weise die Regierung bekämpfen, und ein größeres Maß der Anteilnahme der Inder selbst an der Lenkung Indiens und eine Beschränkung der angloindischen Politik auf rein indische Interessen fordern. Die einheimische Presse sorgt dann für ausgiebigste Verbreitung dieser Erörterungen. In Bengalen, jenem ausgedehntesten, geographisch gleichmäßigen Teil Indiens mit der größten einheitlichen, und wie wir schon berührten, besonders intelligenten Bevölkerungsgruppe, hat dieser Prozeß der Ausbildung eines Nationalgefühls bereits die meisten Fortschritte gemacht. Die 70 bis 80 Millionen Bengali fühlen und bezeichnen sich bereits größtenteils als eine „Nation" und verlangen als eine solche behandelt zu werden.

Die englische Regierung hat die Gefahr, die darin liegt, durchaus erkannt, und um die weitere Entwickelung dieser „bengalischen Nation" zu unterbinden, vor drei Jahren die vielbesprochene administrative Teilung der Provinz Bengalen vorgenommen. Das ganze gewaltige Gebiet des unteren Ganges und Brahmaputra wurde bis dahin einheitlich von einem Gouverneur in Kalkutta verwaltet.

Lord Curzon trennte den Teil östlich der Gangesmündungen davon ab und machte eine Sonderprovinz mit der Hauptstadt Dakka daraus. Er erreichte dadurch zweierlei: In diesem Gebiet wiegt die mohammedanische Bevölkerung vor, die bis dahin innerhalb des Gesamtgebiets von den hinduistischen Bengali, den Trägern der nationalistischen Bewegung, majorisiert wurde; jetzt nach der Trennung ist das hier nicht mehr der Fall, und der Einfluß der hier wohnenden Bengali wird dadurch aufgehoben. Ferner schiebt diese, in alle möglichen bürgerlichen Verhältnisse eingreifende Trennung dem weiteren Zusammenschluß aller Bengali einen Riegel vor.

Wurde die Maßregel auch öffentlich anders begründet, so erfaßten doch die Bengali sie sofort genau in dem angedeuteten Sinne und erhoben sich in einer leidenschaftlichen Bewegung dagegen. Pressestürme, Volksversammlungen, religiöse Bittgänge, Proteste bei der indischen Regierung und dem englischen Parlament, kein Mittel wurde unversucht gelassen, um die Maßregel abzuwenden. Schweigend führte Lord Curzon sie durch. Nun versuchten die Führer die Mittel eines ernstlichen Widerstandes. Die erwähnte Swadeschi-Bewegung wurde aufgegriffen und, nach dem Muster des damals in China so wirksam durchgeführten Boykotts gegen Amerika, ein großer Boykott gegen englische Waren in Szene gesetzt. Wortgewandte Rechtsanwälte und einheimische Journalisten waren die öffentlichen Führer, die große Landaristokratie der „Zemindare", der alteingesessenen Steuerpächter des Gangeslandes, wahrscheinlich die im Hintergrunde bleibenden Geldgeber und junge Studenten der modernen Bildungsanstalten, gerade wie in China auch, die hitzigen Agitatoren im Einzelnen. Auch dieser Bewegung gegenüber verhielt sich die englische Regierung schweigend und unempfindlich, und so brach, aus schon berührten Gründen, und wohl auch infolge des einstweilen noch ungenügenden Fonds an moralischer Energie und Zielsicherheit unter diesen Führern, der Boykott binnen kurzem wieder zusammen. England hatte anscheinend auf der ganzen Linie gesiegt.

Aber die einmal erweckten Fanatismen sind nicht wieder zur Ruhe gekommen, sondern scheinen sich, weiterglimmend, noch gesteigert zu haben und doppelt gefährlich geworden zu sein, seit die Nationalisten das Gebiet der Geheimbünde, der terroristischen Mittel des Bombenwerfens und der einzelnen Mordtaten beschritten haben. Ein Umstand freilich scheint den Engländern günstig. Die unkriegerischen Bengalen sind vor allem Männer des Wortes, und der Engländer, der geborene Mann der Tat, verachtet sie deshalb. Allein das Wort kann leicht zum Keim der Tat werden. Weithin über Indien dringt die leidenschaftliche Stimme der Bengali, und massenhaft gehen sie auch selber hinaus in andere Teile Indiens und tragen den Geist des Aufruhrs dorthin. So ist ihrer Agitation zuzuschreiben, daß neuerdings sogar auch im Pandschab, diesem ehedem England so treuen Gebiet, 1857 dem Stützpunkt ihrer Herrschaft, bedenkliche Unruhen entstanden sind. Wer hätte das noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten?

***

Die Auswahl Fontanischer Briefe, die wir dieses Mal bringen, zeigen den Dichter nicht in seinem Verhältnis zu einem einzelnen bedeutenden Zeitgenossen, sondern in seinen Beziehungen zu einer Reihe von Personen, denen er nahestand. Sie sind mehr häuslicher Natur als die an Theodor Storm gerichteten und muten vielfach recht idyllisch an. Gleichwohl offenbart sich in ihnen nicht bloß der um seine materielle Existenz ringende Schriftsteller, sondern auch die in der Ausbildung der Individualität begriffene Persönlichkeit. Wir erfahren allerlei biographisch — biographisch im weitesten Sinne des Wortes — Interessantes. Wir lauschen dem Politiker Fontane und begreifen, wie er sich jene Übersicht über die Welt verschaffte, die ihn später befähigte, seine Romane und Novellen mit Gestalten zu füllen, die so geistvolle und inhaltreiche Gespräche über die interessantesten Dinge führen. Wir hören, daß der Dichter mit dem Gedanken spielte, sich als Dramatiker zu versuchen, und zwar ruhten gleich ein Dutzend Werke als mikroskopische Keime in ihm. Aber zugleich begegnen wir jener Klarheit über sich selbst, jener Kenntnis der Grenzen seines Könnens, von der ich schon neulich sprach. Die Hoffnungen auf dramatische Lorbeeren hegen vielleicht seine Freunde, er selbst weiß, daß er kein Genie und „mutmaßlich kein Shakespeare" ist. Dieser bon sens blieb ihm Zeit seines Lebens getreu.

> Man muß nur wollen, was man kann.
> Mir würde der Weitsprung nicht gelingen.
> So blieb ich denn bei den näheren Dingen.
> Drei Schritt bloß — ich weiß, es ist nicht viel.
> Aber Freude gibt jedes erreichte Ziel.

Um so köstlicher wird es für jeden Fontanefreund sein, hier zu erfahren, daß der Dichter ernsthaft daran dachte — Museumsbeamter zu werden. Theodor Fontane und Museumsbeamter! Gewiß, der Plan, den er von dem zu gründenden Institut in dem Brief vom 7. Mai 1868 entwirft, ist verständig und sachlich zutreffend, aber zu „der Schätze würdigstem Kustoden" war er wirklich nicht geschaffen. Zwar schreibt er selbst: „Im allgemeinen meinen Kräften mißtrauend und in Rivalitätskämpfen gern zurücktretend, hab ich doch hier das Gefühl: das könnt ich." Allein wer so spricht, irrt bekanntlich immer. Fontane hätte als Museumsleiter Ähnliches erlebt, wie acht Jahre später, als er Sekretär der Akademie der Künste geworden war. Wie wir aus den Briefen an seine Familie wissen, gab er die Stellung trotz dem heftigsten Einspruch seiner Frau nach wenigen Monaten auf. Er tat es, so verhaßt seiner quietistischen Natur ein Konflikt mit der Gattin war und so erwünscht ihm nach fünfundzwanzig-

jährigen harten Kämpfen um die Existenz eine feste auskömmliche Einnahmequelle sein mußte. Und er hat recht daran getan.

Auffällt in den Briefen, wie stark in diesem ironischen Skeptiker doch der Moralist war. Dies Element des Lehrhaften ist aus dem „Komplex" Fontane nicht zu trennen. Liegen erst beide Bände der Briefe vollständig vor, so wird das noch klarer werden. In dieser Mischung des Zweiflers und Sittenrichters, die schon seine eigenste Lyrik, die spruchartigen Gedichte, offenbaren, erinnert Fontane einigermaßen an Lichtenberg.

Reizvoll endlich ist in der Übersicht, die die Briefe gewähren, zu beobachten, wie allmählich sich der Humorist in Fontane entwickelt. Während die Episteln aus den fünfziger und sechziger Jahren nur vereinzelte Spuren seines Witzes aufweisen, erscheint er in dem letzten hier gedruckten Brief schon ganz im Besitz seines eigentümlichen Esprits und jener anmutig graziösen Plauderkunst, die uns immer vorschwebt, wenn wir an Theodor Fontane denken.

Otto Pniower

An Henriette v. Merckel

Hochgeehrte gnädige Frau. London, d. 12. Dezember 1856.

Aus einem Briefe meiner Frau hatt' ich ersehn, daß Sie am 30. total verschnupft in der Kirche gewesen waren und der Tauffeierlichkeit [des Sohnes Theodor] sowie der „lobenden Erwähnung des abwesenden Vaters" beigewohnt hatten. Ich dachte nicht anders, als daß der Kirchgang Sie vollends krank gemacht haben müßte, und war drum doppelt angenehm durch Ihre freundlichen Zeilen vom 2. d. M. überrascht. Die frommen Leute haben immer recht: „Kirchengehn schadet nicht". Daß Ihr Patchen gedeiht, hör' ich zu meiner größten Freude; mög' er Ihnen an Herzensgüte ähnlich werden. Das ist mein großer Wunsch.

Die Argos sind also überreicht. Sie liegen seit gestern oder vorgestern in ihrer ganzen Stattlichkeit auf dem runden Tisch des gräflichen [Graf Bernstoff, preuß. Gesandter] Empfangszimmers, und als ich ihrer ansichtig wurde, kamen mir die vergoldeten Deckel vor wie stattliche Leichensteine, unter denen der Inhalt für immer begraben ruht. Sie kennen ja solche Empfangszimmertische. Sehn sie nicht aus wie Kirchhöfe, sind sie's nicht? Dann und wann tritt ein einsamer Wanderer heran, liest: „Argo, belletristisches Jahrbuch, geboren 1854, gestorben in demselben Jahre", und er tritt schmunzelnd beiseit' und denkt: sei ihm die Erde leicht. Was ist ihm Hekuba? Was ist ihm Argo? Sein gleichgültiges Herz hat keine Ahnung davon, daß Immermann [Herr v. Merckel] diesen Toten drei Jahr lang betrauert hat. — Sie wollen aber wissen, was der Gesandte gesagt hat. Ja, das weiß nur Gott und die Gräfin. Ich weiß es nicht. Der Gesandte dankte mir, während sein Auge auf die Thüringerin von Eduard

Meyerheim fiel, und damit ist es aus. Es kann auch nicht anders sein. Die Leute haben keine Zeit, keine Freude dran und kein Verständnis dafür. Die Zeit findet sich, muß sich finden, wenn eine große Lust an solchen Dingen da ist; aber auch nur dann. Da müssen die Nächte zu Hilfe genommen werden, denn der Tag gehört durchaus (wie ich mich überzeugen kann) dem Geschäft und den Mühseligkeiten der Repräsentation. Es gibt Minister und Diplomaten, die froh sind, sich in das Sanktuarium ihrer Studierstube zurückziehn zu können, die einen scharfen Sinn für die Wissenschaft und einen feinen für die Kunst haben, aber sie sind rar. Was die Seelen der großen Majorität erfüllt, sind ganz andre Dinge: ob das Gut daheim einen Plusertrag liefern wird, ob eine Einladung von der Königin zu erwarten steht oder nicht, ob die Gräfin links oder rechts sitzen wird, ob die englischen Zeitungen nicht endlich Miene machen werden, Count of B. statt bloß Count B. zu drucken u. dgl. m. Ich schreibe das nicht, um das zu verspotten. Es kann nicht anders sein. Diese Dinge sind zum Teil (der Gutsertrag nun schon ganz gewiß) von wirklichem Belang, und es gehört eine aparte geistige Höhe dazu, über diese Dinge fort zu sein oder auch nur andern Dingen ein Recht daneben einzuräumen. Sie sehn, daß die Argos hier keine Chancen haben. Wahrscheinlich ist die Sache ein für allemal tot, oder aber die Gräfin wird mal hinwerfen, daß die Bilder, „ich habe die Namen vergessen", doch ganz allerliebst seien. Ich bin wahrhaftig nicht böse darüber. Es ist noch lange nicht so schlimm wie jene furchtbare Minute, wo mich eine Berliner schöngeistige Dame aufforderte, in ihrem Zirkel meine Novelle: „Tuch und Wolle" [statt „Tuch und Locke"] vorzulesen.

In Ihr Lob meines „Letzten York" stimme ich begreiflicherweise von Herzen ein. Ich zähl es mit zu meinen besten Gedichten und war in den Grundgedanken so verliebt, daß ich immer wieder an die Arbeit ging und die nicht geringen Schwierigkeiten zu überwinden trachtete. Das ist mir noch nicht ganz gelungen; doch weiß ich jetzt, wo es steckt, und durch Einfügen einer Strophe, die allergings unerläßlich ist, und mit Hilfe einiger kleiner Korrekturen hoff' ich, ein gutes Gedicht herzustellen. Wenn Sie, hochverehrte Frau, an die Besprechung dieser Ballade den Wunsch knüpfen, daß ich hier eines schönen Tages ein Drama schreiben und heimlich und flink, wie mit einer telegraphischen Depesche, bei Ihnen respektive an den Toren des Schauspielhauses anklopfen solle, so zeigt mir das nur, welche heitren Vorstellungen Sie von meinem hiesigen Tun und Treiben, leider irrtümlicherweise, haben. Ich fürchte sehr, daß die Welt um jenes Dutzend Dramen kommen wird, die als mikroskopische Keimchen in mir ruhn. Ich werde wohl immer zu schanzen und zu büffeln haben, und es schadet auch nicht. Sagt doch mein Balladenheld: „Und wie es fällt, so nimmt er's hin." Sollten mir die Götter indes eine Sinekure mit 1200 Talern für die nächste Zukunft vorbehalten haben, so werd' ich ihnen dankbar sein, aber aller

Wahrscheinlichkeit nach auch dann — keine Dramen schreiben. In Zeiten, wo man bei der Polizei anfragen muß, ob sie einem diesen oder jenen alten Markgrafen zu künstlerischer Verarbeitung gestatten und in der dritten Szene des dritten Akts einen halben Freiheitsgedanken erlauben will, in solchen Zeiten, unter der Direktion von Hülsen-Teichmann-Düringer kann man allerdings immer noch ein Shakespeare sein, aber es wird einem doch zu sauer gemacht, besonders in Erwägung des Umstandes, daß man mutmaßlich keiner ist. Es ist das Recht des Genies, jede Schwierigkeit zu überwinden, und es gibt kein Bevormundungssystem, das den göttlichen Funken wie ein Bartholsches Schwefelholz austreten könnte. Wenn der Konstabel vor „sechs Büchern preußischer Geschichte" steht und den nahenden Dramatiker andonnert: „Zaruck," so steht er wenigstens nicht vor den sechstausend Büchern Weltgeschichte, und wer über Stoffmangel klagt, beweist sich von vornherein als Stümper. Das Genie überwindet selbst Teichmann und Düringern, aber — ich bin kein Genie. In Erwägung dessen werde ich einen bescheideneren Kurs innehalten.

Ein paar Worte über meinen Georg, meinen kleinen Liebling, hab' ich mir zum Schlusse aufgespart. Ich bin dem Kinde so zugetan, weil die Leute anfangs taten, als sei es eigentlich eine Art Mondkalb, das beklagenswerte Produkt talentvoller Eltern. Wenn Sie den armen Kerl seiner eignen Vergangenheit oder wenigstens seinem damaligen Renommee gegenüberstellen, so ist er eigentlich ein Wunderkind. Daß Sie sich seiner so annehmen, ihn anregen, ihn bei der Ambition fassen, ja sogar ihn durch die Fistel singen lassen, dafür bin ich Ihnen außerordentlich dankbar. Daß er kein Held ist, ist mir — Verzeihung, daß ich hier mit Ihren Erziehungsprinzipien oder wenigstens mit Ihren Wünschen in leisen Konflikt komme — ziemlich gleichgültig. Jener natürliche, originale Mut, der nicht das Produkt noblerer Eigenschaften ist, gilt mir herzlich wenig. Ja, so gern ich die Reinheit seines Vorkommens in Einzelfällen zugebe, im allgemeinen halt' ich ihn für eine bedenkliche, wenig wünschenswerte Eigenschaft. Roheit liegt in der Regel nah. Der Mut, den wir einzig und allein brauchen können, ist das Resultat der Liebe, der Pflicht, des Rechtgefühls, der Begeisterung und der Ehre. Er ist nicht angeboren, sondern er wird, er wächst. Ich würde es sehr bedauern, wenn der Junge diesen Mut nicht kriegte, aber jedenfalls kann er ihn noch nicht haben. Die Eigenschaften sind noch nicht entwickelt, die ihn erzeugen. Mit Gespenstern, Hunden und Truthähnen hab ich noch bis diesen Tag nicht gerne was zu tun. Wie kann ich von dem boy verlangen, daß er mit dem Hunde Simson spielt! Jedenfalls wird der Mut, den er bei Ihnen lernt, meine vollste Billigung haben, und wenn Sie mir ihn als Helden präsentieren, akzeptier' ich seine Heldenschaft unbesehn. Sehn Sie, was Sie machen können, und seien Sie auch dafür, wie für hunderterlei andres, der Dankbarkeit gewiß Ihres Th. Fontane.

Lieber Immermann. Sehr verehrte Frau. London, d. 23. August 1857.

Zu was Beßrem könnte man wohl einen englischen Sonntag verwenden, als zur Unterhaltung mit fernen, lieben Freunden? Kanzelberedsamkeit oder gar wohl jenes Schmoren in der Sonne, das man Landpartie oder Sonntagsvergnügen nennt, haben mich schon in der Heimat selten aus meinen vier Pfählen gelockt. Wie könnt' es hier anders sein, wo der anglikanische Geistliche sein Exerzitium abliest und die feiste Gottseligkeit des reichgewordenen Speckhökers einen mit Hochachtung vor all den ehrlichen Leuten erfüllt, die Sonntags Vormittag lieber eine Havannazigarre als die Heiligkeit einer englisch-frommen Versammlung riechen. Was die Sonne und das Gebackenwerden angeht, so ist kein Unterschied zwischen Greenwich und Pichelsberg. Nur hat man's billiger bei uns. Fahrt nach Greenwich mit Frau und George inklusive Mittagbrot, 1 £ St.; Fahrt nach Pichelsdorf inklusive Aal und Gurkensalat höchstens 1 Taler 17½ Sgr. Das Vergnügen verhält sich zueinander wie die Preise, und doch hab' ich der Verlockung von Pichelsberg jahrelang widerstanden.

Noch einmal, es wird einem leicht, einen englischen Sonntag am Schreibtisch zuzubringen, doppelt leicht, wenn man nach jahrelangem Entbehren aller Häuslichkeit und ihrer selbst nicht von mir bestrittenen Reize mal wieder sein Eigen um sich hat, noch dazu sein Eigen, so hübsch und so komfortabel wie 52 St. Augustine Road und alles, was es umschließt.

Unser Haus besteht aus drei Etagen, einem Souterrain, einem Hochparterre und einem Eine-Treppe-hoch. Zwei Fenster Front wie fast alle englischen Häuser. Die Vorderfront des Hauses ist gefällig: flaches Dach, der Abputz von graubrauner Farbe, die Fenster breit mit venetianischen Blenden. Eine zwölf Stufen zählende Sandsteintreppe, zu einem pfeilergetragenen Vorbau führend, aus dem man dann in den Flur (Hochparterre) des Hauses tritt. Vor dem Hause ein kleiner Blumengarten von der Größe einer zweifenstrigen Stube, hinter dem Hause ein Rasenplatz zum Spielen für die Kinder und zum Wäschetrocknen. Das Ganze den einfachern und kleineren jener Sommerwohnungen nicht unähnlich, denen man in der Tiergartenstraße oder auf dem Wege nach Schöneberg zu begegnen pflegt. Der Unterschied zugunsten unsrer Berliner Villen bleibt immer der, daß sie meist einen individuellen Charakter tragen, während englische Vorstadtstraßen aussehn wie eine ausgepackte Schachtel Nürnberger Spielzeug, bevor es bunt angepinselt ist. Alles ganz gleichmäßig; die Häuser nur durch ihre Nummer unterschieden. Bei uns kann ein Mensch auf seine Wohnung stolz sein, ohngefähr so, wie man vor zweihundert Jahren auf Tracht und Kleidung stolz sein konnte. Alles war charakteristisch, der Ausdruck des Individuums. Welcher vernünftige Mensch ist heutzutage noch auf die schwarzen Beinkleider stolz, die er trägt? A. und B. und C. tragen ganz die-

selben. So ist es hier mit den Häusern. Wie man Acht- und Zehn- und Sechs-Taler-Hosen hat, so hat man Achtzig- und Sechzig- und Vierzig-£ St.-Häuser. Nicht die einzelnen unterscheiden sich, sondern nur die Gruppen. Wir haben ein mittelgutes (sechzig £ St. mit Abgabe), wie es sich für uns geziemt. Seiner innern Einrichtung nach nähert es sich schon den guten. Das Souterrain besteht aus Küche und Speisezimmer, gewöhnlich breakfast-parlor geheißen. Da nehmen wir unsern Tee und und unser Mittagbrot. Es ist bis jetzt noch sehr einfach in seiner Einrichtung, wird sich aber verbessern, sobald sich unsre Kasse einigermaßen erholt hat. Die Küche ist groß und hübsch. Daneben ein kleines Waschhaus; kaltes und warmes Wasser immer zur Hand. Zwei Speisekammern und ein Kohlenkeller beschließen das unterirdische Reich. Das Souterrain hat übrigens besondere Ein- und Ausgänge, so daß Bäcker, Fleischer und alle die andern Shopkeeper, die einem hier alles ins Haus bringen, nie die Staatstreppe, die nur für gentlemen ist, betreten dürfen. Das Hochparterre ist der eigentliche Stolz des Hauses. Teppiche überall, eine Flurlampe, die Flurwände wie Stuck, im Hintergrunde eine Gartentür von teils mattem, teils blau und rotem Glase. Dies alles präsentiert sich zuerst, nebst einer teppichbelegten Treppe, die in den ersten Stock führt. Zur Linken des Flures sind die beiden drawing-rooms von großer Eleganz. Die Wände, die breiten wie die schmalen, nach Art eines Bilder- oder Spiegelrahmens hergerichtet. Jedes Feld gleicht einem Trumeau, unten ein Holzpaneel als Träger des Ganzen. Darauf erhebt sich in ganzer Zimmerhöhe ein mehr als handbreiter ponceauroter Rahmen. Dieser Rahmen wieder umschließt die weiß und grüne eigentliche Tapete, die da, wo sie sich dem roten Rahmen nähert, wiederum nach allen Seiten hin mit ausgeschnittenen Blumen reich besetzt ist. Die eigentliche Tapete hat also jedesmal einen doppelten Rahmen, erst den Blumenrahmen, dann mehr nach außen hin den ponceaufarbenen. Ich beschreibe dies so ausführlich, weil ich es ganz reizend und nachahmenswert finde. Die englischen drawing-rooms sind zwei Zimmer, die aber in ihrer Zusammengehörigkeit zugleich den Charakter eines Saales haben. Eine torwegartige Tür verbindet beide, und wenn sie offen steht, gleicht das Ganze einem Zimmer. Das Vorderfenster führt auf die Straße, das Hinterfenster auf den Rasenplatz, der sich Garten nennt. Den back-drawing-room hab' ich dadurch entweiht, daß ich ihn seiner repräsentativen Hoheit entkleidet, einen großen, langen Tisch hineingestellt und zu meinem Arbeitszimmer gemacht habe. Es arbeitet sich trefflich darin. Ich hätte nie gedacht, daß ich angesichts solcher Tapete und mit meinen Stiefeln auf einem Teppich, der 20 £ St. kostete, so ungehindert Korrespondenzen schreiben könnte. Ich würde selbst Verse machen können, wenn mir anderweitig meine Mittel solche Extravaganzen noch gestatteten. Die vorerwähnte Treppe führt uns in den ersten Stock, der aus vier Schlafzimmern besteht, zwei großen und zwei kleinen. Das für meine Frau und mich bestimmte

ist recht hübsch und macht mit seinem englischen Staatsbett einen guten Eindruck. Das andre große Zimmer bewohnen Rosalie und die Kinder. Betsy, das englische Mädchen, schläft in einem der kleinen Räume. Der vierte und letzte ist eine angehende Fremdenstube, hier spare-room geheißen. Durch ein an der Flurdecke befindliches Loch steigt man mit Hilfe einer Leiter aufs Dach, von dem man eine reizende Aussicht hat. Da haben Sie unsre Wohnung von Kopf bis Fuß.

Nachdem ich nun mit meiner Beschreibung fertig bin, fühl' ich, daß einzelnes darin mißverstanden werden und den Anschein gewinnen könnte, als sei ich bei der Einrichtung über ein verständiges Maß hinausgegangen oder, wenn das nicht, als sei ich ein weniges gekitzelt beim Anblick einer blumenbesetzten Tapete oder einer Glastür mit blau und roten Scheiben. Der Luxus und die Anforderung an eine gewisse elegante Außenseite, ist hier ungleich größer wie bei uns. Wer anständig wohnen will, muß mindestens so wohnen und eingerichtet sein, wie wir es sind. Verglichen mit Deutschland ist es schön und prächtig, verglichen mit dem hier Gang und gäben ist es nur eben anständig. Viele würden selbst das noch bestreiten. Wir haben kein Fortepiano, nur einen einzigen Wandspiegel, keine Damastgardinen, kein Sofa (nur vier Lehnstühle), keinen Kronleuchter, kein Gas, keine Ausschmückungsgegenstände, keine Blumen, keine Schränke und Mahogoniboards, keinen Groom, der in seiner mit Silberknöpfen besetzten Jacke die Tür öffnet, wenn geklingelt wird, und die Visitenkarten in Empfang nimmt. Sie werden herzlich lachen, wenn Sie das lesen: „Fontanes und ein Groom!" Sie haben ganz recht; es ist zum Lachen. Aber hier würde man's umgekehrt ganz in der Ordnung finden, daß ich solchen aufgeputzten Tagedieb im Hause hätte, dessen ganze Funktion darin besteht, Auskunft darüber zu erteilen, ob Mrs. Fontane zu Hause ist oder nicht. Man kann hier natürlich unter höchsten Einschränkungen leben so gut wie bei uns. Von dem Augenblick an aber, wo man respectable people bei sich sehen und vor der Welt einen Gentleman repräsentieren will, ist es mit der Einschränkung und dem Sicheinpferchen in ein enges Stübchen vorbei. Die Art und Weise, wie wir hier leben, ist eine durchaus gebotene und nach englischen Vorstellungen von jeglicher Überhebung weit, weit ab. Es bliebe noch übrig, sich selbst die Frage vorzulegen: Wie wird das alles auf dich wirken? Wird es deinen Sinn auf das Äußerliche und Nebensächliche des Lebens lenken? Wird es dich dir selber untreu machen? Ich antworte darauf mit jener Seelenruhe, wie sie aus der vollsten Überzeugung fließt: nein! Meine Frau und ich, die wir in dieser wie in mancher andern Beziehung von einer gleichen Organisation sind, lachen über das Ganze und werden dermaleinst von diesen Blumentapeten ohne Herzschmerzen Abschied nehmen. Was ich mir in der Welt erobern möchte, das ist eine gesicherte Existenz und die Unabhängigkeit, die daraus fließt. Ob ich mich ihrer auf einem Brüsseler

Teppich à 20 £ St. oder auf einer Diele mit Klaffritzen erfreue, ist mir im wesentlichen gleichgültig. Ich bin kein Barbar, und ich ziehe das Feinere und Schönere vor, aber die Feinheit des Geistes und der Empfindung, jene echte Schönheit, die den Menschen und sein Tun adelt, wird mir stets weit über Spiegelscheiben und venetianische Blenden gehn, und ich werde gern wieder in die erste beste Berliner Mansardenwohnung einrücken, wenn mir dadurch die Gelegenheit gegeben wird, unabhängig und ohne Dürftigkeit unter den alten Freunden leben zu können. Daß die Zeit kommen wird, ist meine Freude und meine Zuversicht.

Bis dahin wie heut und immer Ihr Th. Fontane.

An Henriette v. Merckel

Hochverehrte Frau. London, d. 20. September 1857.

Der Gesandte ist seit vier Wochen in Brighton, und Berlin geht auf in Manövern und evangelischer Allianz. So kommt es, daß der Kurierwechsel ins Stocken geraten und nach langer Pause erst gestern wieder ein Feldjäger hier eingetroffen ist.

Die „Venetianischen Blenden" haben ganz in der gewünschten Weise gewirkt. Sie sollten durch ihren Namen frappieren, und das haben sie redlich getan. Immermann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Es sind Jalousien, doch glaub' ich wirklich von einer besonderen Konstruktion, wie man ihnen vorzugsweise in Venedig begegnet. Sie heißen hier allgemein „venetian blinds". Überhaupt glaub' ich, daß ich durch meine Schilderung die Vorstellung von einem Feenschloß hervorgerufen habe, das doch nicht ganz vorhanden ist. Nur die beiden drawing-rooms sind groß, geschmackvoll und selbst elegant. Flur und Schlafzimmer hübsch. Alles übrige praktisch, wohnlich, ausreichend, aber doch eigentlich puppenstubenhaft. Die Speisekammer hat die Ausdehnung eines Wandschranks (kaum). Der Waschkessel hält die richtige Mitte zwischen einem wirklichen Kessel und einem Fingerhut. Der Garten ist gerade groß genug, um zwei Windeln und ein Taschentuch drin zu trocknen, und das Fremdenzimmer (was aber niemanden abschrecken soll) hat die Dimensionen einer größeren Mausefalle. Auf dem Dach ist es gewiß sehr hübsch, und die Aussicht muß reizend sein, da wir fast auf der Höhe eines Hügels wohnen; aber die Wahrheit zu gestehn, ist noch niemand von uns durch die Luke gekrochen, und ich werde erst heute nachmittag das Wagstück unternehmen, nach Zusammenraffung meines Mutes, um Ihnen in einem P. S. sagen zu können, wie es denn eigentlich ist. Eines hab' ich übrigens in meiner neulichen Schilderung vergessen und beinah das Beste. Wie die Jäger ihr Zimmer mit Hirschgeweihen und die Indianer ihr Wigwam mit Skalpen ausschmücken, so hängen in unserm Schlafzimmer just über dem Kamin die Orden und Abzeichen der Elloristen. Da ist zunächst

der große quiekende Elefant, dann die drei zinnernen, die wie zärtliche Elefantenkälber das stimmbelebte und beleibte Muttertier umdrängen. Ein andrer Orden am scharlachnen Moiréband, den ich vor siebzehn Jahren in Lepels Kasernenstube für geleistete Lyrik empfing, hat sich unter die Abzeichen der Ellora mit eingedrängt. Am Halse des großen Elefanten hängt, wie eine Glocke am Nacken einer Schweizerkuh, die zinnerne Tunnelmedaille, und unmittelbar darunter steht mit gespannten Segeln das Argoboot. Hiermit schließt der poetische Teil der Kaminverzierung ab, und der praktische beginnt. Rechts und links von der Argo stehen zwei Schachteln, die eine mit Insektenpulver, die andre mit Rhabarberpillen.

Sie sprechen Ihre Verwunderung aus, daß die Kreuzzeitung immer nur Schnipselchen von mir bringt. Das hat seinen guten Grund — ich schreibe nur noch Schnipselchen. Die Zeitung hat in der Tat keinen Platz für das Ausland. Sie gibt in der Regel nur eine halbe Spalte, oft nur eine viertel und noch weniger für England her. Ich billige das im Prinzip. Es ist dummes Zeug und geradezu unwürdig, sich um jeden endlosen englischen Vergiftungsprozeß oder um die Parlamentsrede von Mr. Klutterbuck zu bekümmern. So sehr ich indes das Verfahren der Kreuzzeitung billige, so muß ich doch andrerseits zugestehn, daß einem Korrespondenten seine Arbeit dadurch aufs höchste erschwert wird. Jede eingehende Besprechung ist unmöglich: es fehlt der Zeitung an Raum dafür. Diese Erwägung, auch der Umstand, daß ich gelegentlich völlig verschieden von der Kreuzzeitung über die Dinge denke, hat es dahin gebracht, daß ich mich meist begnüge, einen pikanten Einfall, ein Witzwort, einen frappanten Vergleich zu Papier zu bringen und nicht an die Behandlung respektive Erschöpfung ernster Dinge gehe, die der Redaktion nur Verlegenheiten bereiten. Ein paarmal hab' ich auf dem Punkt gestanden, das Verhältnis zu lösen. Ich werde jetzt aber aushalten und abwarten, ob umgekehrt die Zeitung mich entläßt. Man ist sehr freundlich gegen mich, und ich habe solche Entlassung vorläufig wohl nicht zu fürchten. Der Grund, warum ich auszuhalten entschlossen bin, ist ein doppelter, vielleicht ein dreifacher. Zunächst brauch' ich das Geld. Zweitens kommt es doch vor (namentlich wenn ich dies oder das erlebt habe), daß mir diese leichte Behandlungsart am passendsten und angenehmsten erscheint. Drittens weiß ich aus Erfahrung, daß das ernste Sichherumquälen mit den mannigfachsten Fragen zwar erfreut und erhebt, aber auch (wenn die Lösung nicht kommen will) aufs höchste verstimmt, daß man sich verbraucht und wenig Dank davon hat und, was das schlimmste ist, an Klarheit und Überblick mehr verliert, als man an Kenntnis und Details gewinnt. So werd' ich denn wohl fortfahren, wie die Sache jetzt im Gange ist.

George geht seit acht Tagen in die Schule, und zwar — zu Johannes Ronge. Es kommt wunderbar im Leben. Erst wollt' ich aus guten Gründen von der Sache nichts wissen. Die Sache machte sich aber zuletzt so natürlich,

daß es Torheit und Eigensinn gewesen wäre, wenn ich bei meinem ursprünglichen Nein beharrt hätte. George weinte, so oft er von einer englischen Schule hörte, was ich begreiflich fand. Ich ging mit ihm eines Tages spazieren, und zwar durch Clerkenwell, den allertollsten Teil von London. Es war vier Uhr und die Schule gerade aus. Plötzlich stürzten aus einem baufälligen Hause mit zerschlagnen Scheiben dreißig bis vierzig zerlumpte Jungen heraus, warfen sich die zerbrochnen Schiefertafeln an den Kopf, boxten und zausten sich, so daß mein Heldenjunge sprachlos dastand und erst wieder aufatmete, als wir um die nächste Ecke waren. Ich sagte ihm, das sei eine englische Lumpenschule. Er kann das Bild nicht wieder los werden und glaubt, daß es in jeder englischen Schule ähnlich hergehn müsse. Mich brachte die ganze Sache in wirkliche Verlegenheit. Ronge bot ein Auskunftsmittel. Die Kinder des Dr. Beta, mit denen George ein Herz und eine Seele ist, gehen zu Ronge in die Schule, und die Freundschaft der Kinder untereinander führte es bald dahin, daß George für den Gedanken zu schwärmen begann, auch einer von der Partie zu sein. Ich gab nach, weil ich nichts Beßres wußte. Die Unterrichtsmethode ist die Fröbelsche. Ein sogenannter „Kindergarten" spielt die Hauptrolle, in dem, glaub' ich, viel Rad geschlagen und wenig gelernt wird. Kopfstehn ist die einzige Kopfarbeit. Ich bin nicht traurig darüber. George lernt bei uns vollauf genug, und der „Kindergarten" wird das Gute haben, daß der Junge seine Scheuheit verliert.

Indien, wie Sie bemerken, ist wirklich ein interessantes Kapitel; aber ich kann mich durchaus nicht bis zur Entrüstung erheben und bin sehr froh, daß unsre Regimenter nur Staub zu schlucken, anstatt Hindublut zu trinken haben. Ich lese die Schilderungen wie man eine stoffreiche Erzählung zu lesen pflegt. Es interessiert halbwege, aber es ist Neuigkeitsfutter, nicht Herzensnahrung. Ich bleibe kühl und nüchtern dabei. In Mecklenburg kam es vor zwanzig Jahren vor, daß sich ein ganzes Dorf gegen den Amtmann verschwor, der ihnen ein Vierteljahrhundert hindurch jede erdenkliche Unbill angetan hatte. Er hieß Haberland und gehörte einer Familie von lauter kleinen Tyrannen an. Die Bauern zerstörten ihm endlich das Haus, tranken seinen Wein aus, entkleideten ihn und ließen ihn, während sie zechten, immer zehn Minuten lang auf Glas tanzen, gönnten ihm hinterher eine Stunde Ruhe und ließen ihn dann den Tanz aufs neue beginnen. Diese Geschichte hat nie großen Eindruck auf mich gemacht. Warum nicht? Weil sich Schuld und Strafe in ihr neutralisieren und Mitleid und Rechtsgefühl sich so völlig die Wage halten, daß das Gemüt in Ruhe und Balance bleibt. Ganz so ist es mit den Vorgängen in Indien. Man hat ein Volk, das in ähnlicher Weise wie die Italiener Anspruch auf unsre Sympathien, auf Bewunderung ihrer hohen Geistesgaben hat, oft mit Brutalität, immer aber mit stupider Selbstüberschätzung niedergetreten, und ich freue mich stets, wenn in Fällen solcher oder ähnlicher Unbill der Rückschlag kommt, und wenn

die getretene Schlange siegreich nach jener Stelle zischt, wo die überlegne, aber rohe Kraft verwundbar geblieben ist. Dies ist auch der Grund, warum ich für die große Epoche des Papsttums schwärme. Wenn ich mal in Banden geschlagen werden soll, so geb' ich der Macht, die eine Kirche über mich hat, vor den Fäusten eines Landsknechts oder irgendwelcher Polizeikreatur den Vorzug. Mein Herz jubelt stets, wenn ein getretenes Volk, Christ oder Heide, seine Bedrücker niederwirft. Ich verkenne auf der andern Seite nicht, daß Männer und Völker ihre großartig mörderischen Missionen haben. Ich sympathisiere mit dem Widerstand der alten Sachsen, aber ich habe gleicherzeit Respekt vor jenem Kaiser Carol, der mit Blut und Feuer taufte. Das war eine Mission. Diese englische Kattunmission aber mit etwas spackem Christentum und Unzucht und Opiumkisten mag auch ein Werkzeug in der Hand des Höchsten sein, aber ich kann mich ebensowenig dafür begeistern wie für die Taten des Schweinetreibers und Quartanerhelden Pizarro. Wenn man älter wird, denkt man gering von diesen Schlagetots.

Und nun wie immer der Ihre Th. Fontane.

An v. Pfuel

Hochgeehrter Herr v. Pfuel. Berlin, d. 18. Januar 1864.

Ihr geehrtes Schreiben vom 15. ist mir eine rechte Freude und Ermunterung gewesen, und ich stelle meinen Dank wie billig an die Spitze dieses Briefes. Es tut jedem Schriftsteller überhaupt schon wohl, mit Liebe und Lust an der Sache gelesen zu werden, und jedes eingehende Urteil erfreut ihn natürlich doppelt, wenn er so wohlwollend und nachsichtig auftritt wie das Ihrige. Besonders erfreut hat es mich auch, daß Sie, wenn ich eine Stelle Ihres geehrten Schreibens richtig interpretiere, die eigentlichen Intentionen, die Grundidee meiner Arbeit richtig erkannt haben. Es ist alles auf ein Ganzes hin angelegt, auf die Beweisführung: auch im märkischen Sande flossen und fließen überall die Quellen des Lebens, und jeder Fuß breit Erde hat seine Geschichte und erzählt sie auch — man muß nur willig sein, auf die oft leisen Stimmen zu lauschen. Die zwei Bände, die bis jetzt erschienen sind, lassen das, worauf es mir ankommt, erst erraten: die Belebung des Lokalen, die Poetisierung des Geschehenen, so daß (ganz wie es am Rhein, in der Schweiz, in Schottland und an vielen Orten ist) in Zukunft jeder Märker, wenn er einen märkischen Orts- oder Geschlechtsnamen hört, sofort ein bestimmtes Bild mit diesem Namen verknüpft, was jetzt gar nicht oder doch nur in einer prosaisch-häßlichen Weise der Fall ist. Wenn jetzt ein Berliner die Namen Strausberg, Ruppin, Spandau, Kyritz hört, so tritt nur Häßliches oder Komisches vor ihn hin — die Zucht- und Irrenhäuser leben in seiner Phantasie, nicht die historischen Häuser oder Gestalten dieser Städte. Erst der Abschluß meiner allerdings auf weithin

angelegten Arbeit wird klar zeigen, worauf es mir ankam: nicht Verherrlichung des Einzelnen, sondern Liebesweckung für das Ganze. Danach müssen auch die drunter laufenden Fehler milde beurteilt werden. — Ich darf sagen, ich befleißige mich der Gewissenhaftigkeit, aber ich muß auf meiner Hut sein, daß ich nicht in Kleinlichkeit verfalle. Penibilität tötet zuletzt Sinn und Auge für das Allgemeine.

Mit vielem, vielem Dank und voller Ergebenheit, hochgeehrter Herr v. Pfuel,
Ihr Th. Fontane.

An Frl. v. Rohr

Mein gnädigstes Fräulein. Berlin, d. 7. Mai 1868.

Jeden Augenblick kann Hans v. Rohr eintreten, der heute eine halbe Stunde mit mir plaudern will, nachher ist Rütli. Ich kann es mir doch nicht versagen, Ihnen heute schon in dieser knapp gemessenen Viertelstunde einen Plan zu skizzieren, der mich seit heute mittag vollständig erfüllt und der, wenn ich Glück habe, zu meinem Glücke führen und mir auf einen Ruck eine lohnende, ehrenvolle, auskömmliche und meinen Gaben entsprechende Stellung schaffen kann.

In Schloß Monbijou ist jetzt eine „Ausstellung historisch merkwürdiger Gegenstände" in Szene gesetzt, die sehr wohl gemeint ist, die man mit Rücksicht auf den wohltätigen Zweck sogar loben kann und loben muß, die aber, wenn man ernster an die Dinge herantritt und sich die Frage vorlegt: „wie könnte, wie sollte das alles sein", nahezu ein Skandal ist. Von historischem, künstlerischem und überhaupt ästhetischem Standpunkt aus angesehen, ist die Ausstellung ein bloßer Raritätenladen, zum Teil ein bloßes Jahrmarktschaos.

Diese Wahrnehmung nun, das Wissen, daß nach dieser Seite hin überhaupt ein Chaos bei uns herrscht, daß die wertvollsten und interessantesten Dinge sich wie Gerümpel herumtreiben, in alten Schlössern zum Teil auf Böden und Korridoren mißachtet und verzettelt unter Staub und Spinnweben verkommen, hat mir den Gedanken in die Hand gegeben: „hier ist noch was zu machen, und für das, was hier noch zu machen ist, bist du der geeignete Mann".

Es fehlt uns ein national-historisches Museum, wie es die meisten andern europäischen Hauptstädte, wie es auch einzelne der kleineren deutschen Residenzen (Hannover, Schwerin, Stuttgart usw.) haben, und die Herstellung eines solchen aus dem reichen Material, das die Kunstkammer und die zahlreichen königlichen Schlösser, außerdem die alten Kirchen in Stadt und Land bieten würden, wäre eine große, schöne, herzerhebende Aufgabe. Es würde mich glücklich machen, mit einer solchen Aufgabe betraut zu werden. Ob ich ihr gewachsen wäre, darüber müssen andre entscheiden. Im allgemeinen meinen Kräften mißtrauend und in Rivalitätskämpfen gern zurücktretend, hab' ich doch hier das Gefühl: das könnt' ich. Ich bin mir auch klar darüber, warum ich das könnte. Doch darüber gelegentlich mündlich.

Über die Sache selbst nur so viel, daß, wie man in großen Museen — beispielsweise in London — einen romanischen, einen frühgotischen, einen spätgotischen, einen Renaissance-, einen Rokoko-, einen Empiresaal hat, Säle, in denen jedesmal die ganze Epoche nach allen Richtungen hin, also in bezug auf die bildenden Künste, Kunstindustrie, Sitten und Trachten charakterisiert wird, so auch in diesem nationalhistorischen Museum sich Saal an Saal reihen müßte, von denen jeder einer Epoche oder einem Regierungsabschnitt zu entsprechen hätte. Den früheren Jahrhunderten würden, bei der Mangelhaftigkeit des Materials, nur kleine Räume angewiesen werden können, während beispielsweise das Zeitalter Friedrichs des Großen mehrere große Säle in Anspruch nehmen würde. Jeder Raum müßte dieselbe Grundeinteilung zeigen, um dadurch Klarheit, Übersichtlichkeit in das zurzeit chaotisch durcheinandergewürfelte Material zu bringen, das bisher weder sachlich noch chronologisch jemals gruppiert worden ist. Gobelins und Bilder, immer der bestimmten Epoche entsprechend, hätten an den Pfeilern und Wänden hinzulaufen, ein historisches Mobiliar (Wiege, Lehnstuhl, Arbeitstisch, Notenpult, Sterbesessel usw.) hätte eine möglichst natürliche Aufstellung zu erfahren. Große Glasschränke hätten das historische Kostüm und Glaskästen Kuriositäten, Reliquien, Erinnerungsstücke aufzubewahren. Jeder Saal ein Ganzes, in sich Abgeschlossenes, ein Zeitenbild, eine Welt für sich und dann in Aufbau, Arrangement, Prinzip der gleichgeartete Bruder der Nachbarsäle.

Hier haben Sie in Andeutungen meinen Plan. Ich habe gerade so viel gegeben, daß sich erkennen läßt, wie die Sache völlig klar vor mir steht. Eine Baulichkeit würde sich finden lassen; ein Katalog müßte unmittelbar der Aufstellung folgen.

Bitte, bringen Sie die Sache passenden Orts zur Sprache. Vielleicht — die Sache selbst ist eine Notwendigkeit und muß über kurz oder lang kommen — greift man zu. Es würde mich höchlichst erfreuen, auch dann noch, wenn man sich veranlaßt sehen sollte, die Sache andern Händen anzuvertrauen als den meinigen.

Wie immer Ihr   Theodor Fontane.

An Frl. v. Rohr

Mein gnädigstes Fräulein.   Berlin, d. 5. November 1869.

Oft gedenken wir Ihrer, mein gnädigstes Fräulein, in Liebe und Dankbarkeit; aber ein ganz besondrer Gedenketag war doch vorgestern (3. November), wo die Hubertusjagd mit vierzig Hunden und vierhundert Pferden durch den Grunewald tobte, durch denselben stillen Grunewald, in dem wir zweimal mit Ihnen und durch Sie unsers alten Lepels Geburtstagsfeier begingen. Ich wollte bei diesem Hubertusjagen eigentlich mit zugegen sein, nicht im roten Jagdfrack, aber

doch im Überzieher, Gummischuhen und Cachenez, und wurde nur durch ein greuliches Wetter daran verhindert. Das hinderte indessen nicht, daß ich vielfach unsers Spazierganges im Walde gedachte, des Kaffees mit der gelben Sahne und des Streußelkuchens, an dem wir uns alle, Sie ausgenommen, den Magen verdarben.

Unser Leben ist hier das alte, und wenn ich einen Unterschied bemerkte, so ist es nur der, daß die Tage, wie es scheint, immer ruhiger werden. Ich würde das nicht beklagen. So sehr ich Geselligkeit liebe und in ihr eine Feiertagsspeise des Lebens sehe, so ist es doch nicht gut, wenn diese Feiertage soviele werden wie bei den Katholiken. Ich begnüge mich mit einem protestantischen Sonntage, mit einem Fest- und Ruhetage nach sechs Werkeltagen. Dies Gefühl hegte ich immer, und es ist nur natürlich, daß dies Gefühl eher wächst als schwindet. In jungen Jahren, wo einem alles zur Staffel werden soll, erwartet man auch von der Geselligkeit wahre Wunderdinge, bis man sich schließlich überzeugt, daß es auch damit seine Grenze hat. Man zieht sich dann in immer engere Kreise zurück, findet in ihnen Glück, Anregung, Heiterkeit, aber doch auch — nachdem ein Höhepunkt erreicht wurde — in mehr schwindender als wachsender Proportion. Man kennt alles auswendig zuletzt, die Menschen und die Dinge, und betrachtet es als keine Einbuße, eine Gesellschaft versäumt, aber dafür ein gutes Buch in traulicher Abendstille kennen gelernt zu haben. Die Umformung, die unser Kreis durch das Ausscheiden lieber Mitglieder erfahren hat, mit alleiniger Ausnahme Ihres Fortganges von hier, hat übrigens unser gesellschaftliches Leben wenig oder gar nicht berührt. Blomberg, im Rütli selbst eine Kraft, unterhielt zu niemandem intimere Beziehungen, und selbst Roquette, so lieb er uns allen war, war doch ein selten gesehener Gast. Nun ist er seit sieben Monaten in Darmstadt und man merkt es kaum.

Lepeln sehen wir selten. Die Verhältnisse tragen die Schuld. Er wartet, aus Zartheit und Rücksicht, eine Einladung ab, um mich nicht in der Arbeit zu stören, und die Einladung erfolgt allmonatlich höchstens einmal, weil mir eben die Verpflichtung obliegt, immer zu arbeiten. Vielleicht, daß es über kurz oder lang ein wenig besser damit wird; wenigstens wünsche ich es von ganzem Herzen. Das immer arbeiten Müssen macht egoistisch wie alles Ausschließliche; es ist bürgerlich respektabel und verdirbt doch den Charakter. Ein liebenswürdiges Bummeln, wenn es ohne schwere Pflichtverletzung geschehen kann, berührt wohltuender als die ewige unerbittliche Korrektheit.

Wie immer Ihr Sie hochschätzender Th. Fontane.

An Karl und Emilie Zöllner

Tabarz b. Waltershausen (Thüringen), d. 14. Juli 1873.

Hochverehrtes Paar, Geliebte Chevaliers.

In einer Lattenlaube, gackernde Hühner und meckernde Ziegen um mich her,

schreibe ich diese Zeilen, von denen ich wünsche, daß sie Euch wohlbehalten in Franzensbad treffen mögen. Die Gattin, nebst dem ihr und mir gleichmäßig zugehörigen Anhang (so die Treue kein leerer Wahn ist) traf am Montag in Fröttstedt ein, wo ich das Glück hatte, in unmittelbarer Nähe der Hörselbrücke — an welcher Stelle sieben Wagen und eine Rudolstädter Hofdame vor kurzem ihren Tod fanden — sie heil in Empfang nehmen zu können. Bei jetzigen Bahnzuständen immer schon was. Im Hintergrunde ragte der Hörselberg auf, wo Frau Venus den Tannhäuser mehrere und einige Nächte gefangen hielt. Mit einer gewissen Wehmut durchdrang es mich, daß sich die holde Frau (ich meine Frau Venus) um meine Person weniger bemüht und mich jedenfalls früher entlassen haben würde.

Abwärts geht es Schritt um Schritt,
53 gefallt mer nit.

Die Fahrt von Fröttstedt hierher in einem char à banc war sehr angenehm, und ich hatte die Genugtuung, meine Haus- und Wirtswahl belobt zu sehen, was mir um so wohler tat, als man als Ehemann auf solchen Ausgang nie mit Bestimmtheit rechnen kann. Im Gegenteil. Es wurde ein idyllisches Mahl eingenommen: Erdbeeren mit Milch, frische Eier mit beinah rötlichem Dotter, Schwarzbrot und Butter, dazu Wasser aus dem Thilobrunnen. Die Kinder machten ihre ersten Kletterversuche, und alles schien eine Reihe glücklicher Tage zu versprechen. Aber „o Menschenherz, was ist dein Glück", und siehe da, schon zwei Stunden später begrüßte ich die ersten Anzeichen von der Dauerlosigkeit menschlichen Hochflugs. Ikarus Noel war der Sonne zu nahe gekommen, und die Wachsflügel begannen zu schmelzen. Station Halle war an meiner Penelope, die diesmal, statt treu zu warten, treu erwartet worden war, nicht spurlos vorübergegangen und zwei um fünf Uhr früh genossene, eben heiß aus dem Ofen gekommene Semmeln begannen ihre infernale Wirkung zu üben. Die ersten verschämten Erklärungen darüber klangen noch ziemlich harmlos. „Es steht mir vor der Brust" oder „es stößt mir das Herz ab" sind Wendungen, die einen alten Seebefahrenen, der dreiundzwanzig Jahre lang den Ozean weiblicher Anfälle durchschifft, nicht allzusehr aus der Fassung bringen. Sie stehen auf Höhe jenes unenträtselten Zustandes, wo sich bei männlichen Individuen „die Hämorrhoiden auf die Brust werfen". Eine Abzweigung der Sommerfeldtschen Hausapotheke war mit auf die Reise genommen worden, und so suchte ich den bösen Geist durch Senfspiritus und Baldriantropfen zu bannen. Aber ich mußte bald gewahr werden, daß ich es hier nicht „mit den Kleinen von den Meinen", sondern mit dem höllischen Meister selbst zu tun hatte, und so alle Beschwörungsformeln durchgehend, schritt ich vor bis zur Tinctura Opii crocata. „Incubus, Incubus, tritt hervor und mache den Schluß." Diesem Zeichen unterwarf er sich endlich, aber doch nur knurrend, ein Knurren, das beiläufig drittehalb Tage

anhielt, und von den üblichen Erscheinungen, die sich durch Unruhe, rasches Aufstehen und plötzliches Verschwinden zu erkennen geben, bis zuletzt begleitet war. Dann wölbte Iris ihren Bogen, und der Friede war wieder da. Leider hatten sich all die Zeit über mehrere alte Sprichwörter wieder neu bewährt, und neben dem Lager der Herrin stand das Bett der Dienerin. Pech kommt nicht allein; „it does 'nt come single-handed, it comes in bataillons". Luise humpelte, legte sich und lag vier Tage. Nachdem wir zwischen Rose, Rotlauf und Furunkel längere Zeit geschwankt und zwischen Pappelsalbe und Bohnenmehl unsre Aufmerksamkeit gewissenhaft geteilt hatten, erschien endlich ein angeschnapster Dorfbarbier, angetan mit einer Ledertasche und der ganzen Dezidiertheit seines Geschlechts. Er stellte eine Diagnose, um die ihn Bedlam und Zehlendorf hätten beneiden können, und setzte Schröpfköpfe, die ebenso verständig waren, wie das Räsonnement unverständlich gewesen war. In der Regel ist es umgekehrt. Das Blut floß, die Geschwulst fiel und unser Barometer stieg wieder. Gestern konnte bereits die erste Brühsuppe gekocht, der erste Eierkuchen gebacken werden. Das Leben lacht seitdem wieder, und der Glaube an eine sittliche Weltordnung hat sich neu belebt. Partien werden geplant, und die Wörter Reinhardsbrunn und Friedrichsroda gehen rasch und sicher, die Namen Inselsberg, Schmalkalden und Schwarzatal wenigstens schüchtern über unsere Lippen. Tante Merckel ist erwartet (das Signal zu kühneren Unternehmungen). In die Tiefen Schopenhauers wird hinabgestiegen, und Wille und Vorstellung, Trieb und Intellekt sind beinahe Haushaltungswörter geworden, deren sich auch die Kinder bemächtigt haben. Mete sagt nicht mehr: „Theo, du bist zu dumm", sondern „suche das Mißverhältnis zwischen deinem Willen und deinem Intellekt auszugleichen".

Von der „schönen Natur" und unsrem Glücklichsein in ihr schreib ich nicht erst. Es versteht sich von selbst: „Die Welt ist herrlich überall, wo Berlin nicht hinkommt mit seinem Schwall." Freilich ein Ausspruch, der sich kaum noch irgendwo mit voller Berechtigung machen läßt, denn — wo käme Berlin nicht hin?! Auch hier ist es vertreten. Und „in diesem Sinne", wie jetzt jede öffentliche Rede unsinnig schließt, euer aufrichtig ergebenster Th. Fontane.

Luise liegt wieder; das Barometer ist gesunken. „Ach, mit des Geschickes Mächten usw."

Fräulein Drache/ erzählt von Charlot Strasser

Am Vorabend des Tages, an dem die hier folgende Geschichte geschah, — (wir wohnten in Kyoto im Sawabun-Hotel, — das Herz geht mir heute noch auf beim Klange Sawabun, welcher Gasthofsname für mich alles echtjapanisch Freundliche und Liebe in sich schließt) — war auch mir die Ehre eines offiziellen Preßbesuches zuteil geworden. Meinen Reisegenossen kannten die Zeitungsleser schon des längeren genau; — meine Wenigkeit dagegen sollte erst jetzt den Glorienschein empfangen.

Eine mächtige Visitenkarte, mit vielen schönen chinesischen Zeichen bedruckt, verkündigte die Ankunft des Zeitungsmannes, der sich gleich nach seinem Eintritt ins Zimmer, der japanischen Sitte gemäß, in einer Unmenge von Entschuldigungen, wegen des schlechten Empfanges in Japan, was natürlich rein imaginär war, erschöpfte, — dann sich nach meinem Vaterlande erkundigte und endlich, nachdem er unter einem Schwall von Dankesbeteuerungen eine russische Zigarette, die ich noch von Wladiwostok mitgebracht, wahrscheinlich mit vielem patriotischen Widerwillen (es war kurz nach dem Kriege) in Brand gesteckt hatte, sich noch nicht empfohlen hätte, wenn nicht ein Diener des uns befreundeten Kunsthändler Ichida mit einer Einladung nach dessen Landhausgarten zur Besichtigung des Mondscheins zu Hilfe gekommen wäre. Immerhin konnte ich am nächsten Morgen in der Zeitung lesen:

„. . . er stammt aus Siutsuru, dem Lande der ewigen Schneeberge, und hat seinem Vaterlande schon viele herrliche und lehrreiche Gedichtbücher über die letzteren geschrieben. Sein Gesicht ist eiförmig und edel, obschon sein Bart noch sehr jung ist und besonders auf der Oberlippe wenig Haare hat. Seine Kleidung besteht aus einem japanischen Badekimono, der ihm zu kurz ist, so daß man die entblößten Beine sehen konnte, aber er sagte, daß ihm diese Kleidung sehr leicht und angenehm wäre. Er schälte gerade einen Apfel aus Hokkaido und aß ihn mit vielem Behagen. Ein Diener des Herrn Ichida aus Kyoto machte unserer interessanten Unterhaltung ein Ende. Herr B. E., der bekannte deutsche Japanfreund, und sein junger Gefährte beehrten dann den Mondschein im Garten des Herrn Ichida durch ihre Anwesenheit . . ."

Wenn der große Zeitungsmann geahnt hätte, was mir von jenem milden, gesegneten Mondschein alles beschert worden war. Gepriesen hätte er die Schönheit seines Vaterlandes und die Lieblichkeit seiner Frauen.

Nachdem er sich also gestern mit unzähligen Verbeugungen und „arigato" (Dank!) empfohlen hatte, waren wir, so wie wir des Abends, der Bequemlichkeit halber, uns zu bekleiden pflegten, in bloßen Badekimonos, schlafrockartigen Hemden, aufgebrochen, hatten unsere Schuhe aus der langen, friedlichen Schuh-

reihe, die sich vor jedem japanischen Gasthaus beim Eingangstor befindet (denn auf den blitzblanken Matten im Innern der japanischen Häuser werden niemals Schuhe getragen) glücklich herausgefischt und uns in die leichten Kurumas, die von Männern gezogenen, zweiräderigen Wägelchen gesetzt.

An dem Hügel, der im Westen von Kyoto ansteigt, am Kinukasayama, dem Seidenhut-Berg, der solchen Namen darum trägt, weil der Ex-Mikado Uda eines heißen Tages befohlen hatte, den Hügel ganz mit weißer Seide zu bekleiden, damit er sich an einer kühlen Winterillusion erfreuen könne, an diesem Berg befand sich die Villa unseres Gastfreundes. Eine deutsche und eine japanische Flagge, über dem Tor kreuzweise aufgepflanzt, bewiesen, daß wir erwartet wurden.

Der japanische Garten gehört zu den lieblichsten Wundern, die den Europäer im Sonnenlande erwarten. Die Gartenbaukunst zählt dort unter die hohen Künste. Die Landschaftsgartenkünstler haben eine Reihe von Schulen gebildet, deren Geschichte bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreicht. Ich erinnere mich besonders an Gärten im Stile von Tokio, die klein und liliputhaft, und an solche im Stile von Kyoto, die groß und mit mächtigen Perspektiven angelegt waren.

Der Garten, in den wir hier geführt wurden, lag von Mondlichtwellen übergossen da und hatte in seinen großartigen Formen und Linien etwas zur Andacht Gebietendes. Alle die Zwergbäumchen, die seltsam ausgesuchten Steine, die, symbolisch angeordnet, die abstraktesten Dinge bedeuten sollten, alle die Bächlein, Brücklein, Steglein und Weglein, die uns sonst gerne wie Puppenspielzeug vorkommen, waren vergrößert und zum Teil versteckt unter dem Schatten einer riesengroßen Nacht, — überflutet vom Glanz der „Tsuki-sama", der „Lady moon", des geliebten Mondes. Zwischen dem Dunkel der Ziersträucher glommen wie glühende Augen kleine Kerzen, die in den Steinlaternen, den Toros, für die Seelen der Ahnen angezündet waren; weit hinten schimmerte das dunkelgelbe Licht von den gefelderten Papierfenstern des Landhauses, während wir uns gegen einen offenen Pavillon hinbewegten, auf dessen etwas erhöhten Matten unsere Gastgeber und ihre Gesellschaft uns erwarteten. Der Weg zu ihnen war von beiden Seiten mit weißen Lampions eingefaßt, die sich, Perlenketten gleich, rechts und links zum Ziele wandten. Und während ringsum die mächtigen Mondnachtsfarben, Schwarzgrün und Silber, — die Natur im Banne des Schweigens hielten, erweckte im Pavillon die schillernde Schmetterlingsbuntheit der japanischen Kleider uns wieder zum Leben und Lachen.

Die Teilnehmer eines Festmahles in Japan werden immer nach der Form eines Hufeisens gesetzt, das heißt, sie kauern am Boden vor halbmeterhohen, kunstvoll geschmückten und gearbeiteten Tischchen. Den Gästen gegenüber sitzen die zierlichsten Dienerinnen der Welt, Geishas und Nesans, und wenden kein

Auge vom Gesicht ihres Schutzbefohlenen, um dessen Wünsche ohne Befehl, ohne Frage zu erraten. Wo das Hufeisen sich öffnet, im Hintergrunde des Raumes, wird meistens ein Tanzspiel von Geishas aufgeführt.

Zwischen den Holzpfeilern, die das Dach des Pavillons trugen, sahen wir hinaus in das stille, mächtige Weben der Mondnacht; unmittelbar vor uns schillerte und leuchtete die Farbensymphonie der japanischen Tausendundeinenacht-Märchenwelt.

Eine ganz besondere Ehrung war uns diesmal zugedacht worden dadurch, daß wir nicht von Dienerinnen oder Geishas, sondern mein Reisegenosse, als der Ältere, vom ältesten Sohne, und ich von der ältesten Tochter des Hauses bedient wurden.

Sie war mir keine Unbekannte.

Sie hatte mir vor einigen Tagen bei einer Teezeremonie Gelegenheit gegeben, mich zu berauschen an ihrer Schönheit, an Schönheit, wie sie nur der japanischen Frau eigen ist und sein wird.

Sogar der Globetrotter, der Japan flachhin durchreist, — der Globetrotter communis —, ohne Land und Leute näher kennen zu lernen, singt jedesmal, wenn er vom Sonnenlande berichtet, das Preislied seiner Töchter in hohen Hymnen. Und doch kommt er ausschließlich mit Geschöpfen der niedersten Klassen in Berührung, mit Dienerinnen und Geishas unterster Ordnung, und kann sich auch so nicht genug verwundern über den scheinbar selbstverständlichen, aber doch durch Jahrhunderte kultivierten Liebreiz ihres Wesens. Wir Glücklichen hatten das Vertrauen unserer japanischen Gastfreunde in dem Maße gewonnen, daß wir in ihre Familien eingeführt, mit ihnen in ihre Häuser zum Wohnen mitgenommen und zu ihren Festen eingeladen worden waren.

Bei einer dieser Einladungen hatte man uns eine Teezeremonie aufgeführt.

Das japanische Mädchen aus guter Familie lernt, wie unsere „höheren Töchter", eine Reihe gesellschaftlicher Unterhaltungskünste, etwa dem Tanzen, Singen, Klavier-, Tennis- und Theater-Spielen bei uns entsprechend. Die Japanerinnen lernen dafür: das Blumenbinden, — den Tanz (aber in weit höherem Sinne als bei uns), — das Spielen auf dem Koto, einer Art auf dem Boden liegender Harfe, — den Gesang und die Begleitung dazu auf dem Shamisen, einer langhalsigen Gitarre, — und endlich, als Höchstes und Wichtigstes: Die Teezeremonie. Diese wird von besonders dazu berufenen Lehrern einstudiert und im allgemeinen von den Europäern sehr langweilig befunden. Sie ist auch in Wirklichkeit lange dauernd und wenig dramatisch, aber, wer mit den Augen des Japaners schauen lernt und, wie der Japaner, der sich in die voreuropäische Zeit zurückversetzt, den Begriff der Zeit ausschalten kann, der trinkt sich den herrlichsten Rausch von den geschulten, fehlerlosen Bewegungen der ausführenden Frauen an.

Die Teezeremonie ist für den Japaner der Ausdruck archaistischer Reinheit und Einfachheit. Ihrer Pflege schreibt er großen Einfluß auf seine Kunst zu. Ursprünglich eine medico-religiöse Erfindung, die von buddhistischen Priestern eingeführt worden sein soll, um den Shogun Minamoto-no-sano (1203 bis 1218) vom Sake-, vom Reiswein-Trinken abzulenken, wurde sie bald an den Höfen der Daimyos zum Anlaß der luxuriösesten und glänzendsten Festlichkeiten, an denen die ausübenden Geishas mit fürstlichen Geschenken bedacht worden sein sollen. Zu dieser Zeit (im 14. Jahrhundert) war die Teezeremonie eine Unterhaltung der obersten Klassen Japans. Dann kam sie mehr und mehr ins Volk. Es wurden Schulen gegründet und Diplome an Lehrer erteilt, welche die richtige Art des Teetrinkens zu lehren berechtigt waren. Einfachheit wurde nun, der allgemeinen Armut des Landes wegen, das durch die vielen Kriege im 16. Jahrhundert ganz ausgesogen war, zum ersten Postulat dieser Aufführungen gemacht, und die Verehrung des Altmodischen, zusammen mit einem erstarrten Etiketten-Kodex gaben die Regeln, die bis heute unverändert fortbestehen bei Darstellung der Teezeremonie. Grüner Tee in Pulverform, vor den Augen der Eingeladenen in einer ungewöhnlichen, komplizierten und formellen Art zubereitet, wird Tasse um Tasse den Gästen angeboten, unter Beachtung einer Folge von bis auf die letzte Bewegung des kleinen Fingers vorgeschriebenen, unveränderlichen Regeln.

Wenn, wie gesagt, der Europäer Tee und Zeremonie auch etwas langweilig findet, so dürfte sich doch der und jener überlegen, daß beides im Grunde mindestens harmloser ist, als bei uns Kaffee und Kaffeeklatsch.

In jedem vornehmen Haus ist ein eigener Teezeremonieraum, der, wie jedes japanische Zimmer, nach Strohmatten berechnet ist und nicht mehr und nicht weniger als viereinhalb Matten Fläche haben darf.

In einem solchen Raum hatten wir damals der einen Wand lang gesessen, und der Dinge geharrt, die da kommen sollten.

Wie die Zeremonie vor sich ging, daran liegt mir wenig, es genau zu beschreiben, und ich würde gewiß vieles vergessen, — aber das Mädchen, das die Hauptrolle darin spielte, und das mir nun am heutigen Abend gegenübersaß, das werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen.

Das erste, was ich sah, waren die Farben eines irisblauen, crepeseidenen Kleides, das nach unten dunkler sich tönte, mit wenigen, aber wie schweres, echtes Metall unten zusammenfließenden, vollendet gearbeiteten Silberstickereien, innen mit einer glutheißen, altroten Seide gefüttert und unten wattiert, so daß ein breiter, roter Saum in einer Kreislinie ihre Füße umschloß; — um ihre Hüfte lag ein kostbarer, dunkel gehaltener Gürtel, ein Obi von altem Goldbrokat. Aus dem roten Seidensaum des Kimonos flossen die Linien eines weißen, schlanken Halses, — o Utamaro! der du Hals und Nacken deiner geliebten Frauen so

unvergleichlich auf deinen Holzschnitten dargestellt hast, wie glaube ich mit dir, daß diese Dinge das unbegreiflich Schönste, das einen Künstler immer und immer wieder Reizende, an den japanischen Frauen sind! — und darüber ein Gesichtlein, als hätte der Herrgott Zeit gefunden, einmal Filigranarbeit zu machen. Die Wangen ein wenig weiß gepudert, ein ganz kleiner, etwas zu kleiner roter Mund, mandelförmige glänzende Augen, aus denen die Sterne wie schwarze Achate funkelten, — mattscheinendes, blauschwarzes Haar, kunstvoll und üppig aufgekämmt; aber ohne Schmuck; nur eine schneeweiße Seidenschleife saß, wie ein Apollofalter, darin.

Und als sie sich bewegte, — — darin liegt der Zauber, das Berauschende solcher Zeremonie, daß das Auge mit den langsamen, ausgesuchten, bewußten, sicher beherrschten Linien und Verschlingungen des japanischen Frauenkörpers Orgien, Orgien feiert! Angefangen bei der berühmten S=Linie des Rückens bis zu den leisesten Bewegungen der Hände und Finger.

Du lieblichster der Drachen! Denn so hieß sie.

Ryo=ko=san: Fräulein Drache.

Nach der Zeremonie hatte sie bei dem folgenden Mahl den Platz an meiner Seite, und sagen wir, durch Zufall legte ich meine Hand über die ihre. Ich spürte erst einen kleinen, erschrockenen Ruck, als ob sie die Hand zurückziehen wollte, dann blieb sie still, — vielleicht bildete ich mir das bloß ein, leise zitternd unter der meinen, wie ein scheues, doch schnurrendes Kätzchen sich unter die kosende Hand duckt. Aber sie wandte ihr Gesicht nicht zu mir, nicht einen Augenblick, und keine Wimper zuckte an ihrem Auge. Ob sie meine bewundernden, genießenden Blicke bemerkt hatte? Ob sie mich dafür belohnen wollte, indem sie mir ihre weiße Kinderhand ließ?

Fast eine Stunde waren wir so, reglos, doch nahezu glücklich, geblieben.

Und nun, heute abend, hatte mich ein gütiges Geschick wieder mit ihr zusammengeführt. Ganz nahe vor mir saß sie, im selben irisblauen Kleide, — ich sah ihren schlanken Hals und das feine Gesichtchen, und folgte ihren langsamen, betörenden Bewegungen. Und sie wandte keinen Blick von mir, um den leisesten Wunsch von meinen Augen ablesen zu können.

Wir kamen allmählich in ein Gespräch. Wir sprachen englisch, denn sie war modern erzogen und sprach recht gut und fließend, was bei einer Japanerin für ihre Intelligenz viel besagen will, denn die japanischen Frauen sind im allgemeinen bis heute in ihrer Erziehung noch arg vernachlässigt worden.

Den Gästen hatte man unterdessen Champagner vorgesetzt, dann, als er ausgetrunken war, Sake; die gemeinsame Fröhlichkeit löste die Gesellschaft in einzelne Gruppen auf, die sich selbständig unterhielten und wenig mehr auf ihre Umgebung achteten, und so kam es, daß wir uns unversehens ganz einsam unter den vielen Menschen zu seltsamen Gesprächen fanden.

Viele Männer kennen die bewährte Taktik, daß, wenn sie auf Liebeswegen gehen, sie jene Frauen preisen, die sich frei und rücksichtslos ausleben, obschon solche Männer gerade die Reinheit und Unnahbarkeit, um so mehr, wenn sie in Gesellschaft wirklich reiner Frauen sind, verehren.

Ich fand mich schlecht genug, ihr die europäischen Frauen als von aller lästigen Form befreite Wesen hinzustellen, voller Leichtsinn, Lebenslust und Ausgelassenheit, und zu behaupten, daß sich zwei junge Menschen, wie wir beide, sicher noch heute in Liebe vereinigen würden.

Ich meinte es übrigens nicht unehrenhaft, — ich war restlos verliebt, und hatte mich auf einmal beim Gedanken entdeckt: wie nun, wenn du dieses Wesen mit nach Hause bringen könntest, solche Schönheit zu uns hinüber verpflanztest?

„Treibhauspflanze!" raunte mir eine Stimme ins Ohr.

Aber ich wollte nicht hören.

Und meine gewissenlosen, verführerischen Reden wirkten.

Man denke sich ein japanisches Mädchen aus der „Gesellschaft", das von klein auf schon seinen vorbestimmten Gatten kennt, das streng behütet, nie allein mit einem jungen Manne gelassen wird, das keine Liebesbriefe, keine heimlichen Zusammenkünfte und dergleichen benutzt, auch wenn es diese Hilfsmittel unglücklich oder glücklich Liebender kennte, — vernimmt nun in zauberischer Mondnacht die Moral einer freien, sogenannt unmoralischen Lebensweise, die immerhin darum schon auf vorgeackerten Boden fällt, weil dieses junge Mädchen in die Anfangsgründe der europäischen Lebensweise eingeweiht ist und außerdem unter den Europäern, die ihm bis jetzt zu Gesicht gekommen sind, unter Globetrottern, Diplomaten und Kaufleuten und ihren weiblichen Genossen manch zweifelhaften Vogel beobachten gelernt hat.

Und als sich auf ein gegebenes Zeichen die Gesellschaft erhob, um den Mondschein im Garten zu genießen, um sich an den kleinen Wasserläufen auf Kieseln niederzulassen und dem Silberstrahlgeriesel im Wasser zuzuschauen, um die Heimchen zirpen zu hören, um zu schwärmen und sentimental zu werden, wie die Japaner bei solcher Gelegenheit es so gerne tun, fanden wir uns unvermittelt allein in der Nähe des Tores und ich machte den Vorschlag, uns ein wenig weiter von den Andern zu entfernen, entgegen aller japanischen Etikette und Sitte.

Der Reiswein und vielleicht die Reden, vielleicht auch das erwachende Blut des jungen Mädchens gaben ihm die für japanische Begriffe unerhörten Worte in den Mund:

„Ich bin deiner ganz unwürdig. Aber, wenn du mir die Ehre deiner Gesellschaft gibst, so weiß ich unter den Kurumaläufern einen mir ergebenen Diener, der kann uns für eine Weile in unserer zweiplätzigen Jinrikisha hinausfahren, damit wir dem lästigen Geschwätz und Getöse der Gesellschaft entrinnen."

Der Diener war bald abseits gelockt, nahm kopfschüttelnd, aber ohne Bemerkung den Auftrag entgegen; — wir schlichen uns, in der Eile notdürftig vermummt, zur Seite, stiegen ein und fuhren in das Mondsilberland.

Schon in der Enge unseres jetzigen Aufenthaltes, im knappen Raum des kleinen, zweirädrigen Gefährts, lag etwas unerlaubt Aufregendes, denn die japanische Sitte verbietet möglichst das Sichberühren zweier Menschen und gar, wenn sie sich lieben. Ich wilder Europäer und Barbar hätte natürlich am liebsten gleich beide Arme um ihren Nacken geschlungen und sie auf den kleinen, ein wenig zu kleinen Mund geküßt, — aber das war ein empörender Gedanke in japanischem Stil.

Wir sprachen beide kein Wort. Eng aneinandergeschmiegt glitten wir über die weichen Sandwege, bis der Diener am Tor des schönsten Tempelgartens von Kyoto vor dem Kinka-kuji, dem „goldenen Pavillon", anhielt.

Eine Sternschnuppe fiel hinter das jetzt wie Phosphor leuchtende Goldlackdach des pagodenartigen Baues.

„O, es gibt ein japanisches Kinderlied," sagte Ryo-ko, „das heißt:

„Herr Stern! Herr Stern!
Daß ein einzelnes Licht
alleine fällt,
erlaube ich nicht!
Ein Tausend in Flammen!
Zehn Tausend zusammen!
Dann wird auch die Welt
und mein Herz erhellt!" — —

Der Wagen hielt noch immer.

„Gehen wir in den Garten?" fragte ich. Sie schmiegte sich an und gab mir die Hand. So schritten wir wie Kinder unter den hundertjährigen Fichten.

Wir sprachen nicht.

Sie dachte: „— —" —? —

Ich dachte: „Immer müßtest du diese Schönheit um dich haben. Kein Geschöpf im ganzen Westen hat solchen Liebreiz und solche Feinheit der Sinnenbildung. — Aber auch ihre ganze Umgebung solltest du mitnehmen können. Sonst ist sie vielleicht bei dir gleich einer Treibhauspflanze, saft- und farblos. — Auch eine Treibhauspflanze ist schön. — Aber bietet ein Zusammenleben mit künstlich gezüchteter Schönheit Genüge? — Nicht daran denken! — Nur an ihre Schönheit, nur an den berückenden Zauber ihrer kleinen Persönlichkeit, an ihre Farben, ihre Bewegungen, ihren Körper, — an ihre japanische Frauenhingebung, an ihr dienendes, sich unterordnendes Wesen, das nie widerspräche, alles ertrüge, immer treu bliebe, aufginge in des angetrauten Mannes Persönlichkeit, an den —"

„S—t!" machte Ryo-ko.

Fern durch die Bäume ein Licht!

Zwei Stimmen: die eine tief, die andere die eines Knaben.

Mit kleinen, trippelnden Sprüngen huschte Ryo-ko zur Rechten in ein Gebüsch und zog mich nach. Dort kauerten wir nebeneinander unter einem berühmten Baum des Parkes, unter einer steinalten Fichte, die künstlich so gezogen worden war, daß die Krone sich nicht in die Höhe richten konnte, sondern sich breit nach unten vorn neigte und ganz dem Bug eines großen Schiffes glich. Und unter dieser Krone saßen wir, eng, ganz eng aneinander. Ihr kleines Herz schlug hörbar vor Schreck und Aufregung.

Ein buddhistischer Priester in vollem Ornat ging vorüber, und ein kleiner Klosterzögling trug ihm das Lampion voraus über den Weg.

Ryo-ka erzählte mir nachher, daß es ihr buddhistischer Seelsorger gewesen sei, und daß sie gehört habe, wie er zum Knaben gesagt hätte: „Jetzt werden wir endlich die Tempeldiebe erwischen. Du hast doch die Schritte sicher aus dieser Gegend gehört?" Der Knabe antwortete: „So ist es, Hochwürden!"

Wir gaben keinen Laut von uns. Schon, als die beiden Stimmen wieder weit aus der Ferne klangen und das Licht allmählich zwischen den Bäumen erlosch, saßen wir schweigend und ohne Bewegung. Aber in den kurzen Minuten waren in uns Stürme von Empfindungen, Sinneswallungen, Gedanken, Theorien und praktischen Erwägungen niedergegangen.

Ich dachte: „Es wäre sehr peinlich, wenn wir beide da unter unserem Baum erwischt würden. Ich müßte sie natürlich sofort heiraten. Herrgott, ich liebe sie ja! Wie ich jetzt ihren leisezitternden Körper fühle, und ihren Duft einatme und ihre Sinne mich gefangen nehmen. Wie ich sie begehre und ersehne, die duftige, zarte Blumenelfe! — Ich fürchte nur, — ich würde den Staub von ihren Schmetterlingsflügeln abstreifen, und wenn ich sie umarmte, könnte sie gewiß zerbrechen. — Wenn er uns nur nicht sieht, der alte Mönch da! — Wie sie auch Angst hat! — Ich müßte sie heiraten! — Müßte? — Warum dachte ich nur: „Müßte?" — Es wäre doch kein Müssen! — Oder vielleicht doch? — War ich nicht ganz ehrlich gegen mich selber, als ich ans Heiraten dachte? — Ein Unglück wäre daraus geworden. — Gewiß. — Ihre Schönheit und ihre Reize sind groß — aber hätte das genügt? — Gehört es nicht zu den überirdischen Freuden, in der Kunst Minnedienst zu tun? Lieder zu schreiben einer süßen Frau, zu schaffen und groß zu werden für sie, und zu wachsen an ihrem Glauben? — Wie sollte diejes japanische Kind Träume, solche Träume verstehen? — Denke doch nur an die Glückseligkeit jenes Sommers, da du endlich eine Frau gefunden hattest . . . .

„Wir müssen leise nach Hause gehen," sagte sie.

Ganz eng, eng an mich geschmiegt, — die kleine nervöse Hand in der

meinen, die Finger dicht verschlungen, so suchten wir unseren Diener und Zweisitzwagen.

Wir stiegen ein.

Wir berührten uns so nahe, daß wir fast zur Einheit wurden; ihre weiche, seidene Wange streifte an die meine und während die Räder über die Sandwege glitten und die nackten Füße des ziehenden Läufers dumpf klatschend darüber hallten, fing sie leise an zu erzählen, in kurzen, seltsamen Sätzen, voller Japanismen und Unverständlichkeiten; und das Ganze möchte im Deutschen ungefähr wie folgt geklungen haben:

„Als wir zum Tempelgarten fuhren, dachte ich: „So ist es, — du bist ein Hoher aus dem Westen und der Wert des Einzelnen ist bei euch mehr, als bei uns. Und ich hörte, daß eure Liebe nicht nur Leidenschaft ist, sondern auch Freundschaft. Ihr seid offen und unbeherrscht, wie Kinder. Jeder tut, was ihm seine Lust gebietet. Ihr stellt eure Gefühle voreinander zur Schau, wie es bei uns nur die Schauspieler tun. Was wir in uns verbergen, weil es die Form verlangt, das gebt ihr einander ohne Zwang und Verstellung. — Ich will dir folgen, du stolzer, starker, kindlicher Mann, wie der Rho-nin, der fahrende Ritter seinem Herrn folgt, auch wenn er ins Unglück schreitet. Du bist ein Shogun der Gedanken und eine Frau in deinen Gefühlen. Es ist schön, wie ein Kind zu leben, und wie ein Kind gütig und voll Liebe und voll Ungebärdigkeit zu sein. Es ist vielleicht schön, immer zu weinen und zu lachen und zu schreien und zu jubeln, wenn die Lust in uns dazu erwacht. Auch die Heimchen tun so, die Tauben und die silbernen Reiher; — nicht aber die Blumen. Die blühen nur und schweigen. Ich will dir folgen und dir dienen und alles tun, zu dem du und ich Lust haben. Und ich liebte dich sehr." —

„Dann mußten wir unter den Baum fliehen und ich dachte: „Wie ich deine wilde Liebe empfinde. Wie du ein Sturmwind sein mußt in der Brautnacht. Ich könnte zittern und vergehn und sterben in dir. Aber ich fürchte mich vor dir. Du könntest die Form vor deiner Kraft vergessen. Du könntest wilder sein, als meine Sinne es ertrügen. Du könntest unschön werden und deine Wünsche könnten häßlich aussehen, wie Inari-sama, der Fuchs, der Gott der Geishas. Du könntest mich zerbrechen. Ich würde grenzenlose Sehnsucht haben nach den Blumen, Kleidern und Sitten meiner Heimat. Niemand würde mich verstehen bei dir, niemand, niemand. Wenn ich, was mein Herz bewegt, nach der Sitte meiner Eltern und Landsleute verbergen müßte, wenn ich Leid und Freude im Schweigen ertragen würde, wie die Chrysanthemen und Blumen, dann würden du und die Deinen mich herzlos, kalt und gefühllos schelten. Du würdest diese selben Empfindungen nicht, wie die meinigen, aus den kleinsten Bewegungen meiner Wimpern, meiner kleinen Hand, meiner Lippen erkennen, die nur der sehen kann, der mit den Augen der Liebe unseres Volkes sieht, — ihr würdet

mich verachten, und die Kälte würde mir Glanz und Leben rauben, und ich würde erfrieren, wie die Kirschblüte, wenn der Schnee darauf fällt. Leidenschaft und Wildheit würde ich bald als unschön empfinden, so unschön, als wie wir waren, da wir auf der Erde, unter den stechenden Fichtennadeln zusammengekauert lagen, lächerlich und unschön, um den spähenden Augen des Priesters zu entgehen. Ich würde verderben unter euren großen Händen, unter euren grauen Kleidern und schwarzweißen Festgewändern." —

Sie sprach das alles, während sie dicht an mich geschmiegt im Wagen saß. Ihre Wange traf mich, wie ein stromgeladenes Katzenpelzlein, und unsere Lippen berührten sich. Die Japanerinnen küssen nicht, aber mir war, als hätte ich sie auf der kurzen Fahrt viel tausendmal geküßt und umarmt. Ich hörte im Ohr das weiche Knistern des irisblauen Seidengewandes und atmete den Duft ein, der mir in Japan so oft begegnet war: Ein Gemisch von Moschus und Lavendel.

Du lieblichster der Drachen!

„Ryo-koo! — Ryo-kooo! —" hallte es weiter durch die Nacht. Wir waren in der Nähe ihres Hauses angekommen und mußten also vermißt worden sein. Darum sprangen jetzt die Rufe der Suchenden nach uns aus.

Mit Umsicht und Klugheit leitete sie unsern Rückzug.

„Hinten an der Zaunecke, ganz hinten beim Nachbargarten, weiß ich ein Loch in der Hecke", sagte sie dem Diener. „Fahr zu! Hayaku! Hayaku! Schnell, schnell!!!"

Er lud uns aus. Ein schmunzelnd eingestrichenes Trinkgeld gebot und gebietet ihm ewiges Schweigen.

Wir krochen durch die Lücke, gingen dann langsam in den Garten und gaben uns Mühe, unschuldig auszusehen.

Kaum waren wir entdeckt, lief die ganze Gesellschaft zusammen.

Die Japaner stumm, doch offensichtlich empört über das arme Mädchen. Die Europäer mit lauten Vorwürfen auf mich eindringend.

Ich log deutsch, sie japanisch.

Der Sturm legte sich.

Aber ihre alte Großmamma, O-ba-san, nahm sie bei der Hand und führte sie hinweg und hinauf ins Haus.

Wir gingen dem Tor zu und nahmen Abschied. Ich geknickt über den kläglichen Aus- und Abgang. Es war eine gewisse Verlegenheit über der biederen Versammlung. Niemand wußte, ob und was eigentlich geschehen war, und die Wahrheit kannten nur wir selber. Aber: „Le vrai est toujours invraissemblable". Etwas vom Abenteuer lag überdies in der Luft oder doch auf unsern Gesichtern.

Beim Tore war man eben daran, sich unter unzähligen Verbeugungen und Dankesergüssen zu verabschieden und die Kurumas zu besteigen, als oben im

Haus ein gelles Geschelte einer alten Frauenstimme anhub, und Ryo-ko-san, mein lieber, kleiner Drache, mit ein klein wenig gelösten Haaren, ein klein wenig gelockertem Seidenkleid, ein klein wenig gerötetem Gesicht, aber immer noch würdig-schön; trippelnd, doch anmutig, — immer mit dem sicherbewußten, schlangengeformten Bewegungen herabkam; aller verwunderten Augen nicht achtend auf mich zutrat, mir ein längliches Schächtelchen in die Hand drückte und unter dem verwunderten Schweigen und Verlegenheitsgrinsen aller anwesenden Japaner wieder ins Haus verschwand.

Lange sah ich dem Schmetterling nach. Es lag wie ein Sonnenstreif, wo er gegangen war.

In der Schachtel aber fand ich einen einfachen, doch kostbaren Seidenfächer, bemalt mit einem schlanken, goldenen Drachen und einigen chinesischen Zeichen, und ein Band war von ihrer Hand zwischen die Stäbchen hineingeflochten; — ihr weißes Haarband, das so rein und lieb aus den nachtschwarzen Haaren herausgeschaut hatte.

Auf dem Fächer, zu Seite des goldenen Drachens, standen die Worte:

„Zur Erinnerung gehört, daß man einmal vergessen hat. Daher solltest du weder dich erinnern, noch jemals vergessen!"

Du Drache, du goldener, unvergeßlicher!

Erinnerung an die Natur/ von Oskar Bie

ch finde, daß man überhaupt zu sehr von den Wirkungen der Malerei sich beeinflussen läßt, wenn man Schönheiten der Natur sucht, nicht nur von bestimmten Malern. Wie oft hat man darüber gespottet, daß wir in jeder Zwergkiefer einen Hiroshige, in jedem Seerand einen Leistikow, in jedem Möwenzug einen Liljefors erkennen, und erst glücklich sind, wenn wir sie erkannt haben. Nein, wir sehen überhaupt gern zu malerisch, Prospekte und Kulissen und Aussichten sind uns wichtig. Die Formen der Täler scheinen dies zu begünstigen. Sie haben fast alle die Kulissentechnik, staffelförmig vorgeschobene Bergnasen. Das macht Perspektive, es schiebt Prospekt vor Prospekt und schließt gewöhnlich mit einem hohen Berg- oder Gletscherrücken, der den Fond darstellt. Ich bin solche Täler hinaufgegangen und konnte mich dieser malerischen Anordnung nicht erwehren. Am nächsten Tage aber ging ich auf der anderen Seite hinunter und empfand jetzt nicht malerisch gegen das Tal, sondern gleichsam plastisch mit ihm. Das Hochjoch war nicht der Fond, sondern die Quelle, ich ging mit dem Fluß herunter und machte seine Wendungen mit, stark nach links, so daß ich wieder nach rechts hinübergeworfen wurde, stark nach rechts, so daß es links ausschlug, um einen Vorsprung herum, die erste Ahnung von Italienischem in Karthaus, ins Blaugrüne tauchend, von Neuratheis durch eine gepreßte Schlucht ins Vintschgau entlassen. Dieses Herabentwickelt werden hatte etwas Natürliches gegenüber der Theatersteigerung des Heraufgehens im Ötztal. Das Herauf war eine künstliche Gegenbewegung, ein Publikumseffekt, für mein Gefühl eine letzte Erinnerung an den Berliner Winter, das Hinab war mit der Natur, nichts malerisch Zurechtgestelltes mehr, sondern eine Einheit mit dem Bau und der Bewegung der Alpenwelt. Es zuckte durch die Finger wie Plastik, ich modellierte im Geiste mit der Natur: das war so gesund.

Diese Wirkung wiederholte sich, da ich, die Alpen von Innsbruck bis Genf durchquerend, immer wieder Gelegenheit hatte, Satteljochen entgegenzugehen und von ihnen ins Südliche herabzusteigen. Touristen fühlen sich belebt, wenn sie am frühen Morgen über einen Gletscher auf eine schwierige Spitze gelangen, wobei sie sich durch primitive Genüsse, wie Bellevue oder Sonnenaufgang belohnt wissen. Ich empfand es im Gegenteil als eine außerordentliche Wonne, von der Ferdinandshöhe oder ähnlichen Satteln ins Südliche am Morgen hinabzugehn und die Folge des Schnees, der Felsen, der Bäche, der Bäume, der Blumen, der Häuser und Menschen in der Reihe ihrer Kulturwerdung zu genießen, ich arbeitete dann nicht der Schöpfung entgegen, was ich zu Hause mit aller Analyse und Kritik genügend tat, einschließlich der schönen Aussichten und Sonnenaufgänge, sondern ich machte die Größe der Schöpfung in wenigen

Stunden leiblich und mit allen Sinnen durch, wofür ich mich bei einer in jener künstlichen Welt stark entwickelten Sensibilität zu bedanken hatte. Es war wolkenlos, die Sonne umhauchte mich, der Schritt ging leicht hinunter, und an der Grenze saß, die Pfeife rauchend, auf einem Stein der italienische Zollwächter und sagte nur: „Bitte". Noch immer macht uns dies „Bitte" namenlos glücklich.

Sei es, daß es nach Süden ging, zweimal nach Italien, zweimal nach Frankreich, sei es, daß ich mich überhaupt den malerischen Ästhetiken, die alles auf eine Fläche projizieren, immer mehr entwachsen fühlte, ich begann auf diesen Wegen stärker, als ich geahnt, romanisch zu empfinden, möchte sagen baulich-plastisch, so mit den runden Händen um die Dinge herum, die wirklichen Dinge, die tastbaren, derentwegen ich doch hergekommen war. Je stärker sie das Raumgefühl erregten, je intensiver ihre Wirklichkeit sprach, desto unmöglicher erschienen sie als Malerei. Vielleicht haben wir im Leben eine Vorliebe für jene selben orientalischen, verdeckt-sinnlichen, ein wenig schläfrig-süßen Typen mit dem Aroma der Mandel, die in der Malerei Sichels unerträglicher Kitsch geworden sind: unerträglich, weil die Kunst sich hier einen Naturreiz der Frau borgt, den sie nicht durch eigene Phantasiereize zu ersetzen vermag. Dasselbe begehen die Vedutenmaler. Es ist nicht zu leugnen, daß der grüne Schimmer des Genfersees um die Chillonfestung einen faszinierenden Reiz für das Auge in der Natur hat; auf dem Bilde ist es schlimmste Sorte von Publikumseffekt — eben weil es einen in corpore blendenden Eindruck sich für die Wiederholung in effigie borgt. Kunst und Natur sind nicht eines, sondern das Gegenteil. Was in der Natur mächtig uns umlagert, ist auf dem Bilde stumm oder dumm. Die Kunst arbeitet mit Distanzen und Differenzen, um Lücken zu schaffen, die die Phantasie ergänzt, wobei diese die Kunst genießt. Luft, Wetter, Reflex, jede Art Impression sind solche Distanzmittel. Am Ende des Saastals liegt in majestätischer Ruhe, den Abschluß bildend, das schön aufragende Bietschhorn. Es gibt keinen Berg, der auf einem Vedutenbilde kitschiger wäre. Er ist so schön in Wahrheit, daß wir, verdorben wie wir waren, in seinem Anblick oft sagten: er sei Atelierarbeit. Man bedenke diese Gefühlsverwirrung: im Atelier werden, um eine „schöne" Komposition zu erzielen, Berge von so normaler Natürlichkeit in den Fond eines Tales gesetzt, wie sie die Natur nicht kennt oder nicht kennen sollte, weil man sie ihr doch nicht glaubt.

Das Matterhorn habe ich fünfhundertmal gemalt gesehn, aber das half mir nicht das geringste, bis ich es wirklich sah. Ich spreche hier von sehr bekannten Bergen und Tälern, die alle Welt schon gesehen hat und die der Leser viel besser kennt, als den Inhalt anderer Aufsätze dieses Heftes. Aber was macht das? Ich will keine Reise erzählen, sondern Erlebnisse, diesmal nun garnicht vor Bildern, sondern vor der Natur, und wenn ich hoffen dürfte auch diesmal, da ich gegen die Malerei spreche, verwandte Empfindungen zu wecken oder zu stärken,

so sind diese Zeilen — geschrieben nun wieder hinauf, der Natur entgegen, bei der Lampe Schein — nicht vergeblich. Damals in der Zermatter Bahn lachte ich über den kleinen deutschen Mann, der seine ersten Genüsse in der Landschaft an einem Wasserfall explizierte: „Nichtwahr, von weitem sieht er wie ein dünner Wollfaden aus, und wenn man nahe kommt, ist er so schrecklich groß". Das war doch gar nicht so übel. Hätte er gesagt: Der Wasserfall ist so schön; so wäre das malerisch primitiv gewesen. Aber er empfand das Mächtige der Wirklichkeit gegenüber dem Schein, und das hätten wir nicht auslachen sollen. Schließlich will ich nur dasselbe mit dem ganzen gesteigerten Bewußtsein des Kulturmenschen. Ob es ein Wasserfall ist oder das Matterhorn oder der wüste Berg, den Cook bestiegen haben soll, ist gleich. Ich will nur erzählen, wie weit weg alle Malerei war, als das Matterhorn sich mir enthüllte, erst die Spitze über Wolken, nein, es war noch nicht die Spitze, noch eine höhere, und jetzt noch eine höhere, und dann der ganze terrassierte Unterbau, aus dem sich dieser königliche Berg erhebt. Ich habe ihn mit Augen greifen gelernt. Er war jeden Morgen noch ein Stück höher, als er am Abend gewesen war, und die Originalität seiner Form wurde ausgeglichen durch die Wahrheit seines Baues, seiner struktiven Funktion. Es gibt keinen Berg wie ihn. Alle Berge haben Spitzchen oder Nadeln oder Buckel, sie machen kleine Nasen oder ahmen Ruinen nach, sie werfen sich und verschlingen sich — dieser Berg stößt sie alle mit unnachahmlicher Wucht herunter, um sich über ihre Formlosigkeit als Herrscher hoch, und noch immer höher zu erheben. Ein starker Grat, ein Rückgrat, wächst ihm in seinen Felsenknochen auf, der geht durch bis in die Spitze, von wundervoller Rhythmik, von unweigerlicher Logik. Die Kraft der Natur, die die Erde schuf, ist in ihm stark geblieben bis zum letzten Stein. Und weil die Kraft rein und ungestört blieb, hat sie keine erschreckende oder gespenstische Form geschaffen, sondern die Majestät hat die natürliche Anmut und Heiterkeit behalten. Mußte ich an modernen Möbeln und Geräten das Auge für diese Funktionen bilden, um zur Natur zurückkehren und sie in diesem Verhältnis zu bewundern? Die Malerei konnte es uns nicht lehren. Das Matterhorn mit dem Auge nachmodellieren, bedurfte einer baulichen Erziehung. Ich scheue mich nicht, es zu sagen: was ich hier schreibe, ist Erinnerung und Gegenkunst — stundenlang dieses einzigen Berges Form in sich einsaugen, durch sich reproduzieren, war eine ethische Stärkung.

Zermatt scheint mir für das plastische Landschaftsgefühl eine vorzügliche Schule. Seine beiden hauptsächlichen Täler, das Z'muttal und das Findelental, sind vollkommene Gegensätze. Das erste kommt vom Matterhorn und Schwarzsee, das zweite vom Gornergrat. Der Gornergrat ist das Berühmteste, was es in dieser ganzen Gegend gibt, und wirklich sehr merkwürdig, weil man auf einem wie von Gletschern gemiedenen Felsgrat mitten in der Wildnis des Eises steht und

unter sich und vor sich das prachtvolle Grauen der Erstarrung genießt: ein Typus, der sich auf der anderen Seite des Doms bei der Langen Fluh von Saassee kleiner wiederholt. Gewiß soll man gegen solche Schönheiten nichts sagen, aber daß der Gornergrat berühmter ist als der Schwarzsee, und daß jener eine Bahn bekommen hat, dieser nicht, beweist nur, daß seine Schönheit dem Kuriositätsempfinden der großen Masse näherkommt als die bauliche des Matterhorns. Man sieht vom Gornergrat die Eismassen des Monte Rosa und die benachbarten Gletscher. Sie sind eine recht formlose Ballung in Kugel- und Kegelmotiven, die nur malerisch wirken, ganz in der Art des Montblanc. Diese Bergmassen haben wenig vertikale Tendenz, wie man den Montblanc als höchsten Berg von Chamonix, das an seinem Fuße liegt, weniger empfindet als von Genf, das ihm die richtige Perspektive schafft. Gletscher werden heruntergesendet in der gewohnten, schlangenhaften Form, erstarrte Flüsse mit Rechts- und Linksschüben, die in ihrer unteren Hälfte oft schon sehr beschmutzt sind. Chamonix' Eigentümlichkeit ist, daß diese Gletscher sowohl bei der Mer de glace als bei den Bossons bis hinab in den Wald gehen und man sie auf Spaziergängen traversiert. Das ist der klare Stülp- und Abflußtypus. Beim Monte Rosa und Montblanc ganz ähnlich. Er ist malerisch, aber er erzieht nicht das Raumgefühl, die Höhenempfindung. Er verdeckt fast das Gebirgliche, die treibende Naturkraft, er ist Rest der Eiszeit, merkwürdig, aber starr, zum Sterben gelagert, ein fossiles Theater — ich mag, offen gestanden, nicht sehr die blaue Brille, durch die man dies besieht. Ich, für meinen Teil, blieb auf dem Gornergrat recht unbewegt. Und nun ging ich das Findelental hinunter. Wie sonderbar: es stimmte genau mit dieser Einstellung. Es ist ein nettes, auf Prospekte, auf Flächenwirkung von der Natur angelegtes Tal, in dessen Abschluß das Matterhorn steht, das hier berufen ist, die Rolle des malerischen Schlußsteins zu spielen, zu der es an sich viel zu gut ist. So unterhielt ich mich mit meinen Bergen und Tälern, behandelte sie nach meinen Neigungen und bemitleidete sie, wenn sie durch das Arrangement eines Weges in eine schiefe Position gerieten. Schließlich bildet der Findelenbach einen großen Wasserfall, von dem man ein Teilchen Kraft benutzt hat, um damit die Elektrische zum Gornergrat zu treiben. So kehrt der Bach durch eine Umschaltung seiner eignen Kraft zu seiner Quelle zurück. Mir schien dies schon symbolisch und ich hätte länger darüber nachgedacht, wenn nicht die überschüssige Menge des zur Elektrizität nicht gebrauchten Wassers in einem so ungeschickten Fall zur Erde entlassen worden wäre, daß ich lachen mußte.

Das Gegenteil erlebt man drüben in dem andern Tal, das vom Matterhorn über die Staffelalp an der Z'mutt nach Zermatt führt. Auf dem Matterhorn war ich nicht, ich kann das nicht und ich weiß auch garnicht, ob ich nicht zu landschaftsverliebt bin, um ein rechter Hochtourist sein zu können. Man beobachtet, daß die Hochtouristen oft gar keinen ausgeprägten Landschaftssinn

besitzen und, nicht nur im Spaß, von der Betrachtung der Landschaft als etwas Störendem und sogar Gefährlichem sprechen. Ihr moralisches Hochgefühl ist schrankenlos anzuerkennen und ich möchte jenen baulich-plastischen Sinn für die Natur, den ich hier propagiere, zwischen ihre Moral und die primitiven Malerei-illusionen der gewöhnlichen Reisenden placieren. Dies scheint mein Niveau zu sein. Es reicht bis zum Hörnli, einer famosen Generalprobe, die die Natur zum Matterhorn veranstaltete, indem sie seine Hornform erst einmal daneben in kleinerem Maßstabe, doch mit denselben schönen konstruktiven und architektonischen Verpflichtungen versuchte. Auf dem Hörnli, hingeführt durch eine zauberische Felsaufschüttung, die leichter Schnee bedeckte, habe ich das Matterhorn am nächsten und stärksten erlebt. Die Spitze ragte vor das Auge hinauf, die Form strebte, die Gesetze verkündeten sich. Damit das Weibliche nicht fehle, kokettierten Federwolken mit der Krone des Königs. Hier war nichts Geballtes und Herab-gleitendes, kaum hält sich Schnee und Eis auf den glatt aufragenden Flächen. Ich dachte daran, wie wir Tags zuvor das Matterhorn drüben unter dem Gornergrat im Riffelsee sich hatten spiegeln sehen: als ob es dort plötzlich auf-stiege, als ob es noch einmal sich nach unten wiederhole — als ob! das ist die malerische Mißerziehung — als ob. Das ist die Kuriosität, die photographiert in den Schaufenstern von Zermatt hängt. Hier gab es kein: als ob. Da stand der Kerl im Raume, den er füllte. Da ward er aus dem Stein geboren. Da glitten unsere optischen Hände an seinem Körper auf und ab, uns mit Naturbau anzufüllen. Und das Tal setzte den Eindruck fort, vermittelte so plastisch, wie ich nie eines gesehen, den Berg in die Fläche. Was die Natur ersinnen kann, um das plastische Problem einer Talniederführung in Staffeln, Vorsprüngen, Terrassen, Schluchten zu lösen, hat sie hier geleistet. An jeder Wendung pro-bierte ich mich. Wie würdest du jetzt diese Ecke auflösen, diese Wand model-lieren? Natur übertraf mich immer. Sie ließ keinen toten Punkt und, bald vorschiebend bald nachlassend, leicht präludierend, stark stoßend arbeitete sie jede Nuance der Bergplastik auf ihre letzte Möglichkeit aus. An dieser Stelle, vom Matterhorn nach Zermatt hat sie eine ihrer glücklichsten Stunden gehabt. Und darum wohl auch ich, der ich von ihrem Willen lerne, da er solche Form wird.

Herauf und herab ging ich, die Kunst versank, die Bilder verschwanden und ich betastete, täglich sinnlich froher, die Natur. Was ist unsere Erholung? Wir nehmen, der künstlichen Schönheit satt, den Prozeß der natürlichen Form wieder in unseren Mechanismus auf. Wir lesen kaum eine Zeitung, und von fernher klingt uns nur der Ruf: daß Bleriot den Kanal überflog, daß zwei Leute hinter-einander den Nordpol erreichten, oder es liest einer in der elektrischen Gebirgs-bahn seiner Dame vor: Zeppelin est arrivé à Berlin . . . . Die Dame ist übermäßig schlank und das kurze weiße Kleid umschließt eng die Knöchel. Sie weiß es und stemmt gern die Hände in die Hüften. Am Abend macht der Konservator

des Louvre Feuerwerk und die süßen Kinder aus Mailand spielen mit ihm Fangen. Von der Hütte am Gletscherrand wird das bengalische Feuer erwidert. Der Bankhalter an den Petits chevaux ruft ununterbrochen sein: faites votre jeu, messieurs, und der Schuster bringt einen Korb neubenagelter Schuhe. Ich gehe hinauf und hinab, und wenn ich durch St. Moritz mit dem Rucksack laufe, rufen sie das Wort nach, das in jüdischem Jargon „Vergnügen" bedeutet. Ich möchte mich umdrehn und sagen, daß ich wohl ihren Ausdruck verstehe, sie aber nicht mein Vergnügen. Ich genieße die Entwicklung der Straßen, immer wieder vom Gletscher in die Blumen hinab, ich vermeide die langweiligen Talwege, die die vorgezeichnete Route eines Flusses nur repetieren, ich liebe die Wege auf halber Höhe, die uns von neuen und ungewohnten Punkten aus die Entfaltung des Tales zeigen — die die Abhänge der Berge sehen machen, von der Alp Languard nach dem Schafberg über Pontresina, und da sitze ich lange herum, von Schmetterlingsfängern selten überrascht, und zerreiße alte Briefe.

Wege! Dem räumlichen Betrachter der Natur sind sie Führungen über die Körperwelt der Berge, Linien, für die Augen gezogen, die den Flächen entlang gleiten. Es ist eine große Kunst, Wege so anzulegen, daß sie die Natur gut nehmen. Sie müssen die Anatomie des Geographischen enthüllen und die Funktionen des Naturbaues herausheben. Sie haben ihre Stile, wie die Erzeugnisse der Kunst. Der Weg von Sulden auf die Schaubachhütte ist in der Benutzung und Entwicklung des Terrains (wie er Rücken und Grate nimmt) klassisch. Ein Schluchtweg, wie der durch das Chauderontal hinter Montreux mit all dem koketten Herüber und Hinüber, und den Stationen der Wasserfällchen und Felshöhlchen, ist ein Thüringer Idyll ins Französische übersetzt, richtige Rokokorhythmik. Der schönste Kalvarienweg ist der von Saasfee, eine wahre Kletterepopoe mit der Erlösung der Kirche auf weitem, lärchenbestandenen Plateau. Der Simplontunnel ist die technische Durchquerung einer Wetter-, Sprachen- und Wasserscheide, rücksichtslos gegen jedes andere Erlebnis, als das einer unendlichen Fin,ternis. Die neuen elektrischen Bahnen, die von Zweisimmen, die von Chamonix, die von Fulpmes und die geniale Berninabahn sind leichtere, schmeichelndere Anpassungen an die Naturplastik, die sie oft nur zuerst mit einem energischen Ruck und Aufstieg aus dem Stein holen, um ihr dann desto eleganter und weicher in ihren Kulturlinien zu folgen. Wie erlebt man Wege! Stundenlang wandert man die Oberengadiner Seen ab, Grün an Grün gereiht, vom grünen Wald umgeben, ein stolzes Plateau auf solcher Höhe, bis man zur Sperre von Maloja gelangt und dann in tollem Absturz über Terrassen, die immer italienischer werden, an Ortschaften vorbei, die immer wilder an den Bergen hängen, dem Süden sich nähert. Maloja bleibt unter den zu erlebenden Übergängen der stärkste. Ich baue mir mein Italien da herunter und denke der jungen Jahre, da ich einst über den Splügen nach Chiavenna kam. Vor der Grenze sitze ich auf einem

Steine und ein deutscher Handwerksbursche kommt vorüber. Er sieht mich die Karte studieren. „Entschuldigen Sie, wo führt die Straße hin?" „Nach Chiavenna." „Es ist zu dumm, ich will nicht nach dem Süden; wenn man keine Karte hat, geht es immer verquer." „Sie sind in zehn Minuten an der Grenze. Wohin wollen Sie?" „Nach den nördlichen Städten in der Schweiz, Arbeit suchen, aber immer wieder geht der Weg nach Süden, manchmal zweigt ja so einer ab, wie nach Norden — aber er geht doch wieder nach Süden. Immer nach Süden". Ja, immer nach Süden. Und ich gleite den Comer See herab, den Lago Maggiore herauf zur Rhone und spaziere am Genfer See, in dem göttlichsten Winkel, den sich die Natur vorbehielt, wo das blaue Wasser unter Blumen die Weinberge bespült und unendlich reiche Waldschluchten und Obstwiesen zu den warmen Bergen und Felsen hinaufführen. Gegenüber die unerreichbar schöne Linie der Savoyer Alpen, auf deren Rhythmus ein Heer von Musikern sieht, das sich an den Abhängen niedergelassen hat, in der Hoffnung, es fließe von dieser Gnade etwas in sie ein.

Hier unter den Pappeln und Platanen von Clarens ging ich meinen Weg und dachte diese Gedanken. Und dann saß ich vor unserm entzückenden Chalet angesichts der Savoyer Berge und es war reichlich Gelegenheit, in Korbstühlen und Zelten die Reise zur Ruhe kommen zu lassen. Ich habe nichts gegen die Eisenbahnen und nichts gegen die Hotels, wenn sie alle so nett sind wie die neuen Elektrischen oder die Häuser in Sils oder diese Hotelvilla. Der Komfort nimmt mir nichts, er läßt mich nur gewinnen. Die Natur erobern und dann sich gut waschen, umziehen und verpflegen ist ein doppelter Genuß. An einer schönen Stelle ein Haus gründen, in dem ich mich als heutiger Mensch wohlfühle und nichts entbehre, ist landschaftlich durchaus begründet. Es ist die Betonung der Ruhe. Es ist die Ausbildung des Standpunktes. Hier wohne ich, da gehe ich, da nehme ich die Natur in mich auf, hier kehre ich zurück. In dem Wechselspiel meines höchst kultivierten Ich und der unveränderlich reinen Natur liegt ein großes Erlebnis und eine gewaltige Kunst. Man könnte wohl noch vieles darüber sagen.

Ich beuge mich vor und sauge den Duft einer späten Magnolienblüte ein, die die guten Gerüche aller Welt zu vereinen scheint. An jedem Morgen unter dem blausilbernen Himmel ist dieser Trank mein erster. Ich bin meiner Reise dankbar, aber kann ich, indem ich sie skizziere, nur eine Ahnung davon geben, mit welcher Intensität ein Mensch zu seinem Besten die Natur in sich einzusaugen vermag? Was schreibe ich da unter meiner Lampe nieder — ein wenig Erziehung, wie man die Natur nicht so sehr als malerischen Schein zu nehmen gut täte, sondern mit dem Tastorgan und dem Gefühl der Form zu erleben hätte. Das kommt so mit der Zeit, mit unserer Zeit — und ist schon Erinnerung geworden.

***

Weltstaat oder Nationalstaat/ von Carl Jentsch

Von den polaren Gegensätzen, deren Triebkraft das Spiel des Universums im Gange erhält, ist der zwischen Individuum und Gesamtheit der umfassendste und für den Menschen wichtigste. Gesamtheit hat ohne die Einzelnen, von denen sie gebildet wird, weder Sinn noch Dasein, das einzelne zweihändige Tier aber kann ohne die Gesamtheit, kann außerhalb eines menschlichen Milieus nicht einmal Mensch werden. Nicht vereinzelt jedoch stehen die Einzelnen der Gesamtheit der Menschen gegenüber, sondern kleineren, ineinander eingeschachtelten und untereinander verflochtenen Gesamtheiten zugeteilt, so zwar, daß in einer komplizierten Gesellschaft jeder mehreren Gesamtheiten angehört, die nicht selten miteinander verfeindet sind; denn den Gesamtheiten derselben Kategorie und den übergeordneten Gesamtheiten gegenüber verhält sich jede kleinere als Individuum. Nation und Staat sind die beiden Kategorien, deren Kampf in der neueren Zeit die Welt mit Lärm erfüllt. Nation kämpft gegen Nation, Staat gegen Staat, die Nation gegen den Staat und der Staat gegen die Nation; und beide zu überwinden durch die höchste aller menschlichen Gesamtheiten: durch die Menschheit, streben die Kosmopoliten, die sich jetzt Friedensfreunde nennen. Sofern das Ringen die quantitative Deckung von Nation und Staat zum Ziele hat, ist es in England, Frankreich und Spanien seit Jahrhunderten, in Italien seit 1870 abgeschlossen; doch bedeutet die räumliche Einheit noch lange nicht die innere. Jeder Franzose ist der Nationalität nach Franzose und fühlt sich unbehaglich, wenn er dauernd unter Deutschen oder Engländern leben muß, aber der französische Anarchist haßt den Staat an sich, und der französische Sozialist den Staat, den er hat. Das mittlere und östliche Europa dagegen leidet noch an einem Wust schwieriger nationaler Probleme, oder vielmehr erfreut sich eines solchen, denn im Problemlösen besteht das echte Menschenleben. Dem Deutschen wurde und wird die Lösung besonders erschwert durch sein reiches Geistesleben, durch die Fülle der Ideen, die unzählige Lösungsmöglichkeiten darbieten, während alle andern Nationen einseitiger und einfacher geartet sind.

Vom Ringen der Deutschen um den Nationalstaat erzählt Friedrich Meinecke in seinem gründlichen und verdienstvollen Buche: Weltbürgertum und Nationalstaat (München und Berlin, R. Oldenburg, 1908). Von Weltbürgertum weiß der Chinese, der Hindu nichts. Der Gedanke der Einheit des Menschengeschlechts ist zuerst den jüdischen Propheten aufgegangen. Nachdem er durch die Verschmelzung zahlreicher Nationen im Römerreich sich

auch den heidnischen Philosophen aufgedrängt und zugleich durch dieses Reich die Möglichkeit der Verwirklichung erlangt hatte, ja in gewissem Grade schon verwirklicht worden war, ist er durch die christliche Kirche ein Dogma unseres Kulturkreises geworden. Meinecke stellt das Ringen dieses Dogmas mit der Nationalidee und deren Kampf mit dem Staate seit dem Ende des 18. Jahrhunderts dar. Ein höchst anziehendes, wechselvolles, buntes Schauspiel, in dem sich Ideen, Persönlichkeiten und Potenzen zu einem Gewirr verschlingen, dessen Fäden bloßzulegen der Autor keine Mühe gescheut hat. Ohne sich an die schier unmögliche Definition von Nationalität zu wagen, unterscheidet er die Kulturnation, der die universalistische Tendenz innewohnt, von der Staatsnation, die exklusiv ist, und läßt aus dem pflanzenhaften Nationalleben der älteren Zeit seit 1789 den bewußten Willen zum Nationalleben hervorbrechen, den Willen zur Autonomie, der anders als in einem Staate nicht befriedigt werden kann. Die deutschen Geistesheroen des 18. Jahrhunderts waren Kosmopoliten, glaubten aber gerade darum echte Deutsche zu sein, weil ja eben das Deutsche das Allumfassende ist. Man kennt die ausgesprochene Abneigung Wilhelms von Humboldt gegen den Staat (dem er übrigens seine Dienste nicht versagt hat). Als Deutscher jedoch hat auch er sich gefühlt und die Deutschen am höchsten gestellt unter allen Nationen, weil sie jetzt, wie vordem die griechische, dem Menschheitsideal am nächsten komme, die Humanität verwirkliche, aber freilich auch nur, so weit sie das leistet: „Goethe und seine Welt, das war ihm Deutschland". Stärker noch als Humboldt fühlen sich die Romantiker von dem rationalistischen Staatswesen des revolutionären und dann zäsaristischen Frankreich abgestoßen. Sie wollen nicht einen willkürlichen Neubau, sondern organische Fortbildung des Bestehenden, Gewordenen, gehen darum aufs Mittelalter zurück, das ihnen zugleich, abgesehen von seiner Fülle poetischer Gestalten, wegen seiner religiösen Zentralidee sympathisch ist, denn diese Idee ist auch die ihre. So proteusartig sie sich wandeln, so märchenhaft — sie lieben ja das Märchen — bei ihnen jedes aus jedem und alles aus allem wird, der besonders von Novalis mit Begeisterung verkündigten Grundidee bleiben sie treu: das Universum eine unendliche Fülle von Individualitäten, durch die seine Einheit nicht aufgelöst, nicht gesprengt, sondern bekräftigt, ja durch die es selbst Person wird. Pantheistisch schillernder Theismus oder dem Theismus zuneigender Pantheismus ist ihre Religion, und auf dieser Religion beruht ihre Politik, mit der dann später im Kreise Friedrich Wilhelms IV. „bitterer Ernst" gemacht wurde, nachdem man sie aus der romantischen Verschwommenheit in feste Formen übergeführt hatte. Aus der Gemütsverfassung der Romantiker erklärt sich leicht ihre katholisierende Tendenz, und Friedrich Schlegel, der Konvertit, hat denn auch „die individualistische und freie Romantik hinüberentwickelt zur politisch und kirchlich gebundenen Romantik". Die Not der Zeit zwingt, aus

dem Luftreich der poetischen Bilder und der philosophischen Allgemeinheiten in die grobe und harte Wirklichkeit hinabzusteigen. Zunächst versucht der gar nicht katholisierende, aber im Individualismus und Universalismus sich mit den Romantikern berührende Fichte praktische Politik zu treiben. Durch ihn ward offenbar, welche praktisch verwendbare Kräfte aus dem deutschen Idealismus, den man unpraktisch zu schelten pflegt, dem Staate, und zwar dem preußischen Staate zugeflossen sind. Gerade sein Kosmopolitismus wirkte als Patriotismus. Aus der allgemeinen Vernunft, die in der Menschheit als Vorsehung wirksam ist, leitete er das Streben jeder Nation ab, ihr Gutes den andern Nationen mitzuteilen, und rechtfertigte so das Machtstreben der begabtesten Nationen, so daß der allerbegabtesten, der deutschen, die Pflicht auferlegt scheint, vom Rechte des Stärkeren Gebrauch zu machen, das der Fürst als das Haupt der Nation auszuüben hat. Allerdings ist dieses Recht an die Bedingung gebunden, daß sich die Nation, die es übt, als die Vernunftnation, als die Verkörperung des ethischen Ideals erweise; Fichtes Deutschland, urteilt mit Windelband auch Meinecke, liegt in Utopien.

In welchem Grade bei nicht so rein intellektualistischen Geistern die Idee von der schlechten Wirklichkeit beeinflußt wird, zeigen recht drastisch die politischen Projekte der großen Patrioten Stein und Gneisenau, deren Patriotismus himmelweit von dem verschieden war, was man heute deutsch-national zu nennen pflegt. Beide wollten England und Rußland in Deutschland mitregieren lassen, forderten England zu Eroberungen auf deutschem Boden auf, und namentlich Gneisenau wünschte, als Bollwerk gegen Frankreich, die Schaffung eines, Nordwestdeutschland und Holland umfassenden, von England mittelbar oder unmittelbar abhängigen Welfenreichs. Gneisenau malt aus, wie glücklich England diese Länder machen werde. Nation war diesen Patrioten „der Inbegriff von Freiheit und selbständiger Gesittung" im Gegensatz zur Tyrannei des Korsen, und sie schätzten England als die Vormacht im Kampfe gegen diesen. Noch im März 1814, nachdem sich Preußen doch schon hinlänglich als Vormacht legitimiert hatte, schlug der Freiherr vom Stein als oberste Bundesbehörde ein Viererdirektorium vor, daß aus Österreich, Preußen, Bayern und Hannover bestehen sollte. „Hannover aber, das hieß England", und Bayern, folgert Delbrück, sollte also gleiche Rechte über Deutschland üben wie Preußen! Ja noch 1815 wollte Stein dem überwiegend slavisch-magyarischen Österreich die Kaiserwürde übertragen, um es dadurch an Deutschland zu ketten.

Nach der Neuordnung Deutschlands durch den Wiener Kongreß gewann die in den Tagen der Not und des Krieges zurückgedrängte Romantik wieder Bedeutung und eroberte vom Südwesten aus Berlin, wo sie, mit dem robusten Standesinteresse der Junker verschmolzen, die einen ihre Privilegien schützenden

König von Gottesgnaden und durch stramme Kirchlichkeit im Gehorsam erhaltene Untertanen brauchten, der Kamarilla die ideale Seele einhauchte. Doch erschien sie hier nicht als vielgestaltiges Phantasieprodukt von Dichtern, Literaturforschern und Naturphilosophen, sondern in der streng doktrinären Form, die ihr drei Staatsrechtslehrer gaben. Der historisch-positiv gerichtete und von Burke beeinflußte Adam von Müller sprach den Grundsatz aus: „Wir dürfen getrost alles Naturrecht außer oder über oder vor dem positiven Rechte leugnen; wir dürfen alles positive Recht als natürliches anerkennen, da ja alle die unendlichen [vielen?] Lokalitäten, die das positive Recht herbeiführen [schaffen!], aus der Natur herfließen". Im Gegensatz zu Fichte stellt er die Wissenschaft nicht über den Staat, sondern zeigt, daß sie alle Kraft verliere, wenn sie, vom Staate sich absondernd, etwas für sich bedeuten wolle. Realistisch, aber gerade darin mit der Romantik einig, verwirft er die Konstruktion eines Normal- oder Idealstaats und tadelt Adam Smith, daß er zu wenig Rücksicht nehme auf die geschlossene Persönlichkeit des Staates, der autonom sein müsse; und da er seine Autonomie nur mit Gewalt behaupten könne, so gehöre der Krieg zu seinem Wesen. Müllers Nation ist also weniger Kulturnation als Staatsnation; kultiviert muß selbstverständlich auch diese sein. Mit der Romantik hängt er auch noch dadurch zusammen, daß er die christliche Religion für notwendig hält als ein Band, daß die Staaten miteinander zu einem Ganzen vereinigen soll; die Autonomie, die er dem einzelnen Staate zuspricht, ist also nur als relativ, nicht als absolut zu denken. Ludwig von Haller war ganz unromantisch, den Junkern aber sympathisch als junkerlicher Verfechter des Patrimonialstaats. Das Verhältnis, in dem der Berner Patrizier zu seinen Bauern stand, war sein politisches Ideal; er hätte gewünscht, alle Großstaaten in Großgutsherrschaften auflösen zu können, deren Besitzer ihre Untertanen im Namen Gottes zu regieren hätten. Sein Staats- oder vielmehr Nichtstaatsgedanke war also mittelalterlich-feudal, entstammte aber nicht etwa einer romantischen Liebe zum Mittelalter. Dieses kannte er gar nicht. Er habe, schreibt er einmal, gar keine Bücher über diese Zeit gelesen, sondern seine Ideen aus der ihm vor Augen liegenden Gegenwart geschöpft. Stahl endlich ging von der Überzeugung aus, daß die historisch gewordene Ordnung die von Gott gewollte, der Liberalismus Abfall von den Grundsätzen der Reformation sei. „Ausdrücklich und scharf lehnte er die Hallersche Lehre ab, die die Staatsgewalt zum Privateigentum des Fürsten machte und den Staat in ein Aggregat von übereinandergeschichteten Herrschaftsverhältnissen auflöste und bekannte mit Freuden, daß der Staat eine höhere sittliche Ordnung, ein ursprüngliches Ganze, das sein Gesetz in sich selbst trage, sei." Bismarck hat bekanntlich anfangs dem Gerlach-Stahlschen Kreise angehört. Als charakteristisch für seine zwar nichts weniger als romantische, aber bei aller Feudalität doch patriotische, allerdings mehr preußisch als deutsch

patriotische Art zu fühlen wird hervorgehoben, was er in den Gedanken und Erinnerungen von seinen ersten Reisen in Westdeutschland erzählt. „Beim Blick auf die Landkarte ärgerte mich der französische Besitz von Straßburg, und der Besuch von Heidelberg, Speyer und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig.“ Zu Bismarck leiten nach Meinecke Hegel und Ranke über. Beider Verhältnis zueinander bestimmt er so, daß Hegel zwar gleich Ranke das Wesen des Nationalstaats erfasse, die Konsequenz seiner Auffassung aber dahin führe, „alle Individualitäten der Geschichte ihres Eigenrechtes zu berauben, sie zu bloßen bewußtlosen Werkzeugen und Funktionären des Weltgeistes zu machen“, so daß sich die Völker zu Schatten verflüchtigten, während Ranke jeder Nation Selbständigkeit und eignen Wert zuerkannte. Jener habe „die universale Betrachtung und Bewertung der Geschichte dermaßen auf die Spitze getrieben, daß darüber die empirische Geschichte zum Schattenspiele wurde. Ranke gab ihr das entzogene Blut wieder zurück und behandelte sie überhaupt schonender und respektvoller. Ihren universalen Sinn, den Hegel überall begreifen zu können glaubte, wollte er nur anschauen und ahnen.“

Im Jahre 1848 nun platzten die französisch-rationalistische und die urdeutsche, darum vielgestaltige romantisch-historisch-politische Auffassung des Staates aufeinander, und verschlangen sich dermaßen, daß Frankfurt als das Zentrum der großen allgemeinen Verfitzung des ganzen Zeitalters erscheint. Als das Interessanteste an den zwischen Frankfurt und Berlin gepflogenen Verhandlungen erscheint mir, daß die Frankfurter aus allen Kräften dem Erlaß der preußischen Verfassung entgegengearbeitet haben. Und zwar war es nicht so sehr das illiberale Oktroyieren, was ihnen mißfiel, als die Verfassung an sich, weil sie meinten, zwei Parlamente: ein Reichsparlament und ein Parlament des dominierenden Staates, könnten nicht nebeneinander bestehen; durch eine eigne Verfassung und ein eignes Gesamtparlament — Provinzialstände wollte man zulassen — schließe sich Preußen ab, anstatt in Deutschland aufzugehen, was doch zur Herstellung eines deutschen Staates notwendig sei, denn in Preußen aufzugehen hatten natürlich die Süd- und Westdeutschen keine Lust. Pfizer hatte zuerst diesen Widerspruch zwischen preußischer Verfassung und deutschem Nationalstaat herausgefunden, die beiden Gagern und Droysen, der später das Haupt der borussischen Geschichtsschreibung geworden ist (die historisch-politischen Blätter pflegten Droysen, Sybel und Treitschke kleindeutsche Geschichtsbaumeister zu nennen) eigneten sich seine Auffassung an.

Die strammen Preußen hinwiederum hatten keine Lust in einem demokratischen Deutschland aufzugehen, und am wenigsten war natürlich der König gewillt den Hohenzollernstaat einem politischen Ideal zu opfern; obwohl ihm der Fetzen Papier widerwärtig war, hat er doch mit dem Ministerium Brandenburg zusammen die Oktroyierung durchgesetzt. Aus dem Umstande, daß der

eine der beiden Minister, die sich für die Verfassung ins Zeug legten, der Justizminister Rintelen (Vater des bekannten Geh. Oberjustizrats Rintelen; der andre Minister war Ladenberg) katholisch war, schließt Meinecke, es seien besonders die Artikel, die den Staatsbürgern die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und den Kirchen die selbständige Ordnung ihrer Angelegenheiten verbürgen, die dem Justizminister die Verfassung wert machten. Das ist möglich. Aber wenn dann aus der weiteren Darstellung eine leise Mißbilligung dieser Artikel herausklingt, wenn katholische Zeitungsstimmen jener Zeit, die ich ganz natürlich finde, als preußenfeindlich gedeutet werden, und wenn zu einer Äußerung des Kirchenrechtslehrers Walter bemerkt wird: „Das klang recht königstreu, läßt aber zwischen den Zeilen zu lesen übrig . . . Es ist keine Frage, daß sein und seiner Genossen Herz stärker für die Kirche als für den preußischen Staat schlug" — so zeigt mir das wieder einmal, wie heutigentags auch einem vornehm denkenden und fühlenden Verehrer seines großartig objektiven Meisters Ranke das klare Auge sich ein klein wenig umschleiert, wenn sein Blick auf Katholisches fällt. Die Verfassung sollte doch ein — im vulgären, d. h. französischen Sinne — liberales Werk sein. Was hätte denn nun ein liberaler Mann statt jener Artikel vorschlagen können, wenn er nicht das von jenem liberalen Standpunkte aus Konsequenteste, die Trennung von Staat und Kirche, fordern wollte, die wegen der engen Verflechtung des Hohenzollernstaats mit der evangelischen Kirche auch heute noch unmöglich ist? Die Religion von zwei Fünfteln der Preußen, darunter der Rheinländer, die damals die in Geistesbildung und Gewerbe fortgeschrittensten waren, für eine geduldete Sekte erklären? Oder den König vollends noch zum Summus Episcopus der katholischen Kirche erklären und ihn zwingen, zwei Seelen in seinem Busen zu hegen, von denen die eine die andre verdammen müßte? Und wenn das Herz der Katholiken für ihre Kirche höher schlägt als für den preußischen Staat (wie kann man überhaupt für den schwärmen — so wacker er sich später gezeigt hat, und so hoch man ihn schätzen muß — wenn man weder ostelbischer Gutsbesitzer, noch General, noch Landrat ist?) würden Goethe, Schiller, Humboldt und Fichte diesen Staat, noch dazu in seinem damaligen Zustande, über ihre „Menschheit" gestellt haben? Und was hat die katholische Presse verbrochen? Ein Kaplanblatt wollte, als im Sommer 1848 Preußen von der Gefahr der Auflösung bedroht schien, den Reichsverweser mit den Rheinprovinzen als Reichsland ausstatten; das war doch lange noch nicht so schlimm wie die verzweifelten Projekte von Stein und Gneisenau gewesen waren. Und die Rheinische Volkshalle, das Organ der Katholikenführer, schlug statt des einen Berliner Landtags zwei gesonderte Landtage vor, einen für die östliche und einen für die westliche Hälfte der Monarchie. Ein sehr vernünftiger Gedanke, auf den ich noch zurückkomme, und dem auch die obenerwähnte Äußerung Walters gilt. Er

schrieb nämlich im Juni 1848, einer Berliner Republik würden sich Rheinland und Westfalen nicht unterwerfen können; werde sie proklamiert, so müsse man sich am Rhein selbständig einrichten, „vorbehältlich der Rechte des Königs". Meinecke scheint den Preußenhaß der Rheinländer lediglich aus ihrer Konfession abzuleiten, er hat aber denselben Ursprung wie der Südwestdeutschlands, der richtig auf die Abneigung gegen das spezifische Preußentum, auf Rheinbundsreminiszenzen und die Begeisterung für Napoleon zurückgeführt wurde. Nicht gerade für Napoleon — Görres gab im Haß gegen diesen einem Stein und Arndt nichts nach — aber für einzelne Seiten des französischen Staatswesens hegte man am Mittel- und Niederrhein Sympathien. Die preußische Bureaukratie und Polizei aber lernte man hier nicht bloß, wie in Süddeutschland, durch Berichte aus der Ferne kennen, sondern durch Erfahrung am eignen Leibe, und ertrug sie um so unwilliger, weil die Eindringlinge aus dem „halbslawischen Osten" den sich durch Bildung über sie erhaben dünkenden Einheimischen die besten Stellen wegnahmen. Der Umstand, daß diese Eindringlinge einer andern Konfession angehörten, mußte allerdings die Abneigung der Rheinländer noch verstärken und ihnen zugleich die andre Konfession verhaßt machen, weil sich die Ansicht festsetzte — eine Ansicht, für die sie Tatsachen anführten — daß unter preußischem Regime nicht bloß ihre Landsmannschaft, sondern auch ihre Konfession Hindernisse des Fortkommens seien. Meinecke hält es für nicht unwahrscheinlich, daß die katholischen Politiker „ursprünglich doppeltes Spiel getrieben haben und daß Rintelen dann der Mittelsmann war, der ihre Wünsche im Ministerium Brandenburg vertreten und in die oktroyierte Verfassung hineingebracht hat". Er zitiert einen Publizisten (Walter Rogge), der schreibt: „Lassen wir die unerwiesenen Gerüchte über bestimmte Verträge zwischen dem katholischen Klerus und der Regierung auf sich beruhen, so bleibt nur die Tatsache, daß diejenigen Deputierten zur äußersten Rechten gehörten, denen es ernst war mit den Interessen der alleinseligmachenden Kirche". Als die Ultramontanen gemerkt hätten, daß der preußische Staat nicht so gebrechlich war, als man zuerst glaubte, hätten sie sich wahrscheinlich Konzessionen erzwungen, indem sie die Hydra der Demokratie bändigen halfen. Meinecke ist einsichtig und gerecht genug, zu bemerken: „Sollte er recht haben mit seiner Vermutung, so darf man hinzusetzen, daß nicht bloß die kluge Witterung der Machtverhältnisse die politisch denkenden Katholiken veranlaßt haben wird, ihren Kurs zu ändern. Nach den Erfahrungen, die sie in Frankfurt mit den kirchenfeindlichen Demokraten gemacht hatten, hatten sie wohl einigen Grund, deren Sieg jetzt nicht zu wünschen." Sehr richtig! Der König von Preußen war ihnen selbstverständlich lieber als ein atheistischer Jakobinerklub, und nebenbei hatten sie ein christliches Gewissen und hielten die Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit für Sünde, wie besonders kräftig die sehr wirksame Erklärung des Fürstbischofs

Diepenbrock gegen die Steuerverweigerer bewies. Einer Einwirkung auf die Minister, die Artikel über Religion und Kirchengesellschaften in die Verfassung zu bringen, hat es nicht bedurft, weil, wie schon bemerkt wurde, diese Artikel das absolut Vernünftige, ja allein Mögliche waren, wäre aber die vermutete Einwirkung notwendig gewesen und tatsächlich erfolgt, so müßte man sie den katholischen Politikern, in erster Linie den Bischöfen, als hohes Verdienst anrechnen; daß sie in den Monaten, wo der preußische Staat zu zerfallen drohte, die Möglichkeit des Zerfalls in ihren Kalkül aufnehmen mußten, versteht sich doch von selbst; wenn ein Stein, ein Gneisenau, ein Droysen, ein Bismarck bei Änderung der Sachlage ihre Politik ändern, so ist es nicht gebräuchlich, zu vermuten, daß sie entweder vor oder nach der Schwenkung „doppeltes Spiel getrieben" hätten. Was die Liebe betrifft, so liebt ein jeder den Staat, der ihm gefällt, der seinen Wünschen entspricht, sein Interesse fördert, sein Staatsideal zu verwirklichen verheißt, und die Temperatur dieser Liebe steigt und fällt mit dem Grade, in dem der fragliche Staat diese Bedingungen erfüllt. Davon hat noch nie ein Mensch, heiße er Bismarck oder sonstwie, eine Ausnahme gemacht.

Wenn Bismarcks (übrigens von Stahl befruchtetes) Genie dann die Synthese zwischen den zwei Parlamenten gefunden und wenn er es verstanden hat, immer abwechselnd von einem Pferde aufs andre zu voltigieren, so ist das natürlich — auch Meinecke gibt es zu — keine endgültige Lösung. Solche Lösungen gibt's überhaupt nicht in einer lebendigen Welt, deren Geschichte ja nicht mit Bismarck schließen kann. Man wird darum noch etwas weitergehen müssen als unser Autor, der Naumanns Hoffnung, statt des feudal-agrarischen Ostens werde der industrielle Westen Reichsbasis werden, der Erwägung empfiehlt und seinerseits hofft, die Einzelstaaten und der Parlamentarismus würden „eintrocknen". Bei den Miniaturstaaten — den Parlamentarismus wollen wir beiseite lassen — braucht man doch wohl nicht aufs Eintrocknen zu warten; sie entbehren der Daseinsberechtigung, und das Reich würde nicht zusammenbrechen, wenn man die von Bismarck begründete legitimistische Tradition, die sie schützt, aufgäbe. Dagegen wären Stammindividualitäten, wie die von Bayern (ohne Rheinpfalz) repräsentierte, zu kräftigen und formell anzuerkennen, das Reich sollte in Stammstaaten gegliedert werden: Bayern, Schwaben, Rheinland-Westfalen, Thüringen (einschließlich des Königreichs Sachsen), Altpreußen, das vielleicht noch weiter zu gliedern wäre. Außerdem wird in Zukunft der Universalgedanke sein Recht mit ganz anderer Kraft fordern als damals, wo er nur von der Kirche oder gar nur von der Wissenschaft und Literatur getragen wurde. Was wäre das heutige England ohne sein Weltreich, und wie vermöchte sich ein Staat, ein Volk, eine Nation noch abzusperren beim heutigen Weltverkehr, der alle Völker mit den unzerreißbaren Banden des

materiellen Bedürfnisses aneinanderfesselt und durch den elektrischen Funken alle Menschen der Erde in unmittelbaren Kontakt miteinander bringt? Und wie könnte Deutschland von Österreich los — man denke an die letzte Balkankrisis und den mitteleuropäischen Wirtschaftsverein — oder wie könnte es bei seiner Volksvermehrung auf Expansion verzichten? Wie sich das alles weiter entwickeln wird, wissen wir nicht; aber einem gebildeten, denkenden Volke kann nicht zugemutet werden, daß es sich blind in die Zukunft hineinschleppen und stoßen lasse, ohne sich Ziele zu stecken, und in deren Erstrebung an der Gestaltung seiner Zukunft bewußt mitzuarbeiten. Den Willen zur Nation haben wir Deutschen betätigt; hoffentlich wird man bald auch von einem Willen der Nation sprechen können.

Mit dieser Skizze ist nicht etwa eine Analyse des Werkes und eine Charakteristik der Stellung des Autors zu den politischen Fragen beabsichtigt; das würde bei der Fülle des Inhalts und bei der Komplikation der behandelten Strömungen, Strebungen und Staatsaktionen zehnmal soviel Raum beanspruchen; die Leser sollen nur durch einige Andeutungen eingeladen werden, sich den Genuß der Lektüre dieses höchst anziehenden und instruktiven Buches nicht entgehen zu lassen.

Deutschland und Dänemark/ von Johannes V. Jensen

Die dänische Politik nähert sich augenblicklich einer noch schwebenden, aber für die Zukunft wichtigen Entscheidung, die es möglich macht, den Blick von einer paralysierenden Selbstvertiefung abzuwenden und auf größere ausländische Horizonte zu richten.

Daß man im Auslande, wo das Jahrhundert im vollen Gange ist, auch den Blick auf unsere wie wir meinen vollkomm privaten Verhältnisse gerichtet hält, beweist der Umstand, daß von Deutschland eine Aufforderung an mich ergangen ist, etwas über die allgemeine Stimmung unter den „Nord-Germanen" mitzuteilen. Unter diesem Sammelnamen fassen nämlich deutsche Politiker die nordeuropäischen Interessen im Hinblick auf die vermuteten Gefahren zusammen, die uns von russischer und englischer Seite drohen sollen (Ostseefrage). Ich schicke voraus, daß meine Mitteilungen vielleicht nur auf rein persönlicher Auffassung beruhen; auf keinen Fall aber sind sie parteiisch oder agitatorisch.

Über Norwegens und Schwedens Haltung will ich mich nicht äußern. Leider liegt keine aktuelle, nordische Gesamtmeinung vor, woraus sich die Stimmung der drei nordischen Reiche zugleich bestimmen ließe. Von einem Skandinavismus in praktischem Sinne kann gar keine Rede sein; in geistigem so gut wie keine. Daß jüngere, ganz isolierte und sehr vereinzelte Persönlichkeiten — ich will

sicherheitshalber nur für den Unterzeichneten bürgen — ihr Gedankenleben schon lange unter Voraussetzung eines gesammelten Nordens aufgebaut haben, hat ja, politisch gesehen, nicht die geringste Bedeutung. Doch möchte ich, was Norwegen betrifft, auf die Richtung hinweisen, die Björnstierne Björnson durch seine pangermanischen Sympathien eingeschlagen hat und die eine ebensogroße Bedeutung für die Entwicklung der Anschauungen in Dänemark wie in Norwegen gehabt haben. Björnsons starke Träume sind nun allerdings in ein anderes Verhältnis zur Wirklichkeit getreten, als er wahrscheinlich selbst erwartet hat. Seine auf historischem Instinkt und moderner Lebhaftigkeit aufgebaute sanguinische Auffassung von der Bedeutung Nordeuropas und der Mission der kleinen Staaten, die sich zu einer gemeinsamen germanischen Kultur zusammenschließen sollen, mögen ja immerhin heute noch gelten, obgleich man der Wahrheit gemäß einräumen muß, daß der Pangermanismus als Bewegung augenblicklich fast tot ist. Aber Björnsons mit diesem äußeren Sammlungsgedanken verbundene idealistische Hoffnung auf ein Reich, das da kommen soll, sein Friedensgedanke, der sich vor einigen Jahren in bestimmten Abrüstungstendenzen äußerte, ist einer wesentlichen Verwirklichung ferner denn je. Norwegen hat sich als selbständiges Königreich der in allen anderen europäischen Staaten geltenden Forderung einer Bewaffnung angeschlossen, die — man mag es nun Rückschritt nennen oder nicht — den „Frieden" bis auf unsere Nachkommenschaft verschoben hat. Und jetzt hat Dänemark sich endlich nach langem peinlichen Zögern entschlossen, denselben Weg zu gehen, indem die politischen Parteien sich bei einem kürzlich stattgefundenen parlamentarischen Vergleich geeinigt haben, zum mindesten die Existenz der Frage und ihre eminente Berechtigung auf Lösung anzuerkennen.

Hier mag, besonders für einen Björnsonbekenner, der selbst neugermanische Dogmen, wenn auch in imperialistischer Richtung, verkündet hat, Veranlassung sein, diesen scheinbar unzusammenhängenden Entwicklungsverlauf zu erklären. Die Erklärung liegt in dem germanischen Naturell selbst. Der lichte Björnsonsche Optimismus, der darin besteht, den frohen und schönen Wunsch mit der Wahrscheinlichkeit zu verwechseln, liegt dem Nordländer ebenso nahe wie die Beweglichkeit des Gemütes, der Wirklichkeitssinn, der mit neuen, auf der Hand liegenden Erfahrungen rechnet. Es steht nicht das Geringste im Wege, seinen Glauben an einen zwischen Menschen siegreichen Friedenszustand zu bewahren, während man gleichzeitig, wie es heute geschieht, den Krieg als einziges Mittel ihn zu erreichen mit voller Initiative verfolgt. Die Germanen sind immer eine Soldatenrasse gewesen, aber wo sie hinkamen, haben sie stets Ordnung und Ruhe geschaffen. Ein (besonders von sozialdemokratischen Doktrinären wiederholter) Protest gegen die Entsetzen des Krieges gehört mehr der Vergangenheit und der Zukunft als unserer eigenen Zeit an, wo die nationalen Grenzen in Europa noch recht wenig feststehen und ein großer Teil der Welt sich noch im

Urzustande befindet. Es ist natürlich an und für sich ein barbarischer Gedanke, daß junge Bauernburschen erzogen werden sollen, im Felde zu töten und getötet zu werden, die Barbarei aber ist nicht auf unserer Seite, wenn man sich die jungen Mädchen in Europa von Negern geschändet oder unsere Kunstschätze den Mongolen preisgegeben vorstellt. Das Ziel der Kultur ist die Blüte, aber man kann die Stengel- und Blattbildung nicht überspringen; die unteren Stadien der Entwicklung verlangen ihr Recht. Außerdem hat die militärische Erziehung ihre wichtige bürgerliche Mission, die weder durch Sportgeist noch durch den bürgerlichen Ordnungssinn bisher ersetzt worden ist.

Dieser neugermanische Gesichtspunkt, der in den größeren Staaten, wo Notwendigkeiten ihn aufgezwungen haben, allgemein ist und dem die Opposition sowohl in Deutschland wie in Frankreich beigetreten ist, hat bis zu diesem Augenblick wenige Anhänger in Dänemark gehabt. Die öffentliche Meinung teilt sich ziemlich gleichmäßig in den alten klerikal-feudalen Militärfanatismus und die nicht weniger veraltete liberale Negationspolitik; und wenn der langjährige Meinungskampf jetzt dennoch in eine Aktion zu münden scheint, so ist es nicht ein neues aus der Frische des Entschlusses geborenes Programm, das gesiegt hat, sondern es ist die Scham und der Zorn, kurz: die politische Not, die sich mit Hilfe eines halb unbewußten Druckes von außen endlich vollzogen hat. Kleinen Staaten ohne Macht scheint kein besseres Schicksal vorenthalten zu sein. Doch glaube ich, daß die Voraussetzung einer besseren Zukunft jetzt vorhanden ist. Bis jetzt haben Dänen am meisten darunter gelitten, daß sie einer Nation angehörten, die dem Niveau der Staaten auswich, und darum bewahrte man zwischen anderen Zivilisationen die Haltung eines schlechten Kameraden. Man wird sich jetzt hoffentlich der Wehrpflicht in erweitertem Sinne anschließen und auch größeren Zwecken als den rein elementaren dienen, so daß ein dänischer Mann von nun ab sich als Weltbürger in seinem eigenen Lande wird fühlen können.

Besonders für das Verhältnis zu Deutschland darf man von dem Ausfall der Krisis mit einer gewissen Berechtigung Gutes erwarten.

Die sozialen Gleichgewichtsbestrebungen in Dänemark, die jetzt einen Augenblick zur Ruhe gekommen sind (September 1909) — wenn auch das Gleichgewicht nur unsicher ist —, reichen bis zu dem Kriege im Jahre 1864 zurück. Von einem unbefangenen und hoffnungsvollen Standpunkt aus betrachtet, hat unsere politische Entwicklung darin bestanden, daß wir uns in der dazwischen liegenden Zeit von Deutschland entfernt haben und jetzt wieder Bedingungen eingetreten sind, uns ihm zu nähern. Ich betone einfürallemal, daß ich weder an Union oder Alliance noch an ähnliche Beziehungen zum Ausland denke, die weit über das was ich verantworten kann hinausgehen. Es scheint mir auch unnötig, Dänemark vom Verdacht eines politischen Spieles freizusprechen, da kaum von einem Einsatz die Rede sein kann und daher der Geschmack am Spiel weder in den oberen

noch in den unteren Schichten genährt wird. Wenn deshalb die kürzlich stattgefundenen Begebenheiten in Deutschland Veranlassung zu Gerüchten gegeben haben, deren Tendenz war, ein Einverständnis mit England als Tatsache hinzustellen, so kann ich diese Gerüchte als ganz unmöglich bezeichnen. Dänemarks Verhältnis zu England unterscheidet sich in keiner Weise von dem zu anderen Staaten, ausgenommen durch die Innigkeit der für beide Teile gleich vorteilhaften Handelsbeziehung. Nur weil das Gerücht entstehen konnte, erwähne ich es hier, ohne daß die Zurückweisung irgendeiner Nation gegenüber eine Meinungskundgebung enthalten soll.

Das, worauf ich hinweisen will, ist das intime Kulturverhältnis, in dem wir zu Deutschland gestanden haben. Das Verhältnis vor 1864 war so, daß wir geistig von Quellen genährt wurden, die, wenn sie auch innerhalb des deutschen Kulturgebietes lagen, dennoch stets gemeingermanisches Gut waren und immer bleiben werden: es war der nordeuropäische Geist, der sich sowohl in Kant und Goethe wie in Linné und Darwin Ausdruck gegeben hat. Zu diesem Kulturvormarsch hat Dänemark mit keinem leitenden Geist beigetragen, aber die Periode in unserer nationalen Entwicklung, der wir unser edelstes Erzeugnis — Öhlenschläger — zu verdanken haben, entstand unter Einwirkung von dem klassischen deutschen Geiste, der in Goethe und den Naturphilosophen gipfelte, und bildet noch heute den Unterstrom in unserer Kultur. Tatsächlich ist diese Verbindung nie unterbrochen worden. Formell aber wurde sie es nach dem Kriege von 1864 und dem Verlust der Herzogtümer. Es ist unnötig, dabei zu verweilen: das Fazit genügt. Der Bruch war, volkstümlich betrachtet, sehr tief. Er prägte die folgenden Generationen und ist noch zu spüren. Um groteske Beispiele anzuführen, so soll es sogar hochgebildete Männer, Gelehrte gegeben haben, die nach dem Kriege die deutsche Sprache total abschworen, ja, sich weigerten, sie zu lesen. Was für Mühe sie gehabt haben müssen, sich die Erzeugnisse deutscher Literatur durch Übersetzungen anzueignen! Von den Namen dieser Veteranen ist mir übrigens in dieser Verbindung keiner erinnerlich. Zweifellos sind es königstreue Männer gewesen, die wohl nicht einmal für den leisen glücksburgischen Akzent ein Ohr gehabt haben, der — ich sage dies ohne jede Tendenz — noch heute in der Sprache unseres Königshauses zu merken ist . . . Es machte den Schmerz nicht geringer, daß wir, Deutschland im Herzen, mit verlorenen Provinzen und einer an der Grenze errichteten Mauer aus dem neunzehnten Jahrhundert schieden. Nun, Gefühle en gros zwischen Nationen gehören der Vergangenheit an. Wenn man es auch als ganz natürlich zugeben muß, daß die Erinnerung an den Krieg sich wie ein kräftiger irrationeller Haß in der dänischen Bevölkerung eingrub, so muß man jetzt doch sagen, daß er jener individuelleren, menschlicheren Stimmung Platz gemacht hat, wie sie moderner Verkehr und persönliche Berührung mit sich bringen. In einer akuteren Form besteht die Spannung

bekanntlich noch in den Grenzdistrikten; da es aber zu den besten Eigenheiten dänischer Tradition gehört, die nordschleswigsche Frage als nicht vorhanden zu betrachten, worin eine Anerkennung des Rechtes des Eroberers liegt, so soll sie hier nicht näher berührt werden. Außerhalb jeglicher Diskussion liegen die gewohnten endemischen Vorfälle von Querulanz oder noch unappetitlicheren Energieentfaltungen, die mit noch nicht verwachsenen Grenzdistrikten verbunden zu sein pflegen. Übrigens bemerke ich, daß innerhalb der intelligenten Gesellschaft gewisse Abfälle stattgefunden haben, die sonst an der von einem internationalen Vernunftstandpunkt geschaffenen Anschauung festgehalten hatten; dies hängt damit zusammen, daß der nationalistische Kurs in den letzten Jahren gestiegen ist, ohne daß man einen Grund dafür angeben kann. Man hat sogar eine so kuriose Seltenheit erlebt, daß eine ganz gewöhnliche nationalistische Agitation mit einem Versuch zur Rehabilitierung von Bismarck in Dänemark vereinigt worden ist.

Immerhin kann die Wunde von 1864 wohl als geheilt gelten. Indessen hinterließ der Krieg tiefere Spuren als die vorhin erwähnten, indem er Veranlassung gab, daß unser Geistesleben sich Deutschland verschloß und aus einer Quelle Nahrung suchte, die unserer Natur ferner lag, obgleich sie nicht ohne würzigen Wert war: aus dem modernen Frankreich. Diese Richtung ist nun wie eine Uhr abgelaufen und teils von der frischen Einwirkung englischen und amerikanischen Geistes (den man auch anderwärts in der Welt spürt, sogar in dem „korrupten" Gallien), teils von dem dänischen Heimatgeist abgelöst worden, der in seiner innersten Funktion mit dem deutschen verwandt ist und die Wiedervereinigung mit ihm sucht. Eine ähnliche Kurve läßt sich in der dänischen Politik seit 1864 verfolgen. Um aber die augenblickliche Situation in Dänemark und ihre Tragweite für das Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark verständlich zu machen, wird eine gedrängte Übersicht notwendig sein.

Die Stimmung nach dem Kriege teilte das Volk in zwei Lager, die Altmilitärischen und Revanchelustigen, die nichts gelernt hatten, und die tief Desillusionierten, die Rekruten aus der modernen Aufklärung holten und in der folgenden Generation dem Lande den Fortschritt und die demokratische Befreiung brachten. Unglücklicherweise wurde diese Richtung einfürallemal an den Protest gegen die unzeitgemäßen Verteidigungsveranstaltungen geknüpft, die von den Ultranationalen, der Rechten, verlangt wurden. Nach und nach wurde die Verteidigungssache in der Hand der Rechten ein Mittel, an und für sich unbefugte politische Interessen zu fördern; und die Opposition machte sich in nicht geringerem Grad ihr moralisches Recht zur Förderung ihrer Partei zunutze. So ist es im Grunde geblieben, obgleich radikale Veränderungen im Auslande eine andere politische Orientierung schon längst notwendig gemacht haben. Die Rechte machte seinerzeit eine Art Staatsstreich, um die Befestigung von Kopenhagen durchzusetzen; das wurde für die Partei insofern schicksalsschwanger, als die Oppo=

sition sich dadurch einen Verbündeten an der Bevölkerung gewann, wodurch die Linke siegte. Als die Bauernpartei zur Macht gekommen war, versuchte sie sich instinktmäßig von der politischen Maschine, deren sie sich bedient hatte, loszumachen, aber sie setzte ihre Autorität zu, wozu sich auch noch administratives Unglück gesellte. Die ursprünglichen Führer des Liberalismus hinwieder, denen das Verdienst gebührt, durch Widerstand gegen das Provisorium den Parlamentarismus gerettet zu haben, fielen leider zu früh ab; ihre Erben aber gebärdeten sich wie Aale ohne Köpfe, mit ungeheuren Schwimmbewegungen, aber auf der Bratpfanne; man kann ihre Haltung während der letzten Jahre als die eigentliche Reaktion im Lande bezeichnen, wogegen die Regierung, wenn auch mit gebrochener Moral, ohne Zweifel den im Verhältnis zur Außenwelt fruchtbaren politischen Gedanken besaß. Der Liberalismus in Dänemark, der natürlich die einzige Bewegung ist, deren Programm zu einer größeren Zukunft führt, ist leider von einer Energie geprägt gewesen, die von einem zerfaserten Willen ohne Überblick ausgegangen ist. Ebenso sicher ist, daß die Regierung, der durch die Liberalen vorwärtsgeholfen wurde, die Tendenz gehabt hat, sich mit ursprünglich konservativen Elementen zu vermischen, wodurch das ganze Resultat des Kampfes in Gefahr kam, verloren zu werden. Diese ganze Politik hat mit dem „Rattenkönig" verglichen werden können, diesem Nest von Nagern mit zusammengewachsenen Schwänzen, die unrettbar aneinandergefesselt sind, ohne von der Stelle kommen zu können.

Aus dieser haßerfüllten Verwirrung scheint aber dennoch eine Art Vergleich hervorgehen zu sollen, mit der endlichen Erledigung der Verteidigungsangelegenheit als Ziel. Bis auf weiteres zeigen sich diese Verhandlungen über etwas, was rund sein soll, als eine geknickte, gefaltete und zusammengebogene Sache, die sich aus der Vogelperspektive wohl am ehesten wie eine Festung ausnimmt; und etwas anderes als diesen Kompromiß kann man wohl kaum von einer Vorsehung erwarten, die schließlich aus jedermanns Appetit und Widerspenstigkeit die Dinge schmiedet, wie sie sind.

Aber was haben wir nicht alles zugesetzt! Was ist nicht alles an unserer Entwicklung in dem Menschenalter, während der Kampf währte, vorbeigegangen! Ganz unmittelbar drängt sich der Gedanke auf, was wir durch die Unmöglichkeit einer Anerkennung Bismarcks verloren haben, während wir blutend am Boden lagen. Wenn er uns auch schlug, so war er doch der neue strahlende Bote der germanischen Welt. Und wir gedenken mit Rührung derjenigen dänischen Männer, die genug intellektuelle Stärke besaßen, um sich vor seinem Werk zu beugen, wenn sie sich auch vor dem Mann selbst nicht beugen konnten. Später hat der Anblick der Feuerzeichen, die von allen Höhen Deutschlands die Dankbarkeit eines Volkes für seinen Sammler bezeugen, uns mit Schmerz empfinden lassen, was ein gewaltiges Nationalgefühl, was ein Reich in Einigkeit

und Blüte sagen will; wir aber hatten keinen Teil daran. Statt dessen schworen wir zu der rohen Ohnmacht, die für unser eigenes kleines Beispiel im Anblick des Ruines anderer Völker, so Frankreichs nach 1871, Trost suchte. Statt mit dem guten Geschmack eines kräftigen Volkes zum Besten einer größeren Gemeinschaft Selbstverleugnung zu üben, erfanden wir einen ganz neuen Faktor im Daseinskampf, die Kulturwehr, die schreckliche Verfeinerung des kleinen Landes, die es gegen jegliche mittelalterliche Nachstellung von auswärts schützen sollte. Der Frosch bildete sich ein, daß er einen Edelstein im Kopf hatte, da der Storch seinen Bauch aufblähte, bevor er ihn gefressen hatte. Kolonien sind verboten, weil wir keine Aussicht zu Expansion haben. Krieg ist unmöglich, seitdem Flugmaschinen erfunden sind, als ob nicht gerade diese der neueste Kraftausdruck des Krieges sind, — ein blitzender Fluch über die Häupter derjenigen, die im Begriff sind einzuschlafen . . .

Und doch gibt es kaum einen einzigen Imperialisten, der kalten Blutes das Natürliche oder für immer Unvermeidliche einer Rüstung oder Mobilmachung verfechten würde; selbst Lord Kitchener, der Brite mit dem Gletscherblick, würde, wenn befragt, sicher den Krieg bloß als einen notwendigen Übergang zu Ordnung und Frieden darstellen. Für diese Übergangszeit, in der wir leben, hat die Kulturwehr keinen Blick. Man wird ihn aber bekommen, wenn nicht für sich selbst, so für andere.

Im übrigen ist es schwer, etwas Allgemeingültiges über die Stimmung in Dänemark zu sagen. Wie man weiß, besteht eine Spannung zwischen der unverhältnismäßig großen Hauptstadt und dem übrigen Lande, die einerseits von den Arbeitern, andererseits von der Bauerndemokratie beherrscht wird. Kopenhagen wird entweder von einer jetzt vollständig senilen konservativen Presse genährt, oder von der oben geschilderten verstockten Doktrin. Auf dem Lande ist die öffentliche Meinung in den Händen einer Provinzpresse, die dieselbe Rolle bei den Bauern spielt wie die katholische Vormundschaft bei dem Volk in romanischen Ländern. Das Stichwort wird hier einer Art Lebensanschauung entnommen, dem sogenannten Grundtvigianismus, der hauptsächlich als Schutzwehr gegen die „vornehmen" und „gottlosen" Leugner in Kopenhagen herhalten muß. Diese Abhängigkeit der Landbevölkerung von einem Fetisch hat ihr Seitenstück in der blinden Anbetung der Arbeiter für das einzig echte sozialdemokratische Dogma. Dieses Dogma wird in Dänemark noch ganz orthodox verkündigt, ohne Rücksicht auf die Entwicklung im Auslande. Hier wie dort ist das Erbauungsmittel in den Händen mehr oder weniger geschäftsgewandter Medizinmänner, deren monotone Beschwörungen und Trommellärm niemals ihre Wirkungen verfehlen. Es ist erstaunlich, und wahrscheinlich auch in der deutschen Politik nicht unbekannt, welche Lebenskraft selbst das unbedeutendste politische Mundwerk in einer Gemeinde bewahren kann. Menschenalter vergehen, und

man bleibt entweder gleich gläubig oder gleich unüberzeugt. Die Demokratie scheint noch nicht über den ersten Shamanismus hinausgekommen zu sein.

Man darf dies sagen, wenn man trotzalledem von dem Selbstbestimmungsrecht des Volkes unbedingt überzeugt ist. Auf diesen Bauern und Arbeitern, denen man alle möglichen Lebensanschauungen von außen anhängen kann, ohne daß sie tiefer eindringen: auf ihnen beruht unser Schicksal. Das Volk folgt seiner Natur, wenn seine Zeit gekommen ist, und findet dann auch seinen Führer: man denke an die psalmensingenden Leute aus dem Volke, die unter Cromwell durch Feuer und Blut gingen. Ich glaube an einen Selbsterhaltungstrieb auch bei den Bürgern eines kleinen Landes, das keine andere Zukunft hat als die strenge Aufrechterhaltung seiner Neutralität; selbst sie werden sich nicht aus der Weltgeschichte fortschleichen. Ausnahmeleute sehen anders aus wie wir. Ohne Neigung zu haben, sich in das Museumsgewand der Vergangenheit zu kleiden oder sich an abenteuerlichen Eroberträumen zu berauschen, mag eine sonst neutrale und anerkannt neutrale Nation wie Dänemark sich Instinkten hingeben, die dazu bestimmt sind, sich dem Geist der Zeit anzupassen, und in guter Kameradschaft mit anderen Völkern desselben ethnographischen Durchschnittes Austausche vornehmen.

Hermann Stehr und sein neues Werk / von Hans Kyser

In der grenzenlosen Unsicherheit eines unverstandenen ersten Wehes, in der Welteinsamkeit, die jeder Schmerz um einen Menschen schafft, spielt ein Kind ein tiefsinnig Spiel: Es greift Sand und läßt den Sand rinnen ... eintönig ... immerzu, und es ist wie ein innerlichst-äußerliches Nahen und Verwehen aus Unergründlichkeiten in Unergründlichkeiten. Solche Schaukelstunden der Seele, — irgendeine Wonne will still werden, irgendein großer Schmerz Erinnerung, eine große Liebe Traum, — Feldeinsamkeit-Stunden, hingegeben an das grenzenlose, an das gedankenlose Glück des Daseins, — da fühlt man sich plötzlich wie eine Woge, zwecklos rollend über unbewegte Untergründe, an denen unsere Träume gleich verzerrenden Spiegeln vorbeischnellen, wie eine leise Musik, die irgendeiner aus uns spielt. Und es weht uns ein entzücktes Ahnen an: Wie alles sich zum Ganzen webt, — Eins in dem andern wirkt und lebt, — Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen — Und sich die goldnen Eimer reichen, ... und man glaubt es, man glaubt es: „Das sind Anwandlungen von Geistern, die in uns hineindenken, in uns hineinhandeln von einem andern Mittelpunkt als dem unsrigen." (Ein Fechnerwort aus seinem „Büchlein vom Leben nach dem Tode" — diesem letzten Trost und Traum von „Unsterblichkeit" und „Glück eines höheren Daseins".) — Das ist die Stunde, da wir bangend wissen: Auf

Unergründlichkeiten schaukelt sich all unser Leben hin, — und doch nie wissen, welche fremden Schicksalswogen über uns wegrollen und sich in uns erhöhen oder beschließen wollen. Da steigen sie auf, die geheimnisvollen Erbschaften fremder Melancholien, fremder Heiterkeiten in unserem Blute, und unser körpergeketteter Geist quält sich bis in die tiefsten Ursächlichkeiten hinab, ohne etwas anderes zu erkennen, als daß alles Denken vor dem Leben unwahr ist, alle Kunst Täuschung, alle Religion Ironie; daß unsere Ideen sind wie ein Mückentanz: tanzendes Glück ohne anderen Sinn als Tanz und Glück; daß wir nicht Weisheiterwählte sind, sondern wie alles um uns nur Organe eines Unbekannten, Lösungen eines Rätsels, das wir vergessen haben; daß unsere Seele in der Seele der Erde nur ein Äderchen ihres millionenfachen Adergezweiges ist, mit dem sie die Lust und die Qual ihres Daseins fühlt. Und uns scheint ein Schwalbenflug eine schönere Tat vor Gott zu sein als alle Philosophie, und eine ängstlich begriffene Wahrheit wird das tiefseherische Wort Franz Fabers: Vielleicht sind Ideen über das Leben die tiefsten Verfehlungen am Leben.

Aus solchem Grunderfühlen unseres Weltseins, solchem innersten Erfassen unseres Weltgemeinschaftlichen scheint mir Hermann Stehr seine „Drei Nächte" herausgeschrieben zu haben. Dieses Werk ist in einer Art eine Fortsetzung des „Begrabenen Gottes". Hier hielt einer seinen Gottesgerichtstag ab. Eine gewaltige Schöpferfaust stieß uns in allen Erdenjammer, in alle Erdenabhängigkeit, alle Erdeneinsamkeit, und ob auch eine Mutter der Schmerzen wie im Traum mit taumelnder Stimme geredet: „Vernunft . . . o je, ihr Menschen! De Ziege hat's Horn un d'r Mensch de Vernunft. Was aber hilft d'r Ziege 's Gestöße, wenn se d'r Fleescher an a Strick nimmt, un was nutzt'm Menscha de Vernunft, wenn's übern kömmt wie ein Schlachtmesser!" — sie, die ihrem Gotte mit jeder Qual der Erde gedient, hat ihn begraben in der Nacht der Erde und der Nacht ihrer irrgefolterten Seele. Was hier Weltgefühl, wurde in den „Drei Nächten" Weltanschauung; Erdenjammer ward Menschenjämmerlichkeit; Erdenabhängigkeit Seelenknechtschaft; Erdeneinsamkeit zeitgeschichtliche Enge. Ein Kampf beinahe nur noch um die Formen. Ein Buch der Ablösung von überwundenen Gottvorstellungen, vom Zwange konfessioneller Traditionen, von allen Pflichten, die die Notwendigkeit ihres Daseins in uns verloren haben. Tiefer: von den verhängnisvollen Erbschaften in den Mischungen unseres Blutes, von dem Spuk der dunklen Gewalten durch uns. Ein Gerichtstag über sich selbst. Und die Schöpferfaust ward zur ruhig nachzeichnenden Hand eines Chronisten.

Für den Dichter selbst mag es mehr ein Erinnerungsbuch sein, aber es ist geschrieben, als ob ein einsamer Chronist, um sich aus quälenden Grübeleien und Seelenwirrnissen zu eigener Klarheit zu lösen, die Geschichte seines Lebens schreiben wollte. Und wie er anfängt zu erzählen, breitet sich die Fülle seiner

ganzen erlebten Welt vor ihm aus: Wie ist da alles wunderlich verknüpfet: die kleinsten Dinge im engen Haus mit der Weite der Welt und der Geschichte, — und wieder: wie ist doch alles ein zeitloses Verbundensein. Tote wirken über das Grab hinaus und binden Lebende, bis sie ihr totes Spielzeug werden; Träume eines Kindes wirken Schicksale und die Schicksale schlagen wieder nach Jahren in andere Menschen zurück; Lebenssüchte werden zerspalten aus tiefsten unverbundenen Spalten der Eltern her und jedes Erlebnis verwandelt sie neu. Mit Menschengeschicken wird über ein Jahrhundert hinweggeleuchtet und seine Kämpfe münden in seelenbestimmenden Schulschlägereien; der Geist der Zeit schafft seine devoten, seine weisen Charaktere und wird tragisch in der Familie eines Handwerkers. Alles gemischt und alles gesondert: Gottkämpfe und erste Liebe; die sprudelkrudelschöne Jugendzeit und Einsamkeit in enger Stadt und engem Hause; weiße, ausgekämpfte, milde Weisheit, Pfaffenschurkereien; soziale Entwicklungen, Kulturgeschichtliches — ein unendlich verwickelt Spiel von tausenderlei Wellen. Überall lösen sich die Zusammenhänge und verknoten sich wieder: Kind und Eltern und Ahnen, Eltern und Ahnen und Stadt, Stadt und Land, Land und Zeit und Welt, — und wieder alles nuanciert vom Duft der Landschaft, dem Glanze der Fernen, dem Zwange der Nähe, von der großen, ewig sich wandelnden Seele der Natur. So erzählt Franz Faber alles für sich vor einem beinahe unsichtbaren Miterleber, und unter seiner Hand wird seine Lebensgeschichte zu einem merkwürdigen Kapitel aus der Geschichte seiner Zeit. Und während er erzählt und des Lebens zähe Schatten in seinem Blut zu ihrem Haß und ihrer Liebe erwarmen, während ein schwermütiger Fatalismus ihn niederreißen will, — denn ist alles Leben so verknotet, sind unsere nächsten dreißig Jahre nicht schon mit eingesponnen? — während allfort aus allen Tiefen ein Chor der Toten singt:

> Und all unser Lieben und Hassen und Hadern
> Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
> Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
> Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden, — —

währenddessen spielt doch das lebendige Leben um ihn, mit ihm weiter. Klarheiten tauchen hoch; Wirrnisse lösen sich, ... er hört plötzlich zu sprechen auf: er hat den Mut und das Recht gefunden seinen Lutherweg zu gehen ... „Nun bin ich mein eigener Vater geworden, mein Sohn und mein heiliger Geist." So spricht Franz Faber, dieser Ringer um den Sinn seines Erden- und Weltseins, und er redet es wie einen hohen Gesang in das Morgenlicht.

Der alte, der junge, dem deutschen Volke beinahe noch unbekannte deutsche Meister, der einsame Volksschullehrer in den schlesischen Bergen, — auch einer „aus dem Holze, aus dem die großen Menschheitszeugen geschnitzt werden", — hat die ganze Meisterschaft seiner Kunst in diesem Buche verborgen. Es liest sich

eben: „wie einer erzählt". Das ist die ganze große Kunst. Eigentlich wäre nicht mehr darüber zu sagen. Aber es muß immer wieder gesagt werden, weil wir Deutschen, das am meistlesende Volk, die schlechtesten Bücher am meisten lesen; weil uns nicht die Liebe zu unserer Sprache im Blute quillt; weil wir noch nicht soviel Kultur besitzen, um zu wissen, daß die Seele jeder dichterischen Leistung in ihrem Stile lebt. Stehrs Werke sind alle Zeugnisse eines gewaltig ringenden Willens zum Stil und einer Sprachkunst, die jedesmal die Seele des Stofflichen lebendig in sich erschaffen will. Wir sprechen hundert Sprachen in unserer einen Sprache, und das ist Meisterschaft, aus diesen hundert Sprachen die eine einzige Sprache seines Werkes zu erlauschen. Welche Gegensätze: Leonore Griebel, — Der begrabene Gott, — und dieses Buch (nur nach der sprachlichen Seite hin betrachtet). Dort: eine schwebende Passionsmusik aus einer leise abblühenden, adelmüden, traumträumenden Frauenseele, — dann: ein geballtes Wuchten, Unzerbrechliches, Wühlen, Monotonie des Schmerzes und darüber ein Gesang, wie Menschen mögen auf Scheiterhaufen singen, — hier: Ruhe des Erzählers, und seine innere Unruhe, sein erzählendes Ringen wird durch das verschlungene Gefüge der Komposition geschaffen; durch das Abschweifen in köstliche Episoden, die sich wieder zu ergreifenden Zusammenhängen verbinden; durch den Wechsel der Gestalten, dieser Menschen von schärfster Prägung und hörbarem Herzschlag; durch das Auf und Ab ihrer Schicksale, ihres Wahns und ihrer Weite, ihrer Tragik und ihrer Liebe, ihres Wahnsinns und ihrer Menschlichkeit. Das ist: Wie eben einer erzählt . . . wenn er vorher sieben Stehrsche Werke geschaffen hat.

Dieser Meister hatte seinen Weg genommen aus der Seele von Irren und Mördern und Trunkenbolden, um dort ihre geketteten Einsamkeiten, ihre gestauten Sehnsüchte, die wahnsinnige Lust und Qual ihrer Menschlichkeiten zu erspüren, etwa wie ein Arzt aus dem Kranken das Gesunde erkennt. Er schuf den Schindelmacher, diesen Lebendig-Toten mit der Sehnsucht aus der Leere eines übergroßen Schmerzes, aus der kalten Öde eines heimatlosen Greisentums in das kleine Glück eines Stückchen Heims, in das große Glück der großen Heimat. — Seht noch einmal diese Vision: Sturm und Regenflut . . . da steht der Alte, Riesengewaltige, die grauen Haare in wirren Strähnen über dem Gesicht, nichts als Haß, nackter klarer Haß, . . . da läßt er einem gewaltigen Naturelement gleich die ruhelose Sense über die Feldfrüchte der Gehaßten sausen, Nachtstunde um Nachtstunde . . . und dann in der Feierruhe nach solcher Arbeit kommt das Lachen über ihn, das Lachen der Genesung von allen Wunden der Welt, — das hat ein gewaltiger Menschenschöpfer gesehen und gestaltet. (Zur Abwehr: Der Schindelmacher ist ebensowenig ein Lear wie Turgenjeffs Charloff der Schindelmacher.) — Er hat in seiner Leonore Griebel mit einer Sprachkunst, getragen von hohen, wundervollen Rhythmen, sensitiv und vibrierend wie die Seele dieser Frau voll tiefster Traumseligkeiten und bezwingend monologischer

Monotonien, er hat in ihr die Pilgerin geschaffen, die zerbrochen von der Nähe aller Menschen und Dinge sich in sich hinein aufmacht nach dem innersten Glück; nach den sanften Wundern, aus ihrer ererbten Schwachheit, aus den Schimmern einer beinahe mystischen Askese blühend; eine müde, suchende, selige Seele, eine Ehemärtyrerin, deren Liebe ein Wunschgesicht, deren Hingebung ein süßer, schamhafter visionärer Tanz, deren Ausklang ein welkes, schluchzendes Lächeln. — Stehrs bisher einziges Drama „Meta Konegen" fiel glatt durch. Dieses herrlich-ehrliche Stück ist eine der wertvollsten Ehetragödien, die wir Deutschen besitzen. Es ist — beinahe möchte ich sagen: die Tragödie der Ehe, d. h. der Einsamen Menschen. Tiefer, typischer und dramatischer als andere hat Stehr dieses Problem angefaßt und dargestellt. Der Haß des Weibes auf unsere Werke ist echter, eingeboren-natürlicher als ihr männerich mitförderndes Verstehenwollen. Alle Geistigkeit des Weibes ist leiblich. Ein Weib, das liebt, spricht: Ich will dich, — und sie fühlt es schon mit ihrem kindergebärenden Leib: Ist es möglich, daß du dein Werk nicht bist? (Ist es möglich, daß mein Kind mein Kind nicht ist?) Es ist ja so: Kommt nicht auch ein Werk über uns wie ein Fremdes, das uns unterjocht? Wie ein Zufall? Wie ein Weib, das man liebt, indem man sich von ihr unterjochen läßt? — (Eine echte Frauenlösung dieses Problems: Böcklin, der keine Modelle außer seiner Frau malen durfte.) — Dieser uralte Kampf: Mann und Weib, d. h. Arbeit und Liebe, und seinen sauren Kompromiß: Ehe (mit all ihrer Qual der Nähe; ihrer ewig geschlechtlichen Distanz: Ich bin ich und du bist du; mit ihrer entadelten Pflichtliebe und ihren Notschreien in Bildern und Träumen der Nacht; mit ihrem ringenden Belügen, ihren unanständigen Zweckversöhnungen, ihrem langsamen Sichselbstentgleiten, Sichselbstzerbrechen,) — hier hat dieser Seelenkampf auf Tod und Leben eine aufrichtigste Darstellung gefunden und eine Ethik, die ausklingt in einer jungen, süßen, stolzen Stimme (einer in Schönheit Absterbenden): „Mir ist ganz leicht". — Ich stelle dieses Werk, das ich von diesem Künstler am meisten liebe, neben den „Begrabenen Gott", vor dem ich die tiefste Ehrfurcht empfinde. Um der Gewalt seiner Visionen. Um seines ehernen Baues. Um seiner unverfälschten, trostlosen Erdenbitternisse, seiner Sehnsuchtparoxysmen, seiner wahnwitzigen, gewalttätigen Schreie nach Glück aus der Seele zweier von Anbeginn trotz Traum und Flucht aneinandergeschmiedeten Menschen. Um seines Ringens durch alle Seelenfolter der Ehe hindurch nach einem faßbaren, nach einem unfaßbaren Sinn des Lebens, nach einem Gott, — und weil man diesen Gott zertrümmert, begräbt, einstampft in die verfluchte Erde. — Es ist nicht viel Gewaltigeres in deutscher Sprache gedichtet. (Stehrs Büchlein „Das letzte Kind" wird mir immer wieder von der süßen, heiligen Glorie des Hauptmannschen Gedichtes „Hanneles Himmelfahrt" übertönt, überlichtet; obwohl auch dieses eine seltene Kraft himmel- und erde-zusammenballender Visionen trägt.)

Alle Werke Stehrs singen Sehnsucht. Alle Werke stöhnen unter Ketten. In seinen „Drei Nächten" ist etwas Freier-sich-Durchringendes, etwas äußerliche-Ketten-Abschüttelndes. (Es sind ja immer innerliche Ketten.) Es ist da ein Gang wie dem Kinde entgegen. Ist es nötig, daß wir immer an unseren Eltern zugrunde gehen? Anstatt daß die Kinder ihre eigenen Väter werden, ja ihrer Väter Väter? So gäbe es vielleicht noch eine Entwicklung — wenn auch nur in den Nuancen. (Aber die Seele aller Dinge liegt ja in den Nuancen.)

Die Fragen der Religion sind heute nicht mehr die tiefsten Fragen des Lebens, (denn je tiefer wir das Leben fühlen, desto irreligiöser fühlen wir es). Aber sie sind um unseres Landes und unserer Kinder willen noch die wichtigsten. Darum begrüßen wir — auch einmal inhaltlich — dieses Werk als für alle geschrieben, die noch nicht den Mut zu ihrer eigenen Ablösung, zu ihrer eigenen Verantwortlichkeit gefunden haben. Wer seinen Gott lieb hat, der züchtigt ihn und geht den Pfaffen aus dem Wege. Der schwerste Weg beginnt doch erst nach unserem Lutherweg.

Es bleibt noch zu bemerken, daß die Dichter die wertvollsten Kulturgeschichten schreiben (statt der Strömungen und Fakten geben sie die Menschen und Kämpfe,) — und daß es endlich für das deutsche Volk an der Zeit ist Hermann Stehr als den zu erkennen, als der er ist: ein großer deutscher Meister.

Der Eiszeitmensch/ von Ludwig Reinhardt

In diesem Jahre feierten wir wichtige Jubiläen der Entwicklungslehre. Vor hundert Jahren veröffentlichte Baptiste Monet de Lamarck, ihr Begründer, seine Philosophie Zoologique; vor hundert Jahren wurde Charles Darwin geboren und genau vor fünfzig Jahren die Tatsache anerkannt, daß der Mensch schon zur Eiszeit gelebt hat. Bis dahin hielten die Vertreter der offiziellen Wissenschaft, unter dem Banne des großen Georges Cuvier stehend, mit unerschütterlichem Vertrauen an dessen Behauptung fest: Der fossile Mensch existiert nicht. Der Mensch ist erst das Produkt der nach Ablauf der Eiszeit geschaffenen Lebewelt und als solcher fix und fertig, so wie er uns heute entgegentritt, geschaffen worden. Knochen von ihm und aus seiner Hand hervorgegangene Werkzeuge lassen sich niemals in diluvialen Schichten finden, sie sind vielmehr Leitfossilien des Alluviums, d. h. der seit dem Ende der Eiszeit zusammengeschwemmten und durch Verwitterung angehäuften Schichten.

Schon zu Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte der Pionier der prähistorischen Forschung, Boucher de Perthes, alle Beweise in den

Händen, daß der Mensch bereits zur Eiszeit gelebt haben müsse, da man in gewissen, sicher als diluvial bestimmbaren Schichten prächtige, mandelförmig zugeschlagene Feuersteinwerkzeuge findet, die auf seine Anwesenheit zu jener Zeit hindeuten. Aber diese unzweideutigen Artefakte wollte kein Mensch als solche gelten lassen, als Boucher de Perthes zum erstenmal mit den zahlreich in der Nachbarschaft seines Heimatstädtchens Abbeville im Sommetal in Nordfrankreich gefundenen Faustkeilen des Chelléen vor eine Naturforscherversammlung trat. (Nach dem Fundplatz von Chelles an der Marne wurde später die diese Keile aufweisende Kulturperiode des Eiszeitmenschen zu Beginn der vorletzten, außerordentlich lange währenden Zwischeneiszeit von Gabriel de Mortillet in Paris so genannt.) Man lachte vielmehr über eine solche für blödsinnig gehaltene Annahme. Und wie konnte man sich auch so einfältig gegen die Autorität des großen Cuvier auflehnen! Zwanzig Jahre hindurch hatte von da an Boucher noch zu kämpfen, bis endlich im Jahre 1859 die fünf bedeutendsten damaligen englischen Geologen, an ihrer Spitze Charles Lyell, durch persönliches eingehendes Studium der diluvialen Schichten des Sommetales, in denen jene merkwürdigen Faustkeile in großer Zahl sich fanden, sich auf Bouchers Seite schlugen, so daß schließlich seine autoritätsgläubigen Landsleute anerkennen mußten: der Mensch hat tatsächlich schon zur Eiszeit gelebt.

Wenn nun ein so offenbares Kunstprodukt wie der Chelles-Keil so lange um Anerkennung seiner Artefaktnatur ringen mußte, kann es uns nicht wundern, daß die noch unendlich viel schwieriger zu erkennenden, weit älteren Steinwerkzeuge des Menschen ohne irgendwelche Formgebung (Eolithen, d. h. Steine der Morgenröte) Jahre hindurch um ihre Anerkennung bei den Prähistorikern ringen mußten. Heute ist die Eolithenfrage so gut wie gelöst. Für den Kenner, mit gegenüber dem Laien außerordentlich verschärften Augen, läßt sich jetzt der echte Eolith mit Sicherheit als solcher erkennen. Ich selbst habe unter der persönlichen Leitung des Altmeisters Aimé Rutot, des Konservators der berühmten prähistorischen Sammlung im Naturwissenschaftlichen Museum in Brüssel, an den namhaftesten Eolithenfundplätzen Belgiens diese äußerst primitiven Artefakte in großer Zahl ausgegraben, aus Schichten der Zwischeneiszeit, die mit Sicherheit dem Reutélien und Mesvinien angehören.

Aber diese Eolithen lassen sich noch weit in die der Eiszeit vorangegangene Tertiärzeit zurückverfolgen. Wenn diese Zeilen gedruckt sein werden, werde ich die miozänen Eolithenfundplätze der einst vulkanischen Auvergne, wo diese primitiven Artefakte ebenfalls in Menge gefunden werden, persönlich studiert und mich wie zahlreiche andere davon überzeugt haben, daß auch hier in mitteltertiären Schichten sich schon die Anwesenheit eines Wesens nachweisen läßt, das Feuersteinsplitter zu allerlei Werkzeugen der einfachsten Art benutzte und nur der Menschenvorfahr gewesen sein kann. Ja, seit zwei Jahren sind diese

Eolithen sogar in oberoligozänen Schichten Belgiens mit Sicherheit gefunden worden. Während also vor fünfzig Jahren die aufgeklärtesten Forscher noch nicht an die Möglichkeit der Existenz des Menschen während der damals einige wenige tausend Jahre zurückdatierten Eiszeit glaubten, vermögen wir heute mit Sicherheit die Spuren des Menschenvorfahren acht Millionen Jahre zurückzuverfolgen. Welche Wendung in der kurzen Spanne von kaum mehr als anderthalb Menschenaltern!

Und als ob die Natur selbst ihren Beitrag zur Feier der Jubiläen der Entwicklungslehre spenden wolle, beschenkte sie uns zugleich mit drei der wichtigsten Skelettfunde des ältesten nachweisbaren Menschenvorfahren. Zunächst fand der Schweizer Archäologe O. Hauser in der Dordogne in Südwestfrankreich in einer niederen Grotte bei Le Moustier das Skelett eines jugendlichen Eiszeitmenschen von etwa 17 Jahren, das nach den dabei gefundenen Werkzeugen dem Acheuléen, d. h. dem Ende der sehr lange währenden vorletzten Zwischeneiszeit angehört und etwa 400000 Jahre alt sein mag. Dieses weitaus älteste menschliche Skelett wurde am 12. August vorigen Jahres gehoben. Fast gleichzeitig, am 3. August desselben Jahres, wurde von zwei französischen Abbés, A. und J. Bouyssonie, in einer Kalksteinhöhle bei La Chapelle-aux-Saints im Departement Corrèze, östlich von der Dordogne, drei Meter vom Eingang entfernt in nur 40 Zentimeter Tiefe das Skelett eines alten Mannes der Neandertalrasse mit Feuersteinwerkzeugen gefunden. Er gehört der oberen Moustérienstufe an, welche auf das Acheuléen folgte.

Dieser Eiszeitjäger aus dem Beginne der letzten Zwischeneiszeit war gleichfalls bestattet und wies dieselben vom Acheuléenjäger aufgezählten Merkmale auf, nur daß an seinem dickknochigen Schädel mit sehr niederer Stirn die Überaugenwülste, die sich auch bei den Menschenaffen erst nach Erlangung der Geschlechtsreife langsam ausbilden, sehr stark ausgebildet waren. In seinem verhältnismäßig gedrungenen Gesicht besaß er auffallend große Augenhöhlen, eine breite, eingesattelte Nasenwurzel, weite Nasenöffnungen und ein sehr kräftiges Gebiß, an welchem allerdings die hinteren Mahlzähne schon bei Lebzeiten ausgefallen waren, so daß sich die Kiefer dementsprechend zurückgebildet hatten. Auch er besaß kurze Extremitäten in Verbindung mit einem langen Rumpf, er konnte die Kniee noch nicht geradestrecken und ging daher noch etwas affenmäßig mit leicht gebeugten Beinen. Seine Größe betrug etwa 160 Zentimeter, während der noch nicht ausgewachsene Acheuléenjäger von Le Moustier nur 148 Zentimeter lang war. Es war also eine kleine altertümlich gebaute Rasse, die noch völlig verschieden war vom heutigen Menschen und durch ihre völlige Kinnlosigkeit beweist, daß die Sprachbildung bei ihr noch in den Anfangsstadien war.

Dieser Fund erregte besonders bei den leicht erregbaren Franzosen großes

Aufsehen und wurde fälschlicherweise als der älteste bisher bekannt gewordene Vertreter der Menschheit gefeiert, obschon er wenigstens 70000 Jahre jünger ist als der Hausersche Acheuléenjäger von Le Moustier, dem wir ein Alter von wenigstens 400000 Jahren zuschrieben. Um das Skelett herum lagen abgenagte Knochen von im ganzen etwa 22 Renntieren, 11 Büffeln, 2 bis 3 Wildpferden, einem Nashorn, einem Steinbock, der damals noch in den Niederungen Europas lebte, einem Wolf, Fuchs, Dachs, Murmeltier und einem unbestimmbaren Vogel, die zum größten Teil im Laufe der Zeit in dieser Höhle von jenen Jägern verzehrt worden waren. Und gleichzeitig mit diesem Funde, dessen anatomische Bearbeitung Prof. Marcelin Boule in Paris übernahm, wurde ein anderer, noch bedeutend älterer durch den Heidelberger Privatdozenten für Anthropologie, Dr. Otto Schötensack, bekanntgegeben. Er betrifft einen sehr altertümlich gebauten menschlichen Unterkiefer, der in einer Sandgrube des Herrn Rösch in der Gemarkung Grafenrain beim Dorfe Mauer im Elsenztale, zehn Kilometer südöstlich von Heidelberg, in einer Tiefe von 24,5 Meter beim Abstechen einer Lage Kies dem Arbeiter auf die Schaufel fiel. Beim Hinfallen brach er in der Mitte auseinander, wurde aber sonst nicht beschädigt. Über der linken Zahnreihe war ein Kalksteingeröll durch eine reichliche Ausscheidung von kohlensaurem Kalk fest mit ihm verwachsen, so daß es einige Mühe kostete, ihn davon loszulösen. Sofort ließ der Besitzer der Sandgrube Herrn Schötensack von dem unerwarteten Ereignis in Kenntnis setzen. Man kann sich denken, welches Glücksgefühl über den Gelehrten kam, dessen kühnes Hoffen mit einem Male in Erfüllung gegangen war. Nach der Feststellung der hohen Bedeutung des Fundes ließ er ein notarielles Protokoll darüber aufnehmen und einige Tage hindurch die Umgebung der Fundstelle nach weiteren Knochen dieser Art durchgraben. Wenn sich auch dabei nichts fand, so waren doch glücklicherweise schon früher allerlei Tierknochen in denselben Schichten gefunden worden, die zuverlässige Schlüsse auf das Alter derselben gestatteten. Es waren dies Überreste des Urelefanten, des etruskischen Nashorns und des Stenoschen Pferdes, alles wärmeliebende Tiere, die zu Ende der Tertiärzeit, im Spätpliozän, noch vor dem Beginne der Eiszeit hier gelebt hatten.

Danach läßt sich das geologische Alter des Unterkiefers von Mauer nach meiner Beweisführung auf dem internationalen Prähistorikerkongreß im Juli 1907 in Köln auf über anderthalb Millionen Jahre bestimmen. Ich will dem Leser, der diese Angabe mit bedenklichem Kopfschütteln aufnehmen mag, kurz andeuten, wie vorgegangen wird, um das Alter zu berechnen.

Am Ütliberg bei Zürich liegt der Talboden der Linth vom Ende der ersten Eiszeit in 845 Meter über Meer, während derjenige am Schlusse der letzten, hier vor etwa 18000 Jahren zu Ende gegangenen Eiszeit in nur 278 Meter Höhe liegt. Die Differenz zwischen beiden gibt uns den Betrag von 567 Metern

als Maß der Abtragung des Landes vom Ende der ersten bis zum Ende der letzten Eiszeit. Rechnen wir nun den sogenannten Denudationsmeter, d. h. diejenige Zeit, welche zur Abtragung von durchschnittlich einem Meter der Landoberfläche der Mittelschweiz nötig war, mit 3000 Jahren — es ist dies nach dem besten Kenner dieser Verhältnisse, Prof. Albrecht Penck in Berlin, „eine etwas unter der Wahrscheinlichkeit bleibende Minimalzahl" —, so gelangen wir, wenn wir die erhaltenen 567 mit 3000 multiplizieren, zum Betrag von 1 701 000 Jahren. Dabei ist nicht einmal die (wie die übrigen Eiszeiten sehr lange dauernde) erste Eiszeit mitgerechnet worden, und der Träger des betreffenden Unterkiefers hat vor der Eiszeit gelebt. Also ist unsere Annahme, dieses Objekt sei über anderthalb Millionen Jahre, vollkommen gerechtfertigt.

Wenn wir den Unterkiefer genauer betrachten, so fällt uns zunächst daran auf, daß ihm durchaus alle Merkmale fehlen, die ihn zu einem menschlichen stempeln; einzig die vollzählig erhaltenen Zähne lassen uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß er einem, wenn auch noch recht affenähnlichen Vorfahren des Menschen und keinem großen Menschenaffen angehört hat; denn sonst würde man, abgesehen von andern Merkmalen, vor allem viel stärker ausgebildete Eckzähne vorfinden. Die Zähne sind scheinbar zu klein für den Knochen, auch weichen sie in manchen Einzelheiten vom Bau derjenigen des heutigen Menschen ab. So ist beispielsweise die Höhlung im Innern der Mahlzähne auffallend groß gegenüber ihrer Wandstärke; ferner beträgt die Zahl der Mahlzahnhöcker auffallenderweise noch fünf statt vier. Es sind dies alles sehr altertümliche Merkmale, wie sie in der Stammesgeschichte des Gebisses der schon von Karl von Linné aufgestellten, die Menschenaffen und den Menschen umfassenden Familie der Primaten oder Herrentiere als notwendiges Durchgangsstadium angenommen werden müssen. Die ganze Bildung des Kieferknochens erinnert auffallend stark an diejenige der Affen. Am überaus massiven Körper sind Kronen- und Gelenkfortsatz sehr kräftig ausgebildet und bieten breite Ansatzflächen für die jedenfalls einst sehr kräftig entwickelten Muskeln. Ersterer ist stumpf und leicht abgerundet. Die Gelenkfläche des letzteren ist auffallend groß und der Einschnitt zwischen beiden sehr flach. Es sind dies alles Verhältnisse, die sich bei den Affen, niemals aber beim Menschen finden. Vor allem fehlt ihm auch das durch die weitgehende Ausbildung der Sprachfähigkeit erworbene spezifisch menschliche Kinn noch vollkommen. Statt vorzuspringen und die bekannte Spitze zu bilden, weicht die Verbindungsstelle der beiden Unterkieferhälften noch mehr als selbst bei den ältesten nachweisbaren Eiszeitjägern zurück. Und legt man den Unterkiefer auf eine wagrechte Unterlage und betrachtet ihn von vorn, so liegt der Knochen nicht in seiner ganzen Ausdehnung auf, wie beim heutigen Menschen, sondern nur an den Seiten, während er in der Mitte in einer transversalen Ausdehnung von fünf Zenti-

metern frei emporragt, als ob hier ein Stück des Knochens herausgebrochen worden wäre.

Nach dieser sonst nur für die Affen charakteristischen Bildung kann sein Träger noch keine nennenswerte Sprachbildung besessen haben; er wird sich mit dem Ausrufen mehr oder weniger artikulierter Laute begnügt haben, um seine Gefährten aufmerksam zu machen, und dann die bezweckte Mitteilung durch Gebärde und Geste ausgedrückt haben, wie es bereits die höheren Affen machen. Während aber diese nur gelegentlich einen Baumast abbrechen und als Waffe in die rechte Hand nehmen oder einen Stein als Werkzeug etwa zum Aufbrechen von Nüssen benützen, bediente sich dieses affenähnliche Wesen von annähernd menschlicher Größe schon regelmäßig der allereinfachsten Werkzeuge aus Holz und Stein. Die aus Holz konnten uns allerdings nicht erhalten bleiben, wohl aber die steinernen, die wir denn auch in Form der bereits erwähnten Eolithen in bestimmten Schichten oft in größerer Zahl mit allen Zeichen der Benutzung und teilweisen Bearbeitung durch den Menschenvorfahren finden, indem teils der Hand unbequeme Ecken abgeschlagen sind, teils, nachdem sie stumpf geworden, eine Randschärfung durch Retusche vorgenommen wurde. Es sind dies zum Aufklopfen von harten Früchten oder Knochen aber auch zum Schneiden und Schaben gebrauchte Feuersteinsplitter ohne irgendwelche Formgebung. Seiner körperlichen Erscheinung nach war dieser uralte Vorfahr des Menschen zweifellos ein Mittelding zwischen Affe und Mensch, das wir ganz folgerichtig als Affenmenschen bezeichnen müssen. Jedenfalls sah er noch recht tierisch aus, war am ganzen Körper noch stark behaart und vermochte noch viel weniger als die ältesten uns bekannt gewordenen Eiszeitmenschen mit gestreckten Knien aufrecht zu gehen.

Wären wir ihm in seiner urwüchsigen Wildheit irgendwo begegnet, so würden wir sicherlich ebenso erschrocken vor ihm zurückgewichen sein, als wenn uns ein Gorilla im Urwalde entgegenträte. Jedenfalls stand er der Abzweigung des Menschenastes von demjenigen der Affen bereits recht nahe. Durch die Kombination überaus primitiver, sonst nur den Affen und niemals dem Menschen, selbst in seinen niedrigsten Vertretern, zukommender Merkmale übertrifft dieser Unterkiefer weitaus alle andern bekanntgewordenen Exemplare aus der Ahnenreihe des Menschen. In seiner sehr eingehenden vergleichend-anatomischen Untersuchung sagt Dr. Schötensack von ihm zum Schluß: „Dieser Unterkiefer läßt den Urzustand erkennen, welcher den gemeinsamen Vorfahren der Menschheit und der Menschenaffen zukam. Dieser Fund bedeutet den weitesten Vorstoß abwärts in die Morphogenese (Ausbildung der Körpergestalt) des Menschengeschlechts, den wir bis heute zu verzeichnen haben. Angenommen, es würde ein noch älterer Kiefer aus der Vorfahrenreihe des Menschen gefunden, so stünde nicht zu erwarten, daß er viel anders aussähe als unser Fossil, das uns bereits

zu jener Grenze führt, wo es spezieller Beweise bedarf — wie hier des Gebisses —, um die Zugehörigkeit zum Menschen darzutun. Noch weiter abwärts kämen wir zum gemeinsamen Ahnen sämtlicher Primaten, seine Beziehungen zu unserem Fossil würden aber bestimmt erkennbar sein. Das geht hervor aus den Annäherungen, welche die Unterkiefer niederer Affen und rezenter wie fossiler Halbaffen bald in diesem, bald in jenem Punkte aufweisen."

Dieser Unterkiefer von Mauer dürfte auf Jahrzehnte hinaus der weitaus älteste Skelettrest aus der Ahnenreihe des Menschen bleiben; denn die Hoffnung, in noch älteren Tertiärschichten je auf einigermaßen erhaltene Knochenreste dieser Art zu stoßen, ist eine verschwindend geringe, abgesehen davon, daß unser Ahne so affenähnlich sein würde, daß wir seine tatsächliche Ahnenschaft gar nicht mehr als solche erkennen würden. Er ist auch ziemlich älter als die zu so großer Berühmtheit gelangten Knochenreste des etwa 170 Zentimeter großen Pithecanthropus erectus, d. h. des aufrechtgehenden Affenmenschen von Trinil auf Java, den der holländische Militärarzt Eugen Dubois im Jahre 1894 in mächtigen vulkanischen Tuffschichten am linken Ufer des Bengawanflusses gefunden hat. Sie wurden von ihrem geologisch nicht sehr geschulten Entdecker als dem Pliozän, also der jüngsten Stufe des Tertiärs, angehörend aufgefaßt. Neuere Untersuchungen durch namhafte deutsche Gelehrte (Wilhelm Volz und Dr. Johannes Elbert aus Berlin) haben mit aller Sicherheit ergeben, daß sie vielmehr diluvialen Alters sind und zwar einem frühen Abschnitte der Eiszeit angehören. Dieser durch seine menschliche Größe und seinen aufrechten Gang ausgezeichnete Affenmensch steht mit seinem Schädelraum von 850 Kubikzentimetern Inhalt gerade in der Mitte zwischen dem höchsten Affen (Gorillamännchen) mit 500 Kubikzentimetern Schädelraum und dem niedersten Menschen (männlichen Australneger) mit einem solchen von 1200 Kubikzentimetern. Allem Anschein nach ist er — dafür spricht auch sein verhältnismäßig geringes geologisches Alter — keine direkte Ahnform des Menschen, sondern ein gleicherweise wie jener auf dem Wege der Menschwerdung befindlicher Vetter aus einer blind endigenden Seitenlinie des Menschen, die nähere Beziehungen zu dem heute noch dieselben Gegenden bewohnenden Menschenaffen Gibbon aufwies. Neben ihm hat schon, wie Dr. Elbert in dem soeben veröffentlichten vorläufigen Bericht über seine Ausgrabungen in der weiteren Umgebung von Trinil auf Java zu beweisen unternimmt, der eigentliche Urmensch, also unser direkter Vorfahr, gelebt und ihn, bevor er noch völlig Mensch geworden war, im Kampfe um die Nahrung ausgerottet.

Glück zu fliegen/ von Norbert Jacques

Man sitzt im dunkeln Licht der Halle in der Gondel des Zeppelinschiffes und schaut sich die Armierung dieser Aluminiumkammer an. Es ist alles still noch. Drähte laufen ab und zu, in die kleinen Steuerräder oder an die Griffe, die die Ballastschläuche öffnen, oder an die Glockensignale. Und im Boden schläft noch der Motor, die Seele, in der Höhe ruhen noch die Propellerflügel, und es ist doch von einer heimlichen Gewalt, das alles so in der Ruhe anzusehen: die Zylinder, die Kühlerschraube, das Gestänge, die Propeller, die Drähte, der Kompaß, die Landkarte, der graue stumpfe Glanz des Aluminiums, die Wölbung der Hülle ... derweil die Haufen der Menschen, sich zusammenballend, das Luftschiff sacht steigen lassen und es wieder niederziehn.

Der Wind fährt ungestüm in die Halle herein; ihre Tücher bauchen sich und schlagen wieder knallend auf die Holzrippen nieder. Eine ungebärdige Bewegung kommt in den Hünenkörper des weißen Luftschiffes, als wollte es sich, in der Ungeduld hinauszukommen, den Kopf am Dach der Halle zersprengen.

Ein paar Augenblicke darauf zählen wir nicht mehr. Wir sind kleine, ganz kleine Attribute der Größe dieser Maschine. Hundert Männer hängen an ihren Seilen und ihren Gondeln. Sie tummeln sich zusammen und spannen sich an. Das Luftschiff gleitet ins Freie in den schrägen heftigen Wind hinein. Heiße scharfe Kommandorufe fahren erregt in die angespannten Haufen. Die Gondel schleppt knirschend, vom Wind auf den Boden gedrückt. Die Haufen der Männer drängen heftiger zusammen. Der Wind faßt immer schärfer an den Hünenleib, und als das Schiff ganz draußen ist, schon ein Stück von der Halle fort, bekommt der Wind den ganzen Leib in seine Gewalt, drückt ihn zurück, die Haufen der Männer krallen sich an den Seilen wie Kugeln zusammen, die widerwillig über das Gelände gezogen werden. Die Zuschauerhaufen stäuben auseinander. Unwiderstehlich reißt das Luftschiff die Männer dahin. Unser Herz in den Gondeln ist wie eine Blase, vor ungeheurer Spannung dünn, vor Erwarten funkelnd farbig brennend geworden .... Zerplatzt sie? Steigt sie? „Fahren!" brüllt eine riesenhafte Stimme. Ein Erdonnern schallt auf. Die Gondel fliegt zitternd. Über meinem Kopf wirbeln zwei Bälle von Luft los. Etwas unendlich Mächtiges beginnt um mich ein Leben, das ich nie angefaßt, nie gesehn, mir nie vorgestellt habe.

Ich sehe das Dach der Halle nahe vorbei versinken. Die Erde versinkt in Kreisen, zuerst der Flugplatz, dann die helle Buntheit der Ila, dann zusammen ein graugrüner Wald und die flache graue Stadt, dann die weite farbige Bannmeile. In Kreisen sinkt alles von Welt, im Vibrieren der Gondel mit kinematographisch zitternder Hast, und doch süß und sanft und tief.

Es ersteht aus dem Abgrund heraus wie eine Erlösung, und einen heißen

Augenblick lang kommt man sich vor, wie eine hochgeschleuderte Fackel, die im erregenden Aufstieg sich zu Flammen anrieb und nun ruhig auf der Luft brennt. Wie haben wir uns von der Welt gelöst? Weiß ich es noch? Es erschien noch vor einem Bruchteil von Augenblick so wild gespannt, so fiebrig aufgeregt, so willkürlich ohne Maßen. Und nun sind die Menschenscharen drunten nur noch wie kleine dunkle Kräuterflecken bewegungslos umher zusammengewachsen; die Nachbarschaft mit ihnen streicht nur bloß wie ein kaum noch zu ahnendes Wehen um uns, und über der Tiefe liegt eine Beruhigung, die nie gestört gewesen schien.

Der weite, helle, so klar und heftig gewölbte Leib des großen Schiffes dehnt sich über uns und setzt trotzig seinen Willen gegen den Wind an. Ich sitze in der vorderen Gondel, in welcher der eine der beiden Motoren, die Steuerungen und die Drähte zu den Ballastkammern sind. Der Motor liegt im Boden der Gondel. Zu seinen zwei Seiten sitzen drei Männer und wenden keinen Blick von der Seele unseres Luftschiffes. Sie haben in Augen und Nerven alle die kleinen heiß tätigen Einzelheiten, geben darauf acht, wie Mütter auf ihre Kinder, bereit zu helfen, zu heilen. Ihre Hände gleiten von Weile zu Weile mit einer vertrauten Zärtlichkeit über die Schrauben, Metallstücke, Hebel, und sie sind so vertieft, den Atemzügen der Maschine zu horchen, daß man meinen könnte, sie seien eingeschlafen und verzaubert.

Auf den Zylindern hüpft, tanzt, juckt es derweil mit einer harten Hitzigkeit. Es pufft, zischt und schreit in allen Gliedern des Motors. Hitze befreit sich wie mit Schüssen überall zugleich aus ihm. Die Schraube des Kühlers rast hinter ihrem Gitter, daß sie wesenlos und unsichtbar wird. Die Kraft, die sich aus dem Motor losringt, schlägt in dem rasenden Gestänge wild in die Propeller hinauf, und die Kegelrädchen schmeißen die Windschrauben rundum, daß deren breite schwere Metallmassen wirbelnd kreisende Luft werden. Männer hasten emsig an den kleinen Steuerrädern. Die große Gondel bebt in der wahnsinnigen verbissenen Arbeit des Motors, die Aluminiumplatten schlagen zitternd, es ist, als führe ein elektrischer Strom durch unseren Körper. Aus allem aber dringt als letzter, inbrünstigster Laut, ein einziger spitz verdehnter Ruf, ein langer heißer Schrei.

Das Schiff fliegt in der Linie, die sein Willen der Luft und dem Wind entgegensetzt. Wir sind eingehüllt in das prasselnde Toben, in die wilde Kraft, in die Gewaltsamkeit dieser Willensäußerung. Davor kommt uns ein großer Trotz an, etwas das ganz Muskel ist, und wir schauen, lächelnd, hinunter auf die Welt.

Was wir von ihr erleben in unserem Flug ist bedeutungslos. Es liegt alles drunten, so voll Ordentlichkeit. Peinlich und zierlich genau, wie auf dem Reißbrett eines Ingenieurs, waren die Strichlein der Schienenstränge gezogen, die

dem großen Bahnhof und seiner Stadt das Leben der Welt zuführen! Die Flicken der Felder sind drunten wie reinlich zusammengefügt, die Wälder wie ordentlich gepflegte Kohlgärten. Wie wohlgeordnet die liebe kleine Welt ist! sagt man sich. In den Äckern verzweigen sich die Wege, wie Bäumlein, die die naiv stilisierende Hand eines Kindes zeichnet. Man überschaut, wie sich die Welt liebevoll durch gemächlich gebogene Landstraßen und scharfe, geradeckige, dunkle Eisenbahnlinien untereinander verbindet. Aber es ist Geographie, was drunten ist. Wir fliegen darüber weg. Wir fliegen, wohin wir wollen, und der Schatten unseres Schiffes und die Sehnsucht streifen über die Landkarte des Erdbodens. Die Menschen bleiben auf den Feldwegen stehn, kommen in die Gassen und steigen auf die Dächer. Alle Köpfe liegen im Genick. Ihr guten, treuen, kleinen Menschlein, wir lieben Euch, aber wir fliegen! Ja, wir fliegen! Wir grüßen eure Dome und eure Kirchtürme, aber wir fliegen! Was sind diese Symbole der kleinen Sehnsucht ringender Geschöpfe gegen unseren befreiten Flug! Und wie die Zeichen der andern, der modernen Sehnsucht — die Herden der Fabrikschlote — drunten überall vergeblich ihre dunkle Rauchballen heraufwerfen wollen! Alles bleibt zurück.

Die grauen Tore des Gebirges nahen. Versunkene Ortschaften tauchen auf in den Fluten der Taunusberge und liegen mit einem blassen seligen Leuchten in den weichen blauen Dunst des Schoßes des Gebirges gehoben. Wir fliegen ihnen entgegen. Wir fliegen unablässig in jeder Sekunde, wohin wir wollen. Höhe und Tiefe und Windrichtung sind uns ergeben. Der Wind kämpft gegen das Schiff an, und es hebt sich in maßloser Ruhe mit einem gemessenen Schaukeln siegend hinein. Wir sehen schauernd die große Wölbung seines Leibes in einer Form von einer urhaft knappen, sagenhaft einfachen Sprache zusammengeschlossen. Unsere vordere Gondel hebt ihren Kopf abenteuerlich schräg in den Himmel. Tief darunter hängt die zweite Gondel. Eine märchenhafte Gewaltsamkeit erfaßt uns aus dem fliegenden Willen dieses Schiffes heraus. Man muß verzückt ihm Namen geben: Märchenschiff, Sonnenkönig . . . man muß neue Wörter erfinden. Es ist ein geometrisches Märchen.

Es ist ein beseeltes Maschinenmonument; traumhaft frei ist die Gewalt seiner Kraftäußerung; es hat unsern Willen von der Erde erlöst und, so fern und hoch über der Welt, gibt es uns eine neue Wonne, eine Feier, Mensch zu sein.

Wir stehen da, umbebt von dem Temperament seiner Maschinen, die Augen blank erfüllt von der Erde, die unter unserm Fluge sanft ausgebreitet sich uns selig hingibt, von den Fernen, die unsern Willen erwarten. Wir sind beglückt, als habe sich etwas „Wunderbares" erfüllt, das dunkel und nicht zu greifen in uns gelebt hat. Plötzlich wurde es uns zugeschleudert und es ist tief und selbstverständlich. Wir genießen es mit geweiteter seliger Seele. In der nebeligen Tiefe des Westens tritt

ein Rand der Sonne strahlend und feurig aus den violetten Wolkenmassen, und im Überschwang unseres Beglücktseins ist es uns feierlich und mystisch, wie ein Gralszeichen. Alles Erleben wird uns wie ein Epos. Der heiße Schrei, der aus dem Arbeiten und Toben herausschießt, ist ein Lied, mächtig und romantisch, wie die Nibelungen, wild und trotzig, wie eine sagenhafte Schlacht. Es ist technisches Heldentum, was uns umbraust. In ihm hebt sich die Welt zu uns herauf. Der Himmel bindet sich mit ihr. Der Kosmos rauscht um uns. Es ist Glück zu fliegen.

Wie am Steven eines Schiffes stehend, übersegeln wir die Flanken des Taunus und drehen in weitem Bogen allmählich zu der Stadt zurück. Und diese Stadt so im Fluge zu erleben, wird wiederum etwas unerwartet Menschliches. Sie liegt anfangs wie eine graue flache Welle in der Ebene und teilt sich, indem wir uns ihr nähern, in Millionen grauer Einzelheiten, die wie von einem furchtbaren, zwingenden Willen in Eins zusammengehalten werden. Wir erleben, sie in mehreren Schleifen überkreuzend, die Großstadt als eine ungeheure fatale Energie des Menschenwillens und sehn in ihrem knapp und eisern gehaltenen Ring alles: Türme, Kirchen, Häuser, Bäume, Menschen, Springbrunnen . . . sich wie in armer Sehnsucht zum Himmel heraufhalten; und wir fassen eine innige Liebe zu ihr, die uns vordem gleichgültig war und der wir nun so in die Seele geschaut haben.

Die drei Monteure sitzen noch immer wie Mütter am Motor. Die Steuerer werfen die kleinen Räder, und wir gehn aus unserer Höhe von 350 Metern wie ein sicherer, sanft gleitender Schuß auf die Erde nieder. Die Haufen der Männer ergreifen wieder die Stricke, ballen sich wieder zusammen, und lautlos setzt die Gondel auf den Boden.

Aber wir? Wo waren wir? Wir haben die Augen voll fremden Lichtes, die Ohren voll einsamer Stille, das Herz voll glücklich gewesenen Flugs. Es hat sich uns eine unerwartete Sehnsucht mächtig erfüllt, aber in der Erfüllung wurde eine neue gezeugt. Wir gehn verloren und einsam zwischen den Menschen umher; eben waren sie noch liebe kleine treue Menschlein. Nun sind wir wie sie. Und was wir erlebt haben, ist etwas geheimnisvoll Fremdes geworden in der einen Minute, da uns die Erde wieder nahm. Es bleibt als ein Mythos mit einer sanft schmerzenden Sehnsucht auf dem Grund all unserer Vorstellungen und Verrichtungen liegen — der Mythos des erfüllten Flugs.

Chronik: Das englische Vorbild / von Junius

Ganz England scheint aus den Fugen, das Bild unsres Vorbildes verzerrt. Es gibt ja bei uns in Deutschland noch immer Leute, die Englands politische und sogar auch soziale Entwickelung für abgeschlossen halten und den Glauben an den dort erreichten und für „ewig" garantierten sozialen Frieden zu verbreiten suchen. Die politische Erregung, die der Kampf um das sogenannte radikale Budget hervorgerufen hat, sieht nach allem anderen eher als nach Abschluß und Vollendung aus. Erst die häßlichen Zuckungen des Invasionsfiebers und der Angst vor der deutschen Gefahr; sie gaben das ungewohnte Schauspiel eines das insulare Maß weit übersteigenden nervösen Mißtrauens, das sich in John Bulls Phlegma eingeschlichen; die beflissene Bündnissucht war die überreich kommentierte Begleiterscheinung. Das hatte in den Entwickelungstendenzen des universellen Imperialismus, im imperialistischen Vulkanismus seinen letzten Grund. Überall dämmert nun das Verständnis für die Wichtigkeit dieser Dinge; die markzehrenden Rüstungen hämmerten sie in jedes Gehirn. Das viktorianische England, verklärt von dem Glanze der durch sechzig Jahre genossenen industriellen und kommerziellen Monopolstellung, umklungen von dem Golde strotzender Exportziffern und Handelsbilanzen, das Dorado materieller Kultur, das England der Dickens und Thackeray, der Tennyson und Macaulay, der Gladstone und Disraeli, Shakespeares Smaragdinsel, beherrscht von den besterzogenen Plutokraten der Welt, von rentenschluckenden Landedelleuten und den selbstsicheren Cityherren, scheinbar unerreichbar und unerschütterlich in seiner Weltmachtstellung und in seinem Kulturvorsprung: langsam, aber merklich sinkt es von unsern Augen dahin und verblaßt zu einem Erinnerungsbild. Der Imperialismus, jene Bewegung, die locker gefügten Reichsteile eng zu verkitten und die Angriffsflächen nach außen durch Riesenpanzer und Neuorganisation des Heeres zu schützen, ist nun aber bloß die eine Seite des Vorgangs, der Burenkrieg mit brutaler Deutlichkeit sichtbar machte. Die andere Seite, nur dem feineren Auge deutlich, zeigt eine tiefgreifende Wandlung im englischen Parteileben, in der Struktur der englischen Demokratie. Was man bis vor zwanzig Jahren die englische Demokratie nannte, war nichts als die Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft, auf freiheitlicher Basis so organisiert, daß sie recht beträchtliche feudale Bestandstücke, wie das Haus der Lords und die noch mittelalterliche Verfassung des Bodenbesitzes, ohne Beschwerde vertrug. Es besteht fast gar kein Freihandel in Land; der Boden, vor allem auch der Riesenstädte, ist zum großen Teil in den Händen der „Landlords", der Fideikommißherrn und erblichen Gesetzgeber. Die beiden großen Parteien, die Liberalen und die Tories, lösten, als nicht übermäßig feindliche Brüder, einander in der Regierung ab und herrschten für das Volk, d. h. die Masse der Arbeiter, deren Vertreter

im Parlament ja noch 1903 erst die Zahl von 14 erreichte! Nirgends und zu keiner Zeit hat die bürgerliche Gesellschaft so geblüht als in dem England der Königin Viktoria bis etwa zum zweiten Versuch Gladstones, das liberale Prinzip der Selbstverwaltung, der parlamentarischen Autonomie, auf Irland zu übertragen (1892). Gladstone selbst war die letzte große Gestalt des liberalen Individualismus; aber freilich wirkte er noch zu einer Zeit, wo er an ihn glauben durfte. Dem Dogma vom Freihandel und dem vom uneingeschränkten Segen der freien Konkurrenz gesellte sich die Liebe zur Gerechtigkeit und der bürgerlichen Freiheit, dazu traten als charakteristisches Vorzeichen die Abneigung gegen Polizei und Bureaukratie: dies waren die Hauptpunkte des Gladstoneanismus. Die Arbeiter, ganz besonders ihre in den alten Gewerkschaften organisierte Aristokratie, waren völlig unpolitisch und undogmatisch: sie gaben der Partei ihre Stimmen, welche für die gewünschte Besserung ihrer Arbeitsverhältnisse eintrat. Ein rührend patriarchalisches Verhältnis, dem unsere bürgerlichen Sozialreformer Lob spendeten und das sie zur Nacheiferung empfahlen. Damit ist's nun vorbei.

Auch heute ist die reine Arbeitervertretung im Parlament noch verhältnismäßig schwach, obwohl in der führenden Arbeiterschaft sozialistische und kollektivistische Ideen feste Wurzeln geschlagen haben; denn deren Sieg war seit dem Verlust der industriellen Monopolstellung Englands selbstverständlich. Nun ist der Sozialismus in England wie der englische Mensch überhaupt: er ist inkonsequent, undogmatisch, opportunistisch. Und hier haben wir den Schlüssel zu den denkwürdigen Vorgängen in England. Klassenkampfideen sind spürbar und der Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft wird immer stärker betont; aber das wird zurückgestellt, so lange sich eine bürgerliche Partei findet, die die innere Politik unter dem Gesichtswinkel der Masseninteressen, der Arbeiterinteressen betreibt: sie ist, in erster Linie, Sozialpolitik geworden. Daher treten in der liberalen Partei, die nun besser die demokratische heißt, die bewußt bürgerlichen Elemente stärker in den Hintergrund; sie werden bei der nächsten Wahl ganz sicher massenhaft (soweit große bürgerliche Massen in Betracht kommen) den konservativen Unionisten zugetrieben werden. Versagen die Arbeitervertreter im Hause der Gemeinen und die Arbeiter und Mittelstandselemente unter den Wählern den Liberalen die Gefolgschaft, so unterliegen diese bei den Wahlen. Aber dieser Fall ist bei dem Charakter des Budgets undenkbar: noch vor zwei Jahren wäre ein solches, allen Traditionen des überlieferten bürgerlichen Liberalismus widersprechendes Vordringen sozialer, ja sozialistischer Ideen in die Gesetzgebung für utopisch gehalten worden. Eine Regierung, die den Großgrundbesitz, die größeren Vermögen, Erbschaften, Einkommen, den unverdienten Wertzuwachs so mitleidlos anpackt, die dem Arbeiter Alterspensionen zugesteht, die, durch ihren Schatzkanzler Lloyd-George, sich zur Bodenreform bekennt und die ersten Schritte

zur Nationalisierung des Grund und Bodens tun will: sie ist nicht mehr liberal, sondern radikal-sozial.

Diese ganze Entwickelung ist von einer wundervollen Logik der Tatsachen diktiert, sie ist in keinem Punkte schleierhaft und etwa der launenhaften Disposition einzelner Heißsporne (als solche werden der Demokrat Lloyd-George und der Aristokratensprößling Churchill bezeichnet) entsprungen. Die Rücksicht auf den Imperialismus macht gesteigerte fiskalische Ansprüche nötig, die Rücksicht auf die gesteigerten Versorgungsansprüche der Masse irgendeine Art Sozialismus; und die Politik des Kabinetts schwingt um diese zwei Pole. Wie der Imperialismus sich durchgesetzt hat, so wird sich das radikal-soziale Budget durchsetzen. Aber es ist bekannt, daß geschichtliche Notwendigkeiten, wenn sie in Gesetzen registriert werden sollen, zuerst immer als revolutionäre Willkür verschrieen werden. Tatsächlich wirkt diese Evolution als Revolution; und man begreift, daß die Gegner der radikalen Regierungspolitik aufgerufen werden, sie durch eine Art Verfassungskonflikt aufzuhalten.

An der Tatsache ist also nicht mehr zu deuteln, daß innerhalb der liberalen Partei das Unternehmertum, die kapitalistisch determinierte Bürgerschaft, die Führung verloren und an die sozialistisch oder demokratisch gestimmte Masse abgetreten hat. Merken wir uns diesen Vorgang: er ist nicht nur für England von unberechenbarer Bedeutung. Zum ersten Male treten im Inselreich die Folgen des großen Industrialisierungsprozesses, der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzte und Ende des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte, politisch in radikaler Reinheit hervor. Die englische Geschichte paßt sich dem kontinentalen Schema der Entwicklung an, aber auf dem Kontinent ist dies Schema nirgends so rein und lebensvoll erfüllt. Es zeigt sich, daß hier, im Vergleich mit Frankreich, die politische Praxis auf dem durch Jahrhunderte disziplinierten und in den Kämpfen mit dem Absolutismus bewiesenen Selbstbestimmungsrecht des Bürgers beruht; und von Deutschland ist die Entwicklung besonders dadurch unterschieden, daß Adel und Bürgertum gegenüber der Krone reine parlamentarische Regierungsmethoden ausgebildet und unerschütterlich festbegründet haben. Nun übernimmt das organisierte Proletariat, vorläufig noch ohne seinen Klassencharakter zu betonen, das parlamentarische Instrument einfach aus den Händen des beweglichen und unbeweglichen Besitzes und beginnt zur „Korrektur", zur Neuorganisation der sozialen Struktur zu verwerten. Wer an der alten liberalen Harmonielehre festhält und Wirtschaftsleben und Politik für zwei getrennte Provinzen hält, muß diese Wendung eben als revolutionär empfinden. Lord Roseberys Protest dagegen konnte nur überraschen, wer den Mann und die Stimmung unter den Besitzenden nicht kennt. Mit Neid blicken diese jetzt auf die Länder, wo das Proletariat die politische Macht noch zu erobern hat, und so versuchen sie in ihrer Not, die englische Verfassung

rückwärts zu revidieren und das Haus der Lords, das mit seinem suspensiven Veto eine Schattenexistenz führte und seit 1624 in die Regelung des Finanzwesens sich überhaupt nicht zu mischen hat, mit Attributen der Macht auszustatten, die, wenn vorhanden, es dem Unterhause verfassungstechnisch gleichstellen würden. Alle wirklich bourgeoise Gesinnung in Großbritannien denkt so, darüber ist kein Zweifel. Vor 20 Jahren dachte die gesamte Bourgeoisie in John Morleys Formel: The Lords should be mended or ended, — sollten reformiert oder abgeschafft werden. Heute erblickt sie, zuweilen sogar mit zynischer Offenheit, in den Lords, deren Stärke in ihrer politischen Schwäche lag, den Wall gegen die steigende proletarische Flut (die in England aber kaum je eine Springflut werden kann). In der liberalen Epoche seit der ersten großen Reform des Unterhauses (1832) waren Landbesitz und Kapitalbesitz polare Gegensätze; jetzt rücken sie wieder aneinander und die Lords treten schützend vor den Unternehmer, dem das Unterhaus und der parlamentarische Instrumentalismus keinen Schutz gegen eine arbeiterfreundliche Sozialpolitik mehr bieten. Das Verfassungsleben erhält so zwei Brennpunkte, und auf der Achse zwischen beiden liegt, unvorhergesehen, das Königtum als Versöhnungs- und Vermittlungsamt. Die Fragen, ob Schutzzoll oder Freihandel und nach der Größe der Wehrverfassung, sind durch die Wucht dieser sozial-politischen Spannung in den Hintergrund gedrängt. Der Imperialismus steht jenseits der Parteien. Der Prozeß heißt: Oligarchie plus Plutokratie kontra Demokratie; gegen Volk, Masse, Arbeitsmenschen. Wer ihn gewinnen wird? Die größeren Aussichten sind für die Demokratie. Sie ist höchst geschickt geführt, mit Intelligenz, mit dem englisch bescheidenen Maß an Ideologie, ohne den Popanz der Endziele, ohne direkten Bruch mit den großen politischen Traditionen des Landes: dem Freihandel, dem Übergewicht des Unterhauses, der imperialistischen Machtpolitik. Freilich, die Evolution ist zwar nicht Revolution, aber ihre Mittel sind immer der Mord privater Interessen. An den Arbeitern fällt uns Kontinentalen die willige Unterordnung unter die aufgeklärtesten Elemente des Adels und des Bürgertums auf: John Morley, Earl Grey, Churchill, Asquith, Haldane, Birrel, Lloyd-George sind schließlich weder Proletarier noch katilinarische Existenzen. Freilich, in den Reden des Schatzkanzlers sind neben dem Sturmschritt der eilig vorwärtsdrängenden Jugend demagogische Untertöne wahrnehmbar. Die Entwicklungslinie wird dadurch nicht verbogen. Und als lindernde Gegeninstanz läßt sich auf die Bereitwilligkeit hinweisen, mit der die englischen Arbeiter die sehr starke Mehrbelastung von Tabak und Bier tragen wollen.

Wenden wir uns nun, mit einem Ruck heimwärts: wie anders ... Ja, wie anders! Der Kampfobjekte gibt es genug, aber wo ist frohes Kampfgetümmel? Die ekle Seuche der Enthüllungen macht die Zeitungslektüre noch unmöglicher. Als ob Fürst Bülow ein nationales Gut wäre, das dialektisch fruchtbar zu

machen sei! Er hat, aus Diplomatie, aus Mangel an politischen Idealen, weil er in Worten und Gesten befangen war, ein dreifach falsches Spiel gespielt: der Krone, dem Parlament, dem Volke gegenüber. Wem ist das neu? Annehmen, daß er aus Berechnung, um das persönliche Regiment einzudämmen, die Novemberkrisis aus der Gunst eines Zufalls herbeigeführt habe, heißt diesen Mann an napoleonischem Maße messen. Seine politische Erbschaft besteht einzig in seiner liberalen Geste und dem Wort: man könne Deutschland ohne Liberalismus nicht mehr regieren. Darin steckt der Keim zur Tat... Dann haben wir die lächerlich geräuschvollen Geburtswehen der demokratischen Einheitspartei. Ach, meine Herren Striese und Briese, was habt ihr uns denn Besonderes zu künden, daß ihr nicht meinet, vereint marschieren zu können? Ihr seid unbewiesene Menschen und politisch eine quantité négligeable (wie sehr, hat die weiland Blockzeit gezeigt), erst als organisierter Haufe bedeutet ihr etwas und habt ihr Anziehungskraft. Vielleicht auch auf die vielen, die sozialistenmüde und der preußischen Bureaukratie abhold sind. Wenn mit der Diskreditierung unseres Ausleseverfahrens für Staatsmänner, dem Fall Eulenburg, dem Fall Schücking und der Finanzstümperei keine politischen Geschäfte zu machen sind, dann liegt es nicht nur an den dem Liberalismus ungünstigen Zeitverhältnissen, sondern auch an den Männern, die ihn vertreten. Striese und Briese... Die Zeitverhältnisse sind ihm günstig; seit dreißig Jahren nicht so günstig gewesen. Der preußische Feudalismus und Bureaukratismus sind bei Handel und Industrie verrufen; und der Kongreß des Vereins für Sozialpolitik in Wien, mit seinen prachtvollen Temperamentsentladungen der Gebrüder Weber, offenbarte, wie wenige herzhafte Verteidiger das alte System auch bei den besonnenen Elementen unter den Gelehrten und Praktikern der Staatswissenschaften hat. Aber wo bleiben die führenden Männer? Alles ist heute eine Personenfrage. Ein Königreich für ein Temperament, einen Lloyd-George, einen Bebel ... der früheren Zeit. Der jetzige ist, in Ehren, ergraut, vergreist. Auch seine Antwort an Hausmanns verschämten Bündnisantrag zeigt die Erstarrung. Endziel, Klassenkampf und toute la lyre. Damit macht man keine Politik; hindert man, daß sie endlich auf westeuropäische Gleise gebracht werde. Guckt den Genossen Millerand und Briand und John Burns die Methode ab. Burns kämpfte noch 1903 Schulter an Schulter mit den ruppigen Sozialrevolutionären Keir Hardie und Tom Mann (einem klassischen Analphabeten), und heute darf er, ohne den Kern seines sozialen Glaubens verraten zu haben, Seite an Seite mit dem feinsten Gentlemen Albions vom Ministersessel aus Weltgeschichte machen. Locken diese Vorbilder nicht? Ach, ein Königreich für ein Temperament, das uns aus den Sümpfen der Parteitage und Preßfehden auf die grüne Weide des Lebens zurückführt.

***

Anmerkungen

Universitätsjubiläen

Vor fünfhundert Jahren wurde, in noch scholastisch orientierter und von der Kirche gegängelter Zeit, die Universität Leipzig gegründet; vor genau hundert Jahren, unter unvergeßlichen Umständen, die Universität Berlin. Das sind keine gleichgültigen Daten. Die Universitäten sind in Deutschland mehr als anderswo Zentren des Kulturlebens, Kristallisationspunkte für alle geistigen Regsamkeiten. Die großen Männer, die, als Forscher und Denker, außerhalb des Universitätskreises das deutsche Leben in Gesinnung und Tat befruchtet und in neue Bahnen gelenkt haben, sind rasch aufgezählt; es waren im Laufe von Jahrhunderten Leibniz, Schopenhauer und Nietzsche. Ihnen hat England im neunzehnten Jahrhundert allein Namen wie John Stuart Mill, Carlyle, Macaulay, Ruskin, Spencer, Darwin entgegenzustellen. In dieser Tatsache offenbart sich eine tief charakteristische Eigenschaft des Deutschen, er scheint auch auf geistigem Felde zum organisierten Arbeiter geboren und sogar seine wissenschaftliche und philosophische Originalität nur im Lehr- und Lernzusammenhange der Universität ausleben zu können. Das gibt dieser in Deutschland die singuläre Bedeutung, dem akademischen Bürger seine eigene Würde; und die Festredner — im Klein-Paris Goethes der an Kenntnissen fast überreiche Historiker Lamprecht, in Berlin der prachtvoll dekorative Literaturhistoriker Erich Schmidt — hatten daher die selten dankbare Aufgabe, von der nationalen Geschichte einmal Seiten zu enthüllen, auf die wir als Deutsche stolz sein dürfen, ohne als Menschen uns schämen zu müssen. Welche Reihe von Charakterköpfen an beiden Universitäten! Nur dicke Bände könnten die Arbeit in Forschung und Lehre registrieren, die hier geleistet wurde; und auf jeder Seite berichten sie von der Kraft zu materieller Bescheidung und Entbehrung, deren der deutsche Gelehrte im Dienste der Idee fähig war und, hoffen wir, stets fähig sein wird ... Ein letzter Rest des guten, alten, vorkapitalistischen Deutschlands, ein Stück entschwundenen Ideenlands, ein Nachklang jenes an charaktervollen Männern so reichen Idealismus, der vor hundert Jahren eine anerkannt deutsche Spezialität war, hat sich zum Teil in unsern Universitäten noch erhalten. Freilich, wo sind heute die Werke, die so wie die Berliner Universität aus dem Geiste der Humanität geboren werden? Der preußische Staat lag zertrümmert zu Füßen des zäsarischen Gewaltmenschen. Da faßte Wilhelm von Humboldt, von Stein zum Minister des Geistes berufen und beraten von Schleiermacher und Fichte, den Plan, als Ersatz für das im Tilsiter Frieden verlorene Halle, die Berliner Universität zu gründen, um zu zeigen, „daß Preußen den Beruf, den es lange geübt hat, auf die höhere Geistesbildung vorzüglich zu wirken und in dieser seine Macht zu suchen, nicht aufgeben sondern vielmehr von vorne anfangen will; daß Preußen, was ebensoviel wert ist, sich nicht isolieren will, sondern auch in dieser Hinsicht mit dem gesamten natürlichen Deutschland in lebendiger Verbindung zu bleiben wünscht.“ In diesem Geiste wirkten lange die ersten großen Lehrer; und wie Fichte unter dem politischen Zwange zur peinlichsten Gewissensprüfung das Wesen des Gelehrten auffaßte, bleibt ewig denkwürdig: „Auch mir an meinem Teile ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugnis zu geben; an meinem Leben und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den

Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Solde, ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu tun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste versterben sollte — was tat ich denn Sonderliches, was tat ich denn weiter als das, was ich schlechthin tun müßte?"

Gedenken heißt auch vergleichen und prüfen; und weder die Universität noch der Gelehrte von heute halten in vielen Hinsichten der Prüfung stand. Die stillen Bildungsstätten von vor hundert Jahren sind Riesenbetriebe von unübersehbarer Mannigfaltigkeit und Fülle geworden. Die philosophische Fakultät ist nicht mehr das Zentrum, Bildung zur Humanität nicht mehr höchstes Lehrziel. Es gibt auch an ihr Lehrer (von den anderen Fakultäten rede ich erst gar nicht), die herzlich ungebildet, die zur Bildung organisch unfähig sind. Die Fakultäten sind locker, eigentlich kaum mehr als verwaltungstechnisch zusammenhängende Fachschulen. Statt Bildung wird enzyklopädisches Wissen, statt Erkenntnis werden Kenntnisse und Fertigkeiten übermittelt. Zwischen bureaukratisch abgestuften Lehrern, die sich von den sitzengebliebenen Dozenten bis zum Geheimrat und zur Exzellenz emporgipfeln, und ihren Schülern sind die persönlichen Beziehungen fast ganz zerrissen; sie stehen sich als Lehrbeamte und Lernende kalt und sachlich gegenüber. Die Masse steigt, die Methoden der Forschung und der Mitteilung bessern sich, die Persönlichkeiten werden seltener, immer seltener; im Professor tritt der zünftige Lehrbeamte, im Studenten der zielstreberische Fachmensch stärker in die Erscheinung. Bei diesem Massenbetrieb ist der Fortbestand der Autonomie der Universitäten bedroht. Die Behörde greift regulierend ein und darf es tun, weil viele Gelehrte sich in erster Linie als Beamte mit Versorgungsansprüchen und gar wenig als vorurteilslose Erkenntnissucher fühlen; und oft muß er bei den Behörden vor dem Kliquengeist der Kollegen Schutz suchen. Durch all das wird die richtige Auslese gehemmt: geniale Menschen verkümmern als unbesoldete oder kümmerlich unterstützte Extraordinarien, so daß die Gelehrtenlaufbahn eine Sache des Geldbeutels wird. Was den Unterrichtsbetrieb anlangt, so sind die meisten Vorlesungen, mit E. von Hartmann zu reden, ein unerträgliches Überlebsel, bestehend im Ablesen oder Diktieren ungedruckter Lehrbücher, unter hartnäckiger Ignorierung der nun schon 500 Jahre alten Erfindung der Buchdruckerkunst. Ich erlebte (es kam nicht ganz dazu: ich rettete mich beizeiten), von sehr sichtbarer Stelle herunter, eine mit wahnsinniger Überstürzung abgelesene angelsächsische Grammatik, eine grauenhaft abgestotterte Shakespeare- und eine Dantevorlesung; auf gleicher Höhe oratischer Impotenz standen die Ablesungen über theoretische Nationalökonomie und antike Philosophie. Welche verbrecherische Zeitvergeudung. Und welche grausame Enttäuschung für schwungvolle jugendliche Gemüter, die Jahre lang auf der Schulbank hatten Werg zupfen müssen. Wie Paulsen diesem, wie er selbst mitteilt, schon von Fichte und Schleiermacher gerügten Unfug das Wort reden kann, ist um so merkwürdiger, da er in seinen „Erinnerungen" an recht wenigen seiner Universitätslehrer anregende Vortragskunst zu rühmen weiß. Luther sagt mit erquickender Derbheit: „Nunmehr, nachdem man keinen Mangel hat an Büchern, frage ich, wozu das nötig sei, daß ein jeder Schulmeister seinen auditoribus will eine neue Grammatik, eine neue Logik, eine neue Physik diktieren: wäre es nicht besser, daß sie sagten, in Logicis leset den und den, in Physicis den und den; was du nicht verstehest, das frage. Wozu martert und plagt man denn unterdessen das arme Volk mit dem verdrießlichen Schreiben?" Freilich, beschränkt man die Vortragskollegien und ersetzt sie teilweise durch Übungen, die jeder Gelehrte fruchtbar machen kann, dann ist

es mit der zu viel gerühmten Freiheit unsrer Studenten dahin: sie ist, in diesem neumodischen Massenbetrieb, oft ja doch wenig anderes als die Freiheit zu verbummeln oder eine Verführung zu dreister Oberflächlichkeit.

Also: der Handhaben und Gründe zur Reform unserer Universitäten sind, scheint mir, viele vorhanden. Sie gehören trotzdem zu den blühendsten Einrichtungen unsres öffentlichen Lebens, am Leben erhalten durch die tüchtigsten und edelsten Eigenschaften des deutschen Geistes. Möge nie die Zeit kommen, in der gezweifelt werden kann, ob der Geist noch regsam sei, der die Berliner Universität geschaffen hat.

S. Saenger

Große Männer

Diese elektrisierende, bedeutende Erwartungen erregende Überschrift ist der Titel eines Buches, das der Leipziger Professor der Chemie, Wilhelm Ostwald, geschrieben hat und das in der Akademischen Verlagsanstalt in Leipzig erschienen ist. Mit hoffnungsvoller Begierde greift man zu dem blutroten Band; denn wer hörte nicht gern von großen Männern und ihren Taten, wer wäre so klein, daß er sein Menschentum nicht vom Wunderspiegel des Genies reflektiert sehen möchte! Leider wird die hochgespannte Erwartung dann enttäuscht. Ostwald meint in diesem Buch garnicht große Männer im allgemeinen, sondern nur eine kleine Spezies davon; nämlich große Naturforscher, bedeutende Chemiker. Dieses Buch ist dem Universitätslehrer so entstanden: zu ihm ist ein Japaner, einer seiner Schüler gekommen, um ihn im Auftrage der japanischen Regierung zu fragen, woran man frühzeitig künftige ausgezeichnete Männer erkennen könne, damit diese ausfindig gemacht und systematisch zu höchster Leistungsfähigkeit erzogen werden könnten. Hier vermag der Leser ein Lächeln kaum zu unterdrücken. Das ist ganz japanisch; es entspricht ganz dem fast grotesken Kulturehrgeiz dieser Industriespartaner. Sie möchten in aller Eile nun auch noch Brutanstalten für das Genie einrichten, möchten künstlich große Männer aufpäppeln und womöglich europäischer werden als Europa. Wäre mir eine solche Frage vorgelegt worden, so würde ich dem Japaner vielleicht dieses gesagt haben: um bedeutende Individuen zu erkennen, muß man selbst bedeutend sein, um die Größe überall im Leben wahrzunehmen, muß man, wenigstens der Anlage nach, selbst groß sein. Große Männer können, als die eigentlichen Häupter der Volksfamilien, von der Nation nur in Zeiten erkannt und geschätzt werden, wo die ganzen Gemeinschaften im Wollen und Vollbringen genialisch sind. Über dieses wie in Flut und Ebbe kommende und gehende Kulturgenie ganzer Völker und Epochen hat aber kein Einzelner, hat keine Regierung Gewalt. Es ist sogar gefährlich, wenn ein Volk in sich selbst das hinein zu denken sucht, was nur Gott denken kann. Der Baum würde nicht Kraft zum Blühen haben, wenn er an seine Früchte denken wollte. Freilich, das wäre mehr als ein Apergu nicht gewesen. Dabei beruhigt sich ein ernster Gelehrter nicht. Ostwald hat sich mit der ganzen schönen Gründlichkeit eines deutschen Professors entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Er hat aus der Tatsache, daß er als Lehrer unbewußt die künftige Bedeutung seiner Schüler fast immer richtig eingeschätzt hat, den Schluß gezogen, „vom Vorhandensein einfacher und allgemeiner Verhältnisse an dem Objekt", das ihm gleichsam selbsttätig die ihm innewohnende Gesetzmäßigkeit gesagt hätte. Das heißt: er ist dem Irrtum verfallen, man könne alles denken und beweisen, was man zu empfinden fähig ist; er hat als Naturforscher, als rationalistisch denkender Chemiker geschlossen, wo nur der sich in das All der Schöpfung instinktiv einfühlende

Synthetiker zu Resultaten kommen kann. Es war dann ein zweiter Irrtum, das Buch so zu disponieren, wie es geschehen ist. Es hätte immerhin etwas Bedeutendes entstehen können, wenn Ostwald mit kühner Freiheit eine Generalübersicht der Weltgeschichte gegeben hätte, wenn er die Hauptformen der menschlichen Willenskraft: den Willen zur Macht, zum Sittlichen, zum Schönen und zur Idee untersucht und die Helden betrachtet hätte, die auf diesen vier Stufen der Willensentwickelung erstehen; wenn er das über die Determinationen der Zeit und der Rasse, über alles Zufällige hinausgehobene Gemeinsame aller Genies, betrachtet hätte, handle es sich nun um Eroberer, Märtyrer, Künstler oder Denker, um Gesetzgeber, Religionsstifter, Kunstschöpfer oder Naturerforscher; und wenn er untersucht hätte, unter welchen Bedingungen sich das in der Quintessenz immer gleichartige Genie am fruchtbarsten und unter welchen Verhältnissen es sich am schwierigsten entwickelt. Auch dann freilich wäre er zu dem Schluß gekommen, daß die Kenntnis der Vergangenheit, ja, daß die lebendigste Einsicht in das „Gesetz", die Zukunft nicht heller macht, daß jedes neue Genie, trotz aller Berechnung, immer wieder als etwas Unvorherzusehendes dasteht, daß es der Nation mit ihren großen Männern fast immer geht, wie den Eltern mit ihren Kindern, die um so mehr von den ihnen Nächsten sogar verkannt werden, je selbständiger und origineller sie sind und je energischer sich der künftige geniale Wille als ziellos scheinender Eigensinn äußert, und daß dieser Widerstand, dieser Mangel an Verständnis dem Genie sogar nötig ist, weil Widerstand erst Spannung erzeugt. Ostwald hat seine Aufgabe ganz anders, er hat sie systematisch angepackt. Wäre er konsequent, so müßte er diesem starken Band noch etwa hundertundfünfzig weitere Bände folgen lassen. Die sechs Naturforscher, die ihm als Beispiele großer Männer dienen, wären eigentlich an vierter Stelle zu betrachten gewesen, denn im Denker, im Forscher ist der geniale Wille schon nicht mehr ursprünglich und naiv; er steht auf einer Stufe, wo sich der Wille schon mit sich selbst beschäftigt, wo er schon etwas Sekundäres ist, wo das Genie der Aktivität zu einer betrachtenden Energie geworden ist. Selbst über die Naturforscher sagt Ostwald aber nichts Allgemeines. Er beschränkt sich auf unsere Zeit und auf sein Gebiet, die Chemie. Und auch dort auf sechs Forscher im wesentlichen. Von diesen sechs Gelehrten, von Humphry Davy, Julius Robert Mayer, Michael Faraday, Justus Liebig, Charles Gerhardt und Hermann Helmholtz gibt er kurze, schlagende Biographien. Diese Lebensbeschreibungen geben dem Buch den eigentlichen Wert. Denn sie sind in ihrer vortrefflich populären Art sehr geeignet, Liebe für die Geschilderten und Verständnis für ihre dem Laienverständnis so weit entrückte Arbeit zu wecken. Das eigentliche Thema des Buches wird von diesen Biographien aber kaum erläutert. Ostwald unterscheidet zwar an der Hand seines Materials zwischen einem klassischen und einem romantischen Forschertypus und berührt damit in der Tat ein allgemeines Merkmal. Eine Handhabe zur Beurteilung individueller Bedeutung ist damit aber nicht gegeben; im Gegenteil. Es enthält das Buch neben den Biographien auch viele gute und richtige Bemerkungen; unter anderem eine an sich sehr wertvolle Polemik gegen das bei uns herrschende Schulsystem, die man aus solchem Munde besonders gern vernimmt. Aber alle diese Dinge lesen sich, als hätte sich ein erfahrener Universitätslehrer und Forscher einmal das Herz erleichtern und eine Summe seiner Eindrücke ziehen wollen. Daß das eigentliche Thema des Buches nicht strikt durchgeführt worden ist, wird schon bewiesen, wenn man sich fragt: was zieht die japanische Regierung oder irgendeine andere aus diesem Buch nun für Lehren? Das auf den ersten Seiten formulierte Rezept: man erkenne besonders

begabte Schüler daran, daß sie nicht mit dem zufrieden seien, was ihnen der regelmäßige Unterricht bietet, ist doch nur sehr bedingt richtig. Das wäre bestenfalls ein negatives Erkennungsmerkmal. Die durchschnittliche Lehrerintelligenz würde auf Grund dieses Satzes den behaglichen Faulpelz oder den zerstreuten Steckenpferdreiter für ein künftiges Genie halten und die wirklich bedeutende Natur doch wieder übersehen.

Wir halten mit diesem Buch das Resultat eines klugen Denkexperimentes in Händen; darüber hinaus bringt es keine neuen Erkenntnisse. Der feinen und belehrenden Biographien und vieler schöner Einzelbemerkungen erfreut sich der Leser; und blickt mit Vergnügen auf die ernste Gelehrtenerscheinung, die hinter dieser Arbeit sichtbar wird. Am Schluß aber ärgert er sich vielleicht doch mehr als billig, weil der Titel so viel höhere Erwartungen erweckt hat. Er hält sich schadlos an einer verwerflichen Schadenfreude, die ihn erfüllt, wenn alle Besucher fast das anspruchsvoll daliegende Buch mit einem Ruf des Interesses zur Hand nehmen, um es, nach Durchsicht der Inhaltsangabe, mit fragendem Unbehagen im Blick, wieder hinzulegen.

Karl Scheffler

Zwischen C. F. Meyerschen Zeilen

Zwei umfängliche Bände schütten die Korrespondenz Conrad Ferdinand Meyers vor uns aus. Das schmale Erinnerungsbüchlein der Schwester Betsy gab aber mehr und Innerlicheres. Es war nichts Gesammeltes und Registriertes, sondern Erfühltes und aus einem tiefen Miterleben heraus Gespiegeltes, dunkler Abglanz leidvoller Menschlichkeit.

Hier öffnet sich nun ein sauber geordnetes Archiv mit den Briefen, die der Dichter an den Kreis der Engeren und Weiteren gerichtet. Nie als Mitteilungsdrang, sondern meist in bestimmten Zweckangelegenheiten.

Wundern wird das niemand, der ein Ahnen von diesem Manne hat. Dem Reizbaren, Empfindlichen, der in seinem Werk immer die Distanz, die Transponierung der Ferne brauchte, um sich mitzuteilen, wäre kaum ein hemmungsloses Ausströmen seiner Zustände zuzutrauen gewesen. Auf dem direkten Wege ist ihm überhaupt nicht beizukommen. Vorsicht, Selbstschutz, und wie er selbst gern sagt, „Delikatesse" ist ihm in seinen Beziehungen Hauptsache, und er betont, daß er kein Wort reden oder schreiben möchte, das nicht alle Welt wissen dürfe.

Dieser Standpunkt der „Loyalität" — auch das ist ein Lieblingswort Meyers — hat Noblesse, der Psychologe aber sucht nach den Heimlichkeiten und Intimitäten der Seele, und die Briefe, aus solcher Gesinnung geschrieben, haben für ihn nur mittelbaren Wert, etwa durch das, was in ihnen unterdrückt wird und was durch Konfrontieren mit Blättern aus der gleichen Zeit sich kombinieren läßt, oder durch das, was zwischen den Zeilen steht oder was unter den Worten unbewußt selbstverräterisch schwingt, wenn man mit einer an Ibsenschen Dialogen geschulten Wahrnehmungsfähigkeit aufmerkt.

Die Resultate solchen Spürens sind freilich für den, der diese Meyersche Wesensart kennt, nicht neu und nicht erkenntniserweiternd. Es kommt auch hier jenes Phänomen aus der künstlerischen Welt zutage, daß ein Dichter mit Leidenschaft die Naturen schafft, die der seinen entgegengesetzt sind, seine Wunsch-Menschen kann man das nennen. So bildete Meyer, der Scheue, Sensibele, der dem rauhen, robusten Leben nicht stand hielt, mit brennendem Eifer erzene Tatmenschen, eiserne Herzen, trotzige Edelinge, die ihrem Schicksal gewachsen sind.

In diesem Fluidum von Selbstherrlichkeit sonnt er bisweilen seine eigene müde

Seele, und aus solcher Stimmung ist die charakteristische Stelle über den Raskolnikow gesagt, in der Dostojewskis „krankhaftes Meisterstück" sehr anerkannt, dann aber hinzugefügt wird: „Meine Richterin hat ein verwandtes Motiv, doch als mittelalterliche Burgfrau stärkere Nerven als das russische Studentlein."

Halb wider Willen, und schnell unterdrückt, spricht dann aber auch die leidende, weiche, morbide Menschlichkeit. Sie ist ja auch in den Werken ganz durchaus nicht verhehlt, denn oftmals stehen den Strahlenden die Gebrochenen und Welken gegenüber oder die Strahlenden selbst werden vom Schicksal in ihrer Blüte geknickt und suchen nun fort von den bunten Trugbildern des Lebens den Frieden der Askese: Thomas Becket, der Heilige, Ulrich Hutten, der fröhliche Ritter von einst und nun der sieche Einsiedler von Ufenau, der üppige Don Giulio der Borgia-Novelle, der geblendet, erblindet jetzt mit inneren Augen die Eitelkeiten erkennt.

Solche Stimmen der Einsamkeit und Stille, der Sehnsucht nach dem Frieden klingen gleichfalls in den Briefen und den Blättern an. Oft indirekt, wenn in einer, menschlich tiefspürenden Charakteristik des seltsamen Arztes Zimmermann, der das Buch über die Einsamkeit geschrieben, das Wort gesagt wird von dem „leichten schmerzlosen Dasein, das allein den Namen Leben verdient".

Ganz selten findet sich auch ein direktes Aussprechen: „ich leide und kämpfe viel, aber was geht dich das an". Die Qual des „Zerdenkens", mit der er geschlagen war, spürt man aus mühevollen Sätzen. Und in manchen Stellen voll gelösteren Aufatmens sieht man in die Friedlosigkeit dieses Schicksals, die sein Dauerzustand ist und dem die vegetativen Beschwichtigungsmomente nur zu selten verstattet sind.

Von ihnen redet Meyer dann gern, er versinnt sich in sie, und er sucht wohl in der Erinnerung zu halten, wie seine Seele damals in Silvaplana stille ward und tief untertauchte in dem Lärchendunkel, in das tosende Strömen der Bergwasser und in das große stille Leuchten der Schneeberge.

Die bedürftige Zärtlichkeit seiner Natur fühlt man auch nach in dem immer betonten Einwicklungsbehagen in Hausheimlichkeit und Stubenbeschaulichkeit; das Klosterbrüderliche eines vor der Welt flüchtenden Menschen redet hier und preist vom warmen Ofen aus den milden grauen Winterhimmel; und das „frühe Einnachten und Lichteranzünden, das Einschneien wird ihm ein Behagen".

Und den Geborgenen, in seinem Stuhl Zurückgelehnten, zwischen Büchern und Papier und Schreibgerät suchen dann wilde Gestalten aus verstörter Zeit heim, so wie den in edles Pelzwerk gehüllten, am Kamin ruhenden Domherrn Burkhart der ungetriebene Hans Armbruster mit seinen Geschichten voll Wüstheit und Gewalttat, vom König und vom Heiligen. Und wie seinem verzärtelten mürben Kirchenfürsten ergeht es auch dem Dichter, er bebt zurück vor diesen Schicksalsdämonien, und dennoch packen sie ihn unwiderstehlich und lassen ihn nicht wieder los.

Nur in der Kunst genießt Conrad Ferdinand die starken Stimmungen, und, da sie aus ihm unbekannten rätselhaften Untergründen quellen, ist er immer in Sorge um ihr Versiegen. Er betont, wie sein Arbeiten ein intuitives ist, ein Überschattet-, ein Übermanntwerden, — vegetativ-teleologisch nennt er den Prozeß. — Es ist ihm „kurios, ja ein bißchen unheimlich" zumute dabei, und er meint, daß sein doch nach bewußtem künstlerischen Willen schmeckendes Stilisieren ihm „im Blute stecken müsse". Und von der Angela Borgia behauptet er eine „geradezu unglaubliche, bis zur Vision gehende, jedes Denkens und Rechnens bare Spontaneität ihrer Entstehung".

Dieser Selbstcharakteristik steht nun freilich die unermüdliche Feil- und Ziseliertechnik entgegen, die man wenigstens in den

Wandlungen der Gedichte durchaus kontrollieren kann.

Und man kommt auf den Gedanken, daß Meyer vor den Menschen deshalb sein Schaffen so ganz in die Sphären des Unbewußten verlegt, um Verantwortungen, Kommentierungen und Erklärungen sich entziehen zu können und sich vor dem „Betastetwerden" zu schützen. Immer klingt in den Briefen die Stimmung durch: „Heiß' mich nicht reden, heiß' mich schweigen". Und wenn er selbst aus seinem Wesen fällt und sich zu einer Beleuchtung seines Werkes verleiten läßt, wie in den übrigens sehr scharfgeistigen und bewußten Analysen des Heiligen, so ist ihm das nachher quälend und bedrückend und er bittet, es soll verbrannt werden, es wäre „lauter dummes, nachträglich ersonnenes Zeug".

Treffendste Selbsterkenntnis solcher Art gibt die Stelle: „Gewiß brüte ich über Neuem, sogar Gewagtem, doch fein behutsam und sozusagen hinterlistig".

Das Behutsame und Eingewickelte kommt dann auch in dem Verhältnis zu Keller heraus. Sie wollten sich ja beide schätzen und boten sich immer wieder die Reverenz, vor allem Meyer huldigt dem Meister Gottfried, nennt sich seinen Gesellen, versichert ihm, was der andere dann leicht ironisiert, der Ehrfurcht und Ehrerbietung. Doch wirklich zusammen kommen konnten diese so anders gearteten Naturen nicht. Den grimmigen Launen und zornigen Weinräuschen des einsamen Keller war das patrizierhafte, feinbeschuhte Wesen etwas Aufreizendes, ähnlich wie ihm die Tannenbaum- und Bratapfelidyllen des familienhaften Storm auf die Nerven fielen. Und Meyer wiederum bekannte, daß sich ihm erst nach Kellers Tod dessen Bild von dem „Gemeinen der Wirtshausumgebung und Weinatmosphäre reinige".

Trotzdem geht er um den Dräuenden mit einer gewissen, sanft vorsichtigen Sympathie herum — „loyal und doch reserviert", so wie nach seinem eigenen Ausspruch sein Keller-Nekrolog war. Man bestätigt sich gegenseitig dabei, wie angenehm es sei, „freundlich nebeneinander zu wandeln".

Meyer findet auch das feine Kompliment, daß Keller ihm mit dem „Grünen Heinrich" Zeit und Boden, auf dem er gewachsen, erklärt habe. In den Briefen an andere aber gibt er Nebengeräusche, da hat Keller „in Gottes Namen den Heiligen nicht verstanden", und da wird des anderen Altersstil als Jesuiten-Architektur abgelehnt.

Kellers Briefe sind im allgemeinen souveräner, fülliger, selbstsicherer und daher humorhafter. Er schreibt einfallsvolle Leibhaftigkeiten und griffige Späße, er würde auf dem Jahrmarkt „mit Orgelkasten und Affen erscheinen, der berühmte Kollega aber mit Löwen und Adler". Und er prägt die feinen sinnirlichen Bilder, die eine Meyersche Novelle (die Leiden eines Knaben) „einem recht schlanken und feingegliedertem Reh" vergleichen und seinen eigenen Gedichtband „einer am Wege gewachsenen, ungefügen dicken Distel".

Und doch trotz Fremdheit und Widerstreit sind die beiden schönsten Worte, die in den zwei archivalischen Büchern stehen, Worte Conrad Ferdinands über Gottfried Keller. Einmal spricht er von Kellers Lächeln und sagt, mit tiefem Anrühren des Gefühls:

„Wie anmutig konnte er lächeln, wenn seine Seele heiter war. Dies eigentümliche Lächeln entstand langsam in den Mundwinkeln und verbreitete sich wie ein wanderndes Licht über das ganze Gesicht." Und ein andermal spiegelt Meyer ein Werk Kellers in einer meisterlichen Reproduktion ab, als er von dem Gedicht, „Ein Festzug in Zürich" sagt:

„Das enge, altdeutsche Metrum und die volle und üppige Behandlung stellt fast körperlich einen durch eine enge Gasse schreitenden Festzug dar."

Dies schöne Gleichnis führt uns von der etwas mageren Weide dieses epistolaren Reviers in den hohen brokatbespannten Bildersaal der Conrad Ferdinandschen Dichtung.

Hier hängt über menschliche Zufälligkeit erhaben sein imaginäres Porträt, das Bild eines Meisters inmitten der stolzen hochgemuten Gesellen, die ihm sein innerer Dämon zur Gefolgschaft schuf und an deren Schicksal er unterging, ein heimlicher schweigender Held.

Felix Poppenberg

Hans Thoma

Wenn man im Vorüberfahren eine Herde Kühe auf einem Waldabhang wahrnimmt, gelagert oder aufgescheucht oder grasend; oder wenn man einen Schwarm Tauben aufflattern sieht, so gibt es darin immer etwas Entzückendes, ja Ergreifendes. Dem ersten Blick fällt die Regellosigkeit der sich kreuzenden Linien und Bewegungen auf, der ersten Ahnung eine darunter waltende Gesetzmäßigkeit. Regellosigkeit und Gesetzmäßigkeit, Reichtum und Einheit, Laune und Maß, Zufall und Ziel, oder wie immer man die beiden Richtungen benennen will, nach denen jede Lebenserscheinung zusammengesetzt ist, diese in ihrem Wirken und Weben blitzartig zu gewahren, ist ein sonderbares Gefühl von Beruhigung und Harmonie. Die Lebenserscheinung strahlt in solchen Augenblicken mit einer unvergleichlichen Überzeugungskraft den Lebenssinn aus. Auch die unbelebte Natur gewährt dieses Doppelspiel beruhigter Entzweiung, aus tausend Splitterungen des Zufalls, ins Gleichgewicht gebracht durch die eine Kraft, die jedes Atom zum Mittelpunkt der Erde zieht. Der Sturz und Sprung der Bergrücken, die Runen, die der Wildbach in sie reißt, die Schneelasten, die in ihren Mulden gebettet sind, die Silberfäden der Wiesen-Bäume, ja die bäche, die Wipfel der schmalen Fußpfade, die in hundert Jahren von den ruhigen, ausgleichenden Schritten der Wandrer aus den zerstreuten Gehöften zu den Kirchen getreten sind, in ihnen allen spürt sich jenes Zwiefache: die sichtliche Unregelmäßigkeit und das geahnte Gesetz.

Diese Harmonie hat einen doppelten Grund: einen objektiven und einen subjektiven. Tiere, die sich lagern, Tiere, die sich aufrappeln, Vögel im Schwarm, weichen einander im genauen Moment instinktmäßig aus; ein jedes hält die Entfernung, die ihm die freie, ungehemmte, ungebrochene Bewegung möglich macht. Trotzdem aber zeigt der Momentapparat immer ein irgendwie unharmonisches, weil erstarrtes, totes Bild. Und also wird die Harmonie erst durch unsern Blick vollendet, der nicht momentan und nicht rein passiv wie die Platte des Photographen ist. Jeder unserer Blicke ist aus mehreren Momenten gemischt — ein Vorgang, den wir physikalisch dem Gesetz der Trägheit zuschreiben und in dem wir psychologisch den Vorgang der Erinnerung wiedererkennen — und ein jeder vollführt, außer dem Dienst, die Erscheinungen aufzunehmen, noch den Auftrag, sie nach dem Gesetze zu ordnen, das in uns bildend vorgewaltet hat.

Dieses Geheimnis nachzubilden hat kein Künstler mit einer so tiefen Wahrheit vermocht wie Thoma; und hierin ist er, so sonderbar es klingen mag, der einzige von unsern Künstlern, der wirklich den Japanern ähnelt; wohingegen die Nachahmer der Japaner, indem sie die Zufälligkeit nur als Bizarrerie, sowohl der Linie als der Komposition und der Stellung des Objekts im Rahmen, aufzufassen vermochten, zu künstlerischer Sinnlosigkeit entartet sind. Die Terrainwahrheit der Thomaschen Landschaft frappiert noch im kleinsten, ja unbedeutendsten lithographierten Blättchen; und es ist keineswegs die Wahrheit eines Feldmessers, sondern es ist die des Bauern, der durch sein ernstes arbeitendes Leben, durch seine täglichen Schritte jede Hebung, Senkung, Biegung und Teilung des Bodens unter seinen Füßen kennt. Ein an den Steinen aufschäumender Bach, eine den Abhang hinauf und hinunter weidende Ziegenherde,

eine Landschaft als Stück bebaute Erde, einzig bei Thoma haben sie jene innerlich überzeugende Gewalt, die sie symbolisch, d. h. zu etwas Ganzem macht. Und so, nicht durch die Virtuosität der Beobachtung, sondern durch ein sympathetisches Gefühl mit der Natur verbunden, wurde er der berufene Zeuge einer ganz bestimmten deutschen Landschaft in so hohem Grade, daß er für immer zu den seltenen Vermehrern der künstlerischen Wahrheit gehört.

Thoma hat die Schädigungen der Popularität, wie mancher andere neuere Deutsche, an sich erfahren. Die Groben wie die Feinen sahen zu ausschließlich den Geiger in der Landschaft, und allenfalls das Kätzchen daneben, das seinen Schwanz ringelt. Zudem hat sich ein extremer Begriff von Malerei in der Mode durchgesetzt, von dem man behauptet und bewiesen hat, daß Thoma ihm nur in einer bestimmten Zeit seiner Entwicklung genügt habe. Ist er in diesem Sinne wirklich kein Maler, so ist er doch ein reiner und in mehr als einem Betracht einziger Künstler; wenn man durchaus will, so gebe man dieser Künstlerschaft einen andern Namen als den der Malerei, aber mache sich nicht zum Gefangenen einer Definition.

Moritz Heimann

Ein Musterkatalog

Ich berichte über eine Arbeit, die ich nicht, die niemand kontrollieren kann, deren schicksalsreiche Entstehung und deren musterhafte Anordnung wir aber bewundern und anerkennen müssen. Julius Meier-Gräfe hat es sich zu einem Stück Lebensaufgabe gemacht, das Werk von Marées der Geschichte und der Nachwelt ungeschmälert zu übergeben, nachdem es jene verachtet und diese dadurch beinahe verloren hätte. Er hat gesammelt, was zu finden war, die Probe auf der Jahrhundertausstellung gemacht, dann die große Maréesschau in München, in der Berliner Sezession, jetzt im Pariser Herbstsalon inszeniert, und durch Schrift und Vortrag seine hohe Meinung über den Künstler bewiesen, den er fast zu einer Rembrandtschen Wesenheit erhebt. In jedem Falle hat er ihn so monumentalisiert, daß er aus dem Gedächtnis und der Erkenntnis nicht mehr verschwinden darf, diese wundervolle Mischung aus Delacroix und Feuerbach, Farbe und Form, die alles inbegriff, was um ihn herum in Strahlen gebrochen leuchtet. Je nach Einstellung wird seine Tragik oder seine Größe, seine Fragmente oder seine Synthese, seine Realität oder seine Idealität dem Beurteiler seinen Wert bestimmen. Ein Zentrum bleibt er.

Als er starb, wußte man nicht viel von ihm und die Werke waren, zum größten Teil unregistriert, in alle Winde zerstreut. Durch systematische Arbeit sammelt sie selbst oder die Spuren von ihnen der Forscher und vereinigt in einem Buche, was einst ein Leben zusammenhielt. Die Chronologie ist die natürliche Ordnung, von den ersten Soldatenzeichnungen an bis zu den letzten Triptycha. Studien werden nach ihrer Entstehung eingefügt. Der Besitzer und die Maße werden angezeigt, die wichtigeren Stücke in Abbildung zur Schau gebracht (die Diana sogar in gutem Buntdruck), die Beschreibung versucht lebendig Eindrücke wiederzugeben, auch die farblichen Dispositionen, und erläutert kurz Geschichte und Schicksal des einzelnen Werkes — das Muster eines raisonné. Merkwürdig, daß man gerade die Nummer 1000 erreichte: die schön erregte Studie zur Amazonenschlacht, die bei seinem Tode sich an der Staffelei des Ganymed befestigt fand.

Dieser Katalog, ein Prachtband höchst gelungener Marées-Reproduktionen, ist als zweiter Band des großen Maréeswerkes im Verlage von Piper & Co. indessen erschienen. Der erste und dritte Band werden folgen, um diese seltene monumentale Arbeit eines Forscherlebens über ein Künstlerleben abzuschließen.

Oskar Bie

Der gute Blaubart

O weh," so klagten die Mädchen in der Bretagne, „der böse Blaubart hat die liebliche Gwennola umgebracht, wie er alle seine Frauen getötet hat. Der reißende Wolf ist nicht schlimmer als der wilde Baron, der Bär ist sanfter als der höllische Baron de Rais." Doch jubelnd schlossen die Mädchen von Pléeur: „Die Nachtigall erfüllt den Hain mit ihren zärtlichen Tönen, die Finken und Amseln singen wieder ihre süßesten Lieder. Gilles de Laval ist nicht mehr! Der Blaubart ist tot!" Der Abbé Bossard hat Jahre darauf verwendet, diesen Refrains einer Sage zu lauschen und zu beweisen, daß der „Barbe-Bleue" der Feengeschichten von Perrault der schwarze Marschall von Frankreich sei, der auf seinen Burgen die Kinder würgte. Ein zweites Zeugnis bringt der gelehrte Abbé her, die alte Ballade von Gilles de Laval, den der blonde Teufel in Gestalt der Blanche d'Herminie verflucht: „Du sollst der Blaubart sein, der fürchterlichste der Menschen". Über Tiffauges war, an einer morschen Steintreppe, das Blaubartzimmer zu sehn. In der Kirche des heiligen Nikolaus sollten die sieben Frauen unter schwerer, siebenmal geritzter Steinplatte ruhen. Bei La Verrière, im Lande des Gilles, wachsen rings um eine Kapelle sieben Bäume gen Himmel. In Machecoul, der Feste, auf der Prelati, der Alchimist, saß und des Laval dürre Schaffnerin, die Meffraie, der Aasgeier, hatte man lange noch Blaubarts Degen aufbewahrt, in Champtocé einen Stein, Blaubarts Schädel. Anatole France indessen, der Lateiner, schüttelt den Kopf. Er sagt in seinem neuen Märchenbuch „Les sept femmes de Barbe-Bleue et autres contes merveilleux" nebenbei, Perraults Unhold und der geharnischte Dämon hätten ein ganz verschiedenes Antlitz. Man dürfe ihre Personen nicht verwechseln. Dann nennt er den Blaubart Herrn Bernard de Montragoux, gibt ihm einen Zeithintergrund, wie nur dieser letzte historien des Gaules ihn zu ersinnen vermag, und kehrt sein Schicksal ins Gegenteil. Aus dem blutberonnenen Oger wird fast ein Humanist, ein mißhandeltes, verleumdetes, edelmütiges Wesen.

Schon ein anderer Dichter aus französischem Kulturbereich, der zu mild war, um an den Oger noch zu glauben, hat in unseren Tagen den Blaubart zu erlösen versucht. Aber zwitterhaft ist Maeterlincks Welt, in der Gotik und Latinismus sich begegnen. Er unterfing sich nicht, mit dem Spuk in der äußersten Form der Entscheidung abzurechnen, und flüchtete in ein dämmermattes, von den blendenden Katarakten der Amethyste, Saphire, Perlen, Smaragde, Rubinen und Diamanten erhelltes Libretto für Dukas. Halberstickt schallt, wenn Maeterlincks Ariane mit goldenem Schlüssel die siebente Tür öffnet, die versunkene Weise der „Sept filles d'Orlamonde" herauf. Lebend, nicht ermordet, verlassen die lächelnde Selysette, die fahle Ygraine, Melisande im sonnengoldnen Haar, Bellangère mit den großen Augen und die fremde Alladine ihr Gefängnis und steigen zum Licht, das durch die Bresche sprüht. Zweimal nur betritt der Blaubart selbst die Bühne: in einer raschen Szene des Jähzorns und als ein von den Bauern Gebändigter, der stumm in Arianens Norablick seine Begnadigung liest. Nie haben die Deutschen ein solches Bedürfnis gefühlt, den bretonischen Ritter, der sie wie in Wahlverwandtschaft anzog, durch neochristliche Empfindsamkeit zu entsühnen. Sie wollten ihn als Mörder. Sie ließen dem Stoff seine Konturen und das Barbarische, das der deutschen Gier entgegenkommt, Sinnliches und Geistiges zu vermählen. „Aus den uralten Tiefen", siegt Tiecks Marcello, „in denen Sehnsucht, Schmerz und Wollust brannte." Hugo von Wolfsbrunn, der Blaubart des Romantikers, ist ein Wüterich durchaus, ein grimmer Verächter, dem das Dasein als ein Puppenspiel gilt, den Arg-

wohn zerfrißt, und der, im Text des „Phantasus" und auf Pergers naivem Stich, recht wie ein böser, zerrupfter Raubvogel verscheidet. Eulenberg hat diese deutsche Blaubart-Atmosphäre in seinem trotzigen Gemüte wiederum erlebt. In seiner hingestammelten, schwelenden Vision atmet, was unserer gemeinsamen Jugend am teuersten war: der Schauer der Nacht, Wirrnis und Einsamkeit.

France ist der Antipode dieses Zustands. Er ist der Testamentsvollstrecker des bon sens, der Schüler des irdischen Rabelais. Zwar versagt er sich das rationalistische Hilfsmittel, den Blaubart überhaupt zu leugnen und ihn für eine Personifikation der Sonne zu erklären. Sein Blaubart ist nicht der falsche Meyerbeer-Brüller der Offenbachiade, der alle Frauen liebt und sich keiner exklusiv widmen kann („Barbe-Bleue ô gué, jamais veuf ne fut plus gai"). Aber Witz und Ernst sind in dieser Fabel von Bernard de Montragoux gemischt, der Blaubart heißt, weil seine rasierte Wange bläulich schimmert, und der aus Schüchternheit der Sklave von Kreaturen wird. Er mordet nicht, der gute cocu sentimental. Nur durch die Fresken eines mit rotem Porphyr gepflasterten Kabinets — sie stellen die unglücklichen Frauen aus Ovids Metamorphosen dar — ist das Geraune von verbotenen Dingen entstanden. Der aus Khnopffs Bildern herschwankende Mädchenreigen des Genters, die Choristinnen Yolanthe et Cie., die Popolanis Elektrisiermaschine auferweckt, sind bei France ein Haufe draller Megären oder von Schwestern der Boulotte. Die Jahrmarktsgauklerin Colette brennt Herrn von Montragoux durch, Jeanne, das Weinfaß, plumpst in den Brunnen, Gigonne, die hinkende Bauernmagd, will des Königs Kebse sein und erliegt der Gelbsucht. Blanche, der ein Ohr fehlt, wird von einem ihrer Buhlen erstochen, die dumme Angèle von einem Mönch entführt. Alix, die Sechste, verweigert die eheliche Pflicht. Und die Siebente der Sage ist nun Jeanne de Lespoisse, eine, Kanaille, die mit ihrer Sippe und mit dem jungen Chavalier de la Merlus den Montragoux schlachtet.

In das misogyne Gelächter des Dichters, der Herrn Bergeret Frau Bergeret zugesellte, klingt das „Anne, ne vois-tu rien venir?" der Ritterlegende, klingt der Refrain der Mädchen von Pléeur aus.

Paul Wiegler

Ein Drama

Erster Akt. Mittelalter. Cholera. Volksaberglaube. Göttliches Strafgericht. Ist nur durch Enthaltung von Gurkensalat und Brunnenwasser abzuwenden.

Zweiter Akt. Neuzeit. Wissenschaft nagelt Volksglauben fest. Kaltstellung der göttlichen Gerichtsbarkeit. Schuldfrage wird auf Natur abgewälzt als Mutter von Bazillus. Menschlicher Geist schickt Serum gegen Bazillus aus.

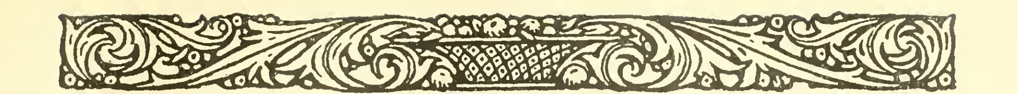
Dritter Akt. 1909. Professor Emmerich nimmt Bazillus in Schutz. Geht von München nach Petersburg, wohin göttliches Strafgericht und Cholera zurückgezogen. Untersuchung von Därmen und Stühlen ergibt salpetrige Säure. Adäquates Untersuchungsergebnis aus Gurken und Brunnenwasser. Volksglaube wieder auf freien Fuß gesetzt. Serum stirbt. Emmerich hoch! Nieder mit der Gurke!

Vierter Akt. 1912. Unentbehrlichkeit von Gurkensalat befiehlt wissenschaftliche Bemühungen. Professor Schlemmerich erfindet Mittel gegen salpetrige Säure. Emmerich fällt. Gurke steigt.

Fünfter Akt. 1913. Siegeszug Schlemmerichs gegen Cholera. Verfolgung der Feindin bis in letzten Schlupfwinkel. Salpetrige Säure stirbt. Volksglaube stirbt. Göttliches Strafgericht stirbt. Cholera stirbt und nimmt aus Rache Schlemmerich als letztes Opfer mit. Apotheose von Gurkensalat, Wissenschaft und ungekochtem Brunnenwasser.

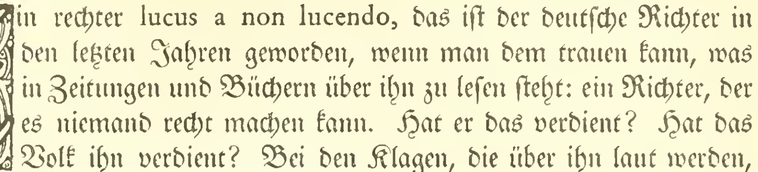
Hermann Gottschalk

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Der Richter/ von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy

The greater the responsability,
the greater the judge. (A. Ch. Plowden, Grain or Chaff)



Ein rechter lucus a non lucendo, das ist der deutsche Richter in den letzten Jahren geworden, wenn man dem trauen kann, was in Zeitungen und Büchern über ihn zu lesen steht: ein Richter, der es niemand recht machen kann. Hat er das verdient? Hat das Volk ihn verdient? Bei den Klagen, die über ihn laut werden, taucht mir immer ungerufen die Erinnerung an einen Theaterabend auf; wir waren, ein paar Studenten, in einer fremden großen Stadt, in der keine stille Kneipe lockte, vor einem Gewitter in den sommerlichen Musentempel geflohen und in die Gerichtsszene im Kaufmann von Venedig geraten. Die Tragödianten taten, zu Shylocks Benefiz, ihr Bestes, und das war nicht gut, zumal Thalia in einer vertrackten Laune ihnen Stamm und Herkunft verwunschen hatte und ein blasser, wasserblauäugiger, entgleister Predigtamtskandidat als Shylock zwischen einem ganzen Synhedrin von venetianischen Kaufherrn den verachteten Sohn des Ostens agieren mußte. Aber was Porzia und Antonio, Shylock und der Doge selbst an falschen Mienen und blöder Rede verbrachen, das machte der Pöbel von Venedig gut; dicht gedrängt hingen sie über den Schranken, stießen sich in die Rippen, zeigten sich, die Großen den Kleinen, Shylocks Messer und den Wetzstein, weinten vor Rührung über Antonio, erstarrten als er sein Wams aufriß und dann . . . Graziano und Bassanio hätten es ihnen nicht vorzusprechen brauchen, so natürlich entzückt brach ihr Geschrei los: ein weiser, ein gerechter Richter! Ein zweiter Daniel, ein Daniel, Jude! Und als der geschändete Mann, blind vor ohnmächtiger Wut, an ihnen vorbei hinauswankte, fielen sie noch einmal ein; ich sehe noch das Gesicht der vordersten Gassenschönheit, ein altes, verblühtes, ausdrucksloses Gesicht, aber jetzt von fürchterlicher Freude am Ausgang des Prozeßspiels gerötet und geschwellt, wie sie dem Fliehenden in die Ohren gellte: ein Daniel, ein höchst gerechter Richter!

Einer von unserer Gesellschaft war ernstlich wütend über diese vox populi ad libitum. Er wollte noch in der Nacht den Kritiker des Stadt- und Dorfanzeigers herausläuten und ihn zwingen, daß er dem Direktor sage, was für ein Schmierenbesitzer er ist. Wir haben noch lang durch die leeren Gassen und Plätze mit ihm wandern müssen, ehe er den stillschlafenden Bürgern der Stadt den Ausbruch ihrer Gefühle im leinwandenen Gerichtssaal von Venedig vergab.

Noch beim Auseinandergehn fiel ihm Antonios hochmütiges Wort ein: „Nein leih es lieber deinem Feind — du kannst, wenn er versäumt, mit bessrer Stirn eintreiben, was dir verfallen ist.“ Wir standen vor dem Schloß, auf einem weiten Platz, in dessen Mitte sich das Standbild eines verdienten Ministers erhebt, nicht allzuhoch über die vorbeigehenden Landsleute. Zu ihm wandte sich unser Freund mit geballter Faust und rief ihm, in seinem breiten Schwäbisch, zu: Euer' Porzia, die könnet Ihr b'halte!

Ja, steckt darin nicht wirklich der Weisheit letzter Schluß, daß jedes Publikum seine Porzia behalten muß, nicht nur für den einen Tag ihrer Verkleidung und für die Lust eines Spiels, sondern jahraus jahrein und im bittern Ernst? Dem leicht beweglichen südlichen Völkchen ist wirklich der Advokat, der mit einem Rezept von echten Herzenstönen und frechen Juristenkniffen den Sieg über einen starren Fanatiker seines Rechts davonträgt „ein Daniel, ein zweiter Daniel“; für den Spanier mag daneben der stolze Richter von Zalamea das Ideal bilden; in den östlichen Großstädten der Vereinigten Staaten nimmt man dem Hüter der Gerechtigkeit nicht übel, wenn er seiner Verpflichtung auf die Parteimaschine, durch die er auf den Stuhl erhoben ist, eingedenk bleibt, und er darf, ohne seinem Danielsruf zu schaden, die Parteien gründlich auf ihre wirtschaftliche Potenz hin ansehen, obgleich das doch schon im Alten Testament oft und nachdrücklich verboten ist. Der englische Vetter sieht am strengsten auf Würde und priesterliche Hoheit der Richter, freilich auch auf common sense und eine gesunde Weltlichkeit, auf das innere Gefühl des nihil humani a me alienum puto bei aller äußern Majestät; er lobt seinen Richter, wenn er ein ganzer Mann ist und wendet gern im Eulogium den Spruch an, der unserm Knittelvers vom Griff im Wespennest verwandt und doch bis zur Unübersetzbarkeit eigenartig ist: whatever he did, he did it with his might! Jeder formt sich den, den er über sich setzt, nach seinem Bilde. Und was kommt für den deutschen Richter dabei heraus? Soll er sich auf eigene Faust durchs Leben geschlagen, in der Welt getummelt, politisch-journalistische Lehrlingsarbeit getan haben? O nein, Examina gemacht, und zwar mit einem „Brucheinser“ — wenn ein Ausländer in diese Dinge bei uns hineinreden will, muß man ihm seine Unfähigkeit uns zu verstehen immer unter dem Zeichen des Brucheinsers beibringen; schon der bloße Klang des Zauberworts schlägt ihn über die Grenze zurück — oder kann es auch ein Bruchzweier sein? Ich glaube, daß das nach den neuesten Ministerialverordnungen nicht zureicht. Soll er im Gerichtssaal und im Parlament (wer denkt bei uns daran, daß Parlament und Gericht dasselbe ist?) ein Herr sein, der strenges Recht und Billigkeit, Gerechtigkeit und Gnade gleichermaßen in der Hand hat? O nein, er soll ein Beamter sein, und wenn ein deutscher Bundesstaat sein Beamtenrecht vom Staatsminister bis zum Donaumooswegmacher und Aufseher der Walhalla neu regelt, so nimmt er darauf Bedacht, daß den

Richtern ihre Untergebenen-Stellung zum Bewußtsein kommt und sie sich nicht einbilden, sie seien etwas Besonderes und gar Höheres als der Staatsminister (oder der Donaumooswegmacher). Soll er denn unabhängig sein, wie die alten juges de Berlin waren und wie unsere Väter anno 48 sich ihn als ihren Daniel dachten?

Das ist eine Frage an jeden, und Hand aufs Herz für die Antwort! Wo ist das Volk, das auf die Barrikade geht, um sich den Richter zu erobern, der „nur dem Gesetz unterworfen" ist, wie es über der Eingangspforte zu unsern Justizgesetzen, im § 1 des Gerichtsverfassungsgesetzes heißt? Und wenn sich noch ein paar Altliberale mit Feuerwaffen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Heckerhüten und wildem Bartschmuck dazu fänden, und rissen das Pflaster in der Hauptstraße auf und pflanzten die Freiheitsfahne, so brauchte ja nur das Reklameautomobil vom nächsten Warenhaus am Durchfahren gehindert zu sein, damit das Volk sich wie ein Mann gegen die lästigen Narren mit ihrem Verkehrshindernis erhöbe und sie davonjagte. Denn, sagt das Volk, das Reklameautomobil schafft neue Werte, steigert den Umsatz, bringt Geld ein, zuerst seinem Herrn, dann seinen Angestellten, dann den Käufern, dann der Automobilfabrik, die den Konkurrenten der glücklichen Firma größere und üblerriechende Fahrzeuge bauen wird — und wer von uns weiß nicht, daß jeder Aufschwung der Automobilindustrie eine wünschenswerte Vermehrung des Volksvermögens darstellt, von der man mit ganz besonderem Brustton der Überzeugung sagen kann: non olet. Die Justiz aber bringt kein Geld. Man versucht ja, um das zu verschleiern und sie vor dem Schicksal der Ausweisung (als lästige Ausländerin, da sie bekanntlich römischer Herkunft ist) noch zu bewahren, Sparsamkeit an den Richterstellen und am Gehalt zu üben, bis aus dem Blutgeld der Prozeßkosten das ganze Wesen unterhalten werden kann; wenn Scherl sein Schnellbahnensystem erst durchgeführt hat, arbeitet er gewiß ein neues Justizbudget aus, in dem der einfache Gedanke durchgeht, daß der Richter prozentual am Prozeßgewinn beteiligt wird und dafür dem Staat eine mäßige Anstellungsgebühr entrichtet. Nützlichere Mitglieder der Gesellschaft, Hotelportiers und Oberkellner zum Beispiel, sind schon jetzt unter ähnlichen Bedingungen angestellt. Ich bin, wie man sieht, kein Pessimist. Ich glaube an die Zukunft des deutschen Volks und an den Fortschritt. Indessen glaube ich nicht, daß die Unabhängigkeit des Richters sich jemals so genau in einen Profit für den Volksgenossen wird umrechnen lassen wie die möglichst schnelle und ungehinderte Fahrt des Reklameautomobils.

Sind das wirklich Übertreibungen, Paradoxen? Ein jüngst verstorbener Freund, einer der biedersten, trefflichsten Söhne meiner badischen Heimat, hat mir oft, wenn er mich um eine Meinung in öffentlichen Dingen fragte, noch ehe mein Bescheid losbrach, gesagt: „Aber heut, bitte, nicht das gewohnte

rasche Wörtlein." ... Könnte er, der bei längerem Leben vielleicht einmal die Zügel einer deutschen Staatskutsche in die Hand bekommen hätte, diese Seiten noch lesen, er schüttelte den Kopf über die Durchgängerei. Aber nun bitte ich: beschreibe mir einer wahrheitsgetreu die Stellung des Deutschen zu den höchsten und besten Richtern seines Landes, ohne daß er den Schein der äußersten Übertreibung erweckt! Er wird die vollkommenste Gleichgültigkeit gegenüber diesen Männern finden, die das heiligste Amt im weltlichen Staat tragen und dem Herrscher zunächst stehen sollten. Er wird finden, daß niemand auch nur ihre Namen kennt. Man weiß, daß der Anwalt bei uns gute Beziehungen zur Presse zu unterhalten pflegt; hin und wieder geschieht es, daß ein Schwurgerichtsvorsitzender, der den Verteidiger gröblich angelassen hat, von diesem dann in seinem Parteiblatt namentlich der Öffentlichkeit vorgestellt wird, aber ich glaube, daß sogar auf diesem Weg unsere Richter nie zu einer ordentlichen Popularität kommen. Auf das Popularitätsexempel kann man sehr einfach die Probe machen, indem man im besten Papiergeschäft des Städtchens nach illuminierten Postkarten mit dem Bild der beliebten Honoratioren fragt. Sie sind alle da, der Herr Superintendent in seiner Krause und der Geistliche Rat und Kapitular im Rockelor, der Herr Geheimrat für Gynäkologie und sein Kollege vom innern Menschen beiderlei Geschlechts, der Herr Polizeipräsident und der Herr Bürgermeister, der Herr Platzkommandant und der Herr Musikschuldirektor; nicht zu reden von den Herrschaften vom Stadttheater, dem Lokaldichter, dem Komponisten des Walzers „Rosenzeit" und der schnellen Polka „Flotte Maderln" — beides Favoritstücke der Sonntagspromenadenkonzerte —, und endlich den Siegern im letzten Ringkampf um die Weltmeisterschaft von Dingelfingen, Gottfried le Boullion und Anton Hinterlahner. Gewiß, sagt die kleine Ladnerin, wir haben auch auswärtige Bildnisse auf Lager; und wir sahen die Fürstlichkeiten in Gardeuniform und Balltracht, den Reichskanzler, Maximilian Harden, Siegfried Wagner, Herrn Ladenburg, den Gewinner des Herkomerpreises, Danny Gürtler, den König der Boheme, den Präsidenten Roosevelt, Wilhelm Voigt genannt der Hauptmann von Köpenick und viele andere große Deutsche und Angehörige der U.S.A. Und wir müssen schließlich einige von ihnen mitnehmen, um nicht den ganzen Laden umsonst auf den Kopf gestellt zu haben. Der große volkstümliche Richter, den wir gesucht haben, ist nicht dabei. Er wird nicht verlangt, sagt die Ladnerin.

Wer aber solche kleine Wahrheiten von der Straße verschmäht und seine Erfahrungen lieber aus dicken Büchern als aus bunten Postkarten zusammensucht, der höre meine Auslobung einer ansehnlichen Belohnung für denjenigen, der mir die gedruckte Lebensbeschreibung eines deutschen Richters bringt. Nein, er wird nicht verlangt, der deutsche Richter.

In England gehören die Lebenserinnerungen der großen Juristen zu den

besten Büchern der Memoirenliteratur. Vom Lordkanzler bis zum Polizeirichter, vom strengen Kodifikator bis zum jovialen bon juge: eine Reihe der prächtigsten Menschen, eine Fülle von Lebenswundern und geistigen Heldentaten, und fast bei jedem von ihnen ein Stück vom herrlichen Prinzen Heinz — keck abenteuernde Jugend, die sich am liebsten in fernen Ländern und Meeren austobt und alles Menschliche am eigenen Leibe lernt und dann ein reifes, hohes, klares Alter, von königlicher Würde und doch mit allen Sinnen auf das Erdenleben gerichtet, bis aufs letzte, siebzig- und achtzigjährig, den ganzen Mann stehend — einer der feinsten Züge des englischen Gerichtswesens ist, daß alte Richter, die sich längst zur eigenen Muße oder zu hohem politischem Amt vom Beruf verabschiedet haben, in Zeiten der Überlastung ihres Gerichtshofes oder bei Krankheit unter ihren jüngeren Amtsbrüdern wieder in die Reihe eintreten, wie noch im letzten Jahr der frühere Lordkanzler Halsbury als ein leuchtendes Exempel getan hat.

Unter diesen Juristenbüchern sind drei, die sonderlich lesenswert sind, und von denen ich kühnlich behaupten kann, daß sie einem für das Eindringen in den Geist des englischen Rechts mehr nützen als hundert Bände Reports, die man durchstudiert und hundert Gerichtsverhandlungen, denen man zugehört hat. Nämlich 1. Reminiscences of Sir Henry Hawkins (Baron Brampton), 2. Life of Sir James Fitzjames Stephen, und 3. Grain or Chaff, The Autobiography of a Police magistrate (Alfred Chichele Plowden).

Von Sir Henry, dem gefürchteten „hanging judge" der Roheitsverbrecher und abgesagten Feind jeder Art von Heuchelei, dem Mann mit der eisernen Faust und dem weichen, mitleidigen Herzen, dem Freund der Armen, Unterdrückten, der Kinder und der Tiere, dem gefeierten guten Richter, der sich nichts Menschliches fremd sein ließ und dem der große englische Sittenrichter Punch nachsagen konnte, er habe „in the name of the Law which is Mercy" Recht gesprochen: von ihm ist in dem Buch, in dem ich das Imperium des Richters zu stabilieren versucht habe, oft und ausführlich die Rede, hier und da expressis verbis, aber fast auf jeder Seite implizite.

Stephen ist, seiner kriminalistischen Schriften wegen, auf dem Kontinent der berühmteste unter diesen drei. Er war ein typischer Engländer der viktorianischen Zeit, und doch ist sein Lebensweg höchst wundervoll. Als gläubiger Schüler Benthams und John Stuart Mills beginnend, dann ein eifriger liberaler Publizist, der von 1865—75 der Pall Mall Gazette einige tausend Artikel schreibt, der aufrichtig überzeugte Verteidiger eines von der Orthodoxie angeklagten Geistlichen und der Ankläger eines tyrannischen Kolonialgouverneurs: so ist er in den ersten Mannesjahren. Aber als Vierzigjähriger nimmt er das Werk seines Lebens in Angriff und führt es in drei Jahren durch: in sein beschränktes Wirken als Landanwalt hinein kommen im Frühjahr 1869 zwei Rufe nach Indien: als Oberrichter von Kalkutta und als Rechtsrat im Legis-

lative Council, der seltsamen Behörde, die, aus dem Vizekönig, dem Oberbefehlshaber und fünf Mitgliedern bestehend, fast souverän die Gesetzgebung für das kaum beruhigte Riesenreich in ihren Händen hatte. Zum Credo der Benthamschule gehörte das Kodifizieren; und Stephen wählte ohne Bedenken das Amt des Gesetzgebers vor dem des Richters. Von 1869 bis 1872 gab er, zusammen mit seinem Sekretär Whitley Stokes, dem englischen Indien ein neues Strafgesetzbuch und die Prozeßordnung dazu, den berühmten Evidence Code, ein Gesetz über die Anspruchsverjährung, ein Obligationenrecht und einige Gesetze über Eheschließung und Beerbung unter den Eingeborenen. Dreißig Jahre haben an dieser Arbeit, die von zwei Männern in drei Jahren aufgeführt wurde, kaum etwas geändert. Als Stephen nach England zurückkehrte, war er zuerst wieder der einfache Anwalt in seinem ländlichen Circuit; nun gab er der Doktrin das ihre, schrieb den Digest of the Criminal Law, lehrte Rechtswissenschaft an den Inns of Court und ward Oxforder Ehrendoktor. Von 1879 bis 1891 war er Richter am höchsten Gericht. Anwalt, Zeitungsschreiber, Gesetzgeber, Gelehrter: aber die Krone ist das Richteramt. So faßte er auch selbst die Moral seiner Lebensfabel auf. In den ersten Jahren klagt er noch, seiner indischen Wirksamkeit gedenkend, wie klein doch die Streitereien sind, die er tagaus, tagein zu schlichten bekommt. Später schreibt er, was für ein großes Ding es doch auch beim geringsten Prozeß ist, daß jedem sein Recht wird. Über seine Amtsführung ist viel überliefert, was hier nicht berichtet werden kann. Aber zwei Sätze aus der Lebensbeschreibung geben schon ein Bild von dem ganzen Mann. „Er wahrte streng die Würde der Gerichtsverhandlung. Als ein Zuschauer einmal über eine Aussage lachte, die nur Abscheu hätte wecken sollen, befahl er, daß der Mann neben dem Täter im Dock sitzen solle und hielt ihn dort bis zum Schluß der Verhandlung fest. Er haßte das Zusehen von Frauen im Strafverfahren und gab einmal Ärgernis, als er von einigen um den Eintritt kämpfenden Angehörigen des andern Geschlechts als von „diesen Weibern" sprach. Aber er wachte eifrig darüber, daß das Recht der Öffentlichkeit dem Volk gewahrt blieb, und machte der Regierung bei einem Dynamitardenprozeß einen Strich durch die Rechnung, indem er der Polizei, die das Gerichtsgebäude sorgfältig abgesperrt hatte, den Befehl gab, die Leute frei hereinzulassen, so viel wollten."

A. C. Plowden ist auf den ersten Blick ein durch und durch anderer als Fitzjames Stephen war. Nur fünfzehn Jahre jünger, ist er doch schon unter dem Horoskop einer neuen Zeit mit neuen Sternen geboren, der Zeit, die sich für die weltbürgerlichen und eher ein wenig sentimentalen Ideale der Vorfahren einen tatenfrohen Imperialismus vom Himmel abliest. Auch die Herkunft der beiden Männer ist verschieden. Stephens Stammbaum geht kaum ins 18. Jahrhundert zurück, und die Vorfahren, auf die er stolz sein durfte, waren Kopf-

arbeiter. Die Plowdens haben von 1191 bis ins 19. Jahrhundert in ununterbrochener Vererbung vom Vater auf den Sohn auf dem gleichen Landgut in Shropshire gesessen; freilich haben sie auch, wie die meisten dieser englischen Landedelfamilien der Heimat und ihrer Tochterreiche, eine Reihe von glänzenden Juristen, Kolonisatoren und Administratoren gestellt, einen, der unter der großen Königin seines katholischen Glaubens wegen das wohlverdiente höchste Richteramt ausschlug, einen, der auf der Mayflower ausfuhr und als „Pfalzgraf von Neu-Albion" die virginische Provinz regierte, auf deren Boden heute Neuyork steht, und einen von den mächtigen Direktoren der East India Company. Aber eins ist bei Stephen und Plowden doch gleich, und nicht das Geringste: die freie Bildung in der weiten Welt, in der Schule des großen Lebens, für die sie in Eton oder Westminster School, in Oxford oder Cambridge nicht viel mehr vorgelernt haben, als sich in jeder Lage durchzuschlagen und zu „benehmen wie ein Gentleman," — nur vielleicht noch in einem der vielen Disputierklubs der Universität die festen Anfänge jener uns Deutschen fast unüberwindlich schweren Kunst, sachliche Gegensätze mit den schärfsten Argumenten ohne persönliche Empfindlichkeit auszufechten. Plowden kam mit 22 Jahren als Sekretär des Gouverneurs nach Jamaika, und wenn er auch selbst in seinen Lebenserinnerungen nicht viel von seiner Amtsführung dort zu rühmen weiß und das Fieber ihn schon nach zwei Jahren heimschickte, so wissen wir doch, wir andern mit der Erinnerung an die Rechtspraktikantens- oder Referendarsjahre in Köpenick oder Dinglingen, e contrario die Bedeutung einer solchen juristischen Ausbildung zu schätzen. Freilich wird Plowden selbst der beste Richter sein, wenn er den Preis seiner Schulung im Prozeßwesen einer andern Tätigkeit gibt, nämlich der des Law Reporters für die Times. Fast zwanzig Jahre lang schrieb er die Berichte aus der Common Pleas Division, zuletzt als der erste im großen Stab der forensischen Journalisten. Seit 1888 ist er Polizeirichter in Wandsworth, dann in Hammersmith, zuletzt in Marylebone. Das Amt ist, mit den Augen eines bureaukratischen Karrieremachers gesehen, kein sonderlich hohes; will man einen, freilich auf beiden Beinen hinkenden Vergleich mit deutschen Einrichtungen anstellen, so müßte man die Amtsrichter in einem der dichtest bevölkerten Bezirke von Berlin oder München nehmen, und ihre Tätigkeit im bürgerlichen Rechtsstreit, im schöffengerichtlichen Strafprozeß und in der freiwilligen Gerichtsbarkeit auf zwei Augen gestellt denken. Keine Perücke und kein Talar, kein Titel und kein Orden, an dem der gutgesinnte Deutsche erkennen könnte, was der Mann wert ist. Ganz allein durch die Gerechtigkeit und Güte seines Wesens ist er auf seinem schlichten Posten einer der größten Richter seines Landes geworden, einer von denen, die durch ihre tägliche Arbeit am meisten dafür leisten, daß sein Stand beim Volk im Ansehen bleibt.

Sein Buch ist ein wahres Brevier für den rechten Richter, den Volksrichter

im guten Sinn. „Einer von meinen Grundsätzen ist, der Bescheidenheit zu pflegen. Damit meine ich: immer im Sinn behalten, daß nur ein Zufall mich von dem Mann unterscheidet, den ich richten muß. Wären die Dinge anders gegangen, wir stünden vielleicht umgekehrt zueinander. Mann gegen Mann ist wahrscheinlich der Angeklagte, der vor mir steht, nicht besser oder schlechter als ich selber ... Ich glaube daran, daß ein Richter, wenn er nicht übertreibt und den unangenehm Demütigen spielt, desto besser ist, je menschlicher er sein kann, und daß, wenn eine Strafe verhängt werden muß, sie nicht durch einen anmaßenden Ton oder durch das Aushängen moralischer Überlegenheit unnötig verbittert zu werden braucht. Dann ist ein anderer Grundsatz, den zu vergessen ich mich fleißig hüte: niemals mir eine Voreingenommenheit gegen den Angeklagten aufkommen lassen, auf sein mir unangenehmes Äußere hin. Ich bin überzeugt, daß nichts gefährlicher ist. Man kann schwerlich ein Gesicht zum erstenmal sehen, ohne gleich einen günstigen oder ungünstigen Eindruck davon zu bekommen; aber sicherlich muß in einem Gerichtshof dieser Instinkt sorgfältig bewacht werden ... Aber garnicht hinzusehen wäre auch unvernünftig. Wer sich selbst vertrauen kann, daß er sich nicht zu voreiligen Schlüssen hinreißen läßt, der kann das Gesicht des andern garnicht scharf genug beobachten. Bin ich über die Wahrhaftigkeit eines Zeugen im Zweifel, so richte ich meine Aufmerksamkeit auf seinen Mund und seine Hände. Der Mund hat die ausdrucksvollsten Züge, und die Hände eines Lügners sind selten ruhig. Aber oft denke ich auch, daß man am meisten von einem Zeugen erfährt, nachdem er seine Aussage gegeben und die Zeugenbank verlassen hat. Dann überwache ich ihn, während er irgendwo im Gerichtssaal sitzt und nicht daran denkt, sich zusammenzunehmen; und die Gefühle, die sich in seinen Mienen zeigen, während andere Zeugen, besonders die des Gegners, vernommen werden, sind oft sehr bedeutungsvoll ..." Oder an andern Stellen: „daß die Polizisten sich beklagen, man traue ihrem Zeugnis auf der Richterbank nicht genug, ist mir ganz neu; aber es ist doch viel besser, sie glauben so etwas, als daß sie gelehrt werden, den Richter als einen Automaten anzusehen, der mit dem Kopf nickt, wenn sie am Hebel ziehen. Das gehört zu den schwersten Pflichten des Richters: zwischen unvereinbaren Aussagen billig und recht (fairly) abzuwägen, nicht zu sehr zum Konstabler zu neigen, bloß weil er ein Konstabler ist, und nicht gegen den Angeklagten eingenommen zu sein, bloß weil er als Angeklagter dasteht. Alle Mühe und Geduld verhütet gelegentliche Irrtümer im Urteil nicht und vielleicht ist das beste Zeugnis für das Bestreben recht zu tun, das sich ein Richter wünschen kann, daß er gleichmäßig getadelt wird, einmal von der Polizei und das andere Mal vom Publikum."

Aber die herausgerissenen Sätze geben natürlich kein rechtes Bild. Mit der persönlichen Bescheidenheit geht ein festes Gefühl für die Hoheit des Berufs zusammen; Strenge ist ohne Härte; die gesunde frohe Weltlichkeit, die sich schon

aus der freien Lebensbildung ergibt, ist nirgends in den Fetischdienst gegenüber den neuen technischen Erfindungen, den großen Kapitals-Assoziationen und anderen modischen „Fortschritten" ausgeartet. Der gute Richter ist kein Exzentrik des Geistes, aber er ist auch ohne Furcht vor gesellschaftlicher Konvention, er ist vom autoritären Beamten, dem sein tüchtiges Sitzfleisch zum Amt und dem entsprechend zähen Verstand verholfen hat, genau so weit entfernt wie vom philosophierenden Skeptiker — nicht Kaiphas, aber auch nicht Pilatus. Er erträgt die furchtbare Last der Misere, die sich ihm in der ewigen Wiederholung der geringsten, erbärmlichsten Streitereien jeden Tag neu auftut, durch das Bewußtsein, daß er nicht nur richten und strafen, sondern auch aufrichten und helfen kann: er darf dem Armen, den die Not zur Schuld geführt, aus der Poor-box geben; er kann wie kein anderer dem Arbeitslosen Unterkommen schaffen, und wenn er von der Richterbank an die Hilfe der Öffentlichkeit appelliert, so ist sein Schützling gesichert. Freilich, wen er in seinem Urteil einen Lügner oder Schurken nennt, der ist auch hingerichtet, ohne daß der Nachrichter sich noch viel um ihn zu bemühen brauchte. Von Stephen wird berichtet, daß bei der Verkündung des Urteils über einen Roheitsverbrecher, der Frau und Kind aufs grausamste zu Tod gequält und in der Verhandlung noch den Wilden und Frechen gespielt hatte, der baumlange Kerl unter der Wucht der Worte zusammengebrochen, ohnmächtig hingeschlagen sei. Diese Richter scheuen die Öffentlichkeit nicht, das haben sie, der Lordoberrichter (Lord Alverstone) und Plowden voran, im Februar in einer öffentlichen Klubdiskussion bezeugt. Aber sie stehen auch bei den Zeitungen in solchem Ansehen, daß der Richter nur zu sagen braucht: ich bitte keine Bilder aus dem Gerichtssaal zu veröffentlichen, oder: das sind schmutzige Dinge, die besser zugedeckt bleiben — und jeder Reporter respektiert das.

Aber freilich, sie sind keine Beamten. Sie sind nicht geprüft, sie unterstehen keinem Ministerium und brauchen nach keiner Parlamentsmehrheit und keiner Gunst der Bezirkshonoratioren zu schielen. Sie bekommen nicht nach zwanzig Dienstjahren den Bath-Orden vierter Klasse und bei ihrem Abgang die Schleife dazu. Und im bittersten Ernst gesprochen: sie stehen im Strafprozeß gleichhoch über dem verfolgenden Staat und seinem Anwalt wie über dem Angeklagten.

Das ist doch nichts für uns?

In den letzten Jahren ist der deutsche Zivilprozeß reformiert worden; eine neue Strafprozeßordnung steht vor der Tür; zum Strafgesetzbuch von 1919 — wir lieben ja dekorative Daten — sind die Vorarbeiten trefflich gediehen und der Reichstag kostet eben eine kleine Probe davon. Jedes dieser neuen Gesetze könnte den Richter stärker machen, nach dem einfachen Rezept, das ich als Motto genommen habe. Aber keines von ihnen tut's. Und dabei verdienen sie sich allerhand Lob von der „modernen Strafrechtsschule". Daß wir Deutschen

es fertiggebracht haben, eine Leben- und Todfrage des Staats, sein Strafrecht, unter den Aspekt verschiedener Schulen zu bringen, ist schon an sich eine erhebliche Leistung des Nationalgeistes. Aber daß die Gewalt des Richters auch nach der Schulordnung bestimmt wird, das ist das Höchste. So ist's aber. Man gehört der modernen Schule an; also ist einem die Schuld des Delinquenten höchst gleichgültig gegenüber der Frage seiner Besserung. Mit der Schuld mag sich der Richter herumplagen wie er kann; uns interessiert der Strafvollzug, der Besserungsdirektor und vor allen Dingen der Staatsanwalt. Denn der Staatsanwalt, den Verordnungen eines vom neuen Geist erleuchteten Justizministeriums folgend, beantragt die Aussetzung des Strafvollzugs, die Probeentlassung, die bedingte Begnadigung. Seine Macht wächst. Was nützt dem Angeklagten ein guter Richter? Einen guten Staatsanwalt muß er haben, dann kann ihm nichts geschehen. Das ist das deutsche Strafprozeßrecht von 1909 in einem Satz. Die Zukunft wird noch mehr Verantwortlichkeit auf diesen Ministerialen häufen, und er wird immer größer werden. Mit ihm auch sein Widerspiel, der Kriminalverteidiger. Der Richter wird immer mehr entlastet. Das Meiste hat ihm das Gesetz schon abgenommen, den Rest nimmt der Staatsanwalt. Wir werden das Legalitätsprinzip aufgeben und den Staatsanwalt darüber entscheiden lassen, ob eine Handlung verfolgt wird oder nicht. Der Staatsanwalt ist noch mehr und in intimerem Verhältnis Beamter als der Richter. Aber das Volk wird sich freuen, wenn man seine Macht erweitert, Gerechtigkeit und Gnade von ihm ausgehen läßt. Die Sozialdemokraten werden für diesen Fortschritt in der Gesetzgebung freudig eintreten, und wo der öffentliche Ankläger erscheint, wird ihn der Ruf begrüßen: Ein Daniel! Seht unseren Daniel!

Der englische Richter kann am Schluß einer Strafverhandlung sagen: „Hier ist summum ius summa iniuria. Die Schuld ist erwiesen, vielleicht eingestanden; das Gesetz ist klar, der Ankläger hat das Recht für sich. Aber die Fällung eines Strafurteils, die immer ein schweres, heiliges Ding sein soll, steht außer allem Verhältnis zu dem Vergehen. Der Staat und das öffentliche Rechtsgefühl brauchen diese Verfolgung, dieses Urteil nicht. Ich weise die Anklage zurück." Mancher Schwärmer hat schon dafür geschrieben und gesprochen, daß der deutsche Richter die gleiche Macht bekommt. Ich habe mich auch dafür eingesetzt, in einer Abhandlung im „Gerichtssaal" und zwei so gelehrte, erfahrene und besonnene Meister des Prozeßrechts wie Wach und Oetker haben ihren Segen dazu gegeben. Aber ich habe nun doch meinen Zweifel.

Könnte der deutsche Richter nicht mit seiner größeren Verantwortung wachsen? Am Ende gar aus seiner Rangklasse heraus?

Könnte er nicht ein großer Richter werden, so groß, daß ihn sogar die Zeitungen und die Landtagsabgeordneten nicht mehr von oben herunter sehen könnten?

Heimwärts / Eine Geschichte von Laurids Bruun

(Schluß)

Ich wurde nach und nach sehr hungrig und dachte mit Sehnsucht an die dampfenden, frischen Spiegeleier im Sandkrug. Ich beschloß dorthin zu gehen, obgleich ich eigentlich bis Mittag warten wollte, um später am Tage nicht gar zu hungrig zu werden.

Ich spannte meine Plaidriemen um den Malkasten und hing ihn über die Schulter, leerte den Inhalt meiner Handtasche in die Kommodenschubladen, damit ich für die Einkäufe, die ich im Krugladen machen wollte, Platz bekam, befestigte das Schloß so gut wie ich es vermochte an der Tür, und schritt eiligst in die Wald hinein.

Das Wetter war ruhig, aber kälter als gestern. Es war eine leichte Feuchtigkeit in der Luft, durch einen dünnen leichten Nebel verursucht, der die Landschaft nicht verhüllte, sondern sich nur wie ein spinnenfeines Gewebe über Sträucher und Bäume legte.

Mich fror und ich stampfte so schnell wie möglich durch den aufgepflügten Brandgürtel vorwärts.

Als ich den Fahrweg erreichte, saß ein Mütterchen am Wegrande und ordnete Reisig in einem Bündel, das sie auf den Rücken nehmen wollte. Sie hatte sich den Kopf mit einem karrierten Wolltuch umwickelt, das sich auch um den Hals und kreuzweise über Brust und Rücken schlang.

Sie hörte mich erst, als ich dicht hinter ihr war.

„Großer Gott!" stammelte sie erschrocken und drehte sich so hastig um, daß sie fast umgefallen wäre.

„Guten Morgen!" sagte ich.

Aber erst als ich vorbei war, erholte sie sich soweit von ihrem Erstaunen, daß sie meinen Gruß erwidern konnte.

Ich drehte mich mehrmals nach ihr um. Sie saß noch lange und sah mir nach, mit den Händen im Schoß.

So einsam war es hier also zu dieser Jahreszeit. Ich freute mich meines Malkastens und fühlte mich sicher.

Als ich zum Sandkrug kam, hatte das Mädchen mich schon von einem Giebelfenster, wo sie eine Bettdecke ausschüttelte, gesehen.

Sie trat mir aus dem Gastzimmer entgegen und nickte mir ganz vertraulich zu.

„Heute hab' ich mein Werkzeug mitgebracht!" sagte ich und zeigte ihr den Malkasten.

„Sie wollen wohl im Wald arbeiten?" fragte sie.

Ich nickte und ging an ihr vorbei ins Gastzimmer. Es war zu kalt, um draußen zu sitzen.

Bevor ich noch nach Frühstück gefragt hatte, sagte sie, froh, daß das Haus etwas zu bieten vermochte:

„Heut' ist Kalbfleisch da! — Der Schlachter ist eben hier gewesen!"

„Kotelett!" fügte sie wie selbstverständlich hinzu, während sie glättend über ihre Schürze strich.

Das Wasser lief mir im Munde zusammen. Ich bestellte Spiegeleier und Kotelett mit Kartoffeln.

Bevor sie ging, fragte ich:

„Ist jemand im Laden?"

„Wie?" sagte sie und drehte sich um.

Als sie mich mit der Handtasche dastehen sah, im Begriff zu gehen, verstand sie, was ich meinte.

„Ach, ja freilich," sagte sie, scheinbar etwas betroffen —, „der Wirt stand eben noch im Laden und wog Reis ab."

Sie drückte sich gegen die Tür, um mich vorbeigehen zu lassen und sagte:

„Wohnen Sie wohl in dem Haus des Malers oben auf den Höhen?"

„Ja, ja, wie konnten sie das nur so schnell erraten?" fragte ich, froh, daß alles nach Wunsch ging.

„Weil sie ja gestern sagten, daß Lund Ihr Freund sei. Und er kam auch häufig im Sommer hierher, um sich dieses und jenes in seiner Handtasche zu holen."

„Tisvilde wäre ihm doch näher gewesen!" sagte ich vorsichtig.

„Das wohl. Aber wenn er wie Sie im Walde malte, kam er immer zu uns, weil er dann gewöhnlich hier 'ne Tasse Kaffee trank."

Als ich in den Laden kam, der wegen all der Dinge, die im Fenster lagen und das Licht aussperrten, halbdunkel war, stand der Wirt in einer Ecke über eine Kiste gebeugt.

Er richtete sich auf und kam schleppenden Schrittes auf Pantoffeln heran.

Ich sah an dem Ausdruck in seinen verschlagenen, wasserblauen Augen, daß er bereits unterrichtet war.

Er stützte seine roten Hände auf den Ladentisch und grüßte mit einem Kopfnicken.

Ich erwiderte seinen Gruß nachlässig und brachte die Rede hervor, die ich mir sorgfältig auf dem Wege einstudiert hatte.

„Ich bin der Maler Jacob Hansen — (das war der Name meines Jugendfreundes) — ich wohne in Bertel Lunds Hause — droben auf den Höhen, um einige Waldstudien zu machen. Leider ist mir etwas Dummes passiert. Ich habe den Schlüssel zu dem Hängeschloß verloren, so daß ich nicht abschließen kann, wenn ich fortgehe. Und wenn Lund auch mein guter Freund ist, so muß ich doch für alles, was im Hause ist, Rechenschaft ablegen."

Der Krugwirt nickte und drehte sich zu den Ladenfächern um.

„Nichts leichter als das!" sagte er und zog geschäftig die Schubfächer hervor — „da kaufen Sie eben bei mir ein gutes Hängeschloß mit dazu gehörigem Schlüssel. Sehen Sie hier, ein besseres bekommen Sie auch in Kopenhagen nicht. Wenn ich mich nicht irre, ist es genau so eines wie droben am Hause. Denn Lund hat es bei mir gekauft, als er im Sommer einzog."

Damit hatte ich das Schlimmste hinter mir. Alles andere ging ganz glatt.

Ich kaufte Lichter für den Leuchter auf der Kommode und als der Wirt merkte, daß ich auch Lebensmittel einkaufen wollte, kam Leben in ihn. Er töffelte von der einen Schublade zur andern und suchte alles hervor, was er an Konservendosen besaß.

Um in der Rolle des bescheidenen Malers zu bleiben, feilschte ich um den Preis und drückte ihn auch herab.

Als ich aus dem Laden ging, begleitete er mich zur Tür, klopfte mich fidel auf die Schulter und wünschte mir Gesundheit und alles Gute droben auf den Höhen; ich sollte nur zu ihm kommen, wenn es mir an etwas fehle.

Ich hatte mich tüchtig mit allem möglichen versehen. Meine Handtasche war gestopft voll. Da war Kaffee und Tee, Käse und Sardinen, Lichter und Bier, eine kleine Dose Liebigs Fleischextrakt, die der Krugwirt aufs Wärmste empfahl und die aussah, als hätte sie jahrelang in seinem Fenster gelegen. Da war sowohl Salz wie Pfeffer, Essig und Senf. Dann hatte ich ein schönes Stück Speck erworben, wie man es auch in Kopenhagen nicht besser bekam, Eier, ein halbes Pfund Butter und eines von den flachen, runden Landbröten, das ich nicht geschmeckt hatte, seit ich als Knabe bei meinem Onkel auf dem Lande zu Besuch gewesen war und das ich mit aufrichtig kindlicher Freude wiedersah.

Während ich aß, dachte ich an die Zeitungen. Die Post mußte ja schon dagewesen sein; ich sah, daß einige Zeitungen dort auf dem Tisch unter dem Spiegel lagen. Aber ich bezwang mich. Ich wollte vorher in Ruhe essen.

Erst als das Mädchen mit dem Kaffee kam, bat ich sie um die Zeitungen.

Als ich die bekannte Zeitung zur Hand nahm, wurde ich von der alten Unruhe befallen.

Mit zitternden Händen entfaltete ich sie und mein Auge fiel sofort auf die mit fetten Lettern gedruckte Überschrift: „Aufsehen erregende Zahlungseinstellung."

Darunter stand: „Unsere Notiz über die Katastrophe, die Rechtsanwalt Klemm betroffen hat — (da ein geehrter Kollege in seiner Abendzeitung den Namen verraten hat, wollen auch wir ihn unsern Lesern nicht länger vorenthalten) — war gestern das allgemeine Gesprächsthema an der Börse. Es wurde von betrügerischen Transaktionen gemunkelt, und die Aktien der Zementfabrik fielen sofort auf 73. Man meint, daß mehrere hiesige Banken mit bedeutenden Summen beteiligt sind. Wieweit das Unglück auch anvertraute Gelder in Mit-

leidenschaft zieht, ist noch nicht festzustellen. Rechtsanwalt K. ist vorgestern abend in dem Zuge, der 9,03 nach dem Norden geht, zuletzt gesehen worden. In Klemms Bureau meint man, daß er sich in Gotenburg aufhält, dieselbe Mitteilung hat auch seine Gattin erhalten; von anderer Seite aber wird die Behauptung aufgestellt, daß er entweder auf dem Wege nach Paris sei, oder sich irgendwo hier in der Stadt verborgen hält. Da für protestierte Wechsel und andere fällige Forderungen vergeblich Deckung gesucht worden ist, wird die Masse auf Veranlassung der Diskontobank heute konkurs erklärt werden."

Nachdem ich mehrere Stunden im Wald umhergewandert war, brachte mir die körperliche Müdigkeit endlich das Gleichgewicht wieder.

Ich suchte Zuflucht in meinem neuen Malerdasein und sah ein, daß mir nichts andres zu tun übrigblieb, als mich bis auf weiteres ruhig zu verhalten und die Sache ihren Gang gehen zu lassen. Selbst wenn ich jetzt nach Paris entkommen könnte, wäre es doch zu spät gewesen. Mein Schicksal war besiegelt.

Nur eines war noch unsicher. Hatte man die Sache in kriminelle Behandlung gegeben? Wurde ich von der Polizei gesucht?

Darüber würden mir die Zeitungen der nächsten Tage sicher Bescheid bringen.

Während ich durch die sandigen Wagenspuren stampfte, und die schweigenden Bäume anstarrte, war es mir, als ob die schwere Bürde Stück für Stück von meinen Schultern genommen würde. Ich fühlte mich von Minute zu Minute leichter und merkte zu meinem Erstaunen, daß die Entscheidung weder Kummer noch Verzweiflung in mir erweckte, obgleich die Strandung meiner Reise nach Paris doch ein schicksalsschweres Unglück war. Im Gegenteil, fast war es, als ob ich eine heimliche Freude darüber empfand, daß die Entscheidung endlich gefallen sei. Ein Vers aus meiner ästhetischen Studentenperiode — ich glaube, er ist von Goethe — tauchte plötzlich in mir auf:

„Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt! — Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt! — Juchhe!

Das war die Sache.

Alles war aus: die Angst und die Spannung hatten sich zu der Gewißheit verwandelt, daß alles vorbei sei. Es war um mich herum dunkel gemacht worden. Auf nichts gestellt!

Von dem Rechtsanwalt Jens Adolf Klemm, Ritter vom Danebrog, war nichts andres übriggeblieben als der nackte Mensch mit den bloßen Fäusten.

Ich, der ich in fünfzehnjährigem Streben stets an den folgenden Schritt hatte denken müssen, bevor der vorhergehende zu Ende gegangen war, wurde plötzlich zu dem Augenblick zurückgezwungen und machte die demütigende Entdeckung, daß ich vor lauter Vorwärtsstreben eigentlich nie den Augenblick kennen gelernt, eigentlich nie in der Wirklichkeit, die ist, gelebt hatte, sondern immer in Erwartung derjenigen, die kommen sollte.

Ich sah mich wie mit neuen Augen im Walde um.

Die Bäume, die mich gestern so feindlich und kalt angesehen, mich mit ihrem starren Schweigen verfolgt hatten — schienen heute ein Herz für meine Not bekommen zu haben. Es war, als ob sie einen Kreis um mich schlossen, mich mild und teilnehmend anblickten, und ich erkannte zum erstenmal, welch unendliche Barmherzigkeit gerade in ihrem Schweigen lag.

Ich fühlte mit plötzlicher Wärme, daß die Natur mir in ihrem ewigen, unpersönlichen Edelmut gab, was kein Mensch mir zu geben vermochte.

In dieser Stimmung zog das Verständnis für die Erde als Mutter, in mein Herz ein.

Und während ich mit Verwunderung dieser meiner Erkenntnis auf den Grund zu gehen versuchte, war da noch etwas anderes, das mich überraschte.

Die Vertraulichkeit.

Ich hatte das Gefühl, daß dieser Wald und diese Bäume, daß dieser Himmel über mir, wie grau und sonnenlos er war, mich verstanden und mich auf eine eigene vertrauliche Weise bei sich aufnahmen, so wie der Wald an der Riviera und der Himmel dort unten, nach denen ich heute Morgen in so verzweifelter Sehnsucht geseufzt, es nie getan hatten und es auch nicht vermochten.

Mit all ihrer Pracht, mit all ihrem blendenden Licht und strahlenden Farben, waren und blieben sie ein fernes und fremdes Märchen.

Es war kein Verwandtschaftsgefühl zwischen ihnen und mir vorhanden. Sie kannten mich nicht, wie diese kahlen Stämme mit ihren halbentblätterten Zweigen, die meinem Herzschlag gleichsam zu lauschen schienen, die lasen, was in meinem tiefsten Innern vorging, fast bevor ich selbst es wußte und die es mir in ihrem leisen Sausen zuriefen, mit Worten, die mein Herz zu fassen vermochte, weil ich ihnen seit meiner frühesten Kindheit gelauscht hatte und meine Mutter vor mir und mein ganzes ungekanntes Geschlecht seit Jahrhunderten.

Früher, als ich geschäftig und reich und von Vorsätzen und Hoffnungen erfüllt war, die nichts mit dem Augenblick zu tun hatten, da war zu viel Lärm in meinem Innern gewesen, als daß ich der Vertraulichkeit zu lauschen vermochte; ich konnte nur sehen — und da verglich ich das festliche Licht draußen in der Welt mit dem armseligen Grau daheim.

Jetzt aber, wo es still in mir geworden und all das Unbefugte mit einem festen und schmerzhaften Griff entfernt worden war, jetzt war nur der Mensch zurückgeblieben, jetzt waren mir Ohr und Herz geöffnet worden.

Deshalb waren mir in diesen Tagen so häufig Kindheitserinnerungen begegnet, deshalb ward ich beständig zu etwas zurückgeführt, daß ich dunkel aus mir selbst zu kennen schien, das ich aber seit langem vergessen hatte.

Jetzt, wo es in meinem Innern plötzlich leer geworden war, tauchte der ursprüngliche Mensch wieder auf.

Der neue Mensch, der mich gestern abend zum erstenmal überraschte, als ich im Lehnstuhl saß, war — das erkannte ich jetzt — mein ursprüngliches Ich, das jetzt frei wurde.

Und dieses Ich, das also eigentlich das alte war, das kannte diesen Wald und verstand, was die Bäume und der Himmel flüsterten.

Und dieses Ich errötete über das andere, das den sonnenlosen Himmel verflucht und das kleine törichte Land für sein Unglück verantwortlich gemacht hatte,

Denn es erkannte in seiner Nacktheit, daß es wie an einem unsichtbaren Nabelstrang zitternd unter dem dänischen Himmel hing und mit seinen Herzfasern tief in dem ruhmlosen, dänischen Land wurzelte.

Ich stieß beständig auf die Verwandlung, die in mir vorgegangen war. Auf eine ganz sonderbare Weise ruhte ich in ihr und stand doch gleichzeitig außerhalb, so daß ich mir ihrer als Verwandlung bewußt ward.

Ich war so müde, so müde; ich ertappte mich aber darauf, daß ich die Müdigkeit nicht wie eine Not und ein Unglück betrachtete, sondern wie eine Wohltat.

Ich stolperte über einen Birkenzweig, der quer über dem Weg lag und dachte im selben Augenblick: welch prächtiges Stück Feuerung.

Dann bückte ich mich und nahm es auf. Und nun begann ich, während die Dämmerung hereinbrach, Äste und Zweige für meinen Ofen zu sammeln.

Ich erinnerte mich des Mütterchens von heute morgen, dachte gleichzeitig an die „Aufsehen erregende Zahlungseinstellung", an die Aktien der Zementfabrik, die jetzt 73 standen und an die ganze übrige Feierlichkeit. Und ich mußte unwillkürlich lachen, wie ich dastand und mich nach einem höchst kostbaren, fast armdicken Ast bückte.

Ich war so wohltuend müde. Jeden Augenblick blieb ich stehen und drückte den Brustkasten heraus, um meine Lungen mit der frischen, kühlen Luft zu füllen, die jetzt ganz klar geworden war.

Dort war schon ein Stern — und dort einer — und dort. Es lag etw[illegible] heiter Tröstendes in ihrem hastigen Blinken, das mir wohltat.

Ich sah auf meine Uhr, die ich im Krug gestellt hatte. Es war beinah [illegible].

Ich mußte nach Hause eilen, bevor es ganz dunkel wurde, denn es g[illegible]ch viel für mich zu tun. Erst mußten die Zweige zerhackt und zersägt, do[illegible]euer im Herd angelegt und Schinken und Eier gebraten werden.

Das war eine schwierige Sache, mit der ich mich noch nie befaßt ha[illegible].. Aber ich wußte doch immerhin, daß man erst Butter in die Pfanne tat.

Ich mußte mich durch Versuche vorwärtstasten. Etliches würde wohl dabei mißlingen, aber schließlich, wenn man sich in acht nahm, würde es wohl schon gehen.

Ach, wie würde eine Tasse glühendheißen Tees wohltun — einen Tee, den ich selbst gemacht hatte!

Da erinnerte ich mich des Wichtigsten — des Wassers.

Ich wollte es nicht auf einen Zufall ankommen lassen, besonders jetzt nicht, wo es anfing dunkel zu werden. Darum mußte ich ein Stück zurückgehen, um die Brücke von gestern zu finden. Da ich aber nichts hatte, worin ich das Wasser tragen konnte, — auch den kleinen Glasbehälter hatte ich in der Kommode zurückgelassen — war ich gerade im Begriff, den Gedanken an den warmen Tee aufzugeben, als mir einfiel, daß ich ja Wasser haben müsse, um die Pfanne zu reinigen, sonst gab es auch keine Spiegeleier.

Nach sorgfältiger Überlegung, die meine ganze Erfindungskunst herausforderte, beschloß ich, das Bier zu opfern; ich würde ja morgen wieder zum Krug gehen.

Ich trank etwas davon und goß den Rest fort; dann spülte ich die Flaschen aus und füllte sie mit dem kalten, erdigen Quellwasser.

Als ich den Brandgürtel erreichte, war es fast dunkel geworden. Der Mond war noch nicht aufgegangen und der Gang über den aufgepflügten Rasen war sehr beschwerlich.

Endlich leuchtete mir der Ausgang des Waldes entgegen. Ich sah die Umrisse des Hauses, das sich dunkel vom Sternenhimmel abhob, und war zu Hause.

Es ist schwer, das Gefühl zu beschreiben, das mich ergriff, als ich alle meine Einkäufe auf dem Tisch auspackte; da war vor allen Dingen das Stearinlicht, das gleich auf den Leuchter gesteckt wurde.

Wie billig auch alles war, so habe ich doch selten ein solches Gefühl von Reichtum empfunden, wie in dem Augenblick, als ich mir von neuem mit diesen einfachen, aber höchst notwendigen Dingen ein Heim gründete.

Ich erinnere mich, daß ich bei mir dachte, oder vielleicht sagte ich es laut — denn ich wurde häufig durch den Laut meiner eigenen Stimme in der Stille geweckt:

Wie viele Freuden doch den Wohlhabenden entgehen: Nur der Arme kennt das Glück, sich ein Ding mühsam zu erwerben, das ihm dann nicht allein dienlich ist, sondern ihn durch seine Unentbehrlichkeit an der Not vorbeiführt.

Ich hatte soviel zu tun und war so in meine neue Tätigkeit vertieft, daß ich jede Müdigkeit vergaß.

Die Zweige wurden zersägt; das war eine mühsame Arbeit, denn die Zähne der Säge waren stumpf und rostig und die Zweige feucht. Ich suchte die trocknen Äste zusammen und es glückte mir schließlich mit Hilfe des Papiers, in dem die Waren eingepackt gewesen waren, Feuer anzumachen. Der Kochofen aber rauchte und die Zweige knackten.

Ich suchte die Pfanne hervor und reinigte sie so gut ich es vermochte. Dann kam der feierliche Augenblick, wo die Eier gebraten werden sollten. Erst dachte ich daran, sie zu kochen, gab es aber wieder auf, weil ich an Wasser sparen mußte.

Ich durchforschte mein Gedächtnis nach allem, was sich an zufälliger Küchenwissenschaft darin verborgen halten konnte.

So viel Aufmerksamkeit, wie ich dem Schmelzen des Butterklecks in der Pfanne zuwandte, hatte ich seit langem keiner Arbeit geschenkt. Und als die Eier in der Pfanne ausliefen, welche Freude war es da, zu sehen, wie sie sich breiteten und darauf feste Form annahmen.

Was schadete es, daß sie an den Kanten etwas hornartig wurden, weil sie einen Augenblick anbrannten, daß sie lederartig im Weißen und etwas zäh im Gelben waren.

Als ein erster Versuch schienen sie mir jeder berechtigten Forderung zu genügen. Ich mußte lächeln, als ich dachte, daß ich diese Spiegeleier, die ich in meinem Heim mit einem strengen Verweis als ungenießbar in die Küche zurückgeschickt haben würde, hier mit gutem Appetit und voller Stolz aus der Pfanne verzehrte, bei einem Stearinlicht und einer großen Scheibe Landbrot.

Mich störte nur das offene, gähnende Fenster.

Vielleicht stand jemand draußen und glotzte herein. Jedenfalls leuchtete ja mein Licht weit über den Höhen.

Es konnte Neugierige herbeiziehen.

Aber auch dafür gab es Rat. Ich befestigte die Decke, die über dem Korbstuhl lag, an zwei Nägeln, die offenbar dazu bestimmt gewesen waren, eine Gardinenstange zu tragen.

Nachdem das besorgt und der Riegel von innen vorgeschoben war, nachdem der Ofen, der unablässig versorgt werden mußte, Wärme zu spenden und das Wasser im Kessel, den ich mit jedem zur Verfügung stehenden Mittel gereinigt hatte, zu summen begann, löste sich die Müdigkeit in einem neugeborenen, gedankenleeren Wohlbehagen auf, das keine Bekümmerung aufkommen ließ.

Am nächsten Morgen war ich zeitig auf.

Die Sonne schien durch die Bretterwand am Fußende meines Bettes.

Ich war vollständig frisch und ausgeruht, nur meine Füße schmerzten mich noch.

Ich kleidete mich schnell an und dachte an meine häusliche Tätigkeit, bevor ich über das grübelte, was sich in Kopenhagen vollzog.

Alles was mein früheres Ich berührte, war einem anderen Plan gewichen, und der Gedanke, daß ich in den heutigen Zeitungen wahrscheinlich das Letzte erfahren würde, beunruhigte mich nicht sehr.

Ich war der Maler Jakob Hansen, der zwischen den Höhen von Tibirke in dem Haus seines Freundes wohnte, um Herbststudien zu machen. In dieser Stellung fühlte ich mich sicher und unantastbar.

Ich hatte gestern abend meine ganze Feuerung verbraucht. Bevor ich darum etwas anderes im Hause vornahm, mußte ich mich zum Walde bemühen, um neues Reisig zu sammeln.

Der Wassermangel war noch immer das Schlimmste. Während ich Reiser

sammelte, spähte ich gleichzeitig nach Quellen und Bächen aus. Ich meinte, daß Bertel Lund sich doch Wasser in der Nähe gesichert haben müßte, bevor er das Haus baute.

Obgleich ich den Waldrand zu beiden Seiten des Hauses und darauf das nächstliegende Gehölz systematisch absuchte, glückte es mir doch nicht, eine Quelle zu finden.

Es war klar: Bertel Lund mußte sich Wasser von einem nahegelegenen Hof geholt haben.

Ich ging auf die höchste Spitze der Anhöhe hinauf und erblickte ein strohgedecktes Kätnerhaus unterhalb der Halde. Das war das nächste Wohnhaus, und ich beschloß dort um Wasser zu bitten.

Ich nahm in jede Hand einen Eimer und stieg durch das hohe Gewirr von Eichengestrüpp und Bickbeerbüschen hinab.

Ein altes, steifbeiniges Männchen stand vor der Tür und hackte Holz.

Er blickte erschrocken mit seinen rotgeränderten Greisenaugen auf, strich sich mit dem Rücken der Hand über seinen weißen Backenbart und sagte: Guten Morgen, während er meine Eimer verblüfft betrachtete.

„Mutter ist nicht zu Hause", sagte er abwehrend, mit einer quakenden Stimme.

„Das macht nichts!" erwiderte ich hastig, „denn wir sind Nachbarn. Ich bin der Maler Jakob Hansen und wohne droben in Lunds Haus. Er ist mein guter Freund und hat mir erlaubt, dort zu wohnen, um einige Studien zu machen."

In dem runzligen Gesicht des Alten leuchtete es auf.

„Ei, ei, Sie sind ein Freund des Malers!" sagte er interessiert, verließ den Hackblock und bot mir eine Hand, die er erst an der Hose abwischte.

„Lund war'n prächtiger Mensch. Wie geht's ihm denn drunten in Italien?"

Ich dankte und fragte, ob ich Wasser bei ihnen holen könne.

„Gewiß, gewiß!" quakte der Alte, „da wird wohl nichts im Wege sein."

Dann fügte er hinzu, nachdem er sich etwas verlegen geräuspert hatte:

„Tja, sehen Sie, Mutter ist nicht zu Hause, aber Lund gab 'ne Tonne Kartoffeln für den ganzen Sommer."

„Darauf soll es mir nicht ankommen!" sagte ich flott. „Darüber werden wir schon einig werden."

Der Alte fühlte sich beruhigt, trippelte um das Haus herum und zeigte mir den Brunnen, der tief und sehr umständlich war.

Nachdem meine Eimer gefüllt waren, gab ich ihm die Hand auf gute Nachbarschaft. Er wünschte mir, mit der Weitschweifigkeit eines alten Mannes, Gesundheit, guten Verdienst beim Handwerk und was ihm sonst in der Eile noch Wünschenswertes für mich einfiel.

Während ich mühsam mit den beiden Eimern den Hügel hinanstieg, blieb er stehen und sah mir nach, bis ich über die Halde verschwand.

Die Uhr wurde zehn, bis ich mich gewaschen, Wasser gekocht und Tee gemacht hatte. Und es wurde elf, bis ich den richtigen und praktischen Platz für Hausgeräte und Eßwaren fand.

Dann war das Haus in Ordnung. Das neue Hängeschloß wurde angemacht, der Haken tüchtig fest hineingehämmert, damit niemand in meiner Abwesenheit den Einbruch nachmachen konnte.

Darauf ging Jakob Hansen mit dem Malkasten auf dem Rücken und der Handtasche in der Hand, an seine Arbeit.

Ich ließ mir gute Zeit auf meiner Wanderung durch den Wald, und es wurde Mittag, bevor ich den Sandkrug erreichte.

Das Mädchen grüßte mich bereits wie einen alten Bekannten und erzählte mir strahlend, daß es Schweinefleisch und rote Beete gäbe. Man hatte sich auf mein Kommen vorbereitet.

Der Krugwirt hörte meine Stimme, erschien auf seinen gestickten Pantoffeln in der Ladentür, rief mir guten Morgen zu und fragte, ob ich heute keine Wünsche habe.

Wir schlossen einen Handel ab, während das Essen zubereitet wurde.

Ebenso wie gestern verlangte ich nicht nach den Zeitungen, bevor ich beim Kaffee war. Als ich sie auf dem kleinen Tisch unter dem Spiegel liegen sah, war die alte Unruhe wieder über mich gekommen. Aber ich, der Maler Jakob Hansen, bekämpfte sie tapfer. In der Zeitung fand ich folgende Notiz:

Rechtsanwalt Klemms Bankerott.

Nach mehrfachen mißglückten Versuchen ist es uns endlich gestern gelungen, eine Unterredung mit Frau Rechtsanwalt Klemm, einer Tochter des Etatsrat Flindt, dem hochangesehenen Chef eines unserer ältesten Handelshäuser, Dalby & Co., zu erlangen. — Mit der vollendeten Fassung einer Weltdame erklärte Frau Klemm, die gleich nach der Katastrophe ihr elegantes Heim verlassen hat und jetzt bei ihren Eltern wohnt, daß der Schlag sie ganz unvorbereitet getroffen habe. Sie sprach ihr Bedauern darüber aus, daß die Notiz betreffs der anvertrauten Gelder in die Zeitungen gekommen sei. Es handle sich nur um eine Kassenunordnung, und die fehlenden 2500 Kronen der Konfirmandengesellschaft seien sofort gedeckt worden. Auf nähere Angaben, wie und durch wen dies geschehen sei, wollte Frau Klemm sich nicht einlassen. Und doch wäre es nicht uninteressant zu erfahren, weil das gemeinsame Eigentum sich ja bereits unter Konkursbehandlung befindet. Frau Klemm wies die Vermutung, daß sie etwas von dem Aufenthalt ihres Mannes wissen solle, energisch von sich, falls er nicht, wie er vor seiner Reise angegeben habe, in Gotenburg sei.

Von anderer Seite erfahren wir, daß keine eigentlich betrügerischen Sachen

vorliegen, außer daß auf eine ausländische Firma gezogen worden ist, bei welcher Klemm kein Guthaben hatte. Da die anvertrauten Gelder, wie es heißt, durch Vermittlung von Etatsrat Flindt gedeckt und Klemm nicht mehr als seinen rein privaten Kasseninhalt, einige hundert Kronen, mitgenommen haben soll, wird keine polizeiliche Nachforschung nach ihm angestellt werden.

Als Disponent der Masse ist seitens des Amtsgerichts Herr K. A. Jensen ernannt worden, Direktor der Diskontobank, die Klemm seinerzeit mitbegründet hat und die einen empfindlichen Verlust auf ihrem Wechselkonto erlitten haben soll.

Ich war also nicht verfolgt.

Man hatte sich damit begnügt, mich fortzuschneiden und fallen zu lassen.

Es war eine schmerzhafte Operation; ich fühlte noch das Messer in meinem Fleisch, aber ich wußte, daß es zu meinem Besten sein würde. Und ich war nicht weit davon entfernt, denen zu danken, die mich ohne Sentimentalität fallen ließen und — dadurch daß sie sich nicht um meinen Aufenthaltsort bekümmerten — die Hoffnung angedeutet hatten, daß ich taktvoll genug sein möge, nicht zurückzukehren.

Entschlossen wie immer hatte Agnete ohne weiteres unser Heim aufgegeben — was ich sagen wollte: unsere eheliche Musterwirtschaft. Ich, der ich sie besser kannte, fühlte durch die „Fassung" der Weltdame, die dem Journalisten so sehr imponiert hatte, den Zorn über die müßigen Anstrengungen ihrer acht Ehejahre zittern.

Mein Schwiegervater, der Etatsrat, hatte den Namen gerettet, nicht meinetwegen — o nein! — sondern seiner Tochter wegen, die noch eine kurze Zeit diesen Namen tragen mußte, der ein für allemal aus der Kursliste jener Gesellschaft gestrichen wurde, deren hervorragendes und loyales Mitglied der Etatsrat stets gewesen war.

Ich sah ihn vor mir, wie er sich in seinen hochlehnigen Schreibtischstuhl zurücklehnte — ein Julilänmsgeschenk des Personals — und hörte ihn, mit dem ihm eigenen klangvollen Ernst in der Stimme, das Konto unseres Ehelebens abschließen:

„Es muß dir ein Trost in deinem Kummer sein, Agnete, daß du ihm keine Kinder geschenkt hast."

Dies Aktiv wird ihn mit den 2500 Kronen versöhnen, die er hatte bluten müssen.

Er besitzt einen ausgeprägten Abscheu für eine jede Art von Defizit — und Agnete hat diese Eigenschaft von ihm geerbt — so daß er schließlich immer eine Deckung findet.

Auch ich bin froh, daß sein scharfes Auge dieses Aktiv sofort entdeckt hat. Es ist eine wesentliche Abschlagszahlung meiner Schuld.

Losgerissen von meiner Vergangenheit, mit einer dunklen und hoffnungslosen

Zukunft vor mir, kehrte ich zu dem Augenblick zurück, zu dem Leben des Augenblickes, für das ich bis jetzt keine Zeit gehabt hatte.

Ich fühlte mich seltsam leicht und befreit; gleichzeitig aber war eine tiefe Demut in meinem Gemüt, die mich unwillkürlich ängstigte.

Bis spät in die Nacht hinein blieb ich in meinem Korbstuhl am Fenster sitzen und starrte mit den Händen im Schoß zum Sternenhimmel hinauf.

Ich fühlte mich wie eine Pflanze, die mit der Wurzel aus dem Beet herausgerissen wurde, in das sie gesät und mit vielen andern zusammen im Kampf um Luft und Licht und Nahrung emporgewachsen war.

Erwartete mich das Hinwelken, der langsame Tod? Oder war ich umgepflanzt worden, um ein besseres Wachstum zu erreichen?

An den langen Abenden, die folgten, führte ich nach beendigter Hausarbeit ein Tagebuch, woraus ich mitteilen will, was mir zu dieser Erzählung zu gehören scheint.

3. November.

Heute bin ich zum erstenmal nicht im Krug gewesen; und doch habe ich keinen Augenblick die Zeitungen entbehrt. In alten Tagen waren sie mir ein Lebensbedürfnis; jetzt erscheint ihr lautes Gerede mir leer und gleichgültig, und ich wundere mich, wie es möglich ist, daß man so wenig mit so vielen Worten sagen kann. Sie sind wie ein Mahlgang, der unaufhörlich mit Gekrach und Gepolter mahlt, ohne daß Mehl herauskommt.

Ich blieb zu Hause, weil ich mich nicht von meiner Arbeit losreißen konnte; die Himmel hatte gerade die Beleuchtung, die ich brauchte, und das trockne Wetter wird kaum bis morgen anhalten.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß, wenn die Wolken sich im Süden zusammenballen und nach Westen weiterziehen, dann gibt es Regen, bevor es Abend wird.

Zu Anfang malte ich, um zu beweisen, daß ich der Maler Jakob Hansen sei. An einem der ersten Tage zeigte ich dem Krugwirt das angefangene Bild im Deckel des Malkastens; denn ich fürchtete, daß er Zweifel nähren könne, ob ich wirklich das sei, wofür ich mich ausgab. Er kniff seine schlauen Augen prüfend zusammen und fand es „lebenswahr".

Jetzt male ich meiner selbst und des Bildes wegen.

Während ich auf dem Gipfel der Anhöhe sitze, meinen Mantelkragen um die Ohren geschlagen und die Herbststimmung aus meines Nachbars, Per Jörgens, Haus herauszubringen versuche, erobere ich mir meine Kindheit zurück, Stück für Stück.

Ich entdecke die kleinen Dinge in der Natur, die einst meine Welt waren, und die meinen Augen seit langem entschwunden sind.

Ich folge dem muntern Getriebe der Käfer zwischen den welken Blättern

des Eichengestrüppes, höre unzählige Laute durch das, was man die Stille nennt.

Wenn ich meine Augen schließe, kann ich den Pulsschlag des tausendfältigen Kleinlebens zu meinen Füßen fühlen, als schlüge mein Herz im Takt mit allem Lebenden.

Ich stehe nicht mehr außerhalb der Natur und sehe von einem Aussichtspunkt auf sie herab, wie das vorige Mal, als ich in dieser Gegend weilte. Ich bin mitten darin, lebe mit ihr. Ich atme mit der Erde und kenne das Antlitz der Anhöhe ein und aus, wie es sich unter dem Auge des Himmels vom Sonnenaufgang bis zum Abend verändert. Ich beuge mein Haupt vor dem Ernst und der Aufrichtigkeit des Waldes.

Etwas entfernt von meinem Hause steht eine zierliche junge Birke. Sie steht allein zwischen all dem Gestrüpp, das ihr bis an die Knie reicht. Es friert sie in ihrer dünnen, weißen Rindenseide. Ihre zarten, gelben Blätter zittern in dem feuchten Morgenwind. Dann werden sie mit einem leichten Seufzer losgerissen und sinken zögernd und bebend zur Erde.

Ich habe ein andres Tempo kennen gelernt.

In der Stadt arbeitete ich unter einem Hochdruck mit jagendem Stempelschlag. Ansprüche, die in einer vorausbestimmten Zeit erfüllt werden sollten, gaben die Dampfkraft an, mit der gearbeitet werden mußte. Es war kein Wachstum in der Arbeit, nur Druck, der von der Uhr an der Wand reguliert wurde. Fertig werden, die Chance ergreifen, zuerst kommen.

Jetzt arbeitete ich wie der Bauer, im Takt mit meinem eigenen Atemzug und mit dem der Natur. Das ist das Tempo des Lebens, das durch den Herzschlag reguliert wird.

Meine Arbeit ist wie das ernsthafte Spiel der Kinder. Sie richten große Dinge damit aus. Ich auch.

Ich suche Reisig im Walde, zersäge und spalte es, mache Feuer an, hole Wasser in Eimern bei Per Jörgen. Ich habe gelernt, Spiegeleier zu machen, Schinken zu braten, Kartoffeln und Suppe zu kochen, Tee und Kaffee zu machen. Ich fege meine Stuben und vor meiner Tür. Dann male ich: und wenn der Gedanke an die Zukunft mich überfällt, dann schüttle ich ihn ab — bis auf weiteres.

Den ganzen Tag bin ich beschäftigt. Aber ich merke die Anstrengung kaum, weil ich mitten darin lebe und nicht gleichzeitig mit der Uhr in der Hand dabei stehe, zur Eile antreibe und die Dampfkraft verstärke.

Dennoch bin ich müde, wenn der Tag zu Ende geht. Aber durch meine Müdigkeit zieht derselbe Friede wie in meinen Knabenjahren.

7. November.

Jetzt hat der Wald sich mir offenbart.

Sonst erschien er mir nur wie ein Haufen Bäume im bunten Gemisch;

die meisten waren Tannen und Kiefern und Birken, die in ihrer Abgehärtetheit dem Meere am nächsten standen, während Eichen und tiefer ins Land hinein Buchen sich hinter ihren starken und genügsamen Brüdern breiteten.

Nun weiß ich, daß der Wald — obgleich von Menschenhand geordnet — ein lebender Organismus, ein Staat ist, in dem um einen Platz in der Sonne gekämpft wird, in dem der eine dem anderen im Wege steht, wo jede Fiber angespannt, jede noch so geringe Zufälligkeit ausgenutzt werden muß, wenn man seine Blätter der allliebenden Sonne entgegenstrecken will.

Der Wald ist wie eine Nation. Er faßt zusammen und trägt. Die Birke dort ist nicht nur ein Baum für sich mit individueller Selbstherrlichkeit. Sie ist gleichzeitig ein Glied im Walde, der sie getragen und ihr Form gegeben hat. Der Wald hat sie aufgerichtet, aber sie gleichzeitig niedergehalten, denn ihr Wachstum wird von den Bedingungen begrenzt, die der Wald ihr bietet.

Während die Abkommen des Baumes sich verstreuen, indem der Same von Wind und Wetter und Vogelschnabel davongetragen wird, bleibt der Wald, er fängt den Samen ein und hält ihn fest, gibt ihm Erde und Schutz. Wenn es auch nur ein kleiner, unansehnlicher Wald ist, so trägt er doch, richtet auf und hält nieder.

Ich habe gelernt, mich als ein Glied in den Wäldern meiner Väter zu fühlen.

13. November.

Nachdem mehrere Tage lang ein sanfter Regen gefallen war, der trippelte und prickelte und vom Dache an meinem Fenster vorbeitropfte, den Himmel grau und schwer machte, den Wald in Nebel hüllte, und, besorgt um seine Herrschaft, jeden andern Laut verstummen ließ, erwachte ich heute Morgen zu einem sonnenklaren Tag.

Der Wald hatte seine Farben wiederbekommen. Die junge Birke richtete ihr Haupt höher auf und hielt im Andenken des Sommers die wenigen Blätter fest, die ihr noch geblieben waren.

Die Anhöhe dampfte, wie von einem warmen, lebenden Atem. Selbst das Dach meines Hauses lächelte, noch blank von Nässe. Und aus dem kleinen Schornsteinrohr in der Bretterwand stieg der Rauch ungestört und munter spielend in die klare Luft hinauf.

Die Sonne war durch den Nebeldunst, der noch am Horizont stand, nicht blendender, als daß ich einige Minuten hineinblicken konnte — bis ihre Scheibe schwarz und von einem Gürtel von siedendem, glühendem Metall umschlungen wurde, aus dem spielende Feuerzungen zum Himmel leckten.

Wir leben in der Gewißheit der ewigen Quelle der Sonne; in dem furchtbaren Sonnenbrand aber, der plötzlich meinen geblendeten Augen wehtat, fühlte ich wie eine Ahnung, die Vergänglichkeit auch dieser Kugel, die allein alles Leben erhält und doch vor meinen Augen nicht größer ist, als das einzellige Proto-

plasma, das Urtier, das ich einst unter einem Mikroskop zu sehen Gelegenheit hatte.

Ein Gedanke durchfuhr mich, der mich schaudern machte. Wenn sie nun versagte? — wenn das Gleichgewicht zwischen den Kräften fehlschlug? — wenn die Feuerkugel in diesem Augenblick explodierte?

Es war nur ein Augenblick. Dann fand ich Zuflucht in der Nothilfe, die wir gelernt haben Wissenschaft zu nennen.

Wir fühlen uns in der Sonne geborgen. Wir werden von ihr entfacht und hängen unser ganzes Leben lang an ihren Strahlen. Alles haben wir durch sie und nichts ohne sie. Und doch wissen wir nichts anderes von ihr, als daß sie eine glühende Kugel ist, die einst verlöschen wird.

So einfach und ungekünstelt ist das Lied des Lebens. Wir aber bemühen uns aus allen Kräften, das Singen desselben so umständlich wie möglich zu machen. Wir haben ihm einen Refrain beigegeben, von Gold und Ehre, und daß der eine mehr Platz in der Sonne haben soll als der andere.

Wir verleugnen die Ursprünglichkeit und Einfalt des Lebens.

Ich habe einst von einem berühmten Mann gelesen, in dessen Siegelring drei verschlungene S'en unter einer aufgehenden Sonne eingraviert waren:

Die S'en bezeichneten seinen Wahlspruch:

Simple! — Sérieux! — Sincère!

Darunter stand:

C'est la vie!

Ja, das ist das Leben: einfach, ernst und aufrichtig!

Das ist der Rhythmus, in dem das Dasein von Ewigkeit zu Ewigkeit schwingt.

Die, die in den großen Städten leben, wissen es nicht.

Als ich heute im Krug war, um Menschen zu sehen und Kaffee zu trinken, begegnete mir der Wirt im Hof.

Er wollte in den Stall, um seine Schweine zu füttern.

Ich begleitete ihn und freute mich über das frohe, begehrliche Schnaufen der vielen rosa Schnauzen.

Er blickte mich erstaunt von der Seite an, als er mein Interesse sah. Dann kam ein Schein von Wohlwollen in seine schlauen Augen, er brüstete sich und vertraute mir an, was die Schweine ihm einbrachten.

Dann forderte er mich auf, die Rüben in Augenschein zu nehmen, die gerade aufgegraben wurden.

Er gab mir eine davon in die Hand. Ob das nicht ein stolzes Resultat sei — in solcher Erde?

Ich gestand ehrlich, daß ich mich nicht darauf verstehe.

Während wir einen Gang durch sein Land machten, wurde er mitteilsam im Sonnenschein. Seine schlauen Augen wurden aufrichtig und offenherzig. Und

der Mann, der mir zuerst unsympathisch war, erschien mir plötzlich, wie er dort mit seinem breiten, runden Rücken und seinem Specknacken ging, wie ein gutmütiger Kerl, der sich einem Bruder anvertraute.

Er begann mir seine Not zu klagen. Das Geschäft ging ja recht gut, dagegen ließ sich nichts sagen. Aber die Buchführung mache ihm Sorge. Er verstehe rein herausgesagt, nichts davon, wüßte nicht einmal, wie er es angreifen solle. Er hätte freilich alles im Kopf, bis auf das letzte Tüttelchen. Nun hätte er aber in der Zeitung gelesen, daß es ein Gesetz dafür gäbe, und da habe er es mit der Angst bekommen.

Es machte sich ganz von selbst in der milden Sonne: Ich bot ihm meine Hilfe an.

Fast hätte ich mich verraten. Er blickte mich überrascht an; und ich beeilte mich zu erklären, daß ich in einem Kontor gearbeitet hätte, bevor ich Maler geworden sei.

Er trat von einem Holzschuh auf den andern und blinzelte in die Sonne.

Dann blickte er mich plötzlich verstohlen mit seinen schlauen Augen an:

„Was wollen Sie dafür haben?" fragte er, als koste es ihn Überwindung.

„Eine Flasche Bier und eine von Ihren besten Zigarren!" sagte ich flott.

Ich amüsierte mich über seine Verlegenheit. Er war tüchtig erstaunt und überlegte hin und her, weil er meinte, es stecke etwas dahinter.

„Schlagen Sie nur ein!" sagte ich schließlich und mußte im selben Augenblick an das denken, was einer meiner Landklienten, der schlimmste Fuchs, der mir jemals begegnet ist, mit seiner frommen Stimme zu sagen pflegte:

„Wir Menschen sind dazu da, um einander zu helfen!"

„Das ist wahr!" sagte er mit plötzlichem Ernst.

Darauf reichte er mir seine breite, rote Hand, sah mir aufrichtig in die Augen und sagte:

„Dann sage ich schönen Dank!"

19. November.

Das Wetter ist lange milde und regnerisch gewesen. Jetzt aber, wo der Himmel wieder klar ist, friert es des Nachts.

Wenn ich des Abends in meiner Stube sitze, kann ich mich nur schwer warm halten. Die Kälte dringt durch das Fenster und den Fußboden herein. Ich muß doppelt so viel Brennholz schaffen als früher.

Mein Licht brannte neulich herunter, und ich hatte vergessen, mich im Krug neu zu versorgen.

Ich war nicht müde, blieb darum noch im Dunkel am Fenster sitzen.

Der Nachthimmel wölbte sich im hellen, kaltblickenden Sternenlicht.

Dort stand Orion mit seiner funkelnden Schwertspitze, wie ein Triumphator.

Nachdem ich lange in dem tiefen Lehnstuhl gesessen und in der großen Einsam-

keit in das schimmernde Licht hineingeblickt hatte, wurde mir plötzlich so schwindlich, daß ich unwillkürlich nach den Armlehnen griff. Ein niederschmetterndes Gefühl von dem großen Raum überkam mich; mir war, als ob die Erdkugel, an die ich mich klammerte, ganz klein sei und als ob ich selbst durch das dunkle, leere, unendliche Weltenmeer fortgewirbelt würde.

Es dauerte nur eine Sekunde, aber es war lange genug gewesen, um mich in der plötzlichen Klarheit dieses Augenblickes fühlen zu lassen, daß die Sonne dennoch nicht der letzte Vers im Lied des Lebens sei, sondern daß unsere Wurzeln noch tiefer gehen.

Ich fühlte unsere Abhängigkeit von den Sternen, und es war mir in diesem flüchtenden Augenblick vergönnt, mich als ein Moment in der Ewigkeit zu fühlen — als ein Sternen-Ich.

Dies Wort kam plötzlich zu mir. Ich ergriff es im Fluge und fand, daß es gut sei. Nachdem habe ich viel darüber nachgedacht.

Das Sternen-Ich, dachte ich, ist die innerste und letzte Wirklichkeit — die, die bestehen bleibt, wenn alles andere: das Familien-Ich, das Gesellschafts-Ich, das National-Ich, das Sonnen-Ich von uns abgefallen sind.

Das ist der Kern der Zwiebel. Das und dann die Individualität.

Oder sollte es vielleicht das tiefste Geheimnis unseres Wesens sein, daß die Individualität und das Sternen-Ich ein und dasselbe sind, das letzte Ich, das absolute. Das einzig absolute in unserm Erdenleben.

Wenn das, woran man mit den ersten Fäden hängt, die Heimat ist — wenn das, woraus man in dem unbewußten Innern seines Wesens bedingt wird, die Heimat ist — so sind die Sterne unsere eigentliche Heimat — unsere erste und unsere letzte.

Dann haben die Alten Recht, die den Weg des Schicksals in den Sternen suchten. Denn wo der Kern ist, da ist auch das Schicksal.

All die schimmernden Lichter dort oben hängen aneinander und voneinander ab, sie bestehen durcheinander und bedingen sich gegenseitig, sie drehen sich umeinander und vollbringen einen Lauf, indem sie durch die Kraft des Gleichgewichts einander die Stange halten. Wir nennen das Gravitation.

So ist es auch in der menschlichen Gesellschaft.

Drehten Jensen und ich uns nicht wie zwei Weltkörper, die durch eine heimliche Gravitation aneinander gefesselt waren, während auch Agnete und ich wie ein Doppelstern uns in engen Kurven umeinander bewegten.

War es der hohe Diskonto allein, der das Gleichgewicht zum Schwanken brachte und mich kopfüber aus meinem Sonnensystem herausschleuderte?

Oder war es ein fremder Weltkörper, der meine Bahn kreuzte und mich durch eine stärkere Gravitation aus dem Kurs brachte, wie es droben zwischen den Sternen der Fall ist?

Der Gedanke an Elise durchschoß mich plötzlich wie eine Ahnung. Ich fühlte ihre milden, ernsten, tiefen Augen auf mich gerichtet; und eine plötzliche Sehnsucht zog mit ihrem alten Schmerz durch mein Gemüt.

War ihr Schicksal mit im Spiel?

Gravitation — Liebe — sind das zwei arme und beschränkte Menschenbezeichnungen für ein und dieselbe Urkraft in einer Welt, wo der Stoff eine gleichgültige, ewig wechselnde Form ist, während nur die Seele ewige Wirklichkeit bleibt?

Ich fühlte mich auf seltsame Weise zu diesem funkelnden Gewölbe hingezogen. Ein Drang ohne sinnlichen Inhalt. Ein Drang, wie die Leibesfrucht sie empfinden mag, wenn der Nabelstrang sich strammt.

So glaube ich auch, daß der Drang zu beten eine Strammung desjenigen Nabelstranges ist, der uns mit der Ewigkeit verbindet.

Dieser Urdrang ist es, den die Menschen in ihrer blinden Hilflosigkeit mit Worten und Dogmen angefüllt haben, obgleich er seiner Natur nach wortlos ist. Ich glaube, daß er nur durch Töne — das einzige Organ, das wir für die körperlosen Regungen unseres Wesens besitzen — zu einem Ausdruck gesammelt werden kann.

Durch diesen Drang nach dem Ewigen gelangt das Sternen-Ich in uns zum Bewußtsein. Es ist vielleicht die einzige Lebensäußerung desselben, die uns bewußt wird. Die übrigen liegen außerhalb der Schwelle unsres Bewußtseins und bilden unser Schicksal.

Vielleicht ist uns noch eine bewußt. Der Liebesdrang, der unbewußt nach Empfängnis strebt, ist nicht auch der eine unklare Lebensäußerung, durch die die Individualität, indem sie über sich selbst hinausstrebt, ihre Ewigkeit bekräftigt?

Die Uhr wurde zwei, bevor meine Gedanken wieder in meiner Stube landeten.

Ich erhob mich, um zu Bett zu gehen, obgleich ich ganz wach war und Kopfschmerzen hatte.

Ich suchte in meiner Kommodenschublade nach dem Schlafmittel, das ich immer mit mir führe. Ich wußte, daß ich es auch diesmal in meine Handtasche gelegt hatte.

Wie ich dastand und im Dunkeln suchte, fiel mir ein kleines Etui in die Hand; ich erinnerte mich nicht, was es enthielt.

Indem ich es aus der Schublade nahm, um es zu untersuchen, entglitt es meiner Hand. Es öffnete sich im Fallen und etwas klirrte mit einem schwachen Metallklang gegen den Fußboden.

Ich bückte mich und sah das Gefallene weiß gegen den Fußboden leuchten.

Es war das Ritterkreuz. Nun erinnerte ich mich — ich hatte es mit nach Paris nehmen wollen.

Indem ich es in der Hand hielt und in Gedanken die Emaille und das Gold im Sternenlicht blitzen ließ, mußte ich lachen.

Im Licht der Sterne sah ich den Abstand zwischen früher und jetzt, und ich dachte beschämt daran, was dieses hübsche kleine Spielzeug mir einst bedeutet hatte.

20. November.

Ich erwachte mit Elise in meinem Sinn. Ich fühlte, daß sie die ganze Nacht durch meine Träume gewandelt war, aber ich konnte mir den Inhalt derselben nicht mehr zurückrufen, obgleich ich meine Augen wieder fest schloß und mich so gedankenleer wie möglich machte.

Mit Wehmut durchlebte ich noch einmal die traurige Geschichte unsrer Liebe, von unserer ersten, schönen Liebesbegegnung, bis zu dem Tode des Kindes in einem fremden Heim.

Der stumme Vorwurf ihres Blickes durchrüttelte mich von neuem; es half nichts, daß ich mir sagte, daß sie es war, die die Ehe ausschlug, als es noch Zeit war.

Ich durchlief in Gedanken Zeile für Zeile ihres letzten Briefes, in dem sie mir mitteilte, daß sie eine Stellung angenommen habe, daß wir uns nicht wiedersehen wollten.

Er war ohne Zorn. Sie wünschte mir alles Gute auf dem Wege zu Macht und Ehre, den sie nur gering achtete, und den sie nicht mit mir wandern konnte, noch wollte, weil sie fühlte, daß sie nicht die Fähigkeit besäße, dort ihren Platz auszufüllen.

Wie sie mich kannte! Wie recht sie gehabt hat!

Nur als sie von meiner Ehe schrieb — sie sah voraus, daß ich bald heiraten würde, ahnte vielleicht schon damals, daß Agnete Flindt mich brauchen konnte — da war Bitterkeit in ihren Worten:

„Laß es nicht zu bald sein!" bat sie, als fürchte sie, daß in ihrem Herzen der letzte Hoffnungsschimmer auf ein dauerndes Zusammenleben mit mir noch nicht erloschen sei.

Kaum ein Jahr später war es geschehen.

Und während ich mich meiner Ehe erinnerte, von dem ersten prangenden Tage bis zu dem plötzlichen Abschluß, peinigte mich ein so bitterer Schmerz, daß ich mich mit Zorn, ja mit Haß gegen Agnete wandte und einen Augenblick unsre vorsätzlich kinderlose Ehe für mein großes Unglück verantwortlich machte.

Aber nur einen Augenblick. Dann dachte ich an die Verwandlung, die in mir begonnen hatte und freute mich des Unterschiedes zwischen früher und jetzt.

25. November.

Als ich heute morgen bei Per Jörgen war, um Wasser zu holen, nahm ich das Bild mit, das jetzt fertig ist.

Wie die beiden Alten sich freuten. Zuerst über die Aufmerksamkeit; dann aber — als sie das Haus und den Weidenbaum über dem Gipfel entdeckten — weil sie ihr eigenes Heim darin erkannten.

Ich wurde zum Kaffee eingeladen. Während Mutter ihn machte, trippelte Per Jörgen auf seinen steifen Beinen um das Bild herum.

Er erkannte jede kleine Einzelheit. Da war ja auch die zerbrochene Bank, bei der Lars Hansen ihm zum Frühjahr helfen wollte. Und da war die weiße Henne, die alte Sophie.

„Was?" rief Mutter aus der Küche und ließ den Kaffee im Stich, „ist Sophie auch mit drauf?"

Sie freuten sich wie Kinder, ohne es verbergen zu wollen.

Dann wurde Mutter nachdenklich. Sie trat unruhig von einem Fuß auf den andern und blickte den Alten verstohlen an.

Er merkte es sofort, wie ein Umschlag im Wetter, und wurde auch nachdenklich.

Schließlich rückten sie damit heraus: „Ob ich das Bild nicht verkaufen wolle?" Sie würden es so gern ihrem Sohn nach Amerika schicken, damit er sehen könne, wie hübsch das alte Haus geworden sei, neugedeckt und weißgemalt und das große Fenster, das der Giebel bekommen habe, seit er als Junge im Hause gewesen war. Falls es nicht zu teuer für sie sei.

Ihre Freude rührte mich so sehr, daß ich ihnen das Bild beinahe geschenkt hätte; teils aber fürchtete ich sie zu kränken, teils nährte ich ein gewisses Zärtlichkeitsgefühl für diese Arbeit, die mir die vielen glücklichen Stunden meiner Jugend so lebhaft ins Gedächtnis zurückgerufen hatte. Mich dünkte, daß es mir auf eine ganz andere persönliche Weise gehörte als alles das, was während langer Jahre meine Arbeit gewesen war. Es war keine eigentliche Künstlerfreude, eher eine frische, aufrichtige Erwerbsfreude, die aus meinem einsamen Leben angesichts des Augenblicks hervorgekeimt war.

In der Staatsstube, wo wir standen, lag eine wollene Decke über einen alten Lehnstuhl am Fenster, die mit ihrem Muster zierlich und sorgsam vor dem Beschauer ausgebreitet war. Sie lag da augenscheinlich nur zum Schmuck; wahrscheinlich ein Geschenk, das man nicht im Gebrauch zu nehmen wagte; vielleicht von dem Sohn in Amerika.

Ich dachte an die Fußkälte in meinem Hause, wenn es Winter wurde.

„Sie können mir diese Decke dafür geben!" sagte ich.

Die Alten sahen sich an. Es war klar, daß sie nicht gehofft hatten, so billig davonzukommen. Sogar ohne das Gesparte in der Kommode angreifen zu müssen.

„Vielen Dank auch!" sagte Mutter, die das Wort führte.

„Können Sie sonst noch was gebrauchen?"

Ich blickte mich in der Stube um. Aber es war nichts weiter da.

„Ja, sehen Sie", begann sie etwas verlegen, „Vater und ich haben schon davon gesprochen, daß es Ihnen eigentlich an ein paar Hühnern und so was fehlt. Es geht uns ja freilich nichts an, und da haben wir den Mund gehalten. Aber Lund hatte auch so 'n bißchen Federvieh, das den Abfall bekam. Wir haben zwei junge Hennen und einen Hahn, die er uns überließ, als er reiste. Sehen Sie, die würden wir noch gern mit in den Kauf geben."

Ich wußte nicht gleich, was ich antworten sollte. Der Gedanke, Hühner zu halten, überrumpelte mich. Das band mich gleichsam fester an den Ort und an das Haus. Das zwang mich, an die Zukunft zu denken, was ich am liebsten noch vermied. Das mahnte mich unbarmherzig daran, daß das Haus ja einem andern gehörte: ich hatte kein Recht, dort zu sein.

Sie mißverstand mein Schweigen und sagte etwas gekränkt, indem sie sich zu Per Jörgen wandte, der bekräftigend nickte, schon bevor sie etwas gesagt hatte:

„Nun, es sind ein paar Hennen mit denen einem gedient sein kann. Die kleine schwarze begann schon im Oktober zu legen, so jung sie ist, und sie ist die einzige, die nicht aufgehört hat, Eier zu geben."

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Ich nahm die Hühner an; und Mutter gab mir einen Kasten, in dem ich sie nach Hause tragen konnte.

Während ich damit beschäftigt war, ein Hühnerhaus in der Küche einzurichten, amüsierte ich mich über den eigentümlichen Handel.

Ich versuchte auszurechnen, wieviel ich wohl für mein erstes Bild in Geldeswert bekommen hatte; und es schlug mich, daß die Decke und die Hühner viel mehr für mich bedeuteten, als die geringe Summe, für die sie gekauft sein konnten.

Und wie es mir bereits in meiner Einsamkeit eine Gewohnheit geworden ist, fuhr ich fort darüber zu grübeln, bis dieser Tauschhandel mir in seiner Allgemeinbedeutung klar wurde.

Das Geld, dachte ich, verhindert uns, an die Dinge selbst heranzukommen.

Ebenso wie wir Gegenstände nicht nach ihrem individuellen Nutzen, sondern nach ihrem Wert in Geld beurteilen, ebenso ist auch unsere Schätzung von Schönheit, Ehre, Stellung, Vermögenslage, im Laufe der Zeiten entstellt worden.

Es ist eine Frucht der hochgepriesenen Zivilisation, der ausgebreiteten Arbeitseinteilung unserer modernen Gesellschaft, daß wir nicht danach fragen, was alle diese Dinge wert sind in sich selbst, sondern nach dem festgesetzten Maß der menschlichen Gesellschaft.

Alles hat einen Kurs bekommen. Die ursprünglichen, innewohnenden Werte sind nicht mehr zu spüren, nicht unmittelbar. Nur der Kurs derselben.

Selbst die Liebe wird oft zerstört, weil ihr Inhalt nicht den blauen Stempel der Gesellschaft erreicht, der allein den Wert angibt.

Wir müssen in aller Lebenswertschätzung zu dem Ursprünglichen zurück. Darin liegt die Befreiung. Der Weg zu dem Individuellen aber führt durch das vertrauliche Zusammenleben mit der Natur in uns und um uns herum. Es gibt keinen andern.

5. Dezember.

Ich fühle, wie die Werte in meinem Innern umjustiert werden.

Was mir früher das Höchste war, erscheint mir jetzt wertlos. Was ich damals gar nicht kannte oder im Kampfe vergaß, hat jetzt entscheidende Bedeutung für mein Gemütsleben.

Ich habe wieder begonnen in die Zukunft zu blicken — jetzt weiß ich, wie mein Weg geht.

Ich will das Leben in dem Tempo leben, das es selbst vorschreibt, — wie ein einfacher, ein ernster, ein aufrichtiger Mann. Wie Jakob Hansen.

Diesen Namen entlieh ich zufällig; jetzt will ich ihn mir zu eigen machen. Ich will um Namensänderung einkommen, um ihn mit Recht tragen zu können.

Ich will in diesem Hause wohnen bleiben, das mir auf die richtige Seite hinübergeholfen hat.

Gestern schrieb ich an Bertel Lund nach Italien. Ich weiß seine Adresse nicht, aber ich adressierte den Brief an die Kunstakademie. Ich habe gehört, daß er dort unterrichtet.

Ich schrieb ihm alles genau und ehrlich, wie es sich zugetragen hat. Ich bat ihn, ob ich hier vorläufig wohnen bleiben dürfe, unter Bedingungen, die er selbst stellen mag.

Jetzt warte ich mit Spannung auf seine Antwort.

Gestern ging ich zum erstenmal den langen Weg nach Friedrichswerk.

Ich mußte neue Leinwand und neue Farben kaufen. Denn ich will fortfahren zu malen.

Es kommt mir nicht darauf an, ob es Kunst ist. Mag sein, daß es welche ist; ich bin nicht imstande, es zu beurteilen. Immerhin weiß man nie, was werden kann.

Es genügt mir vorläufig zu wissen, daß ich andere damit erfreuen und mir selbst dadurch helfen kann.

Darum hat es einen Wert, den einzigen Wert, mit dem ich jetzt rechne. Kein gesellschaftlicher Kurs, sondern ein wirklicher, ursprünglicher Wert, der an persönlicher Freude und individuellem Nutzen gemessen wird.

Ich will meine Bilder gegen etwas eintauschen, das mir Freude macht und mir nützlich sein kann.

Ich bilde mir nicht ein, daß ich die Gesellschaft reformieren, ihre Werte um=

justieren kann. Ich kenne ihre Gesinnung gut genug, um zu wissen, daß die Reform eines gefallenen Ritters vom Danebrog keine Beachtung finden würde. Ich nähre auch keine eitlen Gelüste nach irgendeiner Richtung hin.

Aber ich glaube, daß ich die Verwandlung in mir selbst vollbringen kann — von Jens Adolph Klemm zu Jakob Hansen.

Ich wurde aus meinem engen Platz im Beet herausgerissen und auf den Wegrand geworfen. Aber ich habe von neuem Wurzel geschlagen.

Ich will noch etwas anderes außer malen. Und das ist wichtiger.

Ich will den Leuten aus der Gegend helfen, besonders den Armen. Ich will ihnen nach Kräften mit Rat und Tat beistehen.

Wie ich den Krugwirt die Buchführung gelehrt habe, so will ich dem Forstläufer dabei behilflich sein, ein Gesuch wegen eines neuen Hofgebäudes aufzusetzen, das ihn bedrückt.

Ich will Per Jörgen helfen, die Hypothek, die er in seinem Hause stehen hat, zu einem niedrigeren Zinsfuß ansetzen und ihm erklären, was das Wort „Bonus" heißt, das er in seiner Zeitung gelesen hat und das sich in seinem Kopf festgesetzt hat und nicht wieder herauswill.

Ich will ihre Rechtssachen führen; ich will vorbeugen, daß überhaupt Streitfälle entstehen. Ich will über ihr Wohl und Wehe nachdenken, als sei es mein eigenes.

Jeder soll mir nach Gutdünken und nach seinen Verhältnissen geben.

Wer nichts hat, soll mir nur seinen Dank geben.

Auf diese Weise hoffe ich mit der Zeit für meine Fähigkeiten und Kräfte auch hier Verwendung zu finden.

Und mein größter Sieg wird sein, wenn Leute aus immer weiterm Umkreis zu mir kommen, wie zu einer „klugen Frau", die wegen ihrer guten Ratschläge berühmt ist.

Alles das aber ist nur vorläufig. In weiter Ferne, in einer höheren und reineren Luft ahne ich etwas Größeres — etwas, was alle verlorenen Tage meines Lebens ersetzen wird. Doch davon weiß ich nichts.

Noch nichts.

Die Sendung der Frau / von Lucia Dora Frost

Es gibt Erfahrungen, die nicht von einer einzigen Generation gemacht werden können, die sich erst in langen Zeiträumen destillieren und sich als Forderungen der langen Ökonomie in der Tradition der Völker und der erfolgreichen Stände niederschlagen. Diese autoritativ überlieferte Weisheit ist für das Individuum nicht angenehm; denn sie fordert von ihm Beschränkung und sieht in ihm nur das Glied einer vielfachen Kette. Aber sie antwortet immer auf die Frage, was lange Dauer garantiere. Die Notwendigkeiten der Erhaltung zur Geltung zu bringen gegenüber den Wünschen der Einzelnen nach Steigerung, ist der Zweck der Moral. Und es ist nicht zuviel gesagt: die Menschheit im ganzen erhielt sich bisher durch das Opfer ihrer Menschlichkeit.

Für die Frau stellte sich dabei der Grundsatz heraus: ausgesprochene Weiblichkeit ist unweiblich; Schönheit, Reichtum des Geistes, Largeur des Herzens, besondere Talente sind Äußerungen, die, mögen sie auch noch so weiblich im Ton erscheinen, der Frau nicht zustehen. Und die Natur wird nicht müde, diese Anschauung zu erhärten. Sie segnet die Völker, die Stände, die Familien, in denen die Frau für die beste gilt, von der nichts zu sagen ist; und sie löscht die Gemeinschaften aus, die ihren Frauenkultus auf stark geäußerte Weiblichkeit gründen. Die Ungerechtigkeit des unterdrückenden Mannes spielt in der Stellung der Frau nur eine geringe Rolle. Gerade dort, wo die drückende Tradition am strengsten herrscht, ist ja die Verehrung der Frau ein Stück Religion (freilich eine pflichtmäßige Verehrung ohne Begeisterung); und die Aufrechterhaltung dieses Zustandes erfordert von den Männern ein reichliches Maß von Zucht, Delikatesse und Instinkt, beinahe ein Sakrifizium des Intellekts und des Geschmacks.

Wo man dazu überging, das Leben als ein Individualunternehmen aufzufassen, entweder aus Übermut oder Verzweiflung, oder aufgefordert durch die Lockerung der Ordnung, oder gezwungen durch die intensive Lebenssteigerung an den Zentren der Kultur, der Höfe und Städte, wo der Einzelne vor die Wahl gestellt wurde, entweder im Schatten grellen Lichtes zu leben oder sich schrankenlos auszunutzen, herzugeben was in ihm war, sich zu erschöpfen, ohne viel Rücksicht auf die Zukunft, da dachte man auch über die Frau ganz anders. Da konnte die Frau nicht schön genug, nicht talentvoll, geistreich, sinnlich, reizvoll genug sein, da wurde alles nach außen entwickelt; die neue Beziehung der Geschlechter, die Liebe als Passion entstand, die Frau wurde die große Anregerin alles Sublimen, und schließlich der Brennpunkt für alle Kultur. Und wenn auch diese Frauen nie lange in ihren Nachkommen existieren, so lebt doch ihr Andenken um so stärker in ihren Werken oder ihren Bildern, in den Dichtungen ihrer Verehrer, in den hinreißenden Schilderungen und Verklärungen, in der

Flut von Schönheit, die zu ihren Ehren geschaffen wurde, beschenkt mit allem überschießenden Temperament des Mannes, vervielfältigt und gesteigert noch in der Überlieferung. Diese Frauen leben als Vorbilder in den Herzen weiter, als Stachel unseres Selbstbewußtseins, als Nebenbuhlerinnen in der Phantasie des Mannes, sie fordern uns auf, ihnen etwas entgegenzustellen, sie verführen, zerstören im Tod noch mehr als im Leben.

Dieser Gegensatz ist unausgleichbar: Die Moral setzt voraus, daß zur Gesundheit der Frau, zu einem starken Reproduktivsystem eine gewisse Unansehnlichkeit der Form, des Ausdrucks und der Äußerungen gehört, daß, wie schon unsere Sprache verrät, das Weib neutral sein müsse, schlicht, festgefügt, nach innen gezogen. Dagegen übt die avancierte Frau, an der die Weiblichkeit zur Erscheinung gebracht ist, größere Anziehungskraft aus; der haut goût der Entwickelung gilt dem persönlichen Empfinden höher als das Natürlich-Gesunde, und insbesondere die modernen Vorstellungen von Weiblichkeit sind orientiert nach den Frauen, die sich von der Natur entfernten. Das ist die Paradoxie der weiblichen Existenz: der Mann (und unser eigenes Bewußtsein) liebt die ungesunde Frau, schätzt sie danach, wieviel Weiblichkeit sie entfesselt, die Natur schätzt danach, wieviel Weiblichkeit in ihr gebunden ist.

Die schöne Patriarchengeschichte der Juden enthält eine sehr klare Anschauung von der Gegensätzlichkeit der beiden Typen: in der Erzählung von Lea und Rahel. „Lea hatte ein blödes Gesicht; Rahel war hübsch und schön." Der blöden Lea zahlreiche Söhne aber waren stark und tüchtig, der eine großherzig, mehrere tapfer. Mit der schönen Rahel aber war es schwach bestellt. „Da der Herr sah, daß Lea ungeliebt war und Rahel geliebt, machte er sie fruchtbar und Rahel unfruchtbar." Und als es ihr schließlich doch gelang, da waren es Kinder der Reue: der eine vom genus irritabile vatum; sehr hoch zu schätzen, aber nicht als Norm zu empfehlen; ein Träumer, der sich im Feld verirrt, das Weib aus Überzeugung meidet, der es liebt, Sentiments auszuspinnen und freilich bei den überkultivierten Ägyptern seinen Platz findet. Als sie aber den andern, den Zärtling, den Benoni gebar, ging der Schönen, Geliebten die Seele aus, daß sie starb; und ward begraben am Wege. Ihr Leben ist ungleich interessanter als das ihrer Schwester. Von Rahel ist immer etwas zu berichten, bald ein expressives Wort, bald eine expressive Tat; sie ist vielfältig, schlau und gewandt, neigt zur Leckerei und Bilderverehrung, sie hat den Geist der Unruhe; ihr Mann liebt sie; und sie stirbt unter deprimierenden Umständen. Eine leise, sehr sicher gezeichnete Tragödie. Und Lea? Lea war blöd, gebar viel und gut und starb zur Zeit. Weiter nichts. Typisch ist jeder Zug in dieser durchweg bedeutenden Geschichte. Nur unsere Deutung fällt heute trockner aus, auch bedrückender: nicht die Gerechtigkeitsliebe eines Gottes verteilt so die Gaben, sondern die Beschränktheit der menschlichen Natur, die nicht geben kann, ohne an anderer Stelle zu nehmen.

Mit diesem unveränderlichen Verhältnis müßte jeder rechnen, der ins Allgemeine wirken will. Da es zu unangenehmen Konsequenzen führt, wehrt man sich längst, es anzuerkennen. Die Geschichte von Rahel und Lea ist kein Beweis für die Unvereinbarkeit von Fruchtbarkeit und Steigerung. Sie ist nicht einmal historisch wahr. Aber man stelle die Dinge um, gebe Lea die Schönheit oder irgendeinen Charakterzug Rahels: so wird einem so märchenhaft zumute, als läse man einen romantischen Dichter, der Schönheit appliziert, wo er sie als Motiv nötig hat, dessen Frauen die Schönheit gratis beziehen. Hat jemals ein klassischer Dichter diese Dinge zusammengebracht? Warum wird uns übel bei der Vorstellung, daß Goethe Berlichingens Elisabeth noch Schönheit verliehen hätte, oder Adelheid glückliche Mutter wäre? Und was nötigt uns, Wedekinds Lulu zu akzeptieren, auch wenn wir uns weigern, in ihr den Erdgeist zu sehen? Es ist immer nur die durch keine unreine Speise verdorbene Urteilskraft, auf die wir uns verlassen können, die unterscheidet zwischen dem, was „gesehen" und dem, was zusammengedacht ist. Und ist unser ästhetisches Urteil nicht tiefer als unser Wille, der schließlich doch immer darauf ausgeht, alles Wünschbare zu summieren und eigentlich niemals aus der Kindheit herauskommt? Wenn aber die Denkweise, die das Imaginative zu verwirklichen sucht, nicht einmal eine lebensfähige Dichtung zustande bringt, wie sollte sie ausreichen, ein lebensfähiges Leben einzurichten?

Da wir unsere Mitgift nicht vermehren können, liegt es auch nicht so, daß es gesunde und ungesunde Steigerungen gibt. Man hört manchmal die Schönheit als ein Nebenprodukt der Gesundheit hinstellen. Wenn die Frische eines eben erwachsenen Körpers unter Schönheit verstanden wird, so ist es richtig; und wenn die Blödheit lächelt, so kann man sie als Lieblichkeit ansprechen. Auch hat jede ausgeprägte entschiedene Form der Rasse oder des Alters etwas Wohlgefälliges. Schlichtheit ist ja auch durchaus verschieden von Häßlichkeit. Aber wirkliche Schönheit will, daß für sie keine Schönheit der Dinge bestehe, zu der sie sich nicht in Beziehung setzen dürfte. Diese Schönheit ist an keine Form gebunden, nicht an irgendeinen Kanon, sie hat jedes Genre, nur nicht das genre ennuyeux, ihr Kennzeichen ist Aktivität; ihre Wirkung übertrifft die jeder natürlichen Schönheit. Und diese Grenzüberschreitung, diese sublime Schönheit ist kein Nebenprodukt der Gesundheit. Auf den Kultus der Schönheit zu bauen, ist dasselbe, wie die Liebe zur Basis für die Beziehungen der Geschlechter zu machen. Versteht man etwas Primitives darunter, so ist es richtig; rechnet man aber mit Entwickeltem und der Unersättlichkeit des einmal der Entwicklung Preisgegebenen, so sieht man nur eine unheilvolle falsche Betonung, partielle Steigerung der hellen auf Kosten der im Dunkeln lebenden Funktionen.

Nicht anders steht es mit der intellektuellen Steigerung. Sie ist vielleicht die schlimmste von allen. Sie zersetzt, weil sie die Atmosphäre zerstört, in der die

Illusionen gedeihen, die wir zum Leben nötig haben. Ihr Inhalt hängt nicht von uns ab; er wird unbarmherziger, kälter, und ist doch erheblich gefährlicher geworden, als er in den siebziger Jahren gewesen zu sein scheint. Er entwickelt sich zu einem feinen, starken Gift, das beträchtliche Antitoxine und damit einige Körperkraft verbraucht. Es lebt sich durchaus nicht gut unter dem Licht eines hellen Bewußtseins und eines Wirklichkeitsinnes, der sich der Illusionen erbricht und sich weigert, neue aufzunehmen. Auch in der seelischen Verfassung finden wir das Gesetz der Reziprozität. Man wird nicht reicher, wie man es auch anstellen mag. Wird man steiler, so verliert man an Breite; was man an Kraft gewinnt, setzt man an Behaglichkeit zu; vermehrt sich der Besitz an Gedanken, so werden die Gefühle dünner; ein weiter Horizont höhlt aus, ein starkes Herz hat wenig Phantasie; und glücklich sind, die dick und dumpf sind. Wer fähig ist, alles zu wägen, findet alles zu leicht; upharsin; es verteilt sich. Was aber von Gesundheit gefordert, zugelassen und gebilligt wird, sieht ganz anders aus: ein Intelligenzgewebe, dessen Fäden am Rande eines engen Rahmens befestigt sind, straff, fest und unverrückbar.

Schlicht im Äußeren, im Geistigen wohlbeschränkt, verständig, aber schwer von Begriffen: so will uns die Natur, die gütige. Und der entsprechende Charakter der rechten Frau? „Ein wenig Geiz schadet ihr nichts", heißt es in Goethes „Guten Weibern", „so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Manne ziemt, und Festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urteil wird im ganzen immer naturgemäß ausfallen." Es bleibt nur noch hinzuzufügen: auch das, was man starke weibliche Animalität nennt, das so hoch geschätzte unwiderstehliche Fluidum, kann auch nur eine Verschiebung, eine im Sinne der Natur falsche Äußerung sein: Geschlechtlichkeit, die ihren Platz verlassen hat, sich über die Haut ergießt und das Blut durchströmt; extravagierende Weiblichkeit, das Zeichen eines gelockerten Organismus. Man braucht nur die Gewohnheit zu haben, den Menschen im ganzen zu sehen, auf den Wahrheit summierenden intellektuellen Instinkt zu hören oder auf die Weisheit der Völker und großen Gesetzgeber, oder die Geschichte durchzugehen, immer hört man dieselbe Antwort: Steigerung der Frau geschieht auf Kosten des Weibes.

Das ist die fragwürdige Grundlage für Frauenkultur. Damit vergleiche man, daß Steigerung jetzt allgemein gefordert wird. Man ist es müde, immer Lea zu sein. Man will vorwärts. Die moderne Frau kann es nicht einmal mehr ertragen, andere in dieser Dumpfheit zu sehen. Und der Mann hat für Lea nie etwas übrig. Sie ist eben nur notwendig; aber nur das Überflüssige hat Wert. Manchmal besinnt er sich darauf, versucht etwas Günstiges für sie zu sagen; was furchtbar ernüchtert: etwas Statistisches oder etwas von sozialer Leistung, oder er äußert Anerkennung über Erfüllung „zoologischer Pflichten". Lea hat alle moralischen, sozialen, hygienischen, nationalen, ökonomischen und biologischen

Erwägungen für sich. Es hilft ihr nichts; sie wird nicht geliebt. Sie liebt sich selbst nicht. Sie muß sogar sehen, daß andere an ihrer Existenz leiden und sie befreien wollen, steigern. Die modernen Frauen, ob sie nun für mehr Schönheit, mehr Freude, mehr Spannung kämpfen, für die Ausgesponnenheit der Liebe oder des Intellekts, mögen theoretisch meinen was sie wollen, praktisch arbeiten sie gegen den gesunden Typus. Man stellt mit einer gewissen Genugtuung immer wieder fest, daß die wirtschaftliche Entwicklung die Frauensteigerung erfordert. Mit scheinbarem Bedauern und innerem Frohlocken. Die wirtschaftlichen Verhältnisse ließen sich ja ändern. Der Mensch ist nicht so ohnmächtig gegen die Entwicklung, wie er sich einredet. Aber man will nicht. Denn dann wäre es mit der Steigerung zu Ende.

Ließe sich die Steigerung irgendwie sozial beschränken? Entstanden sind ja alle ihre Ideale in der Beschränkung: in der Exklusivität des Hoflebens, das alle avancierten Menschen, die reif waren zu diesem Phosphoreszieren im Verfall, das man Entwicklung nennt, an sich zog, das auf dem breiten Fundament eines gesund und moralisch lebenden Volkes versuchte, in der Menschheit unbekannte Höhen vorzudringen, ein Stück des unendlichen Geheimnisses auf die Erde herniederzuziehen, Menschlichkeit in spezifischen Energien zu offenbaren, in Energien der Sinne, des Bewußtseins, der Erkenntnis, und so dem Wesen der Natur näherzukommen in einem konzentrischen Angriff, über dem oft eine fatale Stimmung lag, ein Gefühl des Frevels und des Unterganges, auch etwas von Ekel und Ermatten, von Zweifel und Wunsch nach Abdankung, immer verzerrt durch die ungeheure Anziehungskraft des Lichtes. Aber so nützlich diese Abgrenzung der Kultur für die Erhaltung des Ganzen (und auch für die Möglichkeit des Ersatzes) war: sie ist vorbei und nicht wieder herzustellen. Der Verkehr ist zu intensiv. Jeder will am Spiel teilnehmen; das Land ist der Hof. Die Vulgarisierung der höchsten Güter ist nicht mehr aufzuhalten.

Wenn nun Beschränkung der Steigerung sozial nicht mehr möglich, Beschränkung aber durchaus nötig ist, was anderes bleibt dann übrig als Beschränkung auf ein bestimmtes Alter? Die Steigerung der Frau wäre ja einwandsfrei, wenn sie in einem Alter begönne, wo die Erhaltungsbedingungen nicht mehr maßgebend zu sein brauchen. Aber wieviel wäre zu einer solchen Ordnung des Lebens nötig! Alles drängt gerade auf das Gegenteil. Die Steigerung beginnt früh. In der Jugend wird der Organismus gelockert und aufgeregt, der Horizont erweitert, die Beziehungen zur Außenwelt gesteigert, alle Außenfähigkeiten kultiviert, und zwar mit den künstlichsten Mitteln, da das Verfahren ja an sich unnatürlich ist. Und dann soll das Leben in die Enge einer Kinderstube gezogen, gedämpft und beschränkt werden? Das paßt natürlich nicht. Man wird genährt mit allem Außerordentlichen, um ein ordentliches Leben zu führen. In der Jugend wird man hochgespannt, mit Anstrengung wird dafür gesorgt, daß unser

Leben nur noch Enttäuschungen bringen kann. Es gibt keine andere absichtliche Erziehung als romantische, denn die Idee der Erziehung selbst ist romantisch. Der Mensch wird reif im Sinne der Natur vor dem zwanzigsten Jahre, reif für Kultur aber erst viel später. Um diese Differenz auszugleichen, natürliche und kulturelle Reife in einen Punkt zusammenzuziehen, nützt man die Kinderzeit zur Bildung aus. Ein schlimmer Irrtum und Mißgriff. Das Letzte der Menschheitsentwicklung wird an den Anfang der Individualentwicklung gestellt. Dieser Irrtum wird jetzt noch weiter ausgebaut. Auch das wirtschaftliche Leben sucht seine Basis in einer gesteigerten Ausnutzung unserer Jugendzeit. So wird sie immer mehr belastet, und die Hauptsache wäre doch, daß man dumpf und froh, wohlbeschränkt, ein einiges Tier bliebe. Nach dem jetzt begangenen Erziehungssystem wird das Mädchen für drei Eventualitäten vorbereitet: auf die natürliche Existenz, die ein Maximum von Gesundheit erfordert; auf eine selbständige wirtschaftliche Existenz, die eine Unmenge von Detailkenntnissen und eine ganz bestimmte psychische Verfassung voraussetzt; und auf das gesellschaftliche Leben, das Bildung, Schönheit und Luxuskenntnisse verlangt. Welche von den dreien wird sie erreichen? Keine oder doch nur von jeder etwas. Kümmerliche Kinder und kümmerliche Kultur und eine mühevolle Wirtschaft. Eins steht dem andern im Wege. Man soll Rahel und Lea zugleich sein und Jakob dazu. Wer nicht mit den Augen eines jungen Hechtes in die Zukunft sieht, muß bemerken, daß sie überschuldet ist; von dem Erhofften kann nichts eintreten. Unser Leben ist falsch angelegt.

Bei einer so verfehlten Anlage darf man sich nicht wundern, daß alles schief und unglücklich wird, daß Forderungen auftreten, die uns heute als ungeheuerlich erschrecken, und deren Erfüllung morgen notwendig wird, nicht um zur Gesundheit, sondern zur Auflösung zu führen. An eine gründliche Reform ist nicht zu denken, bevor die Folgen der falschen Anlage viel offenbarer werden. Aber darum braucht man sich nicht zu sorgen; das kommt nun automatisch. Und dem Anschwellen der Leiden, Schmerzen und Reibungen entsteigt von selbst der Wunsch, die Frauenpolitik auf die erste Notwendigkeit und nicht auf die letzten Wünschbarkeiten zu gründen, und was natürlich wichtiger ist, der Ernst, der zur Durchführung dieses Umbaues nötig ist.

Daß wir Frauen zuerst an Umbau werden denken müssen: darin besteht unsere Sendung. Wir können falsche Verhältnisse nicht so lange ertragen wie die Männer. Wie viel Änderungen eine richtige Anlage unseres Lebens nach sich ziehen würde, läßt sich jetzt kaum übersehen. Manchmal scheint es, als wäre alles falsch, und als lebten wir durchaus ad interim. Wir wandeln wie in einem Pallagonia-Garten, zwischen Pyramiden und Obelisken, die auf die Spitze gestellt und mühsam gestützt werden, zwischen Menschen, auf deren Gesicht unser Blick ausgleitet, die uns erscheinen, als hätte ein mißgeborenes Gespenst über sie

hingewischt, zwischen Grotesken und Monstrositäten. Was sich dem nicht anpaßt, das Spröde, das Ächte, das wird geächtet. Richtige Anschauungen des Lebens können nicht bestehen, denn sie haben allen Augenschein, die sichtbare Welt, auch die Sprache gegen sich. Kein gerader Gedanke, kein gerades Gefühl kann wachsen in einer Welt, wo alles verzwickt ist. Der Mann paßt ja besser in diese Zustände, wenn auch nicht gut. Wir aber können sie nicht bejahen. Statt uns anzupassen, uns einzumitteln, müssen wir uns dieser sonderbaren Welt bewußt werden und auf ihrer Änderung bestehen; zunächst für uns.

Ihre eigene Denkweise hat die Frau bisher nicht ausgebildet; man zwang sie um die Gipfel zu schwirren, und sie schwirrte meistens gern; die leichten am besten. Man hat uns stets für empfänglich gehalten und meint noch heute, wir müßten im Geistigen wiederholen, wozu uns die Natur physiologisch bestimmte: aufnehmen. (Dabei wird vergessen, daß wir viel größere Übung darin haben, abzulehnen.) Diese irrtümliche Behandlung machte uns sehr dekorativ; innen leicht und hohl und außen lebhaft, aber nicht lebenshaft. Das Gehirn wurde weiter aber auch empfindlicher. Man mag nicht repetieren, scheut sich, zweimal dasselbe zu denken (die Blasiertheit ist meist nur zu wahr), findet jede Musik beim dritten Hören banal und ist gezwungen, neue Eindrücke zu erjagen. Man mästet sein Milieu. Das heißt dann: man wird immer empfänglicher. Diese Hypertrophie der Umwelt, die uns zu Puppen macht, zum Zubehör unseres Lebensapparates, ist aber keine Kultur, eher eine Art Scheintod. Man lebt nicht mehr, man macht das Leben mit; man lebt nicht mehr von innen heraus und tanzt als deanimalisierte Menschenfassade im Pallagonia-Garten.

Ließe man uns ruhiger oder in einer ruhigeren Atmosphäre aufwachsen und natürlich leben, solange uns die Natur beansprucht, so würden wir freilich auf den Schmelz verzichten müssen, der durch Überspannung des Gefühlslebens erzielt wird, auch auf den quecksilbernen Geist, auch auf wirtschaftliche Selbständigkeit; aber wir behielten doch die Voraussetzung für geistige Selbständigkeit. Und wie ließe sich die entwickeln? Wir wären mehr Stamm als Blüte, würden vereinfachen und primitivieren. Die Kargheit und Knappheit der Mittel, die der gesunden Frau nach außen zur Verfügung stehen, die Beschränktheit der Kräfte, aufzunehmen und sich zu äußern, kurz die engen Grenzen ihrer Kommunikation und ihres Rapportes fordern von ihr Sparsamkeit in der Verwendung dieser Mittel. Sie muß sich darauf beschränken, die Generalfarbe der Dinge aufzunehmen, den rein menschlichen Gehalt. Das ist eine schätzbare Armut in einer Zeit, die vom Wollen zu zerflattern droht, und deren Wissen in ein Labyrinth führt, ohne zu sagen, wie man wieder herauskommt. Was sich ferner aus der Knappheit der Kommunikation ergibt, ist die Notwendigkeit der Tradition. Tradition ist Ökonomie. Sie spart im größten Stile. Entwicklung ist Verschwendung. Unsere Kultur kann nur etwas Zeitloses sein; nicht eine differen-

zierte Stimmung, die alle zehn Jahre Epoche hat. Sie kann sich entwickeln mit Naturlangsamkeit, aber ihre Entwicklung sollte nicht betrieben werden.

Das erste Hindernis, auf das wir bei dieser Bemühung um unser Schrankenbewußtsein treffen, liegt in der ganz merkwürdigen Auffassung des Lebens, die fast allgemein heute herrscht. Es fehlt überall an dem Begriff der Fatalität, an der Vorstellung, daß jedes Wesen seine Gesetze, starke Notwendigkeiten und einige geringe Möglichkeiten, in sich trägt. Steigerung, Erziehung, Bildung, Entwicklung: diese Begriffe nehmen den obersten Platz ein, anstatt mit einem bescheidenem Rang vorlieb zu nehmen. Fatalität aber ist für die Frau höchster Begriff gewesen und aus dem Schicksalskomplex einer Sache hat sie stets ihr höchstes Urteil abgeleitet: Schicklichkeit; heute beinahe ein kompromittierender Begriff. Man gilt damit als rückständig, und meist mit Recht. Wieviel aber setzt er ursprünglich voraus! Wer beurteilen konnte, was sich für einen Menschen, eine Sache, eine Gemeinschaft schickte, mußte eine lebendige Vorstellung von diesem Objekt haben. Denn Schicklichkeit ist ja im Grunde ein aus einer Sache abgeleiteter Begriff, etwas außerordentlich Labiles und Flüssiges, keine Sammlung von Imperativen. Dazu erstarrte das Wort erst, als man es den Gouvernanten auslieferte, und die Ewig-Mädchenhaften sich an ihn hielten. Aber nur wer gegenständlich denkt, hat das Recht, über Schicklichkeiten zu entscheiden. Zu sehen, was zu einander paßt, was ansteht, anständig ist, erfordert viel tiefere Einsicht, eine viel zartere Denkfähigkeit, als nötig ist, um Steigerungen zu begreifen. Schicklichkeit zu bestimmen, setzt voraus, daß man nichts übersehen hat und Person genug hat, um die Dinge gegen einander abzuwägen; die Fähigkeit, im ganzen zu sehen und die Menschlichkeit zu achten. Ob das Wort „Schicklichkeit" zu retten ist, darf bezweifelt werden, aber die Denkweise, auf die es deutet, müssen wir zurückgewinnen und sie in allen Gebieten zur Anwendung bringen. Das ist die erste Aufgabe unserer Sendung. Wir wollen eine breitere Basis für unsere Erkenntnis des Schicksals einer Sache, nicht dogmatische und äußerliche Schicklichkeit; wir wollen die Natur befragen, nicht nur die gegenwärtige Umwelt, nicht moderne Oberflächenbegriffe; und alle Hilfsmittel, die uns eine vertiefte Wissenschaft bietet, benutzen; aber im Grunde doch dieselbe Geistesform, die die Frau zu allen Zeiten gewünscht und angewendet hat.

Wir sehen, daß dieser Denkart alles feindlich ist, daß auch die Frauen von der unbedingten Denkweise ergriffen werden. Der Wille zur Macht, der Wille zur Hypertrophie wird auch von ihnen proklamiert. An das Überleben des Superlativs wird fest geglaubt; die Erhöhung der Summe Mensch für möglich gehalten; und das elementare Paradoxon unserer Existenz wird geleugnet. Alle Töpfe kochen ohne Deckel und sind stolz auf ihre Dampfwolken. Aber es wird schließlich an Wasser fehlen. Ob Frauen, ob Fürsten, ob Völker: wer nicht lebt, wie es sich für ihn schickt, ohne die zarteste Rücksicht auf seine Fatalität, ohne die Fähigkeit, seine Möglichkeiten richtig einzuschätzen, muß einmal dafür bezahlen.

***

Kreise/ Erzählung von Norbert Jacques

Jakob Schmitt war auf der Flucht vor allerlei Dingen des Lebens. Sein Vater hatte ihm über das in seiner Heimat Luxemburg bestandene Doktorat der beiden Rechte Quittung ausgestellt, und der junge Doktor hatte sich für diese Quittung bei der Hapag ein Billett nach Brasilien gekauft. Er war in den großen Städten gewesen und dann nach dem Süden gegangen, um Urwälder und Campos zu „studieren". Gab es denn nicht doch vielleicht da unten einen Winkel? Aber er dachte nicht gerade mit entschlossenem Ernst an diesen Winkel.

Die Fahrt auf dem kleinen Dampfer an der Küste Brasiliens hinab war eine der großen Taten seines Lebens geworden und stand hinter ihm, in fast unglaublicher Erinnerung, wie ein ungeheuerlich schönes, exzentrisches Schattenbild, das mit mächtigem Strich über seine Phantasie hinwegstreifte.

Weil der Name ihm so gut gefiel, war Jakob dann auf einmal in Itajahi ausgestiegen, den Fluß desselben Namens hinaufgefahren, bis er in der deutschen Kolonie Blumenau das Schiff verließ und in einem Hotel übernachtete.

In Blumenau kaufte er sich gleich am Abend eines der kleinen, billigen Campos-Pferde. Es hatte ein violettgraues Fell und wurde darnach Rosilhe genannt.

Am nächsten Morgen sollte er denn aufbrechen nach den Urwäldern und den immensen, einsamen Camposgegenden.

In seiner Ungeduld hatte er eine schlaflose Nacht. Endlich besiegte ihn die Unruhe ganz und er sprang entschlossen aus dem Strohsack. Seine Uhr zeigte halb fünf. Es fing gerade an, im Nebel, der vor den Fenstern lag, zu grauen. Jakob bespritzte sich von oben bis unten mit Wasser. Er war im Nu angezogen, packte den kleinen Koffer, verschloß ihn und stieg vorsichtig, lautes Geräusch vermeidend, die Treppe hinab. In dem Gewirr von Höfen hatte er den Pferdeschuppen bald gefunden. Aber er war leer. Draußen sah er jedoch eine Schar Pferde auf der Weide und entdeckte auch bald seine Rosilhe unter ihnen. Er hob den Sattel von dem langen Holznagel, trug ihn in die Weide hinaus und machte sich dran das Pferd einzufangen. Aber die Rosilhe wich schüchtern zurück. Als Jakob sie aber einmal beim Zaum hatte, folgte sie willig und ließ ihren unerfahrenen Besitzer ruhig mit dem Sattelzeug herumprobieren. Endlich glaubte Jakob mit dem Anschirren in Ordnung zu sein, schwang sich in den Sattel und trieb den Gaul zur Weide hinaus in den Feldweg. Dann waren sie bald in der Straße. Nirgends noch die Spur eines wachenden Menschen; nur die Hähne krähten hinter allen Häusern. Der Nebel war fein kühl und wohlig naß, und Jakob ritt in ihn hinein, wie in ein wollüstiges Bad. Er war fröhlich und hatte das Herz frei für Erlebnisse und Abenteuer.

Er ließ das Pferd gemächlich dahergehen. Die Straße schlich durchs Tal und eine lange Zeit zwischen zerstreuten Wohnungen vorbei, die in Gärten und Weiden lagen und zu erwachen begannen. Der Nebel zerging schnell. Die Häuser wurden seltener. Wald legte sich zu beiden Straßenseiten. Das Rauschen des Wassers scholl in seiner Tiefe und auf der andern Seite stiegen die Bäume in dichten Massen steil die Höhe hinan. Ob das Urwald ist? fragte sich Jakob. Aber er ritt ungeduldig weiter und hatte Augen und Herz weit offen. Als der Wald aufhörte, trat der Fluß, wild zwischen herausragenden dunkeln Steinen stürzend, bis an den Weg heran. Ein tiefer grüner Grund mit ein paar weißen Kolonien breitete sich im Kessel aus.

Als Jakob seine Uhr zog, ging es gegen halb sechs. Er spürte Hunger und brach sich Tangerinen und Mispeln aus den Bäumchen, die halb verwildert längs des Weges standen, während das Pferd am Laube der Sträucher weidete. „Schlaraffenland!" murmelte er und war so freudig gerührt von seinem guten Schicksal, daß ihm die Tränen in die Augen stiegen.

„Allez, hopp Rosilhe!" rief er heftig, weil er über seine Bewegung Meister bleiben wollte und klatschte derb mit der flachen Hand hinter sich in die Pferdeflanke. Die Rosilhe machte einen Satz, der den ungewohnten Reiter beinahe in den Straßenstaub geworfen hätte. Jakob rückte aber beizeiten hoch, klemmte die Schenkel fest an den Sattel und freute sich an dem flotten Galopp des Gaules.

„So ist's schön, Violetter!" karessierte er und strich dem Tier mit der Hand über den blanken Hals. Das Pferd aber stoppte, als eine Brücke aus dicken Holzbohlen ihm unter die Hufe kam, tappste ängstlich hinüber und setzte sich jenseits in einen bequemen Schuckeltrapp, der Jakob die Knochen im Leibe schüttelte.

„He, he, halt ein! So war's nicht gemeint Rosilhe. Dann lieber Adagio, molto adagio!"

Er zog am Zügel, das Pferd hemmte das Traben und schritt leicht und langsam weiter. Die Sonne stieg auf, erfüllte das Tal mit frischkräftiger Morgenwärme, ging allmählich über den Reiter und sein Pferd. Fußgänger, barfuß, fast ohne Kleider, Fuhrwerke mit kleinen Pferden begegneten ihm. Blonde sonnverbrannte Menschen mit hellen Augen arbeiteten vor den Häusern, pflegten das Vieh, das in weiten Weideplätzen graste oder unter Tangerinenbäumen im Schatten zusammenstand. Im dunkeln, schweren Laub glühten die reifenden goldenen Kugeln der Orangen. Die Mittagssonne strich mit langsamer Wollust über das Land. Ein paarmal ritt Jakob durch Ansiedelungen, in denen die Häuser zu schmalen Ortschaften zusammenstanden. Überall Arbeit und Kultur, und nur über die Rückenkanten der Berge, die bald flach liefen, bald jäh stiegen, lag Urwald. Der Itajahi näherte sich der Straße oder entfernte sich, und war einmal dunkel und wild, wie ein See, einmal stürmte er sprudelnd und rauschend, schaumwerfend über Felsen talabwärts.

Jakobs Uhr war stehen geblieben, aber er sah an der Sonne, die schon tief über den Bergen ging, daß es nicht mehr allzufrüh war. Er war auch ermattet von dem ungewohnten Reiten; die Schenkel brannten ihm; sein Pferd ließ erschöpft den Kopf hängen. Da kam eine starke Schar Camposochsen vor ihren berittenen Treibern her schnell die Straße herab, auf Jakob zu. Der Reiter, der sich noch nicht so recht sicher über sein Pferd fühlte, und auch den meterlangen, weit seitwärts vom Kopf abschweifenden Hörnern der Ochsen seine Hochachtung nicht versagen konnte, empfand es sehr wohltätig, daß sich kurz vor ihm ein Weg zwischen Zitronenhecken in die Weiden zwängte, und er bog schnell ein. Die Ochsen wogten vorüber, die braunen, verbrannten Troperos hinterdrein in silberbeschlagenen Pelzsätteln, den Arm auf die Lederpeitsche, diese in die Hüften gestützt, stolz, hochmütig und faul in ihren Lumpen. Sie grüßten mit einem freundlich lauten „Boa dia, Senhor!" Einer warf das Lasso nach einem Ochsen, der den kleinen Hang hinab in die Weide gesprungen war und brüllend vor Vergnügen sich davonmachen wollte. Das Pferd bäumte sich, der Ochse stürzte auf den Rücken, der Reiter stieg hoch in den Bügeln, zog die Leine straff und sein Pferd zuckte ein paar Schritte zurück.

Jakobs geduldiger Camposgaul fing Feuer an diesen heftigen Ereignissen und begann sich rückwärts in den Heckenweg zu zwängen. Es gelang Jakob nicht, seiner Meister zu werden. Das Pferd rückte immer tiefer in den Weg hinein. Als er sich endlich beruhigt hatte und um sich schaute, sah er ganz in der Nähe die Wand eines Waldes sich errichten. Im Gras des Weges führten Spuren zum Wald hin. Jakob drehte das Pferd, und die Rosilhe schritt langsam in den gelben Räderspuren weiter.

Eine schmale Halle schnitt quer durch die stillen Massen der Bäume, die von den schweren Teppichen fallender Klettergewächse an beiden Seiten des Wegs zu dichten Wänden verschlossen waren. Der Wald verführte Jakob. Er ritt langsam ein Stück hinein. Noch hier und da sang ein Vogel im Laub, schwebte taumelig ein großer, goldigblauer Schmetterling in einem Sonnenstreifen. Die Grillen trommelten schrill. Aber der Wald hörte bald auf, und kurz hinter ihm wuchsen die Hügel trichterförmig auf und umschlossen einen grünen Kessel. Der Schatten der Waldwand füllte ihn bis zur Hälfte, und rechts seitwärts, gerade am Rand des Schattens und das Ziegeldach noch in der Sonne, stand ein kleines Haus. Schlanke Palmen in ein paar Gruppen, die ausschweifende Pracht schwerer Bambusbüsche, Orangenbäume mit goldenreifen Kugeln, das Monument eines alten Urwaldbaumes, der weit über das Haus hinaus seine königliche Krone auf silbergrauer Säule hochhielt. Auf der dem Haus gegenübergestellten Kesselseite lag Urwald und stieg steil hinan mit dem grauweißen Getier seiner Stämme. Große geschweifte Flächen glattgestrichener, abendgoldener Weiden, ein paar ruhende Kühe, ein Grüpplein Pferde, ein paar träumende

Büsche hier und dort, ein Wasserpfädlein im Wiesengrund. Und in dem allem verschwanden das weiße Haus und die rotdunkeln Dächer seiner Schuppen, und Jakob sah doch auf den ersten Blick, daß alle Bäume und Weiden und der Urwald und alle Einsamkeit, der ganze Kessel nur wegen des still schüchternen weißen Hauses und der traulichen Heimlichkeit seiner vorgebauten Veranda da waren. Einsamkeit, singende Stille und Weltferne! War das denn nicht das Haus, das er suchte, irgendwo in der Welt, irgendwo im Leben, in irgendeinem Herzen, an irgend einem Abend? Das liebe alte Häuschen, das er schon so, so lange, so, so sehnsüchtig suchte!

Er hielt das Pferd an. Zwischen zwei Bambusbüschen durch sah er in die Idylle hinein, und eine große Rührung überfiel ihn vor dieser abendlich stillen, reichen Menschensiedlung.

„In dem Haus ein süßes Mädel finden und zu ihm die Enttäuschungen flüchten, die Unsicherheit, die Sehnsucht! Was für einen Roman könnte man da oben erleben!"

Und seine stillen Gedanken wurden schon weiche Wünsche, die ihn leise zu bedrängen begannen.

Hinter dem Haus stieg ein großer dunkler Vogel empor, ging mit plump schnellen Schlägen seiner schwerfälligen Flügel über den Kessel. Jakob schaute ihm zu. Plötzlich flog ein Schuß mit einem gellen Knattern an seiner Seite hoch. Ein Rauchwölkchen schlängelte sich hinterlistig friedlich in den Bambusrohren durch. Die Rosilhe sprang entsetzt seitwärts und Jakob glitt heftig von ihrem Rücken herunter. Er bekam aber die Erde zu fassen, bevor er gezwungen war, die Mähne, an die er sich im Schreck angekrallt hatte, aufzugeben. Als er auf der Erde stand, sah er den großen, schwarzen Vogel sich mit ungeregelten Flügelschlägen im Glast des Himmels wehren, in ganz verrückten, verzweifelten Zickzacken sich um sich selber drehend, durch die Luft niederfallen und trotz aller Verzweiflung auf einmal schnell in die Weide niederschlagen.

Bevor Jakob dran dachte, sich nach dem Schützen umzusehn, trat hinter dem Bambusbusch ein junges Mädchen hervor. Sie hatte eine langrohrige Pistole in der Hand, deren Kolben orientalisch geschweift und mit vielem Zierwerk fein und malerisch belegt war. Mit freiem Anstand sagte sie:

„Verzeihn Sie mir wegen des Schrecks. Aber es war ein Orobu! Ich schieße sonst niemals auf Tiere, insbesondere nicht auf Vögel. Aber diese Aasgeier sind mir zu unsympathisch, zu widerwärtig eklige Vögel, und der da wäre mir entgangen, wenn ich ihn bis nach der Begrüßung hätte aufsparen wollen. Und nun im übrigen: Guten Abend! Und seien Sie willkommen in unserm Winkel!"

Sie reichte Jakob die Hand und ihm war nun der Atem etwas benommen von dieser unerwarteten Begegnung, von diesem Nebeneinanderlaufen von Er-

sehnen und Wirklichkeit. Denn das Mädchen war von einem seltsam warmen Aussehn, schön und fein in der lichten, leichten Kleidung ihrer einfachen Rohseidegewänder. Aber Jakob war bald wieder im Weg, schaute ihr froh ins Gesicht und als er ihr die Hand drückte, hätte er auf ein Haar geplaudert, was er gerade gedacht hatte.

„Nein, ich sag's lieber nicht!" sprach er laut und lächelte dazu. „Aber erstens also: Grüß Sie Gott! und zweitens: Sie sind eine ausgezeichnete Schützin und besitzen, was meiner Auffassung nach mehr ist, eine sehr schöne Pistole. Von einer Kugel aus diesem delikat und doch ein wenig schaurig ziselierten Lauf zu sterben, muß fast eine Wonne sein. Etwas echt Orientalisches, ein geheimes Sterben in Düften und Rauchschleiern und düsternden süßen Gemächern."

„Gehn Sie doch mal den Aasgeier fragen. Der hat es ja jetzt erlebt!"

Aber sie fühlte etwas Rohes in diesem Scherz und fügte gleich bei:

„Seit zwei Monaten sind Sie der erste Mensch, den ich neben meinen Dienstboten sehe. Seit zwei Tagen überhaupt der Einzige. Schätzen Sie darnach den Wert Ihres Besuches ein. Aber Sie müssen nun mit zum Haus hinauf kommen. Ihr Pferd können Sie ja ruhig hier weiden lassen. Wir werden ihm dann noch Mais herunterbringen: Ist es schön hier bei uns?"

„In einem Blick hab' ich einen Roman erlebt, als ich aus dem Waldwege da herauskam und das alles so weltfern hier liegen sah."

Sie gingen langsam die Weide hinan.

„Einen Roman! Ihr Schuß war dann recht grausam!"

Das Mädchen lachte leicht auf. Sie spielte mit den Fingern über die Silber- und Perlmutterinkrusten der Pistole. Jakob schaute sie an, das Herz erbebte ihm auf einmal, denn sie ging links von ihm und hinter ihr zogen die Märchenwälder der Abendfarben durch die Luft, lagen auf dem phantastischen Wogen der Gebirgskette und umflossen und durchdrangen die Frauengestalt mit einem ruhigen, goldigen Beben, wie das Sonnenlicht durch alte, feinfarbige Kirchenfenster stäubt. Er blieb auf einmal stehen. Sie kehrte sich um, und die Beiden schauten sich in die Augen. Lächelnd und harmlos hielt sie den Blick aus und fuhr mit der Hand in einer weiten Bewegung in den Abendhimmel hinein.

Jakob folgte der Hand. Melancholisch sagte er dann:

„Ja, die Scheidestunde der Sonne!"

Und nach einer Pause:

„Das wollte ich einmal verstehn, wissen Sie, mit dem Gehirn dadrin verstehn!"

„Und?"

„Nichts; ich fiel ab, wie ein verbrannter Schmetterling am heißen Lampenzylinder."

„Ich finde, die Ereignisse in der Natur gleichen denen in unserm Innern.

Wenn wir von ihnen sprechen sollen, so müssen wir singen. Wenn ich so hier und da, wenn ich gerade besonders gestimmt bin, in solch einen Abendhimmel hineinsinge, dann gehn die Töne, ohne daß ich viel dazu tue, nach und nach in den Himmel hinein, bringen mir all die Herrlichkeit."

Jakob erzählte ihr da, wie sich einmal auf der Fahrt an der Küste Brasiliens herab das Abendgebirge in die stürmische, melancholische Flut eines Satzes der Appassionata verwandelt hatte, und fügte hinzu:

„Daß die Ereignisse in der Natur denen im Menschenherzen gleichen, ist ja unser schönster Besitz. Wenn wir es empfinden, dann ist ein Teil der Allgottheit in uns. Denn es sind unsere eigenen Regungen, Erlebnisse, Abenteuer, aus unserer individuellen Kleinheit ins Kosmische geschleudert. Einmal Dramen, einmal verliebte Romane, Tragödien, heimliche Gedichte, da, wie der junge violette Wald z. B. in der grauen Meereslichtung der Wolken, drüben über den Palmen, sehen Sie! Die goldigen Schimmer, die im leisen Schaume liegen, sind die rhythmischen Reime. Und drunter der Fluß rosenrot entbrannter Wanderwolken ist ein Lied. Mozart im Himmel ist das! Auf dem Wege wandeln Verliebte!"

„Sind Sie ein Dichter?" fragte das Mädchen Jakob unvermittelt und ihre Augen glänzten die plötzliche Erregung ihres Herzens wieder. Jakob zuckte mit den Schultern:

„Ach, kleines, braunes Fräulein, ein Dichter? — Ein Wanderer, der abenteuerlich an den Straßen liegt und bettelt, die Hecken um Blumen, die Straßenraine um grüne Lager, die Pfützen um den Widerschein des Himmels und die Wolken . . . ja, die Wolken, um sich selber; denn die Wolken sind eben alles: Traum und Leben, Genießen und Wandern, Sichsehnen, Lieben und Weinen! Das Schlaraffenland der Empfindungsleben."

„Ja, Sie sind ein Dichter. Der erste, den ich so leiblich vor mir sehe!"

Sie sprach mit schlichter Bestimmtheit, und es lag etwas wie Andacht, wie Frömmigkeit in ihrer Stimme. Diese feine Huldigung umhüllte Jakob wie ein Wind, der über Blumengärten und durch blühende Jasminhecken strich und sich mit ihrem Dufte gefüllt hat. Aber zugleich genierte er sich vor der Schmeichelei, und um diesen Zwang zu umgehen, scherzte er:

„Nun, Dichter sind ja eigentlich eher da, um gelesen und empfunden, als um gesehen zu werden."

„Stimmt wohl. Aber ich habe mich so oft an den Seelen der Dichter gefreut, daß ich auch Interesse bekommen habe, worin diese Leute sich äußerlich von uns andern Sterblichen unterscheiden. Das müssen Sie mir verzeihen und mir sagen, wie Sie, Herr Poet, eigentlich in dieses ferne Land kommen!"

„Per Schiff, kleines Fräulein!"

„Sie sind auch ein Witzbold!"

„Aber ein fauler! Seien Sie mir nicht weiter böse."

Und beide lachten sich an. Sie waren in den Garten gekommen, der das Haus einschloß. Orangenbäume, Feigenhecken, Blumenbeete, aus denen steile Palmensäulen hochstiegen. Dann betraten sie die gedeckte Veranda.

„So, Herr Poet, nehmen Sie, bitte, hier eine Weile Platz. An dem weißen Tisch werden Sie bald Ihre Seele vergessen müssen und mit mir das Abendbrot teilen, das dem Körper gilt, für den ich mich so sträflich interessiere!"

Jakob schaute ihr mit begeisterter Herzlichkeit nach, als sie um die Veranda herumging, einen Augenblick hinter dem Stabwerk der Balustrade in der Abendglut zitternd aufgelöst war und dann um die Ecke verschwand.

„Der Roman!" flüsterte er glücklich und sah rund um sich. „Kleine Dichterin selber!"

Sie kam bald zurück, warf ein weißes Tuch über den Tisch, ordnete Teller und Bestecke. Schalen mit Obst, ein paar Eier, Butter, Brot, Milchkrüge, Tassen füllten schnell den Tisch. Dann setzte sie sich an das Ende neben Jakob und bat ihn zuzugreifen. Sie sprachen über das Land, sein Leben und erzählten sich aus ihrem eigenen Leben. Das Mädchen führte Jakob durch die Hausräume, durch helle, lichtmöblierte Stuben, an deren getünchten Wänden ein paar gute Bilder hingen. Die Möbel waren von den schönen Hölzern der nahen Wälder mit einfachen Linien und Flächen gezimmert, schlicht und bequem. In einem Büchergestell fand Jakab eine Bibliothek, über deren Zusammensetzung er erstaunt war. Deutsche und französische Bücher: Von Goethe bis Dehmel und Liliencron, Kleist, Keller und Raabe und einige von den Jüngern. Von demselben Sinn waren die Reihen der französischen Bücher. Daneben standen die guten Werke über Natur und Kulturgeschichte, Kunst und Volkstum. Auch ihr eigenes Zimmer öffnete das Mädchen Jakob. Es war von derselben Art, wie das Wohnzimmer, nur in allen Möbeln, Bildern leichter, zierlich bescheiden.

„So, hier haust die braune Urwaldsprinzessin. Wenn man doch jemals ihren Namen erfahren könnte?" sagte Jakob, als er in das Zimmer trat.

„Leonore!" antwortete die Prinzessin.

Jakob riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb seinen Namen darauf: „Das ist meine Visitenkarte."

Aber von dem Wohnzimmer ging noch eine Tür in ein anderes Stübchen. Als Jakob dort eingetreten war, sagte Leonore:

„Das ist Ihr Zimmer. Sonst schläft das Väterchen hier, aber der ist ja weg!"

„Mein Zimmer?" fragte Jakob.

„Ja. Sie bleiben ein bißchen bei uns hier. Sie müssen mir ja auch helfen, denn der Knecht und die Magd sind vor drei Tagen nach Brusque zur Hoch-

zeit ihres Bruders geritten und sie dürfen eine Woche drunten bleiben. Wie soll ich denn mit all den Kühen und dem Vieh allein zuwege kommen .... Oder bleiben Sie nicht gern hier?" unterbrach sie sich.

„Sehr gern, Fräulein Leonore!" versicherte Jakob herzlich. „Aber mittlerweile habe ich ein großes Interesse bekommen, etwas von dem zu hören, den ich in diesem Zimmer vertreten soll."

„Das Väterlein!" lachte Leonore innig und frohlaut auf. „O, das Väterlein! Ein Gelehrter und, wissen Sie, auch ein Dichter! Wenn der hier wäre, dann könnten Sie was hören; wenn er vom Urwald erzählt, von den Bergen mit roten Felsen und mit Kristallen, und von Blumen, von Orchideen, die aus den Ästen der alten Urwaldbäume fallen; von den Botokuden, die noch ganz wild in den Wäldern herumwandern, jagen und drollige Feste feiern und von den starken wilden Flüssen, die tief im Land durch Urwälder fließen, und zu denen nur er gekommen ist. Denn meistenteils wandert er so umher und studiert den Wald und alles, was drin ist: Pflanzen und Tiere und Menschen und Steine. Und wie er dann erzählt! Seine blauen Augen schießen puff, puff! Und sein Kopf! So einen großen Windskopf mit blondgrauen Locken hat er, die wie Flügel aussehen, und einen dünnen langen Bart, der immer hin und herweht. Und mit so langen Beinen tappst er durch die Welt, bu, bu! Ein Riese. Ich habe ihm einmal gesagt, er würde dem grauen Baumstamm gleichen, der da unten im Urwald steht, sehen Sie, da, den ganz hohen .... das Väterchen ist ein Prachtkerl, ein echter Germane!"

Jakob schaute das Mädchen an. Es hatte eine seidige Haut, wie altes feines Elfenbein, goldig-dunkel angehaucht, und schwere, schwarze Augen beherrschten leuchtend das eigenartig charaktervolle, fein-kräftige Gesicht mit der entschlossenen Nase. Ihr Körper war zierlich stark, biegsam, ja wollüstig und herb zugleich, und Jakob dachte eher an eine Weidengerte, unter deren Rinde der Saft treibt, als an eine graziöse Blume.

„Sie sind aber sehr romanisch!" sagte er, „nein eher orientalisch! Nein auch nicht. Ich weiß nicht, ich hab' niemals und nirgends eine Frau gesehen, die Ihnen glich!"

„Meine Mutter war Jüdin!" antwortete Leonore. „Das Väterchen sagte mir einmal, sie sei aus einer alten, rassestrengen Familie aus Saloniki gewesen, die sehr hochmütig und stolz war, und ich würde ihr gleichen! Sie ist schon lange tot; ich hab' sie nicht gekannt."

In ihrer Stimme erklang wehmütig die Sehnsucht nach der toten Mutter. Aber Leonore scherzte gleich in einen heiteren Ton über:

„Kommen Sie nun, Sie müssen mir das Vieh füttern helfen! Ich will sehn, wie sich ein Dichter beim Viehfüttern benimmt!"

Sie gingen von Stall zu Stall. Aber das meiste Vieh war draußen im

Freien und half sich selber. Die ganze Arbeit beschränkte sich darauf, den Hühnern ein bißchen Mais zu streuen; es wurde Häcksel geschnitten und in den Krippen, mit Mais gemischt, den Pferden bereitgestellt. Die Tiere kamen gleich von unten herauf; selbst die Rosilhe spürte, um was es sich handelte und trappte munter hinter den andern drein. Jakob strengte sich an. Er drehte mit Kraft und Schnelligkeit das Rad der Häckselmaschine und nahm Leonore Arbeit ab, wo er konnte.

Als sie endlich fertig waren und aus den Schuppen und Ställen heraus wieder ins Freie traten, sahen sie das ferne Gebirge in dunstigem Zuge heranziehn, und der seltsam gestaltete Berg, der es wie ein Bollwerk abschloß, stand glühend aufgerichtet vor der versunkenen Sonne. Er sah aus, wie eine hohe Lade aus brennendem Gold, prachtvoll und feierlich. Den fernen Glanz des Himmels trug die abendlich leichte Luft herüber und er lag auf den Gesichtern der Beiden in stillem Erglühn.

So wurde es schnell dunkler. Auf einmal stieg die Nacht nieder, verhüllte den Berg, die Serra, füllte den Kessel an. Die Sterne lagen in Scharen tief in dem Raum hinauf über der südlichen Welt. Jakob und Leonore saßen unter ihnen auf der Veranda. Ein leichter Windzug strich von einem Teebaum Fluten von süßem Duft zu ihnen herüber. Sie schwiegen oder plauderten, schauten sich an und ließen ihre Blicke sacht in die Nacht gleiten. Droben im Urwald rauschte es. Ganz selten einmal ging ein verirrter Schrei durch die Nacht.

„Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind. Sie sind mir etwas Erwartetes gewesen von drüben, aus einem ältern Land. Sonst geh ich auch immer früh schlafen, aber heute mag ich nicht. Wenn Sie so erzählen, ist es, als würden Sie Bilder in mein Bewußtsein ziehn, deren Striche und Farben in mir lagen, aber im Chaos!" sagte Leonore und Jakob nahm ihre Hand, wollte seinen Mund darauf drücken. Aber er scheute zurück und streichelte zweimal über ihre dunkle Haut. Sie erzählten sich Erlebnisse aus ihrem Leben: die vielen kleinen Belanglosigkeiten, aus denen sich das Lebensvertrauen an allen Enttäuschungen vorbei zusammen windet, wie ein Kranz von Rosen. Die stille Poesie der Erinnerungen duftet rieselnd, wie ein Sprühregen, weich, süß und ein bißchen melancholisch aus ihm in unsere Alltage herüber.

Dann gingen sie endlich schlafen.

Jakob war ruhig erregt von einem Glücklichsein, das keine Grenzen hatte. Es umschloß alle Menschen und alles Dasein, das jemals an seinem Weg gewesen war oder noch heute dran stand. Selbst die deutsche Trude ging im Zuge mit. Ja, grade sie! Er suchte ihren Brief, der ihn in Santos erwartet hatte, aus seiner Tasche und las im Bette liegend:

„Nie werde ich jene Bewegung von Dir vergessen, als uns der kleine Dampfer

unerbittlich entführte und Du halb wie ein Souverän und halb wie ein von der Heimat Losgerissener an Deck standest und sekundenlang den Hut nur so grade lüftetest und dazu eine etwas genierte Verbeugung machtest, in der es wie eine stumme Huldigung lag. Jedenfalls habe ich es als Huldigung empfunden. Ich war so ergriffen von diesem Bild, dem der große Dampfer scheinbar nur als Hintergrund diente, um Dich um so plastischer hervorkommen zu lassen. Es war mir, als hätte sich die ganze gewaltige Schönheit des mondbeschienenen Hafens in Dir konzentriert. Ich habe nie gewußt, daß Du so schön bist. Dieses Bild von Dir werde ich nun die ganze lange Zeit mit mir herumtragen, und Du warst auch sehr, sehr traurig in diesem Augenblick. Das habe ich gefühlt. Mein Lieber, ich will Dich nicht verstimmen, aber mir ist, als könnte ich diese Trennung nicht aushalten. Vielleicht wird es besser, wenn ich Deinen ersten Brief in Händen halte. O, Du Liebster, Liebster, es ist ja alles so wertlos für mich, wenn ich Deine Gegenwart nicht spüre. Ich kann nichts, nichts anfangen. Wo magst Du jetzt sein? Wie schrecklich ist es darüber im Unklaren zu sein . . ."

Aber da erfaßte willkürlich ein neuer Strom den Lesenden. Er warf den Brief ins Zimmer hinein, drehte sich zur Wand und preßte die Hände heftig auf die Augen.

„Du süße, süße Leonore, du . . . du! . ." flüsterte er glückselig und voll schwerer Sehnsucht.

So lag Jakob nun da mit geschlossenen Augen und ließ sich von den zitternd heißen Liebesgedanken in schönen, verführerischen Vorstellungen taumelig herumführen, — steigen und — sinken. Als er die Augen wieder frei gab, sah er an der Wand dicht über sich eine kleine Tafel aus weißem Holz. Sie war von einem frischen Laubkranz eingebordet, und Jakob las eine verblaßte Schrift von großen Buchstaben:

„Leben, Sterben, Werden schlingt von Sein zu Sein einen Kreis. Eins liegt sehnsüchtig im andern, wie Anfang und Ende des nimmerwelken Kranzes." 1. August 1888.

Was wollte nun auf einmal dieser rätselhafte Kranz wieder? Er war gewiß ein intimes Glied im Dasein dieser seltsamen Idylle? Überhaupt . . . Leonorens Vater! Ein merkwürdiger Geselle jedenfalls! Weshalb war er nicht hier? Wie gerne würde er ihn sehen! Nach dieser herrlichen Leonore zu urteilen . . . . Aber über diesen Gedanken schlief Jakob ein.

Am nächsten Morgen stand er mit dem Tag auf. Er fand Leonore in einem blauen Arbeitskleid damit beschäftigt, die Zimmer zurecht zu machen. Er nahm ihr den Besen aus der Hand und kehrte die Fußböden rein, schaute oft heimlich zu ihr hinüber und bewunderte ihren Körper, der biegsam und straff das leichte Kleid füllte und es bei jeder Bewegung spannte. Im Urwald drüben scholl wildes Gebrüll, das keinen Augenblick nachließ.

„Hören Sie das Gebrüll?“ sagte Jakob. „Der Lärm des Urkampfes zwischen zwei noch ganz unverdorbenen Urwaldbestien . . . . Wie der ganze Wald hallt und schreit! Wütend sterben und wütend siegen! Donnerwetter, das ist gewaltig. Gut gebrüllt Löwe!“

„Affe!“ fiel Leonore lächelnd in Jakobs Begeisterung.

„Affe? Wieso Affe?“

„Brüllaffe!“

„Ich?“

„Nein, drüben Ihre Löwen im Urwald.“

„Brüllaffen sind das? . . O, die kommune Enttäuschung!“

„Aber nichtsdestoweniger ist es schön droben im Urwald. Werfen Sie Ihren Besen weg! Wir gehen hin!“

Von diesem Morgen ab verbrachten sie viele Stunden täglich im Urwald. Leonore war tapfer und widerstandsfähig, ging mit dem Facâo in der Hand Jakob voran und hieb den Weg frei. Sie zeigte ihrem Begleiter die wunderbaren Orchideen, die in den Ästen der Bäume hingen, die Nester der Webervögel, um Blumen schwirrende Kolibris, erkletterte die alten silbergrauen Baumstämme nach seltsamen Schmarotzern, um sie Jakob herunterzuholen, und machte ihn auf Alles das aufmerksam, was sie selber in den vielen Jahren, seit sie den Urwald besuchte, gesehen und gelernt hatte. Jakob war ihr ein dankbarer Begleiter, und besonders diese Züge durch den Urwald, auf denen sie die Empfänglichkeit seiner Empfindungen und zugleich die Ausdrucksfähigkeit seines begeisterten Gemütes kennen lernte, brachten ihn ihrer Liebe nahe.

Einmal lehnte sich Jakob im Wald zum Rasten und Ausschauen an einen schweren alten Baum, während Leonore auf einem morschen Stamm, der am Boden faulte, neben ihm stand. Plötzlich nahm sie ihn beim Ohr und ließ ihn seinen Kopf schnell herumdrehen. Da sah er eine grauschwarze Schlange, die faustbreit über seiner Stirne wie leblos an einem Aste hing. Sie war fast mannslang. Von dem heftigsten Schrecken befallen, erblaßte Jakob und sprang zurück; er krampfte die Fäuste zusammen und blickte Leonore mit heftig zornigen Augen eine Weile schweigend an.

„Es ist die erste Schlange, der ich im Freien begegne“, sagte er endlich vorwurfsvoll und schaute weg. Aber Leonore legte ihre Arme um seinen Hals, und langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen!

„Seien Sie mir nicht mehr bös! Es war ein dummer Scherz. Die Schlange ist ja eine Mauseschlange, sie ist nicht giftig!“

Sie schaute ihn mit den Blicken eines unglücklichen Kindes an. Und er? Sollte er nun auch seine Arme um ihren Hals schlingen, ihr Gesicht heranziehen und sie lieben, lieben! Aber die zärtlich naiven Kinderblicke drängten ihn zurück. Er ließ nur leise streichelnd ihr Stirnhaar sein Gesicht berühren, als sie den

Kopf wieder aufrichtete, und er dachte erschreckt, was geschehen würde, wenn es zwischen ihnen Beiden einmal so weit sei und er von der Andern beichten müßte, die sich drüben nach ihm sehnte.

Es drang ihn auch jetzt wieder wie immer in den letzten Tagen: „So sag's!" Aber dann kam eine ungewisse Angst über ihn. Leichtfertig ergab er sich. Genießen! Lieben! Erleben! hetzte es in ihm. Die Sorgen flüchteten. Er bewunderte mit Leonore die schlafwache Schönheit der schwarzen Schlange mit den grauen Ornamenten. Das Tier blieb faul am Aste hängen und öffnete nur bisweilen die Kiefer, um, behaglich die Faulheit genießend, die gespaltene, feine Zunge herausstechen zu lassen.

Die Zärtlichkeitsäußerung Leonorens gewann mit ihrer impulsiven Güte und ihrer Natürlichkeit in Jakobs Herz die süßschmerzliche Gewalt eines Traumes, aus dem man am Morgen erwacht. Man ist den Tag über ganz voll von der dämmrigen Weichheit seiner verführerischen Ereignisse und trägt ihr Unwirklichsein unglückselig mit durch Alles, was man in den Stunden dieses unbeholfenen Alltags tut, stachelt an ihrem Verdämmern seine Sehnsucht.

Wie ein Nebel über eine Landschaft, begann nun über Alles, was Jakob in den Weg kam, eine große Traurigkeit, ein melancholisches Verzagen zu sprühen. Er kämpfte vergeblich dagegen an. Zugleich aber auch schwoll sein Herz, wie eine mächtige Bergfahne, in einem plötzlichen Wind. Er lief auf einmal weg, um sich, Leonorens Blicken fern, an den Kopf zu fassen, an die Brust zu schlagen und laut zu sagen:

„Süße, Süße, wie glücklich bin ich durch Dich!"

Immer fester wuchs seine Liebe. Scheu spann er sich in die ernste Schönheit und die naive Reife des kostbaren Frauenschatzes ein. Aber schüchtern hielt er sein Gefühl in sich bewahrt. Es war ihm, als würde eine Äußerung wie ein Stein in die sammtne ruhige Glätte des Spiegels eines Teiches fallen, dessen unendlich erscheinende Ruhe ihm Frieden des Herzens gab.

An den Abenden saßen die Beiden immer auf der Veranda oder sie trugen ihre Stühle zu dem Bambusbusch, der seitwärts vom Haus einsam und prachtvoll aus der Weide hoch stieg. Sie plauderten und schwiegen zusammen. Die Scheidestunden der Sonne wanderten voll Begebnisse über Himmel und Land in die Nacht hinein. Der Urwald stieg in dunkelm tiefruhigem Schatten über den Kamm des Berges; und über dem Waldwall, der den Kessel nach seiner offenen Seite schloß, erstand in der Ferne der hohe seltsame Berg. Seine Lade glühte auf und verdämmerte, und an jedem Abend zog eine gewaltige Wolkenwelt hinter ihm herauf und blieb an seinem Gipfel hängen, schwer in die Unendlichkeit gebauscht, wie eine Straußfeder am Hut der Frau Aventiure, die .... wo? . . . im Zug der Berge lag.

Die Erlebnisse des Tages füllten die Herzen der beiden Menschen bis zum

Rande; die Abendstunden wurden für sie ein süßes letztes Aufwühlen der Erlebnisse des Tages. Sehnsucht perlte glühend aus der Pracht der Abendberge und Wolken. Man fand Mut und Lust zu Gedanken und Gesprächen, die sich einem sonst ferne halten. Und in alle diese Freuden, diese traurig genußreichen Wünsche hinein erhob sich immer der seltsame glühende Abendberg und das Wolkentier, das an seinem Kopf hochwogte.

Eines Abends kam Jakob von der Höhe hinter dem Hause herunter. Der weiche Weidengrund machte seine Schritte unhörbar und er überraschte Leonore, die am Bambusbusch stand, in die Abendwelt schaute und die Tränen aus den Augen laufen ließ, wie ein Waldbächlein.

„Leonore, Sie weinen?"

Aber Leonore erschrak nicht darüber, daß Jakob sie überrascht hatte. Sie trocknete die Tränen und sagte lächelnd, indem sie auf den Berg wies:

„Ist denn das da nicht zum Weinen! Ich kann jetzt nicht anders ausdrücken, was mir das Herz bedrängt."

„Schauen Sie die Wolke am Berg. Sie ist jeden Abend so, die Straußenfeder am Hut unserer Frau Aventiure. Denn der Berg dort ist uns ja etwas wie ein Land geworden, nach dem wir uns sehnen. Allen unsern Abendgesprächen hat er zugehorcht, alle unsere offenen und im Innern unaufdecksam wuchernden Gedanken besitzt er. Und wir suchen ja immer als Abenteurer andre Länder, Leonore, immer andre Länder. Einmal nennen wir es Häuser und Stuben, dann Flüsse und Wiesen, dann Wälder, dann Städte, dann Schiffe und das Meer, am öftesten, Leonore, nennen wir es Frauen!"

Jakob stand in Glut, wie der ferne Abendberg. Aber Leonore sagte still und schaute verträumt zum Berg hinüber:

„Mir ist, als fände ich keine Ruhe mehr, bevor wir nicht auf dem Berg gewesen sind. Reiten wir hin!"

„Morgen!"

„Ja, morgen ganz in der Früh'!"

Sie winkte zum Berg hinüber:

„Berg, Berg, du Lieber!"

In aller Früh' des nächsten Morgens klopfte es an Jakobs Tür.

„Siebenschläfer auf! Wir reiten zum Berg!"

Aber Jakob war schon fertig. Er hatte, von der Ungeduld der neuen Unternehmung gepackt, wenig geschlafen und war mit grauendem Tag aus dem Bett gesprungen.

Kurz nachher ritten sie weg.

Ihr Weg ging am Itajahi entlang, talabwärts die Straße, über die Jakob heraufgekommen war. Bald öffnete sich jenseits des Flusses ein breites Tal, hinter dessen Hügeln der Berg der Sehnsucht seidig blau, kristallen im Morgen-

himmel schimmerte. Ein breites flaches Fährboot lag am Weg, und die Beiden ließen sich über den Strom setzen. Sie ritten forschen Trab das frische Tal hinauf, in dem bald links bald rechts Kolonistenhäuser hinter grünen Baumwellen und unter Palmen lagen; in dem in Weideplätzen, die schräg abgeholzte Hügel hinan stiegen, Kühe und Pferde behaglich weideten.

Aber es entging ihnen, daß das Tal unmerklich nach Süden abdrehte. Der Berg war lange schon hinter dem Rücken der rechten Hügelwand versunken. Das Tal verjüngte sich und schloß sich auf einmal in einem spitzen Bogen in den Hügeln.

Da ritten sie über ein brach liegendes Ackerstück, das voll üppigen Unkrautes wucherte, zu einem kleinen Koloniehaus. Eine abgearbeitete Frau kümmerte sich um ein Häuflein schwarzer Schweine herum und blieb mit geöffnetem Munde stehen, als sich die zwei fremden Reiter näherten. Ihre Nase schaute zu den kleinen wasserhellen Augen aufwärts zurück, und ihr dünnes Haar war blond und verbrannt, wie ihre kleine runde Stirn und wie ihre Wangen, die flach über die scharfen Backenknochen gespannt waren.

„Guten Morgen, Frau Pommerin!" sagte Leonore und reichte der Frau vom Pferde herab die Hand. „Sagen Sie uns nur, wir wollten zu dem Morro Bahu und kommen nicht mehr aus ihrer Tiefe hier heraus."

„Jo!" antwortete die Frau, und eines nach dem andern kamen ihre zehn Kinder aus dem Bretterhäuschen gekrochen und schauten mit blöden, hellen Augen die Fremden an.

„Müssen wir denn nun wieder zurück?"

„Das kann ich Sie nich sage!"

„Geht denn kein Weg über den Berg hier?"

„Jo!"

„O, das ist ja fein. Zeigen Sie uns mal schnell!"

„Aber mit die Pferde kommen Sie nicht durch!"

„Weshalb nicht? Wollen's wagen!"

„Sind Picaden von die Waldläufer!"

Das hätten Sie mich gleich sagen dürfen. Djüs, Frau Pommerin! Sie haben schöne Aipims!"

Die beiden ritten wieder in den Weg, der eigentlich nur aus zwei in hartes Gras gebetteten Wagenspuren bestand. Sie waren ziemlich unzufrieden, falsche Richtung genommen zu haben, denn sie verloren dadurch einen starken halben Tag und sie sehnten sich nach dem Berge.

Als sie wieder über den Itajahi fuhren, stand die Sonne tief seitwärts über dem fernen Berge, und im Lande lag die Stille der beginnenden Nacht. Es war heiß, aber eine Abendbrise schlug bisweilen von den Bergen nieder in ihren Rücken. Die Pferde waren matt und hungrig, ließen die Köpfe hängen und schleiften die Beine.

An der ersten Venda machten die Reiter halt. Sie erfrischten sich und die Pferde. Die Sonne fiel tiefer derweil. Die ersten Farbenchöre begannen am Himmel zu singen, violett und goldig, Hauch des Liebesatmens der Wolken. Aber trotzdem setzten die Reiter bald ihre Reise mit dem zu Tal strömenden Itajahi und dem schnell Himmel und Berge überschäumenden Abend fort.

Eilig sank die Nacht nieder. In wilden Schwärmen lagen die Sterne über ihren Häuptern tief im Nachtraum. Der Itajahi verrauschte im Tal. Die Sterne sanken hinein. Die Straße lief hoch am rechten Flußufer. Der Abhang war kahles Gestein, aber die Hänge hinauf düsterte der Urwald, und auch die breite Niederung am Ufer drüben lag voll Urwälder. Für Jakob hatten diese Urwälder jedoch nichts von der alten, frommen Poesie, von dem stillen Einsamkeitsverlangen eines deutschen Nachtwaldes. Sie lagen dunkel und tief um ihn und waren grausig große Wiegen. Jungfräuliche Wiegen der Urzeit, schlafwach lüstern, wie um die Vergessenheit ihrer alten Zeiten und ihres undurchdringlich fetten, üppigen und geilen Pflanzenwuchses einzusaugen.

Er wollte dies Leonore sagen. Aber die dunkle Größe des Urwaldes, der unter den Sternenschwärmen lag, gab ihm die Liebe zum Schweigen. Stumm ritt er neben Leonore und schaute ab und zu auf sie hinüber. Sie saß rittlings auf dem Rücken des Pferdes, und auf der hoch gelegenen Straße stieg ihr straff schlanker Körper voll Rhythmus im gründunkeln Licht des Sternenhimmels auf und nieder.

Jakob flüchtete sich vor der unheimlichen Pracht der Urwälder zu diesem dunkeln Kind. Er wollte ihrem Pferd in die Zügel fallen und das Weib ungestüm zu sich herüberziehn. Auf einem Sattel durch Welt und Leben! Herrscher und Knappe zugleich! Aber dann überfiel ihn wieder wie eine Schwäche die Rücksicht, die scheue Achtung vor ihrem unberührten Herzen.

Eine Brücke drängte die Reiter zusammen. Die Pferde scheuten ängstlich zurück, und Leonore legte ihrem Schimmel zur Beruhigung die Hand auf den Hals. Jakob sah diese Hand, nachtleuchtend, warm und hell, und er mußte in einer Anwandlung von herzlicher Zärtlichkeit darnach fassen und sie pressen. Leonore hielt seine Hand jedoch fest, glitt schnell mit dem Kopfe nieder und drückte ihren Mund darauf.

„Was war das?“ fragte Jakob heiß verwirrt.

„Ein Dankkuß!“

Sie ritten schweigsam weiter.

Was sollte Jakob fragen? Aber er war unzufrieden. Er war wie einer, der in einer steilen Halde ins Gleiten kommt und keinen Halt mehr findet. „Rutsche! Rutsche!“ sagte es in ihm. „Es gehört dir doch das stolze, herbe Kind! Es hängt an deinen Wünschen, wie ein Fischlein an der Angelschnur und zappelt. Nimm es ab und setze es in deinen Teich! . . . Rücksichten? Wohl noch auf

drüben? Wie weit liegt diese alte Welt von drüben denn hinter mir! Was weiß ich denn noch von ihr?! Wie weit liegt der Mensch von mir weg, der sich in die Schauspielerin verliebt hat, als er Student, noch ein Knabe war? Es war ja nur eine Flucht: aus den Schmerzen der Schul- und Heimatjahre weg an einen Frauenbusen. Frauenbusen sind Rosen, süß, berauschend duftend, herrlich fürs Auge und haben Dornen. Au! Ich ritz' mich schon dran! Trab, trab Rosilhe, Gaul! Schüttele mir die Knochen zurecht. Eine feine knöcherne Wehr ums Herz herum! Sie wehrt gegen Erinnerungen und Rücksichten, die nur faule Ausflüchte einer lotterigen Energie sind. Schuckel, schuckel, schuckel! Rosilhe! Ah, und die schwarzen Urwälder und die Schwärme der Sterne und dieses Band der Straße, das verstohlen in der Nacht leuchtet, wie ein Bett in einer dunkeln Stube. Wen haben wir am Abend in diese Stuben hinein verfolgt? Wer kichert und schluchzt hinter den Gardinen? Wem gehört diese jungfräulich üppige, heiße Brust, die das Hemd gesprengt hat und unter unsern Händen schwillt, als wühlten wir im heißen Sand eines Meerufers. Nein, so eine Zärtlichkeitsäußerung einer schönen Hand — ein ganzer Haufen Banderillos in unserem Stiernacken, womöglich noch con fuego . . . so, nun rutschen wir mit Automobilschnelligkeit. Die Pubertätsmolche quaken energisch in der ersten warmen Frühsommernacht! Sagen wir: Pfui! . . . Pfui! . . . Pfui! Dreimal in gemessenen Absätzen und im Brustton der Überzeugung deutscher Gewissensgründlichkeit!"

„Rosilhe, trab!" fügte Jakob mit heftiger Stimme seinen stumm geführten Gesprächen bei. Leonore wandte den Kopf. Die Pferde liefen schneller. Aber nur zwanzig Schritte weit. Die Rosilhe hinkte müde, und auch Leonorens Schimmel ging den wedelnden Gang der ermatteten Pferde.

Da stach ein Licht in der Nacht auf, nahe in der Biegung, die der Weg um den Hügelabsatz drehte. Als die Reiter sich näherten, hörten sie Töne irgendeiner Musik. Eine Harmonika oder eine Flöte oder sonst was? Aber sie erkannten, als sie das Haus schon in der Nachtnähe unterscheiden konnten, daß das Instrument ein Phonograph war.

„Segen der Kultur, die die fernsten Urwaldschlüpfe mit siegenden Fahnen erobert!" deklamierte Jakob. „Hören Sie, Freundin! Das Lied geht Sie an! O Leonore du mein Glück! . . . . Trovatore, Verdi, ‚fern von gebildeten Menschen' wie Goethe den Tarnowitzern einmal ins Buch schrieb. Tarnowitz liegt übrigens in Oberschlesien. Oberschlesien ist der deutsche Urwald, mein Fräulein!"

„Danke schön, Herr Lehrer!"

„Sie sind mir keineswegs zu Dank verpflichtet. Reines Vergnügen brachte mich zu dem Amt, dessen Titulatur Ihre Liebenswürdigkeit mir huldreich soeben verlieh."

„O, wie kompliziert! Welches Glück, daß wir schon an dieser Venda hier

angekommen sind, wo Sie sich von den Anstrengungen dieses Satzes eine ganze Nacht lang ausruhen können!"

Aber kaum hatte Leonore Zeit ihren Satz auszusprechen, als sie heftig vom Pferde herabsprang und auf das offene Fenster zuflog.

„Das Väterchen, das Väterchen!" rief sie im Sturm, winkte zu Jakob zurück und streckte die Hände zum Fenster hinein.

Jakob hob sich aus dem Sattel und trat langsam und staunend an Leonore heran. Er sah durchs offene Fenster einen schlanken kräftigen Mann auf einem Sofa liegen. Eine ergraute Mähne stand flatternd auf seinem Kopf, und sein langer Bart hing weich und wehend unterm Gesicht, wie ein Schopf grauen Baummooses an einem Urwaldbaum. Blaue Augen, wie eine azurne Lichtung zwischen Wolken im Firmament, und eine kräftige, träumerische Nase unter der hohen Stirne.

Dieser Mann schlug seine langen Beine hoch in die Luft hinauf, sprang empor, zum Fenster und hob die Leonore wie ein Kätzchen in die Höh und von draußen ins Zimmer hinein. An seinem Halse hängend, protestierte sie jedoch:

„Oho, du Väterchen! Guck draußen! Ich bin nicht allein. Da ist noch mehr zum Hereinheben, Riesenväterchen! Hopp."

Aber Jakob kam zuvor und sprang übers Fensterbrett. Er hielt dem Alten die Hand hin, während Leonore vorstellte!

„Hier ist das Väterchen, von dem wir oft gesprochen, und das ist einer, der Alltags Herr Schmitt heißt, sonst aber ein Dichter aus Deutschland ist; oder vielmehr aus Luxemburg. Übrigens ist Luxemburg ein selbständiges Großherzogtum und bildet vor den Toren zum Rheinland einen grünen Tal- und Hügelpark mit Berglein, Bächen, Wiesen und einem heiter blauen Himmel, wie der Herr Lehrer dort mir öfters erklärt hat."

Die zwei Männer legten ihre Hände ineinander und schauten sich derweil in die Augen. Dann drückten sie die Fäuste fest zusammen und wußten, wie sie miteinander standen und wer sie beide waren. Dazu schnurrte und schnatterte der Phonograph die Verdische „Leonore" weiter. Der Alte wandte sich zu dem Mädchen:

„Siehst du, so hat mich das Kind auf den Schleichwegen der Sehnsucht ertappt. Die verfluchte Sentimentalität machte mir sogar diesen Schnurrapparat eine geschlagene halbe Stunde lang erträglich, nur weil er spielte: ‚O, Leonore, du mein Glück!‘ Nun ist gut, halt ein, Jammerkasten! Ich brauche dich nicht mehr. Die Leonore ist ja selber gekommen."

Bald saßen die Drei bei einem einfachen Nachtessen. Sie hatten sich zueinander gefunden und der Alte erzählte von seinen letzten Streifzügen. Er war diesmal vom Norden her in die Urwälder gedrungen und wollte die Quellen des Rio de la Plata finden, hatte mancherlei Neues gesehn, Vieles erlebt und

war auf dem Heimweg. Er versuchte, mitten in seinen Erzählungen sich über Jakobs Verhältnis zu Leonore klar zu werden, aber Jakob merkte gleich seine Absicht. Er schüttelte hinter dem Rücken Leonorens mit dem Kopf. Der Alte verstand und machte unvermittelt mit seiner kräftigen Faust die Geste des An-den-Kragen-fassens.

„Was war das, Väterchen?" fragte Leonore.

„Das war eine Sternschnuppe, die fiel und bei der jemand vernachlässigt hat, sich etwas zu wünschen."

„Versteh ich nicht!"

„Ja, Schwarzele, Sternschnuppen sind auch nicht zum festen Zupacken. Sternschnuppen fallen hoch in den warmen Nächten, Kind, und vergeblich recken die kleinen, süßen Frauen die Arme nach ihnen. Aber wenn Ihr nun mit hinaus geht, dann suchen wir einen Platz unten am Wasser, schauen den Sternen zu, aus denen die Sternschnuppen niedergleiten; Ihr wünscht Euch was, und ich erzähle Euch von einer Sternschnuppe, die einmal in mein Leben gefallen ist."

Sie gingen hinter dem Haus einen schmalen Weg hinab. Der Alte in der Mitte legte seine Arme über die Schultern der Beiden und führte sie sicher über den dunkeln Pfad.

Unten am Fluß lag ein Felsblock, auf den sie sich setzten. Seitwärts leuchtete unter dem Schein der Sterne ein dunkler schwerer Busch. Unter ihren Füßen glitt stumpf und schwarz der Strom. Aber ferne her rauschte das Tal vom Nachtwandern des Itajahi. Und was ist mehr dem Herzen der Menschen vergleichbar, als dieser Strom in der Nacht! Ist die Nähe unfühlbar still, so geht doch immer und immer in der Ferne das Rauschen der Sehnsucht, des Wanderns, wie der Flügelschlag eines großen schönen Vogels.

Alle drei, wie sie so nebeneinander saßen, Leonore in der Mitte, hörten wohl den fernen Flügelschlag vorbeirauschen. Aber der Alte griff nach dem Zaubervogel und erzählte:

„Es war einmal ein Mann und der war ich. Der wanderte mangels bessern Tuns in der Welt umher und hatte einmal in Kleinasien den Einfall, sich zu verlieben. Seine Liebe wurde aber bald wie eines der mächtig strömenden Wasser, wie einer der unbeugsam himmelansteigenden Berge, wie einer der unverstummbar rauschenden Wälder, die er so gern an seine Wege nahm.

Das wäre schön und gut gewesen, denn die Frau hatte ihren Zweig auf seinen Baum gepfropft, hatte sich von ihm in heimlichen Stunden erzählen lassen, hatte ihn geküßt, war mit ihm gewandert. Aber die Frau war eine Jüdin aus einer alten Familie, die starr wie Bronzegötter ihr Verschlossensein gegen den verliebten Germanen pflegten. Die Familie fing an, das Kind vor dem Mann zu verbergen, wie die Mönche ihre Kirchenschätze vor den Sanskulottes der Revolution. Ich kam aber immer wieder auf die Spur. Ich floß

hinter meinem Frauenherzen her, wie ein magnetischer Strom, der das verborgene Eisen in den Bergen spürt. Und so wanderte das Mädchen um das ganze mittelländische Meer herum, von einer Sippschaftsburg in die andere. Ich mit gereckter Faust hinterdrein, und einmal hab' ich dann zugepackt. Das war in dem herrlichen Oporto. Da fand ich sie. Da schlug ich nachts die Tür ein, die zu ihrem Gemach ging, und hui, flog mein Schimmel mit hallenden, funkenschlagenden Hufen und dem Schatz des Lebens auf dem Rücken die engen Gassen hinauf, zur Stadt hinaus und über die Hochebene davon ins Leben.

Aber dieses Vorspiel, dessen Lied nur kurze Zeit in einem Waldwinkel hier herum wie ein sorgloser Strom in der Waldtiefe sang, hatte einen Epilog, um den es mir heute zu tun ist. Eine Art Jubiläum! Zwanzig Jahr! Deshalb bin ich auf einen Tag zurück, mein Kind. Spannt die Ohren! Ich glaube, die einzige Weisheit des Lebens liegt in meiner Geschichte.

Die Frau, die ich mir in so wilder Flucht genommen, ging mit in dieses Land der Urwälder und der frischkräftigen Felsenflüsse. Wir lagen tagelang mit den Reichtümern, den halb unbegreiflichen, ja, anfangs fast grausigen Fruchtbarkeiten der Urwälder zusammen. Es waren keine Erinnerungen älterer Erlebnisse in ihnen, also noch keine Poesie. Jungfräulichkeit! Eine ganz, ganz neue Welt, nur mit uns zu erschaffen! — Und das gelang uns.

Dann kamen die ersten Anzeichen des Reifens unserer Liebesfrüchte; das glückselige Beisammensein vertiefte seinen Ernst in aufsteigenden Sorgen, vertiefte seine Schönheiten in den Hoffnungen des nahenden Kinderglücks. Und dann, Leutchen, wurde dieses Mädchen geboren, das hier bei uns sitzt. Die Frau war am Morgen nach der Geburt tot. Ich begrub sie unter einem Orangenbaum, in dessen dunkelm Laub die reifen Früchte wie Goldgeschmeide glühten. Ich wusch das Kind, legte es in reinliches Linnen und lief in den Wald hinaus und wußte nicht: Kommst du wieder oder gibst du dich dem Schoß der Erde zurück?

Ich hieb mich wütend durch das Gestrüpp, fing an die Bäume hinanzuzuklettern und ließ mich, von der Mutlosigkeit besiegt, gleich wieder herunterfallen, wie eine Schlange, der ein Stock die Wirbelsäule zerbricht. Aber immer wieder von neuem Mut, und wieder öde Verzweiflung, daß ich mir mit der stürmischen Vergangenheit meines Lebens vorkam wie eine düstere, schwere Regenwolke, die ohne Gesetze, in jähen Fällen und Aufstiegen unheimlich wahnsinnig, in einem leeren, farbenöden Lufthimmel auf- und niederwütete.

Sobald ich aber die Fäuste in meine Haare krallte und mich über diese Vorstellung herwarf, wie ein Löwe über eine glatte Schlange, sobald ich zugriff, schlug, stampfte, schrie, biß — das alles geschah am Boden zwischen faulen Stämmen, zweifelhaftem Getier, schönen, seltsamen Pflanzen und Blumen — sobald ich dem Kopf des Untiers dieser Vorstellung zwischen den Fäusten die

Kiefern übereinander quetschte, daß sie knackten, da war ich entschieden. Atemlos stürmte ich durch die Pikade, hieb mich wütend durch nie berührtes Gestrüpp hindurch, hinaus. Das Haus und sein Kind hallten in meinem Innern, wie die Stimme eines göttlichen, reinigenden Gewitters über Urwald, Felsgebirg und Meer.

Und bald hab' ich das Balg mit seinem ganzen Bett unter den Armen, liege auf den Knien und küsse die Tücher, in die die Blüte von Blut und weichen Knochen noch lebensungewiß gehüllt ist. Das Geschöpf schreit, wie ein junger Löwe, den ein Gorilla gefährlich karessiert. Aber sein Schreien jagte wie ein Fackelreiter durch meine Adern. Ich brannte lichterloh. Und, Himmel mit den Sternen, du weißt, wie ich dann das kleine Geschöpf gehütet und gefüttert hab'!

Gut, es wuchs und gedieh, wurde schöner, wie die jungen Bäume, deren Wachsen ich rundum neidisch überwachte. Es wuchs aus den Schmerzen der Erinnerungen des genossenen Glücks als eine neue Blume, bei der ich ohne Groll über die Katastrophe verweilte. Wenn dann in der Blütezeit der Saft aus dem Erdboden und aus dem Grab in den Orangenbaum stieg, die Zweiglein schwellen ließ, die Blätter steifte, die Blüten süß durchdrang, dann verbrachten wir ganze Tage unter dem Orangenbaume, wie in einem abgelegenen Schloß. Die Tote war Erdgeist geworden und lag über uns unsichtbar, aber im Blühen des Baumes vom Leben geläutert, in den Kreis gedrungen, mit dem die Natur Zeit zu Ewigkeit führt. Mit erhabenen Gefühlen der Dankbarkeit, des Gottvertrauens weihte ich das Kind zärtlich dem grünen Geiste der Toten. Das kleine Monument, das ich diesem Kultus als Sinnbild gesetzt, haben Sie ja wohl über meinem Bett zu Haus gesehn: Der grüne Kranz, der Tod und Leben, als eines das andere gebend, veredelnd ineinander fließen läßt!

So hat sich über diesem süßen Kinde Leonore der Kreis meines Lebens geschlossen, und in der Liebe zu ihr birgt sich die Liebe zu der Toten und mehr für mich alle Liebe zum Werden. Das Leben!"

Das letzte Wort bebte in der Stimme des alten Mannes wie ein tiefer, das Herz erschütternder Orgelton. Jakob sah die Augen des Vaters in dem Sternenschein der Nacht das Mädchen anglühn, und auch er mußte sich ihrem Gesichte nähern, von einem warmen, mächtigen Winde zu ihr getrieben. Er sah, wie Leonore langsam, träumerisch ihr Gesicht zu ihm herüber wandte. Sie schaute ihn mit den im Dunkeln leuchtenden Augen an, nahm seine Hände und Jakob fühlte, daß sie heiß, sehnsüchtig zitterte.

„Sie lieben mich!" sagte sie mit einer leisen Stimme, die die zarte Wärme eines fernen Sternes hatte. Jakob neigte sich schnell nieder und drückte, heiß aufwallend, ihre Hände fest an sein Gesicht:

„O, wie lieb' ich Dich!"

Da zog sie seinen Kopf herauf an ihre Brust, senkte ihr Gesicht in sein Haar und weinte.

Zu derselben Zeit hätten andere Menschen als die beiden, die sich in Liebe zueinander gefunden und von ihrer Umgebung verloren hatten, einen langen Menschen gesehn, der von dem Felsen aufsprang, mit wehenden Haaren und flatterndem Bart den Fluß hinauflief. Er klammerte die Hände an die Brust und mußte doch laut aufstöhnen. Das Weinen saß ihm in der Kehle wie ein harter Dolch. Es war Glück und Leid. Am liebsten hätte er seine Tränen herausgebrüllt wie ein Löwe. Aber er wollte nun einmal nicht weinen, der Dickkopf. Als er sich jedoch nicht mehr halten konnte, sprang er, so wie er war, mit den Kleidern ins Wasser, und schwomm den kalten dunkeln Nachtfluß hinauf. Dann stieg er gekühlt wieder ans Land.

Er lief zur Venda zurück, ließ sein Pferd satteln, wechselte die nassen Kleider gegen trockene und machte sich in die Nacht hinein davon.

Als Jakob und Leonore viel später und noch in schwerem Traum von Fluß heraufkamen, erzählte ihnen der Wirt, daß der andere trotz der Nacht weggeritten sei. Er gab Jakob einen Zettel, den er zurückgelassen hatte. Die beiden falteten den Zettel auseinander und es stand mit fliegenden, schweren Buchstaben nichts drauf, als

„Glücklich werden!"

Am nächsten Morgen, — der Himmel war rosenrot von der Frühröte berührt — ritten Leonore und Jakob wieder auf die Straße hinaus und dem Berge zu. Der Widerschein des Himmels lag als roter Glast auf der Erde, und Jakob deklamierte:

„Leonore reitet ums Morgenrot!"

Aber Leonore neigte sich überschwenglich auf ihrem Pferd zu ihm und drückte ihre Lippen an seine Brust, bis er ihren Kopf bis zu seinem Gesichte hochzog und ihren Mund fand. Die Pferde blieben verständnisvoll stehen.

Bald lösten sich die Liebenden voneinander.

„Rosilhe! hopp!" klatschte Leonore Jakobs Gaul mit der Hand auf den Rücken. Die Rosilhe tat einen Satz, Leonores Schimmel folgte und in gestrecktem Galopp knatterten die Hufe auf der Straße, bis eine Holzbrücke kam und die Pferde scheuend zurückhielten. Und dann wieder Küsse, und Jakob zog die süße kleine Frau ganz zu sich herüber auf die Rosilhe. Die trat einen Schritt zurück, ahnte, worum es sich handelte und leckte dem Schimmel mit den schwerfälligen Liebkosungen ihrer dicken Zunge über den Hals. Denn auch die Pferde kennen die Liebe und das schöne Lied des Genusses, das Mund zu Mund treibt und um zwei Verliebte tönt, wie die Rhythmen einer wollüstigen Walzermusik. „Kitz, kitz!" neckt es. „Hetz, hetz!" stachelt es an. Und Mund sucht Mund, wie der Regen die Erde, befruchtend! O, Küsse! Jakob und Leonore, Ihr habt ihre süße Gewalt, ihr Orgellied in gotischen, sehnsüchtigen Kirchenhallen in Euch gehabt, als Ihr am dunkelkristallenen Itajahi entlang zwischen Urwäldern

und neuen Kolonien alter Menschen hindurch nach dem blauen Schleier des Berges der Sehnsucht gepilgert seid.

Der Vendist, in dessen Haus Jakob und Leonore übernachtet, hatte ihnen den Weg zum Berge erklärt. Sie mußten drei Stunden flußabwärts reiten, und wenn sie dann eine Stelle fänden, an der sie über den Fluß könnten, so wären sie bis zum Abend am Ziel. Wo Capoeira und Urwald wieder beiderseits die Ufer besetzten, da verbreiterte sich der Fluß über Steine und Felsblöcke; und bei dem heurigen niedrigen Wasserbestand würden sie gewiß auf den Pferden hinüberkommen.

Sie kamen an der Stelle an, die der Wirt gemeint hatte, und erkannten sie leicht. Ein Pfad lief von der Straße ab zum Fluß und am Ufer entlang, das sich vor der Straße durch einen dichtbewachsenen, breiten Waldstreifen verbarg. Sie ritten durch hohes Gras. Der Itajahi war breit und von zahllosen Steinblöcken besät, die ihre nackten Köpfe grau und verwaschen aus dem Wasser hervorstreckten. Die Reiter stiegen ab, trieben die Pferde ins Wasser und sprangen, die Leinen in der Faust, von Inselchen zu Inselchen. Die Strömung ruderte zu ihren Füßen zwischen den Steininseln durch, rauschte und drehte in zierlichen Strudeln und trieb die schweren, dunkelgrünen Arme des Wassermooses aus der Tiefe herauf und unruhig hin und her. Hier und dort flog ein Schaumwirbel weiß in die Höhe. Sie hatten oft Schwierigkeiten zu überwinden, zweifelhafte Sprünge zu wagen. Bald zogen sie auf einer Steinplatte Schuhe und Strümpfe aus und banden sie den Pferden auf den Rücken. Als sie aber auf einem großen und schweren Stein angekommen waren, der mit einigen Sträuchern bestanden aus dem Wasser ragte, sahen sie sich vor einer tiefen und breiten Rinne, in der das Wasser kräftig strömte.

„Nun kommen wir nicht mehr weiter!“ sagte Jakob. Die Pferde standen bis über dem Fußgelenk im Wasser und tranken mit tiefgeneigten Köpfen. Jakob nahm einen trockenen Ast, der auf dem Stein lag, und maß, ohne den Boden zu erreichen.

„Was nun?“ fragte er verzagt. Seitwärts ist alles so wie hier. Überall den Strom hinab und hinauf die Rinne. „Also zurück! Wie dumm!“

„O, du mein Held!“ lachte Leonore und hing sich Jakob an den Hals. „Kann der Held vielleicht schwimmen?“

„Wie ein Fischotter!“

„Nun also!“

Jakob schaute sie fragend an.

Sie löste, harmlos lächelnd, das Leinenkleid, schlüpfte heraus. Es glitt zu ihren Füßen und die rote, glühende Sonne lag auf dem elfenbeinernen Leib der jungen Göttin, wie in einer schwellenden sehnsüchtigen Wolke.

Jakob schaute betroffen das nackte Mädchen an. Kosend strich die wunder=

same Lieblichkeit des Erlebnisses durch seine Adern, wie ein Vagabund durch Frühsommerwiesen, in denen der weiche Sommermorgen summt. Seine Blicke gingen, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume, über den nackten Körper, über den feinen, straffen Hals, über die jungen, rosig bereiften Busen, Früchte mit dem Tau der Reife, über die schlanken, kräftigen Beine.

Leonore drehte sich zu Jakob um:

„O, nun schau! Wird's bald? Oder hast Du Lust, mit den Kleidern zu schwimmen."

Jakob aber stürzte vor ihr nieder in die Knie und drückte seinen Mund an ihren Leib.

„O, Du Schatz des Lebens, Du süße Reinheit, Du Bett der Keuschheit!"

Er preßte sein Gesicht in ihren Leib, schlang seine Arme um ihre Hüften und zog sie zu sich nieder. Das Lächeln verließ Leonorens Gesicht. Ihre Adern brannten und quirlend stieß das Blut; in einem ungeheuren Sommer von einer einzigen Minute schwoll die Reife in ihr Herz und sie war dem geliebten Mann demütig ergeben, gehorchende Dienerin und schenkende Göttin. Der Strom rauschte an dem jungen Paar vorbei die Hochzeitsreise zutal, ein altes Rauschen, reich, eintönig, überall wie der Wind. Der alte Urwald lag unberührt im Sonnenmorgen; und am Himmel wanderte eine selige, weiße Wolke. Eine Libelle spielte vor den beiden über dem Wasser, schwebte sorglos nieder, wippte mit dem feinen Schwanz in eine Welle, stieg dann heftig hoch und begann aber immer wieder.

„Nun brauchen wir nicht mehr zum Berge zu gehen!" sagte Jakob nach einer Weile.

Leonore reichte ihm ihre Hand. „Nein!" sagte sie. Sie saß mit ernstem, frommem Gesicht auf dem Stein und schaute dem strömenden Wasser zu.

Als sie sich erhob und nach ihren Kleidern langte, legte Jakob seine Wange an ihr Bein und bat leise:

„Noch nicht!"

Da lächelte sie erst. Aber auf einmal hob es sich aus ihr herauf, wie ein Erdbeben, das aus dem Schoß der Erde heranschlägt. Mit einem wilden Schluchzen preßte sie ihre Arme um Jakobs Brust und drückte ihn fest, fest an ihren nackten Leib. Ihr Götter, die ihr uns die Liebe gebt, wie dem Schoß der Erde die Quellen der Ströme, ihr wißt vielleicht, ob in dem Schluchzen eines solchen Weibes, das zum erstenmal den Mann erkannt hat, Glück, Sehnsucht oder Schmerz schreit. Ist es uns Sterblichen denn bewußt, zwischen welchen Ufern der Strom der Liebe geht, an welchen Felsen er seine Wirbel reibt, aus welchen Schlünden er die schlammigen Haarstränge seines Mooses, die Perlen seiner geheimnisvollen Blasen hochtreibt und in welche Meere er die Schiffe unseres Lebens rudert?

Bald ritten sie wieder heim.

Sie ließen ihre Pferde scharfen Tritt nehmen, denn hinter ihnen her war die Ungeduld. Die Sehnsucht der Verheirateten nach dem Nest. Beide waren still und schweigsam und in Jakobs Glückshimmel hing ein reinigender Gedanke, wie eine Regenwolke. Leonore war der sichere, süße Glockenton, der in den Bergen über die Weiden und Matten, über die Felsenkanten und -Stege führt, war eine fein duldende, herrlich schenkende Heilige, an die man glauben, zu der man beten konnte.

Aber in Jakobs Leben stand ja die andere Frau — die Trude; dies kleine kluge Frauenzimmer in der alten deutschen Stadt; mit der er die letzten zwei Jahre seines Lebens geteilt hatte. Es war Jakob in einem Augenblick klar, daß er nun von ihr erzählen müßte. Ja, er mußte sie sich ja schon wegerzählen und war unruhig, daß er bisher kein Wort von ihr gesprochen, so oft er es sich auch vorgenommen hatte. Aber nicht, daß er zu Leonore von der andern beichten mußte, verdüsterte die Wolke in seinem Himmel!

War er denn frei von der alten Studentenliebe, wenn er sie sich aus dem Herzen erzählt? Wie ging es denn mit Trude, wenn sie den zerreißenden Brief aus Brasilien bekäme? Sie liebte ihn!

Er mußte plötzlich einmal auflachen. Das war aber etwas wie Bitterkeit. Er dachte daran, daß er noch vor einem Jahre vorhatte, die kleine deutsche Schauspielerin als Frau Rechtsanwalt Dr. Jakob Schmitt nach Luxemburg in den kleinen Zier- und Gemüsegarten seiner Sippschaft und seiner Jugenderinnerungen zu verpflanzen. „Dreh, dreh!" sagte er, „immer rundum. Leben, so reich bist du, daß man ein goldenes Herz wegwerfen kann und schon hat man das andere in der Hand!"

Es stieg ihm gallig auf und er fühlte es tragisch über sich lagern.

Aber Leonore war von so betörender Süße des Anblicks. Genossenes Glück des letzten Tags und Sehnsucht und Hoffnungen auf das „Zuhaus" mit ihr zusammen zogen den Zügel kräftig rechts herum zu der Seite, wo Leonore ritt.

Leonore bemerkte Jakobs Schweigen und seine wechselnden Launen nicht. So mitten im eintönigen Steigen und Sinken des Pferderückens, mitten zwischen den langsam rückwärtstretenden Landschaftsbildern dachte sie ein wenig eingeschläfert an einen Garten zwischen den Sternen. Weiche Nächte, süße, tiefe Heckengänge, der Singsang von Fontänen, schummerige Pavillons und Sterne, Sterne. Aber sie sehnte sich ein klein wenig nach dem grünen Kessel ihres einfachen, nüchternen Heimatlandes zurück. Es lagen so viele Erinnerungen drunten und die waren auf immer verloren. Da war sie sehr traurig und hätte am liebsten geweint. Aber die Liebe zu einem Mann kam wie ein wunderbares Fest in sie; ihr Ernst vertiefte sich, ihre Melancholie wurde feierlich, ihre Gedanken schritten auf hohen Bergen über dem Meer und mit rauschendem

Steigen ging die Sonne über die Welt und füllte das Leben der erwachten Frau, wie sich ein Dom mit dem Rauschen der tiefen Orgel und dem süßen Lockduft des Weihrauchs durchdringt, wenn die Glocken das letztemal zum Hochamt läuten.

Am späten Abend kamen die beiden zu Haus an.

Jakob mischte den Pferden Mais und Häcksel und ließ die Türe des Stalles offen, damit sie auf die Weide laufen könnten. Mittlerweile bereitete Leonore das Abendessen. Sie wunderte sich, daß Jakob so zurückhaltend war und ihr höchstens einmal die Hand küßte; sie war ein wenig beleidigt. Aber das wollte sie ihm nicht zeigen. Es war ja kindisch und ihr war so feierlich schwer zumute.

Als sie zu Nacht gegessen hatten, bat Jakob:

„Komm Leonore, wir nehmen zwei Stühle und gehn uns unter den Bambusbusch setzen."

Unterwegs sagte er:

„Ich muß dir etwas aus meinem Leben erzählen!"

Sie rückten die Stühle an die Säulen des Bambusbusches. Jakob sah, wie Leonores Augen harmlos zu ihm aufblickten, und es schlich sich eine leise Angst an ihn heran. Er preßte seine Hände fest an den Stuhl, wie um sich Mut zu machen.

„Leonore!"

„Lieber!"

„Du bist immer hier allein gewesen, hast einen wunderbaren Vater. Das Herz dieser Wiesen, dieser Urwälder, dieser Berge, dieses Himmels ist einfach. Du hörst nur Reinheit aus ihnen, keusche Naivität, so wie du selber geworden bist in ihnen und aus ihnen.

Aber ich bin anderswo aufgewachsen. Von klein an war mein Sinn auf Kompromisse gerichtet! Von meiner Heimat und den schmerzlichen Jahren in ihr habe ich dir oft erzählt. Ich mußte immer nachdenken: Wie mußt du es nun wieder machen, daß du weiterkommst, daß du vorbeikommst? — Und wollte doch nicht nur gerade so den Verhältnissen unterlegen sein, so wie ich es rundum mich machen sah. War es Stolz oder Selbsterhaltungsbegier? Einerlei. Ich litt entsetzlich.

Und kam so da mitten heraus zur Universität, zur Freiheit. Die Freiheit war relativ. Ich nahm sie aber in gierigen Zügen in mich auf und benutzte sie zunächst dazu, mich in eine Schauspielerin zu verlieben. Wir wanderten lange Abende am Rhein hinab, saßen bis in die Nächte zusammen, ich nannte zum erstenmal eine Frau mein und konnte das Leid, das beißende Qualmen, die Zerrissenheit meiner Sturm- und Drangjahre, die in einer unleidlichen Melancholie dahinflossen, zu ihr flüchten.

Wir trieben immer enger zusammen und stellten uns in allem, was an uns herantrat, auf dieselbe Temperatur. Sie säuberte sich bald ganz von dem Staub und dem Schmutz der Kulissen, und wir schlugen uns Arm in Arm in den jungen Wald unserer aufsprießenden Kultursehnsüchte hinein. Sie hatte mehr die naive Freude am Dahinleben und mischte sie wunderbar in mein schwerflüssigeres Blut. Das ging so jahrelang.

Aber auf einmal merkte ich, daß die Mischung von ihr und mir komplett war, daß kein Tröpflein mehr in ihr floß, das nicht auch in meinen Adern stieg. Und da hatte ihr Weibsein für mich ein Ende. Es gab kein Blut mehr, das sich an der höhergespannten Temperatur des andern zu der Sehnsucht genießender Nächte erhitzte.

Aber ich fand nicht den klaren Mut, mich mit ihr auseinanderzusetzen und unternahm lieber, zum Hinausschieben, die Flucht dieser Reise, zu der mich übrigens ja auch noch andere Zwiespälte getrieben haben."

Die Dunkelheit fiel rasch vom Himmel und umhüllte die beiden schwer, daß sie sich nicht mehr in die Gesichter sahen. Jakob lag mit dem Rücken seines Stuhles an die Bambussäule gelehnt und schaute ununterbrochen geradaus in den Himmel, aus dessen rieselnder Dämmerung die ersten Sternchen blaß aufzuflimmern begannen.

Leonore hatte sich ein wenig abgewandt und hielt sich mit den Händen am Stuhlsitz fest. Ihre herabhängenden nackten Arme leuchteten dunkel im Abend, wie Silber. Sonst sah Jakob nichts von ihr. Er fuhr fort zu erzählen:

„Nun hab' ich dich gefunden, Leonore! . . . Aber was wird mit Trude geschehen? Wir haben die letzten zwei Jahre in Genf, in Paris als Mann und Frau zusammengelebt. Für sie gilt unser Verhältnis als unlösbare Ehe. Sie liebt mich unaussprechlich. Ich weiß und fühle es noch mehr. Diese Ungewißheit quält und martert. Sie aufgeben kann ich nicht. Ihr Leben muß in gewissem Sinn an meinem hängen bleiben. Ich möchte, daß sie unser guter Kamerad wird. Früher habe ich oft von ihr die Vorstellung gehabt, daß sie nicht ein Weib sei, sondern mein lieber, kleiner, treuer Bub. Welches Recht habe ich aber, von ihr zu verlangen, daß sie sich mit dieser Rolle bescheidet!"

Jakob schwieg.

„Schluß!" rief er dann heftig und warf den Kopf in die Hände.

Nach einer Weile:

„So sag' mir doch was, Leonore!"

Aber Leonore blieb stumm.

„Leonore!" bat er nochmals gequält.

Als sie auch diesmal nichts sagte, sprang er von seinem Stuhl auf, beugte sich zu ihr, die zurücklag, nieder, tief übers Gesicht, und sah ihre Augen in der Dunkelheit nahe vor sich starrweit geöffnet und leblos.

„Du, du!“ flehte er und strich leise in einer schmerzlich bittenden Liebkosung über ihre in der Dunkelheit leuchtenden Hände. Da sprang sie entsetzt auf, stieß einen gellenden Schrei aus und lief den Hügel hinan zum Haus.

Jakob blieb noch eine Weile unter dem Bambusbusch reglos stehn. Als er Leonore nicht mehr sah, folgte er langsam mit schweren Schritten und einem gequälten Herzen. Er sah oben in die Stube hinein und fand sie leer. Da setzte er sich auf die Bank in der Veranda, legte sich fest mit dem Rücken an die Wand und starrte traurig und richtungslos in den Nachthimmel.

Plötzlich sprang er auf.

Eine quälende Ungeduld, Leonore zu sehen, marterte ihn. Er bekämpfte sie aber und mit einem heftigen Entschluß verließ er die Veranda, ging schnellen Schrittes die Wiese hinab. Der Vollmond war aufgegangen und sein Licht füllte hell den Kessel. Jakob schob die Bambusrohre an der Pforte weg und schritt über den verwachsenen Weg durch den Waldkanal. Als er auf der Straße angekommen war, blieb er einen Augenblick unentschlossen stehn. Dann suchte er den Pfad, der zum Fluß führte und glitt den Uferhügel hinab. Unten lag der schöne schwere Einbaum Leonorens an einen Stamm angebunden. Er zerschnitt die Baststricke, schob das Kanoe heftig ab, indem er zugleich hineinsprang. Die Strömung erfaßte das Fahrzeug, drehte es einmal rasch um sich selbst herum und trug es dann in rascher, gleichmäßiger Fahrt zu Tal. Jakob saß anfangs auf der schmalen Bank. Bald legte er sich aber auf den Rücken in das Boot und sah sich ganz allein unter dem Himmel dahingleiten, dessen Sterne blaß in der grünen Mondhelligkeit zwinkerten. Der Einbaum floß ruhig dahin, eintönig, einschläfernd. Der Itajahi rauschte aus der Ferne. Sonst nichts!

Jakob schwomm so eine Weile talwärts. Über die Dauer seiner Fahrt hatte er keine Vorstellung. Das ebenmäßige Dahingleiten hatte seine qualvollen, heftigen Gedanken um Leonore geglättet, seine Nerven gewiegt und eingeschläfert. Er dachte an tausend gleichgültige Dinge, die fern und schattenhaft an ihm vorbeizogen, ohne ihn zu berühren.

Auf einmal fühlte er sich aus der wiegenden glatten Fahrt aufgerüttelt; der Einbaum stieß und grollte, verweilte einen Augenblick, trieb weiter und prallte plötzlich mit einem Knall an einen Felsenstein.

Jakob sprang auf und sah, daß das Boot quer am Stein entlang am Ufer lag. Die Strömung berührte es nicht mehr. Da stieg er aus und zog den Kahn auf den Stein herauf.

Kaum war Jakob sich darüber klar geworden, daß er nur durch das hohe Krautwerk zur Straße hinaufzulaufen brauchte, als wie ein Peitschenknall durch einen stillen Sommersonntagsabend die Sehnsucht nach Frieden und nach Liebe um Leonore ihm ins Herz sauste.

Und er lief und lief. Der Mond beleuchtete seinen Weg. Nachtvögel stiegen aus dem Gebüsch und fielen mit zackigem Flügelschlag um seinen Kopf. Er hieb mit der Faust nach ihnen und lief weiter. Millionen von Grillen hämmerten grell . . . aber die Wasserfahrt war wohl lange gewesen? Noch immer kam der Seitenweg zwischen den Zitronenhecken, der Waldstreifen in dem verwilderten Weideland nicht.

„Ach, es ist ja doch gleich!" sagte er sich entmutigt, so oft er von der Ähnlichkeit einer Wegstelle getäuscht wurde. Nun überkam es ihn auf einmal ganz gleichgültig, ganz apathisch. Er war ein Räderwerk, das umsonst läuft, ganz unsinnig umsonst. Alle Werte, die er bis dahin besessen, waren in einem unheimlichen Bankkrach ganz auf einmal außer Kurs geraten.

„Mensch! Mensch!" fragte er sich laut, „wie konnte es geschehn, daß du so etwas nicht früher eingesehn hast!"

Er blieb stehn. Es schwindelte ihm, als sei er in einem plötzlichen und unerwarteten Erwachen an die Kante eines ungeheuerlichen Abgrundes getreten. Seine Augen sahen hinab und schmerzten ihn. Er schloß sie und ging dann langsam, unbewegt weiter, öffnete sie wieder und sah eine Weile den nächtlichen leuchtenden Himmel und das grüne Land bleiern schwer und grau.

Es war tief in der Nacht, als Jakob wieder die Weide hinauf zu Leonorens Haus stieg. Das Fenster ihres Zimmers war offen. Aber er schaute nicht hinein. Er sah nur in den andern Stuben nach, auf den Tischen. Nichts!

Da legte er sich auf die Bank in der Veranda. Von der Reise, von der Aufregung und dem Nachtwandern war er mürbe geworden. Er schlief ein.

Plötzlich erwachte er unter dem Faustdruck eines ängstlichen Traumes. Er blieb entsetzt und halb schlafend mit dem Rücken auf der Bank liegen, so wie er erwacht war. Seine leer und groß geöffneten Augen schauten in den Himmel, der sich im ersten Grauen erhellte. Der Glanz der Sterne war silbern geworden, ernst, und der Himmel sah aus, wie das sternenbesäte Tuch über einem Katafalk. Jakob lag darunter. Im Urwald drüben schrien die Brüllaffen. Entsetzlich, ungeheuerlich scholl ihr Brüllen durch den reinen Morgen. Es erweckte Jakob vollends.

Wie ein schwarzer Riesenvogel in der Nacht warf sich die Angst der Sehnsucht über ihn.

„Leonore!" schrie er und rannte wie ein Unsinniger in die Stube, klinkte an ihrer Tür. Sie war unverschlossen.

Die graue Helligkeit floß mit samtner Unheimlichkeit zum Fenster ins Zimmer herein und lag unruhig über dem Bett, wie Strudel und Strömungen in einem Fluß. In ihrem Lichte sah Jakob etwas, das anfangs ganz winzig und klein und närrisch dreinschaute; aber dann wuchs es; es raste zu gewaltigen Verhältnissen hinauf, richtete sich ungeheuerlich gegen ihn an. Und es war doch nur

die schöne asiatische Pistole, die am Boden lag und mit einem dunkeln Fadenbächlein in zierlich geradem Lauf an die herabgeglittenen weißen Betttücher und die nackte Brust Leonorens gebunden war.

Jakob knickte zusammen wie ein gewaltiger Bogen, der in der Spannung bricht. Er lag am Boden mit dem Rücken gegen das ungeheuerliche Morgenbild und sah die weiße Wand hinan, über die die Perlen der grauen Frühtagsdämmerung liefen. Nein, er dachte wirklich nichts! Und auch seine Vorstellungen gaben das Primitivste her, das sich in einem von so viel Beziehungen erfüllten Gehirn denken läßt: nur ein einsames, ödes Aufschnellen und Niedergleiten von grauen Flächen.

Als das erste lähmende Entsetzen sich etwas verebbt hatte, flüsterte er, wie ein inbrünstiges Flehgebet den einzigen, teuern Namen: „Leonore!"

Und immer wieder „Leonore!" Beschwörend, beschwichtigend, verlockend, schmollend, betrübt, melancholisch! . . . Es half nichts. Leonore war tot.

Sie hatte ihre schöne Pistole gegen ihr Herz abgeschossen.

Draußen heulten die Brüllaffen weiter. Die ersten rosigen Schaumflocken der aufsteigenden Sonne flogen die Wolken an. Der Morgen stieg unaufhaltsam über die keusche Früherde, wie ein Vater, der neugekräftigt zur Arbeit schreitet. Sein Herz ist fröhlich, daß er für die Familie Arme und Geist regen kann. Leben. Das Leben!

Als Jakob die Erkenntnis nicht mehr abwehren konnte, erhob er sich vom Fenster und trat an das Totenbett heran. Er sah die herben jungen Brüste kräftig und lebensfroh und in der einen das kleine rote Röslein der Kugel. Ein Strom ungeheurer Wut gegen dieses Röslein schwoll plötzlich in ihm auf und verlief ebensoschnell und ruhig. Er sah das schöne, junge Gesicht, und es hatte denselben ernsten, stillen Ausdruck, den es gestern morgen auf der Felsinsel im Itajahi gehabt hatte.

Jakob lehnte sich nicht auf.

Es war ihm, als schritte er an einem Wintertag rastlos über Felder. Der graue Himmel hing schwer und düster hernieder. Der Schnee trieb in undurchdringlich dichten Massen rund um ihn, und er sah kein Haus, keinen Baum, keinen Menschen. Er ging und ging. Es war etwas tierhaft Unbewußtes in ihm, eine gespannte Dumpfheit, die sich nie lösen würde.

Was er im Laufe dieses Tages tat, geschah mehr in den Zügeln eines schweren, wunden Instinktes als mit freiem Bewußtsein. Den verschlossenen Brief, den er im Zimmer fand, steckte er ungeöffnet in die Tasche und verließ den Raum.

Er saß auf der Veranda und ging dann zum Bambusbusche hinüber, unter dem er gestern Abend mit Leonore gesessen. Die Stühle flossen von Tau; der von Leonore war hinterrücks gestürzt und lag zur Seite geneigt zwischen zwei Stauden. Jakob schlug mit ihm leise an die hohlen straffen Rohre.

„Bum ... bum ... bum! Die Totenglocken!“ sagte er und erinnerte sich so ganz genau an die traurige Eintönigkeit der Kirchenglocken seiner Heimatkirche, daß er sie in der Luft bumbeln hörte. Da brauchte er nicht mehr mit dem Stuhl zu läuten.

„Nun werde ich verrückt!“ sagte er sich und durchbrach seinen dumpfen klanglosen Zustand einen Augenblick lang. Er stemmte die Fäuste wild und steil in die Luft, wie um sich gegen den Feind zu wehren, wälzte seinen Willen wie ein ungefüges, plump gewaltiges Schlachtheer vor sich her, in wahnsinnig gespannter Aufmerksamkeit ihn in Schach haltend. Aber er glitt unbemerkt und ruhig wieder in sein ödes Dahinschreiten über das Schneefeld.

Er ging in den Stall und suchte Hacke und Schaufel hervor. Am Bambusbusch grub er dann ein Grab. Als es tief genug war, weitete er es unter dem Wurzelstock zu einer kleinen Höhlenkammer aus.

Dann begab er sich in das Zimmer der Toten, schlug das Leintuch mit dem Blutstreifen um den toten Leib, nahm aus dem Schrank ein frisches, großes Linnentuch und umwickelte mit zärtlichen Händen noch einmal den Leichnam.

Er hob die Tote aus dem Bett und trug sie in seinen Armen zum Grab unterm Bambusbusch. Er ging mit langsamen, feierlichen Schritten und hatte den toten Leib ehrerbietig lose in den Armen liegen. Die Linnentücher scheuerten kühl wie Marmor seine Hände. Vorsichtig stieg er mit Hilfe der Stühle in die Grube hinab und mit leisen Händen schob er die Tote in die Grabkammer unter der Wurzeldecke. Dann riß er die Bank aus Palmitenstämmen, die in der Nähe stand, aus dem Boden, zerlegte sie mit der Hacke und schloß mit den Hölzern die Öffnung.

Als er dies alles getan hatte, überkam eine feierliche Stimmung den Totengräber. Er kniete in der Grube neben der geschlossenen Kammer in den frischen Sand, faltete die Hände und betete ein paar Verse aus dem Gedicht eines Freundes, deren Erinnerung ihn plötzlich anflog, wie die Streifen der Regentropfen ein blindes Gefängnisfensterlein.

„Muttergottes, Schmerzensreiche,
Blühnden Tods Verkünderin,
Wie Jasmin im Mondschein Bleiche,
Sei mir gnädig goldne Leiche
Meiner engelschönen Sünderin!“

Dann kletterte er wieder hinaus, ließ die Stühle in der Grube und füllte diese mit dem ausgeworfenen Sand, bis er sich über dem Grab zu einem kleinen Hügel auftürmte. Den ließ er lose und roh, wie er ihn aufgeschaufelt hatte.

Er ging nicht mehr ins Haus hinein, hob nur seinen Sattel aus dem Schuppen und stieg die Wiese hinab. Die Rosilhe stand unten am Eingang des Weide-

platzes. Er schnallte ihr den Sattel über, schob die Bambusrohre weg, führte das Pferd hinaus und schloß den Eingang wieder.

Er hob sich aufs Pferd und ohne sich einmal umzuwenden, ritt er davon und den Weg zurück, den er vor zwei Wochen hergekommen war. Der Berg stand ganz rein und fast durchsichtig im Morgen; heute sah Jakob zum erstenmal, daß er ganz genau die Gestalt eines Sarkophages hatte. In Blumenau ließ Jakob das Pferd dem Wirt und fuhr mit dem Flußdampfer nach Itajahi hinunter. Dort fand er zufälligerweise gleich am selben Tag einen Küstendampfer nach Santos.

Er besetzte eine ganze Kabine, legte sich ins Bett. Der Dampfer fuhr ab. Jakob ließ sich das bißchen Essen, das er nötig hatte, in die Kabine kommen, ging höchstens einmal am frischen Morgen oder in der späten Nacht an Deck ein paar Mal auf und ab und verbrachte die übrige Zeit zwischen Schlafen und einem unbewußten Hindumpfen in dem engen Bett der kleinen Koje.

In Santos erfuhr er auf der Agentur der Hamburg-Amerika-Linie, daß die „Rugia" am nächsten Nachmittag nach Europa abginge. Er belegte eine Kabine mit einem Bett, setzte sich in einen Wagen der Straßenbahn und fuhr nach José Menino hinaus, wo der Ozean mit schweren Wogen den langgeschwungenen gelben Strand peitschte. Ihn berührte das gewaltige Wellen und Zerfließen nicht. Er ging nur so einher am Meer entlang.

Es war schon Nacht, als er wieder in die Stadt zurückkam. Sofort begab er sich zum Hafen, in dem alle Arbeit längstens ruhte. Die Schiffe lagen finster, mächtig und unbeweglich am Kai. Er schritt endlos ihre lange Reihe hinab, las ihre Namen: Sparta, Prince Albert, Itapemerim, Kingston, Nile, Argentinia, viele andere Namen aus aller Menschen Sprachen und Ländern. Sie schimmerten in großen Buchstaben im Schein der paar Gaslaternen, die an den Güterschuppen sich entlang verteilten . . . bis er vor einem schweren dunkeln Ungetüm stand. Wie die Mauer einer unheimlichen Festung ragte es in der schwarzen Nacht vor ihm auf. In kleinen Löchern stand hier und dort ein kleines rötliches Licht, wie eine Kugel, glitt ein wenig auseinander und über die großen gelben Buchstaben am Vordersteven: „Ravenna". Oberhalb der Buchstaben stieg die Back schwarz und hoch in den Nachthimmel hinein. Über einen Teil von ihr, fast bis an die Spitze, lag ein Segel gebreitet, unter dem eine trübe Lampe hing. Es tat einem leid, dieses armselige Licht auf düsterem Koloß.

Ein paar dunkle Menschengestalten, kaum vom Schein der Lampe aus der Finsternis gehoben, lagen über den dünnen Eisenstäben, die dort oben die Reeling bildeten, oder dämmerten einmal mit einer schnell unterdrückten Bewegung auf und waren gleich wieder Dunkelheit, Mastenwerk, Zeltsäulen, Anker oder Kisten.

Aber auf einmal glitten ein paar Töne droben auf der Back des Dampfers, glitten und fielen, wie Blätter im Herbst. Eine Männerstimme griff nach ihnen,

hob sie wehmütig in die Arme und führte sie, wie man ein unglückliches Liebchen durch den einsamen Abend tragen würde. Ein italienisches Lied wurde von der Männerstimme zu den gleitenden Tönen einer Harfe gesungen.

Jakob blieb eine Weile stehn. Die Weichheit dieser Melodie in der Nacht und in der starren finstern Schiffsburg schlich sich heimlich wie ein Herrgottskäferchen ins Zimmer, an die öde Verlassenheit und an das unempfängliche Dahindumpfen Jakobs heran. Der Italiener sang weiter.

Es war kein anderer Mensch am Kai. Die Gaslaternen waren einsam und traurig. Die Schiffe steiften sich als dunkle, unheimliche Kolosse, hinter- und nebeneinander gereckt, über den Kai. Der Italiener sang, und die Harfensaiten weinten erzitternd hinter dem Refrain:

„E morir' d'amor'!"

Die Stimme war weich und erlebte in gefühlvoller Weise das Lied, das sie sang. Es flog sie ein heißes, durstiges Beben an, so oft sie den Kehrreim brachte:

„E morir' d'amor'!"

Jakob setzte sich auf das hohe, schmale Trottoir unter dem Dach der Güterschuppen und horchte zu. Das Lied löste langsam seine schweren, starren Gedanken.

„Ah!" sagte er sich auf einmal und lächelte ein klein bißchen. „Du hast ja deinen Revolver!" Dieses wundervoll grausige Ding, das so flach und fest in der Hand lag, als sei es mit ihr verwachsen, ist noch jungfräulich. „Wie wärs'? ... Ja, komm!" forderte er liebenswürdig auf und griff in die Taschen. Aber er war enttäuscht, das Instrument nicht zu finden.

Da brach auf einmal die verzweifelte Wehmut des Liedes des Harfenspielers über ihn her, wie eine hungrige Urwaldbestie. Seine Stimme sang, schrie die aus dem Herzen heraufjagenden Gefühle mit aufgereizter Wildheit, zügellos schmerzhafter Gier in dem Refrain mit:

„E morir' d'amor'!"

Und dann war es um ihn geschehen. Er warf den Kopf zwischen die Fäuste und ächzte auf und weinte, weinte wie ein Rasender.

„Leonore, du bist tot, tot, tot!" schrie er.

Die Menschenschatten an der Reeling der „Ravenna" wurden bewegter. Unten am Kai hallten Schritte. Zwei Zollwächter kamen langsam heran. Jakob sah sie nicht. Die Tränen schossen strudelnd in seine Augen, wie ein Strom, der den Damm gebrochen hat, über die Wiesen,- füllten sie, wie ein Meer sein erobertes Land. Er sah die Zollmenschen nicht, als sie vor ihm standen. Hörte nicht, als sie ihn anredeten.

Die Beamten mochten in dem seltsamen Gebaren des Verdächtigen etwas Gefährliches vermuten; sie drehten sich um, schlenderten einige Schritte weit aus dem Lichtkreis heraus und gingen dann ziemlich schnell, von wo sie gekommen waren.

Von der Back des Dampfers riefen ein paar Stimmen Jakob scherzhafte Worte herunter. Der Harfenspieler hatte aufgehört und sein Instrument beiseite gestellt. Auch er war unter den Spöttern und der witzigste von ihnen.

Als Jakob sich einigermaßen beruhigt hatte und auf sein Auditorium aufmerksam wurde, sprang ihm das Blut zu Kopf, und er ging weg. Seine Augen brannten, aber ihr Feuer war wohltätig, war mild in seiner Heftigkeit, süß in seinen Schmerzen. Es erlöste ihn von der tierhaften Empfindungslosigkeit.

Er war entschlossen, fest entschlossen zu sterben. Der Entschluß war ihm nicht schwer gewesen, war überhaupt ohne Aufregung, ohne Arbeit aus dem Ausbruch herausgeflossen. Langsamen Schrittes, ernst und still in seiner maßlosen Trauer, ging er nun weiter an den Schiffen entlang, bis er den Namen „Rugia" fand.

Jakob, von den Todesgedanken weich, wie von einer Trauerweide beschattet, setzte sich in seiner Kabine an den Tisch und wollte noch zwei Abschiedsbriefe schreiben: An seine Eltern und an den Vater Leonorens. Nachher wollte er den Brief lesen, den er in Leonorens Totenzimmer gefunden hatte. Und dann! . . . . Aber wie er sich in seiner fahrigen Trauer die Briefe zurechtlegen wollte, dachte er an Trude.

„Ja, wer in der Welt hat denn mehr Recht auf einen Abschiedsbrief wie sie!" sagte er sich und er fühlte mit wehem Schmerz das Leid, das der Brief diesem jungen Weibe bringen würde, das sich ganz mit Hoffnung und Wirklichkeit auf ihn gestellt hatte. Er schrieb auf das Blatt, das vor ihm lag: „Liebe Trude!" und kam nicht weiter. Er dachte nach, grübelte, suchte und quälte sich umsonst. Er fand nichts, was er schreiben mochte. Sein Gehirn schien ihm wie ein ausgetrocknetes, von der Sonne ausgebackenes Teichbecken.

Da suchte er den Revolver aus dem Koffer heraus und legte ihn vor sich auf den Tisch.

„Ohe, Kerl, hopp, hopp!" peitschte und hetzte er sich mit dem Anblick der Waffe. „Kß, kß!" machte er. „Schreib!"

Der kleine Browning lag vor ihm, gleißend dunkel, von flacher, feiner Unheimlichkeit. Im schwarzen Stahlrohr leuchtete es blau auf, ein schönes Trauerkleid. Jakob spielte mit dem Revolver, koste seine zierliche Gefährlichkeit. Er sah, daß aus dem Rohr etwas Rost quoll, nahm ängstlich ein Taschentuch und versuchte es wegzuwischen. Aber der Rost blieb, obgleich sich das weiße Tuch rot färbte, wie von Blut. Er verrückte das kleine Scheibchen über dem Griff, bis das Schild erschien, auf dem das Wort „feu" stand.

Aber in demselben Augenblick, in dem er dieses verhängnisvolle Wort las, schwang sich heftig durch sein ganzes Sein der eine klare Ausblick:

„Niemals wirst du das Ungeheuerliche fertig bringen, nein, nie, nie!" Er

erschrak vor dieser Erkenntnis und drückte leidenschaftlich die Waffe gegen das Polster seines Sofas ab. Der Knall entsetzte ihn, und das kleine Loch in dem grünen Samt erinnerte ihn an ein kleines grausiges Blutröslein. Da ließ er kraftlos die Waffe zu Boden fallen, warf sich ins Bett und weinte verzweifelt.

Aus diesem schmerzbittern Weinen schlief er ein.

Am nächsten Morgen fand er sich gekräftigt und merkwürdig gefaßt. Da nahm er den Mut, der ihm bis dahin gefehlt hatte, und las Leonorens letzten Brief!

„Lieber Jakob! Ich habe nur, nur den einen wahrhaftigen Wunsch, daß ich vom Leben weggehn könnte, ohne Dir wehzutun. Ich liebe Dich ja. Ich bin hier so ganz allein großgeworden, habe niemals in das Leben und die Welt hineingeschaut, an denen Du Dich gebildet hast, und habe nicht verstehen gelernt, daß so etwas, wie das, was wir beide hatten, zweimal in einem Leben sein kann. Ich verstehe es auch garnicht und gab mir so heftig viel Mühe darum. Deshalb konnte ich nicht anders. Anfangs war es fürchterlich in mir. Wie in einer engen Felsenschlucht, in der ein entsetzliches Sommergewitter steht und knallt und blitzt. Aber jetzt bin ich ganz, ganz ruhig und traurig. Es gibt hier und da so kleine Wiesenbächlein, die, ohne daß man ein Fließen bemerkt, still und melancholisch dahingehn. So ist es mir. Und wenn Du mich unter einen Baum begräbst, dann komm ich ja auch zur Mutter, und ich sehne mich nach ihr. Sei nicht unglücklich, Lieber! Im Frühling bin ich im Baume wieder bei Dir, und dann denk' an den Kranz in Väterchens Stube. O, das arme Väterchen!"

Wie ein Aufschrei standen diese Worte zuletzt. Jakobs Herz krampfte sich unter ihnen zusammen. Aber dann lächelte er, wenn auch nur einen ganz kleinen, traurigen Augenblick, in dem er die Erinnerung an ein paar Züge ihrer süßen Kindlichkeit genoß.

Die Rugia verließ Santos an einem Nachmittag und steuerte in den Ozean hinaus, zur Europa-Reise. Im Dunst des sonnenglühenden Tages flimmerten die Küstenberge in blassem Silber. Jakob schaute ihnen zu. Seine wehen Gedanken züngelten oft wie Flammen in stechenden Schmerzen auf, während er die Küste verbleichen sah, hinter deren Wellen der Schoß des Leides auf immer für ihn überfloß.

Das freie Meer zog den großen Dampfer schnell in die mächtigen Vibrationen seiner Wogenschläge. Er stieg schwer auf und nieder, und Jakob, verführt, tat seinen widerstandslosen Gedanken zum erstenmal Gewalt an, indem er sich in den Rhythmus des Schiffes hinein zubringen versuchte.

Die Nacht kam, und der nächste Morgen hatte die Küste den Augen entzogen. Der Ozean schlug seine ungeheure, bronzene Einsamkeit rundum, alles verschlingend, was von der Erde war. Die Bilder des fremden Landes rückten mit jedem Tag, der sich zwischen die Küstenberge und das Schiff legte, ferner zurück und

sanken gemach auf den Grund der Erinnerungen. Aber diese Erinnerungen begannen eine Atmosphäre um Jakob auszuströmen, die wie stickig schwüle, atembenehmende Luft auf seine Adern drückte. Es kam vor, daß er das scharfe Bewußtsein von der Wirklichkeit der heftigen Erlebnisse verlor, die in dem verlassenen, fernen Lande auf ihn gelauert hatten. Er fragte sich oft, ob denn wirklich das Leid seines Schicksals von Fleisch und Blut gewesen oder ob es nicht nur vielleicht in einer traumgepeitschten schlaflosen Nacht oder in einer ermatteten, sinnbenehmenden Urwaldstunde mit dem ätzenden Menschenduft einer Pflanze in seine Phantasie gequollen war?

Die Ränder des Erinnerns verzitterten in wüsten Vorstellungen von schaudernden Graten, die in wilder, sehnsuchtsloser Seltsamkeit hoch oben über seinem Leben schwebten. Zu ihren Füßen dunkelten die Meere der Urwälder. Sie stanken vor Sattheit und schlangen doch immer fleischlüstern mit schwabbeligen Mäulern hinter ihm her.

Er versuchte sich ihrer zu erwehren, wie man sich gegen einen Rowdie schlägt, der einen in einer finstern Nacht, auf einem einsamen Landweg unsichtbar aus einem Strauchwerk anfällt. Aber das Leben an Bord hatte etwas Beruhigendes, etwas so Gefülltes: Mit gleichen Wagschalen wog es ein bequemes, gutes, behäbig-volles Leben gegen die seelisch vertiefenden Stunden der sehnsuchtstarken Pracht und der göttlichen Einsamkeit des Ozeans auf.

Eines Abends hatten die Fahrgäste ein Fest angeordnet. Jakob, der sich von Anfang an allein gehalten hatte, fühlte keine Lust, die Gesellschaft mitzumachen. Während die andern sich im Damensalon um Klavier und Geigen vereinigten, ging er, in seine freiwillige Vereinsamung verliebt, mit schnellen Schritten rund um die verlassenen Promenadendecks. Da stieg der Mond grün in die Nacht hinauf. Sein Licht war wie Neuschnee auf dem tiefen Vorderdeck des Schiffes, und die Dünung hob den plumpen Mast mit dem Strahlenkranz der Ladebäume und die hohe, lichtbedeckte Bak in schwerem Rhythmus auf und nieder. Dann und wann stahl sich aus dem Damenzimmer ein Schwall Musik melodiös in das Sausen des Windes und das Verrauschen der Wellen. Der Ozean erglühte im schwerspielenden Grün der Mondnacht. Das Schiff zog zielgewaltig ins Meer hinein.

Und aus diesem Nachtbilde packte den Einsamen mit einer unendlichen Weichheit die Sehnsucht nach einer deutschen Landschaft, nach einem der ruhigen, abgeklärten Bilder seiner vergangenen Jahre, in denen allein Besitz, Poesie und Lebensvertrauen liegen. Er kuschte sich in diese Sehnsucht hinein, wie an einen lieben, warmen Busen. Er sah aus ihr heraus, wie der Steven trotzig den Widerstand der Wellen in glühenden Schaum auseinanderbrach, und wurde kräftig und jung in ihr. Ein neugeborener Trost öffnete blinzelnd die Augen auf dem Grunde seines Herzens: Es wird alles gut werden!

Das Leben begann sich mit frischer Brise in seine Segel zu schmiegen. Europa winkte. Erinnerungen blühten auf in ihm, wie deutsche Wiesen zwischen deutschen Wäldern. Bisweilen, wenn er so einsam irgendwo in einem Liegestuhl dachte und phantasierte, schlug mit wollüstiger Freude, wie die Welle einer straff im Wind knallenden Fahne, eine plötzliche Geste der naiven, gesunden Lebenslustigkeit Trudes in sein Herz hinein. Innerlich geschüttelt, lachte er einmal auf. Und oft, wenn er künftighin des Abends mit musikalischen Schritten über die wiegenden Promenadendecks trieb, malte er sich in tiefem Ausgenießen hin, wie es geschehe, wenn nun bald zwischen ihm und der Frau in der lieben alten Stadt Deutschlands die schweren, bedeutsamen Worte des Wiedersehens, des Bekennens aufsteigen werden.

Einmal übermannte ihn die trostreiche Süße dieser Vorstellung, als die Sterne einer einsamen Nacht in silbernen Scharen vertrauensselig über dem Meere schwärmten. Da beugte er sich über die Reeling, und ein Weinen kam ihm, das segenspendend in allen Schluchten menschlichen Leids und menschlicher Glückseligkeit widerhallte.

Aber hier und da mußte er noch den Schatten, den das schwelgende Blut eines Abendhimmels hinter einen dunkeln Bambusbusch warf, schwer auf sich liegen lassen. Im Bambus ging der Wind, und die straffschlanken, biegsamen Stauden hingen in schweren Büscheln mit dichten Wedeln von Laubwerk herüber. Sie schwankten hin und her, glitten aneinander und seufzten dann, wie wenn eine heimliche Tür sich öffnet . . . trennten sich wieder und schaukelten langsam im Himmel als schwere, melancholische Fabeltiere. Eine Orange klopfte reif auf den Boden und platzte mit einem schweren, faulen Laut. In der Abendferne erglühte ein Berg. Und die Bambusbüsche schwebten wieder zusammen, seufzten wie Geigen und waren schön, reich und herrlich. Aus dem Erdboden schwoll die unheimlich rastlose Fruchtbarkeit in ihre Stauden.

Und es war Jakob zumute, als sei er von der schroffen, leidenschaftlichen Seltsamkeit des fremden tropischen Landes in seinem Willen vergewaltigt und in eine verhängnisvolle, lebensferne Schlucht gezogen worden, deren dunstiger Odem nun langsam und allmählich aus seinen Adern fiel.

Adolph Menzel/ Briefe an Dr. Puhlmann

Ew. Wohlgebohren Berlin d. 17. Oktober 1836

übersende ich hiermit eine vorläufige Skizze der mir bestellten Randverzierung. Die respektiven Herren werden sich, hoffe ich, in den Hauptsachen daraus zu vernehmen wissen, daß die Gruppen rechter Hand vom Bilde aus sich auf die Beförderung der Kunst, und die linker Hand auf die der Wohlthätigkeit beziehen, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden, es erklärt sich, denk ich alles selbst, die Arabeske beabsichtige ich als Immergrün auszuführen.

So ersuche ich Sie denn, beikommendes gefälligst vorzulegen, und mir etwaige Wünsche von Aenderungen mittheilen zu wollen, da das alles jezt noch berücksichtigt werden kann, auf der vollständig ausgeführten Zeichnung ist dieß dann oft nicht mehr möglich. Wenn ich hiebei eine Bitte wagen dürfte, welche vielleicht auch dem Interesse des resp. Vereins entgegenkommt, so wäre es die, mich durch Zurücksendung des Bescheids und der Skizze in den Stand zu setzen, die Arbeit baldigst vornehmen zu können, da ich in diesem Augenblick durch Anderes weniger gedrängt bin. Noch muß ich um eine genaue Bestimmung der Größe des zu benutzenden, und des nicht zu überschreitenden Raums bitten, um nachmalige Unannehmlichkeit vorzubeugen. Schließlich bitte ich, wenn Sie bald einmahl in Berlin sind, mich nicht vorbeizugehen, falls es Ihre übrige Zeit erlaubt. Vielleicht finde ich etwas für Sie.

Indem ich die Ehre habe, mich bestens zu empfehlen, bin ich mit Hochachtung

ergeb. Menzel.

Mein Hochverehrter Freund! Berlin d. 5. November 1836.

Für das Ueberschickte nehmen Sie und Ihre Frau Gemahlin (welcher ich meine Hochachtung zu bezeigen bitte) meinen schönsten Dank, ich muß gestehen, daß ich eine solche Beweisführung großartig finde, wer solche Exemplare sieht, der sollte, denke ich, vor der Potsdamer Weintraubenkultur Respekt bekommen, wenn ich nicht etwa hier eine Elite vor mir habe. Indem ich mich, durch den Augenschein überzeugt, der höhern Kenntniß Ihrer lieben Frau Gemahlin gefangen gebe, und Ihnen zugestehe, (wenn auch nur hierin) daß die Damen immer Recht haben, so kann ich mich doch der Bemerkung nicht enthalten, daß: hätte Preyer die Weintrauben auf seinem Bilde so gegeben wie ich sie nun gesehen habe, d. h. hätte er sie mehr geistreich und karackteristisch behandelt, als peinlich, ich nie verleitet worden wäre, über ihre Naturwahrheit zu streiten denn: nicht Alles ist naturwahr, was der Natur ängstlich genau nachgeschrieben ist.

Es folgen hier ein paar Andrücke von der Actie mit, den Raum für den Namen des Actionnair's habe ich unterhalb der Hände, auf denen sich das Rad der Fortuna dreht frei gelassen; den Druck habe ich von demselben aus-

führen lassen, welcher den Titel für Raczynski's Werk gedruckt hat, der Mann behandelt die Sache mit Sorgfalt, hat auch schon viele meiner Arbeiten stets zu meiner Zufriedenheit gedruckt.

Nun leben Sie wohl, bestellen Sie herzliche Grüße an Ihre liebe Frau, Schwiegermutter, Herren Bruder, und Kinder von Ihrem

ergebenen Menzel.

Verehrter Freund! Berlin d. 26. März 1839.

Beifolgend erhalten Sie Ihr Album zurück. S' hat etwas lange gedauert, das muß ich zu meiner Schande eingestehen, bei Gelegenheit dieses ehrenvollen Bekenntnisses kann ich mich einer Bemerkung nicht enthalten: daß Sie durch diese Methode des unmittelbar Hineinzeichnenlassens so gut wie gar nichts von Ihrem Album haben, ich rede hier bloß von der Unannehmlichkeit, Ihr Eigenthum fortwährend aus den Händen zu geben. Der mancherlei Gefahren denen es auf seinen Wanderungen ausgesetzt ist, ganz zu geschweigen, Sie können unmöglich wissen, zwischen welcherlei Finger die Blätter alle kommen, und was können Sie dagegen thun, wenn ein Federmesser irgend eines Sammlers sich beigehen läßt, das siebente Gebot durchzuschneiden, erhalten Sie auch wirklich nach unangenehmen Weitläufigkeiten Ihr Eigenthum (wohl gar schadhaft) zurück, so ist der Verdruß doch immer auf Ihrer Seite. Weder meine Zeit noch das Wetter haben es mir bis jezt erlaubt, den Meinigen das Vergnügen zu gewähren, die Bekanntschaft Ihrer lieben Familie zu machen, diese Freude hoffe ich mir nach dem Feste machen zu können. Aus der Rolle ersehen Sie, daß ich den Maurern ein ähnlich Ding habe machen müssen, wie vor 5 Jahren den Zimmerleuten.

Unser Freund Schultz und Familie läßt herzlich grüßen. Empfehlen Sie mich und die Meinigen bestens den lieben Ihrigen und nehmen Sie von mir die Versicherung, daß ich mit vollkommenster Hochachtung bin

der Ihrige Menzel.

Berlin d. 28. August 1840.

Hier, Verehrter Freund und Doctor erhalten Sie endlich die von mir sehnlichst erwartete 4. Lieferung, worin der curieuse Leser oder Seher Salzburger Strapazen, einen Fr. Wilhelm I. mit einem schlimmgeschnittenen Hochzeitvatergesichte, schöne Pferde*, eine zum Theil sichtbare Loge finden wird.

Eine Bitte hätte ich, wenn jezt drüben bei Ihnen das Mannövriren losgehen wird, so haben Sie die Güte mich die verschiedenen Mannövertage wissen zu lassen, Sie haben gewiß genaue Kenntniß davon, und mir ist sowas zu sehen jezt höchst nöthig.

---

* Mit meiner Roßtäuscherei gings da noch nicht sehr, aber das soll schon besser werden, ich bleibe jezt vor jede Sandkrake stehen und untersuche sie.

Empfehlen Sie mich aufs Schönste Ihrer lieben Frau und Schwiegermutter, sämmtlichen Potsdamer Vagabonden bitte ich meinen Respekt zu melden. Wenn Sie Ihrem Herrn Bruder schreiben so grüßen Sie ihn aufs beste von mir. Das sind nun Comissionen genug. ich habe bloß noch 10000 herzliche Grüße von den Meinigen zu bestellen, und mich als den Ihrigen zu unterzeichnen; da hätten Sie nicht viel, da Sie aber noch chinesische Eßstäbchen, und indische Spangen, und Spath und Bimstein haben so macht's immer einen Haufen. Also leben Sie bestens wohl, und also der Ihrige Menzel.

Verehrter Freund! Berlin d. 22. October 1840.

Vorgestern, am Dienstag war ich mit meiner Verwandtschaft und Familie in Potsdam. Sie von diesem Ereigniß zu benachrichtigen, ist nun zwar nicht mein Zweck, aber doch meine Veranlassung mich, so gut das geht, bei Ihnen und den lieben Ihrigen wegen meines unterlassenen Besuchs zu entschuldigen. Wir mußten sehr früh herüber, um möglichst Vieles in Augenschein zu nehmen, also zu einer Zeit, die sich für einen Ueberfall mit Fremden sehr wenig eignete. Als dann gegen Abend sämmtliche Lustbarkeiten und Sehenswürdigkeiten endlich ausgestanden waren, so befanden wir uns Alle durch das den Nachmittag durchdauernde furchtbare Wetter in



sind, und Freundschaft, wie in vielem Anderem, so auch im Vermeiden besteht, so war es uns und Ihren Zimmern am Gesundesten, den nächsten Wagenzug zu besteigen. Nun sind meine Gründe alle, aber ich meine, sie sind triftig genug, obgleich uns Allen das sehr unangenehm war, vor Allen meiner Mutter, dolorosen Schwester und mir.

Aber nächste Woche gegen Ende mache ich mir die Freude, Sie Alle zu sehen. So lange mein Cousin, (der heut Morgen abgereist ist) hier war, bin ich doch nicht bei Verstande gewesen.

Indem ich von den Meinigen und mir die herzlichsten Grüße an Ihre verehrte Familie bestelle erlaube ich mir Ihnen zu versichern, wie sehr ich bin

der Ihrige Menzel.

B. d. 30. Mai 50.

Geliebter Alter! es ist scheußlich! ich bin aber auch jezt genau grade so ein gehetztes Thier als vor Endigung meines Bildes. Gehe ich auf 1—2 Tage zu Euch so ist keine Möglichkeit die Arbeit für den Magistrat zu dem Termin fertig zu haben, zu dem ich mich schriftlich verpflichten müssen. Zu All dem schickt mir gestern Olfers 2 alte große Quadres, die er aus Bückeburg hat kommen lassen, um noch in den 16. Band, der nähmlich jezt angefangen wird zu drucken eingeschaltet zu werden. Der Eine ist jener Graf Albrecht Wolfgang v. d. Lippe (der Freimaurer, welcher Friedr. als Kronprinz persuadirte) zur Correspondenz mit ihm. Die müssen nun noch über Hals und Kopf gezeichnet werden, damit der Schnitt noch zur rechten Zeit da ist. ich hab geflucht das änderte aber nicht Alles, ich muß mich fügen und noch einmahl aufschieben, bis nach dem 15ten wo ich endlich frei sein werde. Rechne es mir nicht an, der Teufel bräuts! ich umarme Dich imaginär. Gott erhalte Euch Alle. Innig wie immer Dein Adolph.

Indem ich schließe, kommt mir vom Kunstverein die schriftliche Anzeige zu, daß er im Falle die endliche Entscheidung des Königs ablehnend ausfiele, den Ankauf meines Bildes für seine Gallerie für dieselbe Summe, (zweitausend Thaler) welche ich dem Könige genannt, beschlossen hat.

Dieß kommt von einer Seite auf die ich gar nicht pointirt hatte!

Geliebter Alter! 31. December 52.

2 Dinge möchte ich ans Allerhöchste Schalten und Walten als Wünsche aber nicht etwa als „fromme" gelangen lassen; theils zu belassen, theils zum Umtauschen; 1) beim Alten zu lassen: Uns Beide! 2, zu ändern: Dir die Merksteine auf der Neuen Lebensmeile! Solcherlei keinen wieder, wie den auf der Zurückgelegten!

Wie es mir an meinem Geburtstage schien, so gefielen Dir die heut beifolgenden „Besten Lieben Getreuen" welche bei ihrem Weißwein genau solch

Philisterium zu leisten im Stande sind als andere bei ihrem Weißbier, ähnlich so wie einem wohl in der Menagerie irgend eine scheckige Bestie gefällt, ohne daß man deswegen schon eine dergleichen selbst sein will. Ich hatte selbige gleich mit dem dazu gehörigen Glaskäfig schicken wollen, die hätten aber dann ohne eine Kiste gebracht werden müssen, ich kann morgen nicht los, und Emilie hat eine geschwollene Wange. Nimm also die Kuckucks aus der bloßen Hand hin, und schmeiß bei Dir irgend eine alte Grasmücke aus dem Neste wie schon neulich beim „Shakespeare".

Also in diesem Neuen Jahr Gott sei bei uns Allen!! Gleichfalls Deiner Schwiegermutter von Emilie und Richard die herzlichsten Wünsche für wenn nicht Wohlsein, doch Bessersein!

Semper idem Dein Adolph.



Nous! nous viendrons nächsten „Suntah" pour manger, boire, rire parler et faire du tapage chez toi et avec toi tout celà, woraus neulich nichts wurde und auch nichts werden konnte, da ich beständig bellend die Zunge in der Unterlippe liegen hatte. Also Sonntag den 22ten April. Ich küsse Dir aber nur in Gedanken den Schaum der Wuth von den Lippen, Dein M.

P. S. Denke nicht, daß hier überall wo Du die Sandhäufchen findest etwa Schotte, mein Hund, was gelassen hat.



Mittwoch
den 11. Januar
Mittag 3 Uhr, und Du nähmlich nich alleene, sondern noch Dein Sohn Oscar und ein paar andere Leute. Bis dahin lebe ausgezeichnet wohl, Grüße Tante Ollen aufs Herzlichste auch von Emilien und lasse Dich zur angesetzten Stunde in die Arme schließen von Deinem
AM.

Sehr Geliebter! Berlin d. 9. November 1855.

Heute wegen zweier Dinge: ad 1, Namens Krigars, der Dich durch mich hiedurch fragen und einladen lässet, ob Du am 20 dieses Monats Abend 8 Uhr als sein Gast mit zugleich mir zusammen das Stiftungsfest der „Neuen Berliner Liedertafel" deren Direktor er ist, mitmachen willst? Man erscheint bloß „reene jewaschen, jekämmt un jeputzt" nicht maskirt wie neulich, es wäre famos, Du übernachtetst aber natürlich bei uns. Also überlege es Dir, Du wirst aufs Herzlichste gewunschen. Antwort hierauf ist aber, ich muß Dich etwas drängen, umgehend nöthig, weil Krigar es so lange vorher wissen muß. ad 2, der alte Maler Koch kam dieser Tage zu mir in Angelegenheit eines Bildes welches er Euch wie er sagte anbieten wolle. Wie ich entnehmen mußte verspricht er sich von dem Umstand wenn ich es gesehen hätte, allerlei Erfolg; ich habe es mir

also vorstellen lassen, und muß denn ehrlich sagen, ich glaube Ihr möget im Lauf langer Praxis nicht lauter Bessere noch lauter Schlechtere Sachen die Interessenten zu beglücken gehabt haben. Aber das ist mir höchst wahrscheinlich, daß wenn der alte Mann von dem Bilde befreit wird ein sehr gutes Werk geschieht. Also wenn es möglich zu machen wäre — Hoffnung habe ich ihm zwar durchaus nicht gemacht — jedoch so lasse es Dir immerhin an's Herz gelegt sein!! Ich muß aber heute aufhören die Lampe geht aus, also sei in Gedanken umarmt von Deinem AM.

Geliebter! Berlin, 21. Nov. 55.

Ich habe gestern den ganzen (übrigens so wundervollen famosen) Abend Nachstehendes gegrollt: Bei aller verschmähter Liebe, beim höllischen Elemente ich wollt ich wüßt was Aergers etc. Ferner: ich möcht mich gleich . . . übergeben etc. wenn ich nur selbst kein etc. — Daß Du da nicht zur Stelle warst war ein Jammer. Solides wie Ausgelassenes hättest Du wundervoll genossen. Vor Ersterem voran die Preisvertheilung einer Quartett-Konkurrenz, aus welcher Krigar als Sieger hervorging. Kampfpreis: silberner Taktstock nebst Lorbeer. Ueber Alles zusammen lies Rellstab nach, der auf der Tenne war und wohl nicht ermangeln wird, wohlwollend zu würfeln. Nochmals sei es gesagt im Ernst, es war sehr zu bedauern. Krigar störte Dein Nichterscheinen gleichfalls höchlich. Ich bin gegenwärtig stramm an meinem Schlachtbilde, das endlich mal wieder ein paar Meilen weiter zu schieben. Alles Uebrige verspare ich mir zu erzählen wenn ich Dich wie ich doch hoffe bald einmahl Selbst vor mir habe. Schließlich erlaube eine Bitte noch einmahl im Betreff jener Sache. Dem armen Roch ist es, wie er vorgestern wieder zu mir äußerte sehr darum zu thun, wenn möglich den Bildervertheilungstag etwas vorher zu erfahren, um wie ich glaube vielleicht noch etwas nachzutragen auf seinem Bilde. Und doch aber nichts zu versäumen. Da ich sicher auf Dein Kommen rechnete, so versprach ich ihm Dich zu befragen; er war schon voll Spannung bei mir und so thue ich es jetzt schriftlich. Ist es Dir möglich die Zeit zu bestimmen, so lasse Dich nicht verdrießen, mir oder ihm direkt (ich weiß seine Adresse nicht) es zu Wissen zu thun. Er ist mir ein Gegenstand des Mitgefühls! Der Himmel erhalte Dich und mache Dirs nicht zu sauer! Von mir Emilie und Richard innigste Grüße. Dein A. M.

Von Richard ist Gott sei es gedankt gute Nachricht da.

B. 24. Jan. 56.

Einziger! Da Du nun in der ganzen Zeit und auch jezt nicht zu der Maskerade gekommen, so mag ich die Dir Erb- und eigengehörige Admiralie nicht länger an mir behalten, (trocken und gefirnißt ist sie längst) sondern trinke mit

Resignation den Kelch des Einpackens, was wie Du an Allem gewahr werden mußt, kein Spaß gewesen. Ohne Nöthe sollst Du aber auch nicht wegkommen, gleich hier: Ist Dir etwas bekannt über Urin-vulgo Schiffgläser in den Lazarethen Friedrici Magni, wie geformt? Oder annäherungsweise: kannst Du mir noch was Bestimmtes angeben über dergl. aus der Zeit wo Du selbst noch die togam candidam trugest? welche doch jenem Damals noch näher lag? Waren sie etwa ehedem auch schon so: wie ich mich ungefähr noch von alten Zeiten erinnere? Lasse mich baldmöglichst was hierüber erfahren. Siehst Du, wäre nicht zu dem dummen Dinge der noch dümmere Holzverschlag nöthig so hätte ich Dir noch aparte Drucke der 6 Wilhelmspl.-Statuen, und unterschiedene neue Drucke vom 3 Bande des Armeewerks dazuzulegen. So aber Quarkspitze! Was hast Du denn dazu gesagt, daß mir von Majestät sehre handgreiflich unter den Fuß gegeben worden, ich solle mir das Schnuppen angewöhnen? Was soll ich denn da thun? Von Herzen Dein A. M.

Geliebtes Altes —

Schon früher mal bekamst Du statt „Neujahr-Wunsch" Eenen Kopp, der mein Erschter jelungener Versuch in bunte Kreide — crayon heeßt et — jewesen war. Daß Der nu nich so einsam bei Dich of Deine Wand hängt so will ihm hier beigeschlossen derjenige, der damals der Zweete war, Jesellschaft leisten. Verzehre ihn mit Gesundheit, und hilf mir beim lieben Jott petitioniren, daß er jetzt ins Neue Jahr das finstere Sauwetter in scheenen hellen Winter zusammenjefrieren läßt, daß een irdischer Mensche nanu orntlich malen kann, und seinen Pelz anziehen, und über Land spatzieren jehn un Kaffee trinken undooch mal nach Potsdorf schnurren kann etc. etc.

Bis dahin erhalte Dich Gott und noch ferner in infinitum. Sei geherzt und geküßt von Deinem A. M.

B. d. 1. Janvier 1857.

Sonderlich Estimirter Verhinderter Photographirter! B. 1 April 61.

Wo soll, wen antrocknende Modelle und vorlieb nehmen gemußt werdende Farben umgeben anderer Leute Geburtstage bereisen? Hingegen soll wer nichts hat, desto mehr versprechen. So geschieht denn dieses hiemit. Ich habe nähmlich, durch die ganze neuere hiesige ästetische Presse zum Idealen hingedrängt, auch meinerseits in einer kleinen Arbeit mich unabhängig erklärt von jenem ideenarmen Streben nach gemeiner Realität; und ein lebensgroßes Porträt Robert Schumanns gezeichnet, ohne ihn je bei seinem Leben gesehen zu haben.

Wann ihn nun Feckert seiner Zeit wird überwunden haben, so sollst einen der schönsten Drucke Du haben.

Im Uebrigen für heute und immerdar im ganzen Jahr sei Dir

sämig der Mocturtle
blutig der Braten
historisch der Wein
der Hölle gleich die Pfefferschote
wie Mord und Todtschlag der Absynt usw.
Gott erhalte Dich!
Es umarmt Dich der Deinige Adolph.

B. 12. März 62.

Mögen Dich Geliebter diese Zeilen in diesem wasseräugigen Hustenquartal bei recht freiem Blick und einem Weilchen unzerklingelter Ruhe antreffen, um in Augenschein zu nehmen was Dir Ueberbringer dieses Herr Korn der Stolz unserer Druckpresse als ein neuestes Erzeugniß vorlegen möchte. Ich wende mich in der That heute an Dich als an die Verkörperung des Potsdamer Kunstsinns, um Dir für Euer „Institut pour Encouragement des beaux arts" die neuesten Leistungen von ein paar Männern wie Otto Weber und Korn hiemit angelegentlich zu empfehlen — übersieh das dumme Wort — es wird für dergl. bei Dir und hoffentlich beim Conseil dessen nicht bedürfen. Aber an der Zeit, und nicht Gutseinlassenswerth ists im mit Echtem nicht allzuüppig wuchernden Deutschland, daß in der Branche einmahl was Echtes geschieht, und id est hier keine Litographen-Arbeit, sondern noch der letzte Kreidestrich Original etc. —

Hermann und Emilie würden höchlich grüßen, wüßten sie daß ich diesen Augenblick schreibe.

S' geht sonst Alles sein Geleise. Deinen Pathen solltest Du wieder sehen, der hat dieser Tage zum Drittenmale weitere Ermel kriegen müssen. Gott erhalte Dich! in Ewigkeit Der Deinige Adolph.

Berlin 19. Febr. 63.

Na nu! Altes lange nicht gesehenes Gesichte! will ich Dir, als hättest Du es nicht schon durch alle Zeitungen gedroschen gelesen, und durch Herrn Reinhardt jedenfalls brühwarm geklatscht gekriegt, hiemit in folgendem groben Schreibebrief verkündigen: daß ich zur Mitfeier des allhier ohne Ach und Krach selbst ohne Kränze am Friedrichmonument still vorübergerieselten Sonntags im großen Saal der Akademie eine Ausstellung meiner annähernd sämmtlichen Friedriciana in Oel, Gouache etc. etc. eröffnet habe. Und zwar um ein paar noch athmenden Versteinerungen wie damals, davon beiläufig der Eine, der 113 Ender ein Husar (avis für den Husaren-Doctor) gewesen; wo möglich was mehr und besseres Oel auf die Lebenslampe zu tröpfeln. In Anbetracht nun, daß die Kosten der ganzen Geschichte, wie ich es jetzt schon beurtheilen

kann, über Erwarten hoch gehen werden, welcher Punkt denn auch in den letzten Zeiten meine Erfahrungen an menschlicher Dickköpfigkeit und Gemeinheit schätzbar bereichert hat; ferner in Betracht, daß Du meine Ausstellung im Herbst anno 61 garnicht besehen, woselbst Dir doch nicht Alles bereits bekannt gewesen wäre; und welche Unterlassung Du nur durch sehr häufige Besuchsreisen herüber gut machen kannst; in Betracht Alles dessen will ich nun Dich gleich so vielen Andern hiemit ohne Weiteres pressen, dort gehörig Propaganda dafür zu machen, will sagen: Einen Jeden, gleichviel ob in zweierlei oder einerlei Tuch, wenn er nur 5 sgr. hat herüber zu dirigiren, und nähmlich binnen jetzt und dem 1 März, wo die Ausstellung geschlossen werden muß. Es steht Jedem, vorzüglich Dir ein „Gott lohns" aus 2 lallenden Mundöffnungen in Aussicht, die der National-Dank mit monatlich resp. 3 sgr. und 2 sgr. füttert!!! Also laß Dirs empfohlen sein. Sei herzlichst gegrüßt von Allen, und umarmt von

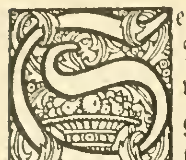
Deinem Adolph.



unsere hochgradig temperirten Wünsche dem Drath, dem stupiden Drath überantworten, der's geschehen läßt, daß unterwegs ein jeder Sperling sie — entweihe. Auch nicht wie üblich „noch fufzig Jaahr wie heute" aber lasse Gott Aescul. Dich seinen Zauberstab in starker Hand noch so lange schwingen ad hominum salutem als es Dir auf dieser Erde, (sie soll ja die Beste sein) annähernd gefällt. Gott befohlen! Der Deinige

Adolph Menzel.

Bismarcks Jugend/ von Friedrich Meinecke



Seit Jahren wußte man in historischen Fachkreisen, daß Erich Marcks an einem großen Werke über Bismarck arbeite und daß, wenn ihm auch, wie jedem andern Forscher seit Sybel, der Zugang zu den Berliner Staatsakten auf absehbare Zeit wohl verschlossen bleiben wird, doch durch den Fürsten Herbert die Friedrichsruher Papiere im weitesten Umfang dafür zur Verfügung gestellt worden seien. Und da Marcks zu den ganz Wenigen unserer heutigen historischen Zunft gehört, deren literarische Persönlichkeit noch einmal durchgeschlagen hat und den Gebildeten der Nation etwas bedeutet, so durfte man hoffen, daß hier das Werk über Bismarck entstehe, das man sich wünscht, das große wissenschaftliche Monument für Bismarck nicht nur, sondern auch für das, was unserer Generation Bismarck bedeutet, ein tief forschendes, groß empfindendes, weitschauendes Buch, das, die unholden Heerhaufen der Bismarckfanatiker, Bismarckhasser und Byzantiner rechts und links lassend, den Weg zu derjenigen Wahrheit über Bismarck findet, die das Auge unseres Geschlechtes zu fassen vermag. Nur tauchte im Kreise der Freunde und Verehrer von Marcks hier und da wohl der Zweifel auf, ob seine Art, die so unvergleichlich Seele und Geist der Zeiten und der Einzelnen in ihrem Farbenspiel wiederzugeben vermag, weil er hinter den sichtbaren Farben auch den tieferen Lebensgrund kennt — nicht vielleicht zu blühend sein werde für das Harte und Furchtbare in Bismarcks Wesen. Nun ist der erste Band seines auf vier Bände berechneten Werkes vom Cotta-Verlage in die Welt gesandt. Wir wissen wohl, daß das Urteil eines persönlichen Freundes, um vor der Welt zu gelten, nach Strenge streben muß, aber wagen es doch zu sagen, daß alle jene Hoffnungen auf das Buch erfüllt und jene Befürchtungen widerlegt zu werden scheinen. Es ist möglich, daß die folgenden Bände, nicht ganz so viel neue tatsächliche Information bringen werden wie dieser erste, der eigentlich für alle Abschnitte der Bismarckschen Jugendentwicklung bis 1848 neue, zum Teil überraschend reiche und schöne Quellen benutzen konnte. Was Marcks aber aus seinen neuen Quellen zu machen und was er den alten, längst bekannten an neuem Leben zu entlocken verstanden hat, verbürgt uns, daß er die Höhe seiner Meisterschaft erreicht hat. Die Jugendleistungen eines Geschichtschreibers können gemeinhin noch nicht wie die eines Künstlers Jugendkraft und Meisterschaft vereinigen, weil er neben dem Ingenium noch eines viel größeren Maßes von Erfahrung und Kontemplation bedarf. Wenn man den Bismarck von Marcks mit seinem Coligny und selbst seinem Kaiser Wilhelm vergleicht, so spürt man, wie seine Kunst und Forschung gewachsen ist, und das Beste, was man zu seinem Lobe sagen kann, ist wohl, daß sein neues Buch eine hohe innere Ruhe, Klarheit und Reife mit den

Vorzügen vereinigt, die seine früheren Werke sofort emporhoben über das Niveau unserer heutigen, meist tüchtigen und ernsten, aber meist auch etwas unpersönlichen Geschichtschreibung. Jene Vorzüge bestanden in einer originellen Verbindung psychologischen, politischen und ästhetischen Feinsinns, wo dann die einzelnen Beobachtungen fragend, spürend, genießend, überaus reizvoll durcheinanderspielten, und das in einem ganz dafür geschaffenen Stile, der geschmeidig und farbig oft weich sich ergoß, oft aber auch überraschend bündig das Verschiedenartigste zusammenfaßte. Diese Art war, man hat es längst bemerkt, dem modernen Impressionismus wesensverwandt und teilte mit ihm auch etwas die flimmernde Nervosität. Man wird sie wohl auch in seinem Bismarck noch empfinden, aber im ganzen zeigt er viel mehr epische Ruhe. Wie selten gelingt es einem modernen Menschen, intensives Mitleben mit seiner unruhigen Zeit mit innerer Sammlung und Versenkung in Eine große Aufgabe zu vereinigen. Es ist auch mit dem Stilleben eines deutschen Professors, dem ein großer Lehrerfolg und wachsende Schülerzahlen beschieden sind, heute vorbei, und während man früher von Hamburg nach Heidelberg hätte gehen müssen, um der Muse der Geschichtschreibung zu dienen, mußte Marcks aus Heidelberg nach Hamburg ziehen, um seinen „Bismarck" in Ruhe schreiben zu können. Wir entbehren ihn nun am Oberrhein, aber dürfen uns unendlich freuen, daß ihm das innere, stille Ausreifen seiner Leistung beschieden worden ist. Es ist alles an ihr, man sieht es, immer und immer wieder durchdacht und erwogen worden. Der Reichtum der Gesichtspunkte, Fragestellungen und Abtönungen ist noch ebenso groß wie früher, aber wird jetzt überlegener zusammengefaßt und ruhiger vorgetragen. Ein leichter Stilunterschied ist vielleicht zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Buches wahrzunehmen. Die erste Hälfte zeichnet sich ganz besonders durch jene ruhigere Ökonomie und Vereinigung von Fülle und Ausgeglichenheit aus, während das bewegtere und mannigfaltigere Leben mit seinen zum Teil ganz neuen Tatsachen, das in den späteren Kapiteln zu schildern war, wieder etwas mehr in der älteren Weise des Verfassers erzählt wird. Jenes Bedenken aber, das man hatte, daß der monumentale Gegenstand durch die Marckssche Betrachtungsweise vielleicht zu üppig umrankt werden möchte, wird jetzt nicht mehr laut werden.

Vielmehr ist es die Schönheit dieses Buches, daß es, so viel es auch sagt, doch noch mehr ahnen läßt, als sagt. Die Biographie muß ihre Ziele ganz verschieden sich stecken je nach der Größe ihres Gegenstandes. Je größer er ist, um so enthaltsamer muß sie sein, weil sie doch nicht hoffen kann, ihn ganz in Worte und Sprache umzusetzen, weil er hinausragt über ihre Mittel und weil jeder Versuch, es doch mit ihnen zu zwingen, als eine fehlschlagende Vergewaltigung erscheint. Shakespeare und Goethe können wohl Gegenstände intensiver ästhetischer und geistesgeschichtlicher Monographien werden, aber ihre Bio-

graphien müssen, wenn sie erträglich sein wollen, bescheiden auftreten. Dem großen Staatsmanne gegenüber hat es die biographische Kunst ja leichter, weil seine Motive und Handlungen von realerer Beschaffenheit sind. Die Aufgabe, die organischen Grundkräfte seiner Persönlichkeit und seines Werkes nachzuweisen, ist auch nicht unlösbar, aber wie steht es mit der Erklärung der einzelnen singulären Momente seiner Entwicklung, der Entscheidungen vor den Scheidewegen, und zumal vor den Scheidewegen des Jugendlebens, wo der innere Kern der großen Persönlichkeit noch verhüllt ist und doch schon vorhanden gewesen sein muß und wirksam gewesen sein kann? Auch hier bleibt oft nichts übrig, als sich zu bescheiden und zu konstatieren. „Über Wolken nährten seine Jugend gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch.“ Solcher Wolken gibt es in Bismarcks Jugendleben mehr, als die oberflächliche Kritik oder der simple Heroenkultus weiß. Marcks zeigt sie und führt uns dicht an sie heran, aber hält mit taktvoller Scheu dann inne und läßt uns nur das Rauschen dahinter hören. Man möchte sagen, sein Buch ist nicht, konnte nicht sein und durfte nicht sein wollen die ganze Melodie des Bismarckschen Jugendlebens; es ist nur eine wundervolle Begleitmusik zu ihr, die in ihrer ganzen Folge überhaupt nicht wiederherzustellen ist, aber man glaubt sie doch immer leise mitklingen zu hören über den Akkorden, die der Verfasser anschlägt.

Die erste der Fragen, die man stellen muß und doch nie ganz beantworten kann, ist die nach dem väterlichen und mütterlichen Erbteil Bismarcks. Nicht nur Vater und Mutter, sondern, um die Ansprüche der Deszendenztheorien zu befriedigen, die ganzen Ahnenreihen mußten gemustert werden und ergaben schließlich doch nur wenige, nur für das Allgemeine ausreichende Spuren. Die Tradition der väterlichen Ahnen wies mehr auf den behaglichen Landedelmann als auf den Ehrgeiz des Hof- und Staatsdienstes. Der Vater war ein guter Kerl, der schwere Krankheiten mit noch schwereren Weinen bekämpfte, wie es ähnlich der Sohn vor Schweningers Eingreifen ja auch gemacht hat. Die derberen Instinkte, aber auch die das Gemüt bewegenden Erinnerungen waren unzweifelhaft bismarckischer Herkunft, während man die geistige Begabung gern an den Gelehrtenstamm der Menckens anknüpft. Verstandesschärfe, Ehrgeiz und innere Kälte, auch Reizbarkeit und Zartheit der Nerven waren seiner Mutter Wilhelmine eigen. Die Schwächen ihres Charakters aber waren von der Art, daß sie, wenn sie ihrem Sohne etwa im Leben nicht als Mutter, sondern als Weib begegnet wäre, keinen schärferen und unbarmherzigeren Beurteiler wohl gefunden haben würde, als gerade ihn. „Die reinste Frauenklugheit besaß die kluge Frau nicht“; es reichte nicht aus bei ihr, sie unternahm Dinge, die sie nicht leisten konnte, ihr Empfinden war nicht ganz echt. Menckensch hat Bismarck, so urteilt Marcks, offenbar nie empfunden, „den bürgerlichen Ehrgeiz seiner Mutter stieß er unwillkürlich zurück“. Diese unwillkürliche Wahl, die er traf zwischen

Bismarckschem und Menckenschem Erbteil, oder allgemein gesagt, zwischen der Sphäre des preußischen Landadels und der Sphäre des preußischen Beamtentums, war die erste Grundentscheidung seines Lebens, und so unwillkürlich und naturhaft bestimmt sie auch erscheinen mag, so ist es doch schon der Auftakt seiner eigenen Lebensmelodie, — um mit seinen eigenen späteren Worten zu sprechen, etwas von der „Musik, wie ich sie für gut erkenne". Bestimmtheit und Spontaneität sind die beiden Seiten jeder historischen Individualität, die wir doch nur wider besseres Wissen in zwei Seiten zerlegen, weil unser Geist nicht imstande ist, ihr tatsächliches Ineinander klar zu durchschauen.

Wie mit dem Menckenschen Erbteile, so verfuhr die Bismarcksche Jugendnatur auch mit den ihr durch Schule und Leben zukommenden Bildungseinflüssen. Das humanistische Gymnasium, das damals in seiner Blütezeit stand, gab ihm vielleicht, so wird man jetzt urteilen dürfen, eine nicht verächtliche intellektuelle Schulung, auch einen gewissen Bestand von humanistischer Bildung, aber weckte nicht den inneren Menschen in ihm. Ebensowenig hat das dann die deutsche Universität vermocht. „Die Universität war nur eben sein Aufenthalt, er ging den Weg des jungen Weltmannes", der über Korpskneipe, Paukboden, elegante Gesellschaft zum Repetitor führte. Von den großen oder bedeutenden Lehrern, die er hätte hören können, wenn es ihn getrieben hätte, war der einzige, der ihm vielleicht — über bloße Vermutungen kommt man nicht hinaus — etwas gegeben hat, der Göttinger Historiker Heeren. Bismarck wollte Diplomat werden, Heeren war der damalige Diplomatenbildner und lehrte einen historisch-politischen Realismus, eine Würdigung der Staatsnotwendigkeiten und Machtkämpfe, die aus der politischen Tradition des ancien régime noch stammte und so ein gewisses geschichtliches Bindeglied zwischen dieser und der späteren Bismarckschen Staatskunst darstellt. Aber wer möchte bestimmt behaupten, daß es dies auch für Bismarck subjektiv und persönlich in besonderer Weise gewesen sei. Andererseits wird man aber auch die Vorstellung von dem intensiven Korpsstudententum Bismarcks jetzt etwas herabzustimmen haben. Äußerlich wurde es ja intensiv genug betrieben, aber die innere Hingabe, so selbstverständlich-jugendlich sie erfolgte, hatte ihre Schranken. Das damalige Korpsleben ließ überhaupt mehr Freiheit, und die Verkehrsbedürfnisse Bismarcks wurden in dem Kreise seiner bürgerlichen Korpsbrüder aus Hannover auch nie ganz gedeckt. In der Wahl seines persönlichen Umgangs in Göttingen und Berlin, des Amerikaners Motley, der baltischen Grafen Keyserling, kann man schon höhere geistige Ansprüche spüren, wie sie Bismarck zeitlebens mit unfehlbarem Geschmacke an seine näheren Vertrauten gestellt hat. Und aus dem Spiegelbilde, das ein Motleyscher Roman von 1839 und die späteren Äußerungen Alexander Keyserlings von dem jungen preußischen Edelmanne geben, blitzt es schon

selbstherrlich genug heraus. Er tobt sich wohl aus, aber mit dem Bewußtsein, daß er dabei lernen will die Menschen zu lenken; er disputiert und philosophiert als Kenner der großen Dichter und als extremer Skeptiker, zugleich aber mit kühnen Ausblicken auf seine eigene Zukunft, denn er glaubt nicht, daß Preußen sich noch lange eine Konstitution vom Leibe halten werde, daß dann der Weg zu äußeren Ehren frei sei, — „außerdem", soll er damals hinzugefügt haben, „muß man innerlich fromm sein". Man kann die Glaubwürdigkeit dieses oder jenes Zuges bezweifeln und doch nicht daran zweifeln, daß es im Verkehre mit jenen geistig hochgestimmten Freunden ab und an aus ihm gewetterleuchtet haben muß. Hören wir ihn selbst aus einem Briefe, den er 1835 als Auskultator schrieb: „Ich glaube schwerlich, daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit entschädigen wird für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird. Öfters regt sich noch der Wunsch, die Feder mit dem Pflug und die Mappe mit der Jagdtasche zu vertauschen, doch das bleibt mir ja immer noch übrig." Dazwischen plagte ihn wohl der Ehrgeiz der Diplomatenkarriere und trieb ihn der Mißerfolg einer ersten Liebesflamme wieder in sich selbst zurück, wo er dann vier Wochen im einsamen Schlosse zu Schönhausen aushielt und in die Schweinslederbände der Bibliothek, in Voltaire und Spinozas Ethik sich vergrub. Es ist gar nichts Ungewöhnliches und Absonderliches an diesen Erlebnissen des jungen, stolzen und begabten und in seiner Begabung noch so lässigen Kavaliers, aber man verfolgt sie mit gespanntem Interesse, nicht nur weil überall Keime und Ansätze zu späteren Zügen der Bismarckschen Persönlichkeit dabei auftauchen, sondern auch weil sie helfen müssen, die große Frage nach dem Verhältnis des jungen Bismarck zu den Lebensmächten seiner Zeit, zum preußischen Staate, zur nationalen Idee, zur deutschen Bildung zu beantworten. Und da kann es gar kein Zweifel sein, daß diese allgemeinen Mächte ihn innerlich damals noch kaum irgendwie gepackt haben. So selbstverständlich er den Preußen, wo es im Verkehre darauf ankam, herauskehren konnte, so wenig scheint ihm die preußische Staatsidee zu tieferem seelischem Bewußtsein gekommen zu sein, und ähnlich steht es mit seinen deutschen Empfindungen. Wenn man nach seinen beiden Referendarsarbeiten von 1836 urteilen darf, so lagen ihm die allgemeinen Weltanschauungsfragen immer noch näher, wie die Fragen des Staatslebens, — aber es fehlt noch überall die eigentliche Leidenschaft und Wärme. Interessant sind, worauf ich vor Jahren schon hingewiesen habe, die spinozistischen Anklänge, die sich in einzelnen Äußerungen von kühlem Intellektualismus, aber doch nicht ohne eine gewisse strenge Größe, zeigen. Die Geister seiner Zeit bewegen und treiben ihn nicht, haben ihn freilich ja auch später niemals eigentlich getrieben, aber er selbst war auch noch kein Treibender.

Wer möchte bezweifeln, daß alle Kräfte und Energien in ihm schon bereit lagen um sofort, wenn das Schicksal es ihm gewährt hätte, aufzuspringen wie der junge Alexander und der junge Friedrich II. Aber in den schläfrigen Zuständen und Aussichten seines Heimatstaates blieb seiner Natur nichts anderes übrig, als vorläufig dahinzuschlendern und das Leben zu genießen mit kühler Skepsis und einigen unerfüllbaren großen Bedürfnissen im Herzen. Ein solcher Mensch in solcher Lage ist dann freilich Explosionen seiner eingeschlossenen Kräfte ausgesetzt, die seinem Lebenswege eine jähe Wendung geben können. Er hatte damals zunächst den Wunsch, unmittelbar in die diplomatische Laufbahn einzutreten, scheiterte damit aber an dem generellen Mißtrauen des Ministers Ancillon gegen die diplomatische Befähigung des Landadels. Bismarck sollte nach seinem Rate den Umweg über die Verwaltungslaufbahn nehmen und wurde damit erst recht zurückgedrückt in Verhältnisse, die für ihn zu klein waren. In Aachen, wo er als Regierungsreferendar arbeiten sollte, ist er dann — wir erfahren jetzt den eigentlichen Verlauf erst, aber auch nur in allgemeinen Zügen, — regelrecht durchgebrochen. Er stürzte sich in den Trubel der Aachener Badegesellschaft, las dazwischen wohl den englischen Hamlet und Richard III., verliebte sich nacheinander jählings in zwei schöne Engländerinnen, reiste der einen oder der andern im Juli 1837 nach Wiesbaden nach, „liebelnd, bechernd, würfelnd", reiste weiter, seinen Urlaub eigenmächtig um viele Wochen überschreitend, und meldete aus Straßburg einem Freunde seine Verlobung mit „einer jungen Britin von blondem Haar und seltener Schönheit". So ging es im September bis nach Bern, wo es vielleicht schon zur Ernüchterung, zum Bruche und zur Umkehr gekommen ist. Dann kam die schale Neige dahinter; Ärger mit der Regierung, Forderungen der Gläubiger, Versinken in Schweigsamkeit gegen die Eltern. Aachen wurde für ihn unmöglich, aber die Versetzung nach Potsdam machte seinen inneren Menschen auch nicht lustiger für das Bureaukratendasein. Sein Schicksal war in ihm, nicht in der Laufbahn, die ihn von vornherein angegähnt hatte. Einen entscheidenden Anstoß, den Staatsdienst aufzugeben, erhielt er durch die schlechte Lage der väterlichen Güter. Er wurde Landwirt und rechtfertigte den Verwandten gegenüber seinen Entschluß durch jenen großartigen Brief von 1838, den man seit 1900 aus der Veröffentlichung seiner Briefe an Braut und Gattin kennt. Hier zeigte er die Löwenklaue einer Kraft und eines Ehrgeizes, die für den langweiligen und die Individualitäten erdrückenden Beamtenstaat Preußen zu groß waren. Er rühmte dagegen die Staaten mit freier Verfassung, erklärte Peel, O'Connell, Mirabeau für seine Ideale, — aber es wäre ein grober Irrtum, daraus auf ausgeprägte Überzeugungen im Sinne des Zeitliberalismus, wie er sich oberflächlich wohl noch in seinen Referendarsarbeiten gespiegelt hatte, schließen zu wollen. Es war das „Mitspielen bei energischen politischen Bewegungen", was ihn so unbändig reizte, es war die

Möglichkeit politischen Heldentums, die ihm die Staaten mit parlamentarischer Verfassung begehrenswert machte. Noch immer — das ist das Bezeichnende und vom Biographen jetzt mit Recht scharf Betonte — war kein Wort dabei von „weitgespannten, geistig allgemeinen Idealen", sondern der „Drang der eigenen Persönlichkeit stand weit voran", und die Freiheit im allgemeinen lobte er deswegen, weil sie die Freiheit für ihn bedeutete, Herr werden zu können. Da er es in der Welt nicht werden konnte, so wollte er es nun auf seinem hinterpommerschen Gutshofe sein.

Seine Gutsherrenjahre in Kniephof und Schönhausen zwischen 1839 und 1846 brachten dann die entscheidende innere Wendung in seinem Leben, von deren Verständnis das Urteil über Bismarck überhaupt ganz wesentlich abhängt. Nichts ist leichter und einem gemeinen kritischen Verstande, zumal wenn er von politischen Antipathien etwas bewegt wird, einleuchtender, als den ganzen Bismarck aus dem grandiosen Herrscheregoismus jenes Briefes von 1838 abzuleiten und ihn eines inneren ideellen Verhältnisses zu den geistigen Mächten seiner Zeit für unfähig zu erklären. Seine Bekehrungs- und Verlobungsgeschichte von 1846 ließe sich dann, ohne daß man an eine ganz grobe Unwahrhaftigkeit zu denken brauchte, als eine unwillkürliche Anpassung dieses Granitblocks an die Schichtungen seiner Zeit deuten, denn die Verlobung und der Eintritt in den christlich-germanischen Kreis erlöste ihn aus der Einsamkeit, in der er bis dahin lebte, und führte ihn derjenigen Gruppe von Persönlichkeiten zu, die den König und den Thron unmittelbar umstanden. Und so kann man weitergehen und seinen ferneren Aufstieg zur Macht und jeglichen Gebrauch, den er von ihr des weiteren gemacht hat, aus dem allgemeinen Weltgesetz der Anpassung erklären wollen. Aber als ob man mit diesem „Gesetze" in der Geschichte jemals mehr als den äußeren Mechanismus des Geschehens umschreiben könnte, während über dessen Innenseite, Sinn und Wert damit noch gar nichts ausgesagt ist. Einem Bismarck gegenüber muß man gewiß realistisch sein bis zum Äußersten, aber der Realismus im höchsten Sinne begreift auch die Würdigung des Ideellen als einer selbständigen Macht im Menschenleben in sich. Daß es auch in Bismarcks Leben sich jetzt als solche entfaltete, ist eine Grundüberzeugung des vorliegenden Buches, die auch wir teilen und selbst schon früher in der Historischen Zeitschrift von 1903 zu begründen versucht haben. Damals stand uns als Dokument der inneren Wandlungen, die Bismarck seit 1839 durchgemacht hat, im wesentlichen nur der Werbebrief zur Verfügung, den Bismarck Ende Dezember 1846 an Herrn v. Puttkamer auf Reinfeld gerichtet hat. Seine Wahrhaftigkeit drängte sich subjektiv zwingend auf und man konnte von ihm aus dann, vorsichtig weitergehend, die psychologischen und geistigen Konstellationen erraten, unter denen die Wandlung vor sich gegangen ist. Marcks hat nun nicht nur das Glück, sondern das hohe Verdienst, durch umfassende

und umsichtige Nachforschungen bei den Nachkommen aller in Betracht kommenden Persönlichkeiten ein kostbares Material von gleichzeitigen Briefen aus den christlich-germanischen Kreisen Hinterpommerns gesammelt zu haben, durch das nun, man darf wohl sagen, fast jedes Wort jenes Werbebriefes bestätigt wird. Es ergibt sich daraus ferner, daß Bismarck in ihm, ganz in der Art seiner späteren Staatsschriften, eigentlich nur eine Quintessenz von Erlebnissen wiedergegeben hat, die viel farbiger, zarter und romantischer gewesen sind, als sein strenger und gedrungener Bericht es ahnen läßt. Hinter solchen Blättern und Blüten und allem Reigen von Herzen zu Herzen gewahren wir aber, und das ist das Wichtigste, das organische Reifen des Bismarckschen Geistes selbst. In den Relationen zwischen Bismarck und seiner Umwelt trat zuerst und ganz natürlich hervor die Reaktion einer zu großen Kraft gegen eine zu kleine und doch durch ihren Massendruck sie niederhaltende Umgebung. Sich selbst nur durchzusetzen, war sein höchster Gedanke, von einem irgendwelchen Ideendienst war keine Rede, und so fehlte der innere Kitt zwischen ihm und den inneren geistigen Lebensmächten seiner Zeit. Es sind Kraftnaturen in der Geschichte denkbar, die fast ohne jede innerliche Relation zu ihrer Zeit durch sie hindurchstürmen und sie unter sich zu beugen versuchen, aber das Beispiel Napoleons zeigt die Schranken solchen Versuches. Mit Bismarck stand es wesentlich anders. Neben dem Drange des gewaltigen Ich entwickelte sich nun vielmehr als sein zweiter Grundtrieb der Drang nach Anerkennung eines Höheren und Allgemeinen. Die Größe und Dauer seiner späteren Erfolge beruhte darauf. Mag man das nun wieder geniale Anpassung nennen, — wir meinen, es ziemt sich zuerst und vor allem, von innen her zu verstehen, was von innen her entstanden ist.

Schon in seiner kalten und ideenarmen Jugend lagen ihm, so sahen wir, die Weltanschauungsfragen immer noch näher als die politischen Dinge, die er nach seiner Weise als Trauben, die zu hoch hingen, recht gleichgültig behandelte. Aber das Bedürfnis nach einer großen und seinem Geiste gemäßen Weltanschauung war in ihm zweifellos schon früh lebendig. Groß und kalt war das erste Weltbild, das er sich aus deistischen und pantheistischen Ingredienzien zusammensetzte. Er hielt es auch in seinen Kniephofer Jahren zunächst fest und bestätigte es sich durch die Lektüre der freigeistigen Tageslektüre, Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer. Sein trostlos-erhabener Gedanke, daß der Mensch nur Staub vom Rollen der Räder sei, war der genaue Reflex seiner eigenen Lebenslage. Das selbstgewählte Dasein füllte ihn noch nicht aus. So heiß er die mütterliche Erde und Feld und Wald liebte, so zyklopisch ungebunden er als Junker von Kniephof sich jetzt ergehen mochte, — es war noch nicht genug. Daß er sich 1841/42 abermals ernstlich verliebte, diesmal in ein Fräulein Ottilie v. Puttkamer, und von der Mutter schließlich einen Korb

erhielt, hat ihn erst recht in den Trübsinn hineingejagt. Wir hören jetzt aus dem Jahre 1843 von ungewöhnlichen Reiseplänen; er dachte an Amerika und Indien, wo er vielleicht unter englischen Fahnen Dienst nehmen könne. „Ich treibe willenlos", seufzte er 1844, „auf dem Strome des Lebens ohne anderes Steuer als die Neigung des Augenblicks, und es ist mir ziemlich gleichgültig, wo er mich ans Land wirft." Er versuchte in demselben Jahre seine Referendarstätigkeit in Potsdam wieder aufzunehmen, stieß aber dort schon nach wenigen Tagen mit seiner Stirn an das Joch an, das die Bureaukratie solchen Naturen gern entgegenstellt, und kehrte auf sein Gut zurück, — ungebeugt, unzufrieden, einsam.

Wie kam er aus dieser unfruchtbaren Einsamkeit, aus diesem Dilemma zwischen Ich und Welt heraus? Wie wuchs er endlich hinein in seine Zeit, die ihm bisher noch keine für ihn passende Wurzelschicht hatte bieten können? Wenn man sich dem Eindrucke der wunderschönen und reichen Erzählung von Marcks überläßt, so kann die Antwort nur sein, wie so oft in solchen Fällen, daß es keine überraschende und seltsame psychologische Verkettung, sondern das stille Wirken der Natur in Bismarck selbst war, was ihn allmählich gewandelt, oder richtiger gesagt, das in ihm Schlummernde zum Leben erwirkt hat. Aus kleinen, zuerst nicht einmal ganz sicheren, dann aber immer deutlicher werdenden Anzeichen kann man erkennen, daß er positiver wurde, daß reale Fragen von allgemeinerem Werte ihn beschäftigen, daß der kleine Lebenskreis, zu dem er als Landjunker verurteilt war und der doch für ihn viel zu klein war, ihn innerlicher umfängt und ihm wertvolle Güter zu bieten vermag. In derselben Zeit zu Beginn der Vierziger, wo es am tiefsten herunterging mit seinem Lebensgefühl, begann er über öffentliche Interessen zu sprechen, verhöhnte in einem damals vom Redakteur zurückgewiesenen Zeitungsartikel über Jagd den Adelshaß der Zeitungsschreiber und griff noch höher mit dem Worte, das er 1842 fallen ließ: daß es das Hauptziel der Gewaltigen auf Erden sei, ihr Herrschaftsgebiet auszudehnen und daß auch für das Königreich Preußen diese Zeit noch einmal kommen werde. Dann begann er sich für die ritterschaftliche Selbstverwaltung zu interessieren und hoffte von seiner Übersiedlung nach Schönhausen 1845/46, fester in ihr Fuß zu fassen als Deichhauptmann, Landrat, Abgeordneter zum Provinziallandtag. Seit Anfang 1846 warf er sich energisch auf eine Frage, die ihn sogleich in weitere Beziehungen führte und in Fühlung brachte mit den Tendenzen des Königs Friedrich Wilhelm IV. und seiner frommen christlich-romantischen Freunde. Es war die Frage, wie man die bröckelig gewordene Institution der ritterschaftlichen Patrimonialgerichte neu beleben könne. Und schon bei dieser ersten Berührung mit der Partei, in und aus deren Reihen er in den nächsten Jahren emporwachsen sollte, zeigte sich die innere Grundverschiedenheit der Elemente, die hier zusammenrückten. Die Parteigänger Friedrich Wilhelms IV.

schätzten die Patrimonialgerichte als wichtiges Stück der christlich-germanischen, historisch-romantischen Staats- und Lebensordnung, — Bismarck aber kam es, so erfahren wir jetzt, ausschließlich auf die Behauptung ritterschaftlicher Selbständigkeit gegenüber dem Staate und, man muß selbst sagen, auf Kosten des Staates an, denn die eigentliche Reform, die Beseitigung der Mängel war ihm ganz Nebensache dabei. So strebte er nun eifrig nach ritterschaftlich-ständischer Selbstbestimmung gegenüber dem Staate, dem modernen Beamtenstaate. Hatte er ihm zuvor, nach kurzer, lässiger Beaugenscheinigung den Rücken gekehrt, so nahm er jetzt eine Art von Frontstellung gegen ihn ein und suchte gewissermaßen die negativen Erfahrungen der Jugendjahre in positive Gedanken umzusetzen. Freilich, da er sich selbst zugleich klar machte, wie schwach es mit dem ritterschaftlichen Korporationsgeist seiner kornbauenden Gutsnachbarn bestellt war, so wird man kaum annehmen dürfen, daß ihn der Kampf für eine von vornherein halbverlorene Sache auf die Dauer interessiert hätte. Immerhin, er zeigte den entschlossenen Willen zu politischer Arbeit selbst mit begrenzten Zielen und den positiven Drang nach organisierter Macht und Selbständigkeit, und sei es auch nur auf dem eigenen Hofe. Die jugendlichen Gelüste nach politischer Macht im großen beginnen zur Lust an der politischen Macht, wo man sie überhaupt nur ergreifen kann, zu werden. Sein Verhältnis zu Staat und Macht war im Jahre 1838 gewesen: Alles oder nichts. Jetzt hat er die Entschlußkraft gefunden, zunächst mit dem Etwas anzufangen. Das war das Ergebnis natürlicher Reife des Charakters und des ebenso natürlichen Einlebens in die heimatlich-ritterschaftlichen Dinge, Aufgaben und Wünsche. Es war kein Erlahmen der Kraft zu höherem Fluge, sondern eine männliche Selbstbegrenzung, über die er sofort sich hinausschwingen konnte, wenn die Stunde ihn rief. Der Deichhauptmann hielt auch über den Strom im eigenen Innern Wacht, aber hätte sogleich sich in den kühnen Schiffer verwandeln können, wenn es freie Fahrt gegeben hätte.

Diese Entwicklung des stärksten seiner Triebe, des Dranges nach politischer Macht, aber fiel nun zusammen mit einer Entwicklung, Ausweitung und Veredlung des ganzen Menschen. Und diese erfolgte dadurch, daß er in das geistige Leben seiner Zeit jetzt so weit hineinwuchs, als er es seiner selbstherrlichen Natur nach vermochte. Er wurde nicht empfindsam oder gläubig oder romantisch im Sinne seiner Zeitgenossen, aber er ließ Liebe und Glauben, Sentimentalität und Romantik, die ihn zu umspinnen und einzufangen suchten, auf sich wirken, ließ sein starkes und stolzes Gemüt gleichsam auftauen durch sie und durfte sich so schließlich in Glaube und Liebe als Neugeborener fühlen. Es wirkt wie ein Roman, was Bismarck in dem Kreise seiner frommen und bekehrungseifrigen Nachbarn, Adolf v. Thaddens auf Triglaff und Moritz v. Blanckenburgs auf Cardemin in den Jahren von 1844—46 erlebte. Moritz, ein Jugendfreund Bismarcks und seine Gattin

Marie, die Tochter Thaddens, liefen Sturm auf ihn, um den „hinterpommerschen Phönix" den „großen interessanten Weltmann mit der gefährlichen Glätte" aus seiner Glaubens- und Friedlosigkeit zu erlösen. Er wurde belagert nach allen Regeln pietistischer Belagerungskunst. Moritz verriet ihm „in fast rasendem Vertrauen und unerschütterlichem Glauben", daß eine unheilbar kranke Dame seiner Verwandtschaft ihn liebe und nicht ruhig sterben könne, ehe sie den Ungläubigen bekehrt wisse. Moritz hielt ferner schon seit 1844 Mariens Freundin, die schwarze Johanne v. Puttkamer, für Bismarck als geeignete Partie bereit. Es war bei Marien nicht bloß Bekehrungseifer im Spiele. Sie hatte Feuer und Geist und einen Zug ins Phantastische, sie las die Dichter und mit heimlichem Grauen und Wohlgefallen selbst die unfrommen Dichter, sie spielte mit Blumensymbolik und pflückte für Bismarck eine blutrote Rose, für ihren Gatten Moritz eine „tief ewigblaue Blume". Sie träumte von der großen Welt und von bedeutenden interessanten Menschen. Und Bismarck ging auf ihre poetischen Neigungen ein und übertrumpfte sie noch durch seine Schwärmerei für die schwarzen finsteren Helden Byrons. Marie v. Blanckenburg und Bismarck haben sich ohne Frage viel bedeutet und viel gegeben. Sie wären, so urteilt Marcks, wenn sie noch frei gewesen wäre, wohl einander entgegengeflogen, und so rein das Verhältnis tatsächlich auch erscheint und von allen Beteiligten aufgefaßt wurde, so meint er doch auch — ich hatte früher Ähnliches vermutet, — daß ihm ein leise erregender Unterton nicht gefehlt habe. Marie, so darf man beinahe sagen, lebte für Bismarck später in Johanna fort, die ihr an Kraft der Empfindung ebenbürtig war, und in der Poesie der Bismarckbriefe an Johanna steckt etwas von Marie Blanckenburg.

Zunächst war Bismarck ja für Johanna noch nicht zu haben, aber auf einer mit ihr und den Blanckenburgs 1846 gemeinsam unternommenen Harzreise mit Mondscheinnächten, Mendelssohnschen Liedern und religiösen Disputen fing er Feuer an ihr und zeigte sich auch religiös, als Moritz einen neuen Ansturm unternahm, zum Kapitulieren nicht mehr abgeneigt. Es ist ja schon bekannt, wie dann die tödliche Erkrankung Mariens ihm im Herbste 1846 das erste Gebet zu Gott seit seiner Jugendzeit auf die Lippen drängte. Bei ihrem Tode sagte er unter Tränen: Jetzt glaube ich an die Ewigkeit oder es hat auch Gott nicht die Welt geschaffen. Bald darauf bekannte er dem Freunde Moritz seinen Glauben und den Eltern Johannas seine Liebe.

Dieses ganze Erlebnis ist ein in seinen feineren Verzweigungen nicht mehr aufzulösender Komplex. Wir haben das Wort vom Kapitulieren des Belagerten nicht im Ernste gebraucht, denn wir müßten die ganze Bismarcknatur vergessen, wenn wir das für den Kern des Hergangs ansähen, was nur das äußere Szenenspiel war. Wir dürfen, wenn wir alle allgemeine Kenntnis seines Charakters und alle besonderen Zeugnisse zusammenhalten, schon daran glauben, daß die

Tiefen seiner Seele aufgewühlt waren und daß er, so stark auch seine Umwelt auf ihn eindrängte, in innerster Selbstbestimmung damals über sein Leben entschieden hat. Er entnahm, so habe ich es früher ausgedrückt, aus dem ihm dargebotenen Schatze des Glaubens genau nur so viel, als seine Persönlichkeit bedurfte. Was er davon nun wirklich zu fester Überzeugung übernahm, läßt sich dogmatisch wohl kaum genau fixieren, weil Bismarck selbst gar kein Bedürfnis nach dogmatischer Fixierung verspürte. Wir erfahren durch Moritz v. Blanckenburg, daß er noch im Februar 1847 sich nicht entschlossen hatte, an die Gottheit und Gottessohnschaft Christi schlechthin zu glauben. Das bedeutet, daß er damals das eigentliche Rüstzeug der Orthodoxie, die Lehre vom blutigen Versöhnungsopfer, noch nicht anzulegen geneigt war. Er hing sich, darf man vielleicht sagen, mehr an die Lehre Jesu als an die Lehre Pauli, ohne daß er darum doch den lebendigsten Kern des Paulinischen Christentums, Sündenbewußtsein, Abhängigkeitsgefühl und Erlösungsdrang, verschmäht hätte. Ihm war es genug, einen lebendigen, persönlichen, barmherzigen Gott und ein unmittelbares Verhältnis zu ihm wiedergefunden zu haben und damit einen schlichten, großen und kraftvollen Welttrost zu besitzen, den er bisher entbehrt hatte. Alle inneren Wendungen seines Lebens in dieser Zeit hängen ja überhaupt zusammen, alles, der neue politische Eifer, die neue Liebe, der neue Glaube, dient ja dazu, den Riß zwischen Ich und Welt, der ihn bisher gelähmt hatte, zu überbrücken. Diese neue Brücke, die er sich baute, machte ihn recht eigentlich erst aktionsfähig für alles Kommende.

Nur in einem Punkte habe ich mich mit dem Biographen auseinanderzusetzen. Die Gottesvorstellungen, die Bismarck jetzt annahm, waren zwar nicht schlechthin die des Kreises, der jetzt über seine Bekehrung sich freuen durfte, aber tragen doch dessen Farbe, und die ganze Art der Bekehrung und alle damit zusammenhängenden Erlebnisse fesselten ihn — soweit eine Natur wie er überhaupt sich fesseln ließ — an diesen Kreis und führten ihn tiefer in die gesamte religiös wie politisch konservative Sphäre Preußens hinein. Ich wies nun früher darauf hin, daß hier der christlich-germanische Kreis die besondere Gunst einer Konstellation genoß, indem gerade er jetzt dem jungen Bismarck die religiösen Güter, die er brauchte, darzubieten imstande war, während der damalige Liberalismus ihm nur eine intellektuell und skeptisch ausgekältete Welt- und Gottesidee präsentierte, die er von sich stieß, als er das Bessere erprobt hatte. Sehe der Leser über diese etwas mechanisch wirkenden Bilder hinweg und stelle sich nur die Frage, ob nicht Bismarck unter anderen geistigen Konstellationen, etwa in der Blütezeit des deutschen Idealismus aufwachsend, in ein anderes Verhältnis zu den Ideen einer freieren Weltanschauung hätte gelangen können. Ich habe dabei an elementare politische Naturen wie Gneisenau und Cavour erinnert, die in ihrer freien Weltanschauung einen ebenso starken Welttrost besessen haben,

wie Bismarck in dem positiven Glauben, den er jetzt aus dem christlich-germanischen Kreise holte. Und so sagte ich, daß man hier vielleicht ein Verhängnis des deutschen Liberalismus beklagen könne, weil ihm damals die Kraft gefehlt hat, einen Bismarck dauernd geistig zu umfangen und zu befriedigen. Marcks will die Berechtigung meiner Frage nicht leugnen, aber zweifelt doch, ob andere zeitliche und menschliche Umgebungen ihn wirklich zu anderen Ergebnissen geführt haben würden. In ihm, so urteilt er, wirkten zeitlose Gewalten, und es sei schwierig zu denken, daß er sich jemals bei etwas minder Elementarem wahrhaft beruhigt haben würde als bei dem persönlichen Gott. Selbst wenn ich diese letzte Meinung zugeben wollte, so würde ich doch entgegenhalten können, daß schon der „persönliche Gott" mannigfache Parteifarbe tragen konnte und daß der persönliche Gott, den Bismarck glaubte, zwar nicht schlechthin der Gott der Pietisten war, aber aus ihrem Lager stammte. Zeitlose Gewalten sind es gewiß an sich, die zu allen Zeiten Religion geschaffen haben und tiefere Gemüter zur Frage nach Sinn und Kern der Welt und des Lebens führen. Aber die Antwort auf diese Frage ist und war immer zeitgeschichtlich und singulär bestimmt und ergibt sich aus der Wechselwirkung zwischen individueller Persönlichkeit und individueller Umwelt. So trägt denn auch Bismarcks Religiosität, wie sie im Jahre 1846 durchbrach, einen im hohen Sinne zeitgeschichtlichen Charakter. Der Mann nicht allein, sondern der Mann und die Zeit im Bunde wirkten sich in ihr aus. Ich weiß dabei sehr wohl, daß mit Ideen und Weltanschauungen sich nicht kalkulieren läßt wie mit Rittergütern. Wohl aber ist es erlaubt und nicht unnütz, darüber nachzudenken, ob nicht die Bekehrungsgeschichte Bismarcks zugleich ein beredtes Zeugnis der inneren Schwäche, der inneren Lebensarmut des damaligen religiösen Liberalismus bedeutet.

Anders und einfacher steht es ja von vornherein mit Bismarcks Verhältnis zum politischen Liberalismus seiner Zeit. Wenn seine Referendarsarbeiten noch einen leichten Anhauch davon trugen, so war das nicht mehr als etwas Schultheorie, die der Prüfungskandidat oberflächlich übernahm. Und wenn Bismarck selbst in den „Gedanken und Erinnerungen" seine politische Stimmung vor dem Vereinigten Landtage als „ständisch-liberal" bezeichnet, so muß man jetzt, wo man seine Tätigkeit in der Patrimonialgerichtsfrage genauer kennt, das Wörtchen „liberal" darin ausstreichen. Aber „ständisch" war er und in noch höherem Grade wie die Gerlachs, nicht romantisch-ständisch wie diese, sondern urwüchsig altständisch, wie seine Vorfahren auf Schönhausen, ein Feind der staatlichen Bureaukratie und damit allerdings einer Grundsäule des damaligen preußischen Staates. Er zeigt sich in seinen patrimonialgerichtlichen Bemühungen von 1845—1847 eigentlich durchaus abwehrend gegen den Staat und gleichgültig für die allgemeinen Bedürfnisse des Staates. Und doch nennt ihn dann Marcks nach seinem Auftreten auf dem Vereinigten Landtage von 1847 „in

innerster Seele den Mann des Regierens, der Regierung". Ganz recht, wenn man nicht vergißt, daß Staat und Regierung noch nicht dasselbe bedeutet. Das Regieren war sein Lebensatem, und in den modernen preußischen Staat ist er durch das Regieren hineingewachsen, — und zur idealen Hegelschen Staatsgesinnung hat er es dabei vielleicht niemals gebracht. Dagegen besaß er etwas, was noch ursprünglicher als alle Staatsgesinnung war und diese aus seiner Tiefe nährt: Eine Heimatsgesinnung von einer Kraft und einem Stolze, wie sie nur dem naiven Genius eigen sein können. Sie war immer in ihm, aber sie war in den kalten und trüben Zeiten seiner Entwicklung, deren Verständnis uns jetzt erschlossen wird, nicht in der richtigen harmonischen Relation zu dem Herrscherdrange seines Ichs einerseits, und zu den allgemeinen Ordnungen und Gewalten der Welt andererseits. Der Sinn seiner Entwicklung zwischen 1839 und 1846 ist der, daß diese Relation hergestellt wurde. Wir nennen sie harmonisch und wissen dabei durchaus, daß gewisse verborgene Disharmonien immer noch dahinter lagen und niemals haben überwunden werden können. Aber soweit ein Bismarck es überhaupt konnte, hatte er jetzt Haus und Herd, Vaterland und Gott aufgenommen in seinen Willen.

Vom Schenken/ von Karl Albrecht

Nun kommen diese guten Tage wieder, in denen wir einander geneigt und freundlich sind. Da breiten die großen wie die kleinen Kaufleute ihre herrlichen und ihre armseligen Kostbarkeiten aus, denn alle Welt ist jetzt in der Geberlaune.

Darf man es sagen, daß diese guten, milden, herzinnigen Tage etwas Bedrohliches haben? Und daß man von dem Gefühl vollkommener Wehrlosigkeit beschlichen wird, wenn alle Welt in der Geberlaune ist?

Gegen Leute, die kein Talent haben, ist man ja immer wehrlos. Wer nur ein bißchen Erfahrung besitzt, fürchtet niemanden so sehr als die Menschen ohne Talent; und weitaus die meisten Menschen haben gar keines. Oder doch nur sehr wenig. Und das ist beinahe noch schlimmer. Zum Schenken jedoch gehört Talent.

Die Güte allein hilft dabei nicht das geringste; und die Großmut schon gar nicht. Was wir so für gewöhnlich Güte nennen, kann sehr plump werden; und wenn man es recht bedenkt, dann steckt in jeder Großmut irgendwie eine Taktlosigkeit. Manchmal auch ein kleines bißchen Brutalität.

Zum Schenken gehört jene menschliche Fähigkeit, die von allen die feinste und in ihrem Wesen die unfaßbarste ist: Takt. Jener wunderbare, aus Gefühl und Verstand rätselhaft gemischte Sinn, der den seelischen Rhythmus der anderen mit niemals irrender Sicherheit errät. Jener feine Sinn, der das beständige leise Vibrieren aller Stimmungen mitspürt. Jenes seelische Gehör, das die zartesten und verborgensten Harmonien im andern vernimmt, und dem es unmöglich ist, die heikle Melodie menschlichen Beisammenseins irgend einmal zu unterbrechen, mit falschen Tönen zu beleidigen, zu entstellen und zu vernichten.

Wer Geld hat, kann natürlich die teuersten Dinge kaufen, die jetzt in den Schaufenstern liegen; kann sie kaufen und verschenken. Käme es bloß darauf an, dann wäre der Reichste auch gleich der Beste. Aber das Geld vermag nur unseren Willen zu befreien; die Farbe unseres Willens kann es nicht ändern.

Wenn einer was geschenkt kriegt, was hundert Mark kostet, und es dünkt ihn nur diese hundert Mark wert, dann ist er im Verlust. Ein richtiges Geschenk muß einen Wert mitbringen, der über seinem Kaufpreis ist.

Ein richtiges Geschenk muß den Anschein erwecken, als sei es überhaupt nirgendwo für Geld zu haben. Wir müssen fest davon überzeugt sein, es sei ganz allein für uns gemacht, sei uns zuliebe hervorgezaubert worden. Wir müssen glauben, man habe es irgendwo auf geheimnisvolle Weise gefunden, habe an verschiedenen Merkmalen erkannt, daß es uns gehöre, und stelle uns nun unser Eigentum zurück. Kurzum, es muß so wirken, als sei es von jeher durch das Schicksal für uns bestimmt gewesen. Kurzum, es muß etwas wunderbar

Erstaunliches und zugleich etwas ganz Selbstverständliches für uns sein, daß wir es nun bekommen.

Denn ein richtiges Geschenk ist schließlich nur das Echo unseres eigenen Wesens. Das tönt einem nun von einem anderen entgegen. Der hat's erlauscht, hat es verstanden und in sich bewahrt.

Ein Geschenk ist die sichtbar gewordene Meinung, die ein Anderer von uns hegt. Sowie es aber die Meinung aussprechen will, die der Andere von sich selber besitzt, dann ist es nur eine Belästigung.

Wenn uns ein Freund einmal sagt: ich kenne dich, ich glaube, du bist so und so . . .; oder wenn er uns das in einem Brief schreibt, wie begierig horchen wir da auf, wie sind wir erpicht, unser eigenes Bildnis im Bewußtsein eines Anderen zu sehen. Wie reizt es uns, zu erfahren, was denn von unserem Wesen im Freund sich spiegelt, und auf welche Art.

Geschenke aber sind eine behutsamere Manier, dem Anderen sein Urteil, seine Schätzung kundzugeben; es sind Ansprachen und Briefe ohne Worte, aber gerade deshalb vieldeutiger und von einer erhöhten Beredsamkeit. Indem er uns eben dieses oder eben jenes Geschenk sendet, will der Geber zeigen, daß er uns kennt. Er hat einen Charakterzug in uns erlauscht, eine Vorliebe, einen Hang in uns erraten, eine Leidenschaft, und rührt nun daran mit seiner Gabe. Wir empfinden das in dem Augenblick, in dem wir sein Geschenk erhalten. Doch der Charakteristik, die er derart von uns liefert, fehlt das Kritisierende. Deshalb entwaffnet sie uns, auch wo sie uns verfehlt. Es gibt keine Möglichkeit, gegen diese Meinung zu polemisieren, ihr mit Beweisen zu widersprechen, sie richtig zu stellen. Man ist wehrlos.

Freilich, ein Geschenk, das unsere Art errät, hat zugleich das Deliziöse, daß es dieser Art schmeicheln zu wollen scheint; es zeigt die Absicht, unserer Art zu dienen, und das entzückt uns. Es scheint unserem Wesen eine festliche Zustimmung zu erteilen, scheint manchmal sogar unser Wesen zu loben. Und das macht uns ganz fröhlich. Ein solches Geschenk redet zugleich von dem Bemühen des Spenders, uns zu entziffern, uns in unseren Regungen unvermutet und mit gütiger List zu ertappen. Was könnte angenehmer für das Selbstgefühl eines Menschen sein, als der greifbare Beweis, daß er verstanden wird, und daß jemand sich die Mühe nahm, Verständnis und Zuneigung gleicherweise an den Tag zu legen.

Ein Geschenk muß ungefähr wie ein geistiges Werk sein; und der es bekommt, muß unbedingt, wenigstens eine Sekunde lang, sich's einbilden können, er habe da selbst auch ein bißchen daran mitgearbeitet.

Ein Geschenk ist das Ergebnis, ist die Frucht unseres Verkehrs mit einem Anderen, unserer intimsten Berührung mit dem Wesen eines Anderen. Ein Geschenk muß zuletzt wie ein Kind, wenn man seine Züge genau durchforscht,

beiden Eltern ähnlich sehen. Aber wer möchte von jedem beliebigen Menschen ein Kind haben?

Eben weil es nichts gibt, was so zu bezaubern und so zu schmeicheln vermag wie ein Geschenk, darum kann auch nichts uns mehr verletzen und erbittern. Eben weil es nichts gibt, das uns von außen her so deutlich und so beglückend als die Erfüllung unseres Wesens entgegentritt, kann uns nichts so tief enttäuschen als ein Geschenk.

Der Geber hat es nicht leicht. Viel schwerer noch hat es aber der Empfänger. Dem Geber bleibt bei alledem, wenn ihm sein Geschenk endlich einmal eingefallen ist, das befriedigende Gefühl, einen Rebus gelöst zu haben. Er spielt, was immer ein bedeutender Luxus ist, ein wenig Schicksal; denn er trägt in seinen Taschen kommende frohe Stunden von Menschen; er weiß, was dem und jenem bestimmt ist. Und das Vergnügen, das er anderen bereitet, genießt er lange schon vorher, schmeckt es, kostet es aus; viel länger oft als derjenige, dem es vermeint ist. Oft genug viel reiner. Weil er ja unerschütterlich daran glaubt, daß er seine Sache glänzend gemacht habe.

Der Empfänger ist abhängig: Von der Intelligenz, von der Menschenkenntnis, von den Manieren, von dem Geschmack, von dem Taktgefühl des Gebers. Wenn man bedenkt, daß der Empfänger willenlos alles hinnehmen, daß er mit vollkommener Unterwerfung alles dulden und obendrein noch schön Dank sagen muß, kann man ihn beinahe einen Sklaven nennen.

Er kann durch ein Geschenk plötzlich wahrnehmen, daß er sich einem Anderen ganz vergeblich erschlossen, sich ihm ganz vergeblich in hundert schönen Vertraulichkeiten hingegeben hat, daß er in seinen Neigungen wie in seinem tiefsten Wesen völlig mißverstanden wird. Und muß schweigen.

Ein Geschenk vermag ihm zu enthüllen, daß man ihn für töricht, für eitel, für oberflächlich, für geckenhaft, für verlogen, für weiß Gott was ansieht. Er muß dazu lächeln. Und schweigen.

Daß ein Geschenk die allzuplumpe und allzubequeme Antwort auf ein dargebrachtes Opfer sein kann, weiß man ja. Oder man hat eine Freundlichkeit, einen Liebesdienst erwiesen, hält die Erinnerung, den Anspruch auf Zuneigung, den man damit verdienen wollte, gleich einem zarten Kristallgefäß in der Hand, um all die Liebe, all die kostbare Gesinnung, die man dafür etwa erhofft, darin aufzufangen. Da schlägt uns so ein flegelhaftes Geschenk den feinen Becher aus den Fingern, und nun liegt er in Scherben am Boden. Wie oft geschieht das! So oft es aber passiert, immer sind wir es, die uns bei aller Enttäuschung auch noch schämen.

Ein Geschenk kann uns auf eine unanständige Weise zurufen, kann es uns als eine Botschaft des Gebers ausrichten: Wir sind quitt! Es kann uns so erschrecken, als habe man uns ein Trinkgeld angeboten. Es ist töricht, aber wir schämen uns dann jedesmal.

Ein Geschenk kann von einem Fernstehenden kommen, kann wie ein Werben sein und wie eine Bitte, und uns schüchtern, gleichsam befangen fragen: Willst du . . .? Es kann von einem Fernstehenden kommen und wie eine Zudringlichkeit oder wie eine Keckheit wirken. Man mag nun zusehen, wie man sich dagegen zur Wehr setzt.

Es kann wie eine unerlaubte, wie eine verfrühte Vertraulichkeit sein und man ist so hilflos dagegen, wie gegen jemanden, der statt „Guten Tag" plötzlich leichthin „Servus" sagt.

Ein Geschenk kann herausfordernd üppig sein, kann uns mit seiner Kostbarkeit einfach an die Wand drücken: „revanchier dich, wenn du's imstand bist!" Und man muß es an sich verüben lassen, daß jemand sich aufspielt.

Es kann einem ins Haus fallen und in aller Gemütlichkeit sagen: „ich will dir was bieten, was dir in deinen kleinen Verhältnissen praktisch von Nutzen ist". Man muß es an sich verüben lassen.

Es gibt natürlich auch eine Schäbigkeit des Empfängers. Auch der Beschenkte ist, wie oft, talentlos; begreift gar nicht, was man ihm bietet, ahnt nicht, was man eigentlich zu ihm gesagt hat und zerpflückt mit ungelenken Fäusten die schönste Blüte, die ihm gereicht wird. Aber er ist derselbe, der nicht zu geben versteht. Ihm wird kein Geschenk gelingen, keines, das er austeilt, und keines, das er erhält.

Kleine Kinder fragen jeden aus ihrer Umgebung, der zu ihnen ins Zimmer kommt: was hast du mir mitgebracht? Reizend ist die Spannung, die aufgeregte Sehnsucht, womit sie diese Frage stellen. Sie sind unermüdlich, das süße kleine Fest des Beschenktwerdens immer wieder zu genießen. Bei jedem Kind aber läßt es sich erleben, daß es ein Spielzeug bald wieder beiseite legt, eine Gabe gleich wieder vergißt. Man kann sie wegnehmen, nach zwei Tagen von neuem „mitbringen", dann wieder von neuem und wird immer dieselbe Freude erwecken. Ein Kind will gar nicht seinen Besitzstand vermehren. „Da hab' ich was für dich . ." Diese Worte sind es, die das Kind entzücken, und dazu die Gebärde des Darreichens. Dieser Vorgang hat etwas Bezauberndes: „Da hast du . . . ich schenk' dir was . . ." Und er ist irgendwie einem Wunder verwandt.

Manche Leute sagen: diese ganze Schenkerei ist ein kindischer Unfug. Das sind die Vernünftigen, und sie haben Unrecht, wie ja die nur-vernünftigen Leute immer Unrecht haben. Was ein so herzliches, oft ein so frommes Bedürfnis ist wie das Schenken, darf man nicht Unfug nennen. Sein tiefster Sinn bleibt doch immer, daß wir uns gegenseitig unser Abbild zeigen, so wie wir einander im Gemüt und im Geist tragen, wie wir uns verstehen, uns erraten und erkennen. Und daß wir einander mit diesem Brauch auf eine gütige Weise die Wahrheit sagen.

Manche vereinbaren untereinander: „Wir wollen uns nicht überraschen. Sag'

mir, was du dir wünschest, was praktisch ist, etwas, was du nötig hast und ich werde es dir eben schenken." Und das sagen Leute, die einander ganz nahe stehen. Sie löschen damit die feinsten Möglichkeiten, die es zwischen ihnen gibt, vollständig aus. Es ist die törichteste und die grausamste Manier, das Schenken völlig zu entzaubern. Hier bleibt von einem Kinderbrauch nur noch die Gebärde; alles Festliche, alles, was Illusion gibt, ist fort. Das ganze Schenken gleicht nur mehr einer Hülse ohne Kern, einer vereitelten Überraschung, einer Anekdote ohne Pointe. Es ist wie eine entseelte Melodie auf einem Werkel. Und es ist ein Mißklang darin, wie in allen Versuchen, das zwecklos Schöne mit dem Alltags-Nützlichen zu verquicken. Was am Schenken das Köstlichste ist, wird vernichtet: das Überraschende und daß es nicht die praktischen, nicht die notwendigen Dinge bringt, sondern gerade die entbehrlichen, die überflüssigen. Das ganze duftige Wunder geht verloren und es bleiben nur wollene Unterkleider, Krawatten, Handschuhe und Taschentücher.

Darf man es sagen, daß diese guten, herzinnigen Tage auch etwas Bedrohliches haben, daß man die unsichere und beunruhigende Empfindung nicht los kriegt, es werde einem wieder etwas passieren, worüber ...?

Ich glaube, man darf es eigentlich nicht sagen. Denn die meisten Menschen antworten einem darauf: wer wird denn so empfindlich sein? Oder: Sie sind wirklich übertrieben!

Rundschau

Die Friedensidee / von Max Burckhard

Nach dem Utrechter Frieden war des Abbé de St. Pierre Buch über den ewigen Frieden erschienen, in dem er einen Bund der christlichen Staaten Europas mit einem Gesandten-Kongreß und einem ständigen Schiedsgericht vorgeschlagen und die Einleitung des ewigen Friedens durch einen Krieg zur Vertreibung der Türken aus Europa ins Auge gefaßt hatte. Im Jahre 1815 aber brachte die heilige Alliance in feierlichster Form aus dem Munde der drei mächtigsten Fürsten Europas das tiefe Friedensbedürfnis zum Ausdruck, das nach den Schrecken der Napoleonischen Kriege die Herzen der Völker erfüllte. Die Regierungen und die Untertanen Österreichs, Preußens und Rußlands sollten sich alle nur als Glieder derselben christlichen Nation betrachten, die drei alliierten Fürsten aber nur als von der Vorsehung abgeordnet, drei Zweige ein und derselben Familie zu regieren, die in Wahrheit nur Gott selbst zum Herrscher hat. Die Menschen seien Brüder, die Fürsten Familienväter, und vor der ganzen Welt wird der unerschütterliche Entschluß erklärt, nur die Vorschriften der christlichen Religion, nämlich die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens zur Leitlinie zu nehmen, die, weit entfernt nur auf das Privatleben anwendbar zu sein, die Entschließungen der Fürsten beeinflussen und alle ihre Schritte leiten müsse.

Der erleuchtete Gedanke, daß es keinen Unterschied gebe zwischen privater Moral und öffentlicher Moral, ist nicht etwa klar zu dem Ziele geführt, es sei, was Lüge, Diebstahl, Raub, Mord, oder sonstwie Niedertracht unter Bürgern genannt werde, genau so Lüge, Diebstahl, Raub, Mord, Niedertracht, wenn an Stelle der Bürger Fürsten treten oder Bürger oder Fürsten im Namen oder vermeintlichen Interesse ihres Staates handeln — sondern dieser Gedanke ist in einem Schwall von Phrasen über Brüderlichkeit und Väterlichkeit ersäuft, und der ganzen Deklaration ihre innere Glaubwürdigkeit genommen, indem sie auf das Fundament der Religion gestellt wurde, derselben Religion, in deren Namen und zu deren Schutz schon so viele Kriege geführt, so viele Greuel verübt worden waren. So ist die heilige Allianz mit ihrer Zusicherung gegenseitiger Zuneigung und Dienstleistung und ihrer Verbeugung vor dem Völkerfrieden nicht viel mehr gewesen als eine akademische Deklaration ohne wesentlichen praktischen Wert.

Auf ganz andrer Grundlage steht die Friedensbotschaft, mit der im August 1898 Zar Nikolaus II. die Welt überraschte. Schon im Frühjahr 1863 hatte Napoleon III. die Staatshäupter Europas zu einem Kongreß geladen, der die

Lösung aller damals anhängigen Streitfragen zum Zwecke haben sollte. Weder diese Anregung noch der Vorschlag einer allgemeinen Abrüstung, den er ihr folgen ließ, fand Anklang bei den Geladenen. Trotzdem sprach ungefähr 20 Jahre später der Präsident der Vereinigten Staaten (Botschaft vom 4. Dezember 1882) die Überzeugung aus, es seien die Zeiten nicht mehr ferne, wo die Streitigkeiten der Staaten ohne Krieg, durch Schiedsspruch werden erledigt werden, ein Ausspruch, dem wenigstens für die amerikanischen Republiken äußerlich der Schiedsgerichtsvertrag vom 18. April 1890, ja auch die Verhandlungen über einen Schiedsgerichtsvertrag zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten Recht zu geben schienen. Nun aber kam plötzlich wie eine Stimme aus den höchsten Höhen das Friedensmanifest des Zaren. Nichts von Religion, nichts von Brüderlichkeit. „Die wachsenden finanziellen Lasten treffen die öffentliche Wohlfahrt an ihrer Wurzel . . Arbeit und Kapital werden ihrer natürlichen Bestimmung entfremdet und unproduktiv aufgezehrt, Hunderte von Millionen zur Anschaffung von Zerstörungswerkzeugen verwendet, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet, morgen infolge irgendeiner neuen Entdeckung allen Wert verlieren. Nationale Kultur, wirtschaftlicher Fortschritt, Schaffung von Wohlstand scheinen gelähmt oder in der Entwicklung gehindert." Das sind eherne Wahrheiten des Lebens, die sich jeden Augenblick mit trockenen Ziffern, ganz anderer Natur als $3 \times 1 = 1$, erhärten lassen, furchtbar ernste Gründe für eine Aufforderung, zu einer Konferenz zusammenzutreten, auf der die Fragen der Abrüstung und der Herbeiführung wahren, dauernden Friedens erörtert werden sollen.

Das Rundschreiben des Grafen Murawjew, das des Zaren Anregung der Welt zur Kenntnis brachte, und dem dann allerdings die Aussendung eines Programmes gefolgt war, das den geweckten Erwartungen nicht ganz entsprach, hatte nur einen Fehler. Einen Fehler, ähnlich dem, an dem die Einladung Napoleons gelitten hatte: es war von einem Fürsten ausgegangen, dem im innersten Herzen jeder genau so wenig traute, als man Napoleon getraut hatte.

Aber zwischen der Einladung Napoleons und der Anregung Nikolaus II. lag etwas, das es kaum möglich machte, die Sache auch diesmal mit einer kühlen Negation abzutun: die Friedensidee war eine Macht in den Staaten selbst geworden, und die Fürsten, wenn sie schon nicht an sich selbst den Einfluß dieser Idee fühlten, mußten mit jener Macht rechnen. Schon im Jahre 1816 war in Europa die erste Friedensgesellschaft gegründet worden, im Jahre 1848 trat der erste internationale Friedenskongreß zusammen, dem dann auch besondere interparlamentarische Friedenskongresse folgten, die Idee selbst aber war tief in die Herzen von Tausenden und Tausenden gedrungen.

Das Auftreten und Anschwellen der Friedensidee im 19. Jahrhundert hat, abgesehen von den Wirkungen, die es als Tatsache haben mußte, natürlich auch

Anlaß gegeben, eine Erklärung der Tatsache zu versuchen. Revon in seinem von der französischen Akademie preisgekrönten Werk „L'arbitrage international" findet die Ursache der dem Krieg entstandenen Gegnerschaft darin, daß mit dem Eintritt der Entscheidung durch fernherwirkende Geschosse an Stelle des Schwertkampfes Auge in Auge, der Krieg an sittlichem Werte eingebüßt habe. Der einstige österreichische Finanzminister Steinbach in seiner klugen Schrift „Zur Friedensbewegung", die 1899 unter dem Eindrucke der Friedensbotschaft des Zaren erschienen ist, erklärt die Erscheinung damit, daß in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht nun „auch die wirtschaftlich günstiger situierten Klassen" sich den unmittelbaren Gefahren des Krieges aussetzen müssen, daß die Mobilisierung allein schon „einen förmlichen Umsturz aller Verhältnisse hervorzurufen geeignet ist" und „jetzt Mobilisierung, Kriegserklärung und die den Krieg entscheidenden Schläge mit solcher Beschleunigung unmittelbar aufeinanderfolgen, daß der furchtbare Ernst der Kriegsgefahr jedem Staatsbürger in vollster Unmittelbarkeit sich darstellt", ganz abgesehen von den in das Ungemessene steigenden Kosten der Rüstungen.

So richtig die Ausführungen Steinbachs sind, lassen sie doch ein inneres Moment unberücksichtigt, das unmittelbar mit der Sorge um den eigenen Leib und Sack gar nichts zu tun hat. Immer deutlicher hat sich in der letzten Zeit ein Bestreben gezeigt, die überkommenen Anschauungen vorurteilslos, wie man sich auszudrücken liebt, „voraussetzungslos" zu überprüfen. Nicht gleichzeitig auf allen Gebieten, aber man kann wohl sagen, früher oder später auf allen Gebieten. Wir können dieses Bestreben als Modernismus bezeichnen. Wir haben es sogar in dem Gebiete der Kunst auftauchen und Macht gewinnen sehen. Wir stehen mitten in einer ethischen Bewegung, die, ganz losgelöst von aller Dogmatik, von allem Geflunker mit Lohn und Strafe, eine vernünftige innere Grundlage für die Art sucht, wie die Menschen sein sollen. Die Juristen hat der Modernismus in der allerletzten Zeit erfaßt: die Männer des Privatrechtes schlagen auf einmal die Hände entsetzt zusammen, daß man uns Lebenden das Recht noch immer nach den alten Scharteken Justinians zumessen und vordemonstrieren und nicht einsehen will, daß auch uns nur der lebendige Richter Recht sprechen, lebendiges Recht schaffen und lebendig erhalten könne — — die Männer des Strafrechtes aber fangen an, den Kopf zu schütteln, daß man von Verbrechen orakelt und Begriffsjurisprudenz treibt, wo es sich nur darum handelt, verbrecherische Menschen zu heilen oder unschädlich zu machen. Auf dem Gebiete der Nationalökonomie ist der Modernismus schon etwas länger bekannt, er kann es nicht begreifen, daß Millionen Mangel leiden müßen, wo Raum wäre zu freier Entfaltung für alle. Auch bei der Medizin hat der Modernismus schon an die Türe geklopft — ich will nur auf Schweningers Büchlein „Der Arzt" verweisen — und selbst die katholische Theologie hat ihre Modernisten, denen die römische Kurie bald laut bald leise ihr „Quos ego" zuruft.

Wenn wir den Modernismus auf eine Formel bringen wollen, so ist es das, daß allenthalben plötzlich einige Leute stehen bleiben, sich die Augen reiben und dann wie in plötzlicher Erleuchtung sagen: „Ja, was wir bisher getan und gemeint, das ist ja doch zu dumm!" „Zu dumm!", das ist das Zauberwort, vor dem das Alte in Schutt und Trümmer sinkt, und auch wo nicht gleich ein Neubau gelingt, bleibt doch die reinigende, befreiende Wirkung jener Erkenntnis.

Zu dumm! — diese Einsicht ist auch die Wurzel, aus der die Friedensbewegung ihre überwältigende Kraft zieht. Der dümmste Kerl wird stutzig, wenn man ihm sagt, etwas sei zu dumm. Man kann sagen, es sei eine Brutalität, eine Ungeheuerlichkeit, daß Menschen, die sich gar nie gesehen haben, sich nicht kennen, sich nichts getan haben, sich nun hinstellen und aufeinander schießen. Man kann sagen, es sei jammerschade, daß Millionen und Millionen in Rauch in die Luft verpulvert werden, daß viele Staaten jährlich Unsummen, mit denen sie, weiß Gott was für Gesundheit, Erziehung, Kultur, tun könnten, für Erhaltung von Heeren, für Uniformen, Geschütze, Festungsbauten, Kriegsschiffe, Schlachtballons, für Mittel zur Vernichtung von Menschenleben ausgeben. Aber Brutalität, Ungeheuerlichkeit, Schande, sind doch nur leere Worte, sobald man sich einmal gesagt hat: „das ist ja zu dumm!"

Dieser Gedanke der Untertanen enthält durchaus keinen Angriff gegen die Lenker ihrer Geschicke. Ein Staat ist ja durch den andern entschuldigt. Aber ganz anders wird doch die Sache, wenn ein mächtiger Staat sich erhebt und, wie es 1898 Rußland getan, die andern auffordert, zusammenzutreten und über Abrüstung und Einsetzung eines allgemeinen Schiedsgerichtes zu beraten, das, die Streitigkeiten schlichtend, die Ursachen der Kriege zu beseitigen hätte. Das erschüttert die Kraft der Entschuldigung und steigert die Macht der Idee, so daß im Hintergrund die Gefahr sich erhebt, daß jene Auffassung auch einmal bei denen zum Durchbruche kommen könnte, mit deren Leibern die Kriege geführt werden. War es auch „nur" die Schweiz, in der es vor einigen Jahren geschehen, daß bei einem Manöver, das den Soldaten zu lange zu dauern begann, diese die Gewehre in Pyramiden stellten, über die Frage des Fortsetzens der Übungen abstimmten, und da sich die Mehrheit für das Nachhausegehen aussprach, samt und sonders nach Hause gingen — war es auch nur die Schweiz, und war es auch nur ein Manöver, eine solche Art der Betätigung der Willensfreiheit der Glieder eines Truppenkörpers muß auch in weiterer Ferne einen tiefen Eindruck machen.

Die vom Zaren angeregte Friedenskonferenz kam im Jahre 1899 zustande, und über Anregung des Präsidenten Roosevelt folgte ihr im Jahre 1907 eine zweite. Beide Konferenzen haben keine rechtlichen Garantien für die Anbahnung einer Ära des Weltfriedens gebracht, ungeheuere, welterschütternde Kriege haben sich in der Zeit zwischen ihnen verheerend dahingewälzt, auch die zweite

Konferenz hat nicht verhindert, daß wir erst jüngst vor der Gefahr unabsehbarer Verwicklungen standen. Aber die beiden Konferenzen haben als Tatsachen durch sich selbst eine ungeheure Bedeutung.

Die Konferenzen ergaben eine „Humanisierung" des Land- und Seekrieges, Resolutionen, es sei wünschenswert, abzurüsten oder doch die Abrüstungsfrage ernstlich zu studieren. Eine akademische Deklaration, es sei das schiedsgerichtliche Verfahren das wirksamste Mittel, Streitigkeiten unter den Staaten beizulegen, und Schaffung einer Liste, aus der Streitende im Bedarfsfalle ihre Schiedsrichter wählen können — das war im übrigen das praktische Resultat der ersten Konferenz. Theoretisch hat die zweite allerdings das Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichtes anerkannt, ja man erklärte den jährlichen Zusammentritt eines Weltschiedsgerichtshofes für zweckmäßig, kam aber nicht zu dem Abschluß eines Vertrages, da man sich über die Zusammensetzung des Gerichtes nicht einigen konnte, und das Prinzip des obligatorischen Schiedsgerichtes scheiterte in der Durchführung daran, daß die Annahme eines Weltschiedsvertrages auf Schwierigkeiten stieß, besonders von seiten Deutschlands.

Mit Recht bezeichnet es Karl von Stengel, der Delegierte Deutschlands auf der ersten Friedenskonferenz, in seinem eben erschienenen Buch „Weltstaat und Friedensproblem" als unlogisch, daß Deutschland auf der zweiten Konferenz sich zuerst für das obligatorische Schiedsgericht ausgesprochen, dann aber den Weltschiedsvertrag, „in welchem ja doch nur die Folgerung aus der Anerkennung des Grundsatzes der obligatorischen Schiedssprechung gezogen wurde, so entschieden bekämpfte, daß das Projekt fallen gelassen werden mußte". Das ist aber fast die einzige richtige Argumentation, die in dem Buch des Münchner Professors zu finden ist. Staatsmänner, Soldaten, Professoren, Romanciers haben über die Friedensbewegung geschrieben, aber wohl keiner von ihnen mit so engherziger und kurzsichtiger Auffassung wie dieser Lehrer des Völkerrechtes. Man könnte ein eigenes Buch schreiben über all die Verdrehtheiten, Beschränktheiten, Banalitäten und hämischen Kleinlichkeiten, die da zusammengetragen sind, bis zu dem stets wiederkehrenden spöttischen Hervorheben der Friedensfreund*innen* neben den Friedensfreunden und der Einstreuung, daß sie bei den Konferenzen in Haag „nicht ohne Erfolg bestrebt waren, auf die Delegierten Einfluß zu üben".

Nur einige Proben seien hier geboten. Seite 139 beginnt ein Satz: „Gegenüber den mitunter krankhaften Verirrungen einer krankhaften Friedensduselei", Seite 140 heißt es: „In der Friedensbewegung kommt eben die erbärmliche feministische Richtung unserer Zeit treffend zum Ausdruck". Seite 28 lesen wir von dem „unsinnigen Verlangen, daß die zivilisierten Nationen auch gegenüber den nichtzivilisierten Völkern die Grundsätze des Völkerrechts beobachten sollen", nachdem es Seite 4 schon als „auf einer völligen Verkennung der natürlichen Verhältnisse" beruhend erklärt worden ist, daß die Friedenskongresse 1889,

1890 verlangten, „daß die durch das Gewissen auferlegten Verpflichtungen und die Forderungen der Gerechtigkeit und des Völkerrechts . . . auch maßgebend sind für die Beziehungen zu den nichtzivilisierten Völkern". Der Weltschiedsgerichtsvertrag, den eine Kommission des zweiten Kongresses „ausgeheckt", wird ein „abenteuerlicher (!) Plan" genannt (Seite 63); daß man auf den Konferenzen, die sich „im Sinne der Friedensfreude zu einem Weltparlamente auswachsen sollen, jedem Gemeinwesen, das sich mit dem Namen Staat schmücken zu können glaubt, Sitz und Stimme" einräumt, ist „nicht bloß lächerlich, sondern auch bedenklich" (Seite 74). Mit besonderer Genugtuung spricht der Verfasser davon, daß die europäischen Völker „Länderstrecken von Afrika unter Zurückdrängung, teilweise sogar Ausrottung der eingebornen Bevölkerung kolonisiert und europäischer Zivilisation erschlossen" haben.

Recht von oben herab urteilt der Verfasser über die naturrechtliche Schule, er selbst aber verfällt wiederholt in die ödeste Begriffsjurisprudenz. Nur zwei seiner Aussprüche seien hier angeführt. Es sei hier mit ihm garnicht gerechtet über seine Auffassung der Souveränität, nach der diese darin bestehen soll, daß die dem Staat angehörigen „Personen dem Staate gegenüber kein unverletzliches und unantastbares Recht haben" (Seite 5), vielmehr dem im Staate herrschenden einheitlichen höchsten Willen „ohne Einschränkung unterworfen sind" (Seite 92); aber aus dieser Souveränität folgt ihm die Unmöglichkeit oder Unzulässigkeit einer Staatenverbindung, welche die einzelnen Staaten einer Gerichtsbarkeit zur Entscheidung von Streitigkeiten unterstellt, denn: „Weil die Staaten souveräne Gemeinwesen sind, können sie einer höheren Gewalt nicht unterstehen" (Seite 7). Und echt „juristisch" ist der Satz: „Schiedssprechung ist Rechtssprechung, Gegenstand der Rechtssprechung können aber stets nur Streitigkeiten über Rechte und Pflichten, nicht aber Interessenkonflikte sein" (Seite 83). Die Blüte des Stengelschen Buches scheint mir aber aus dem Kapitel über „die Bedeutung des Krieges für die Entwicklung der Menschheit" zu sprießen. Nicht in dem, was es bringt, steckt sie, obwohl es, wo es literarisch wird und gar die Ilias und das Nibelungenlied in Klammern mit Ausrufungszeichen zitiert als Werke, die „ohne kriegerische Ereignisse garnicht möglich gewesen wären" (Seite 112), bereits das Niveau der Schüleraufsätze erreicht, die sich auf Befehl in patriotischer Verherrlichung des Krieges ergehen. Aber in dem, wovon es schweigt. Zur Verteidigung des Krieges weist der Verfasser verschiedene Vorwürfe zurück. Die Zahl der Getöteten sei in der „Regel nur geringfügig", in Bergwerken, Fabriken und dgl. verunglücken jährlich „viel mehr Menschen", als auch in einer großen Schlacht getötet würden usw. usw. Alles wird widerlegt, nur das, daß im Kriege die Menschen nicht verunglücken, sondern getötet werden, von Menschen getötet werden, mit Absicht getötet werden, was man ansonst Mord zu nennen pflegt, wird garnicht erwähnt, das fällt ihm garnicht auf, dafür hat er keine

Empfindung. Da haben wir einen Mann, der über das Friedensproblem Bücher schreibt, den die deutsche Regierung als Delegierten zur Friedenskonferenz geschickt hat, unmittelbar nachdem er ein Buch über dieselbe Sache geschrieben hat, das schon auf der geistigen Höhe dieser zweiten Publikation gestanden hatte, und dieser Mann hat keine Ahnung von der Hauptsache, um die es sich bei der ganzen Frage handelt. Das gibt dem Buche des Delegierten des Deutschen Reiches seine Bedeutung, daß es zeigt, wie verständnislos der eines so wichtigen Mandates gewürdigte Verfasser dem menschlichen Kern des Problems gegenübersteht.

Daß die Lösung der Friedensfrage schwierig ist, daß es keine Kleinigkeit ist für einen Gewaltigen, darauf zu verzichten, stets, wenn man ihm nicht nachgeben will, sein Schwert, oder seine Kanonen und die Leiber der Bürger des Staates in die Wagschale zu werfen — das wird jeder ja einsehen. Aber solche Schwierigkeiten haben allenthalben bestanden, wo die Zivilisation schließlich über das gesiegt hat, was wir heute Barbarei nennen, was aber den Nutznießern der barbarischen Institution als unentbehrliche Einrichtung erschienen war. Unentbehrlich war den Alten die Sklaverei, unentbehrlich den Feudalen des Mittelalters ihr Fehderecht, auf das treffend Steinbach in der zitierten Schrift als lehrreiches Beispiel hinweist. Vergegenwärtigen wir uns nur einige Marksteine in der Geschichte des Fehderechtes! Im Reichsabschied von Nürnberg vom Jahre 1187 heißt es: „Wir setzen auch und bestimmen durch dieses Edikt, daß wer einem andern Schaden zuzufügen oder ihn zu verletzen beabsichtigt, ihm mindestens drei Tage vorher durch eine sichere Botschaft absagen soll". Seit dem Landfriedensgesetz vom Jahre 1235 wird das Recht zur Fehde nur mehr anerkannt, wenn richterliche Hilfe nicht zu erlangen ist. Zwei Tage lang ist 1495 Kaiser Max über dem „ewigen Landfrieden" gesessen, der jede Übung des Faustrechts als Landfriedensbruch erklärte — und dann haben die Leute erst noch nicht pariert. Und heute gibt es doch keine Fehden und kein Fehderecht mehr! Und so wird gewiß auch die Zeit kommen, wo es keine Kriege und kein Kriegsrecht mehr geben wird. Und wenn es nicht von oben kommen sollte, wird es einmal von unten kommen. Auf Grund einer überwältigenden Erkenntnis der Meistbeteiligten: „Es ist ja zu dumm!" Und darum wird es von oben kommen. Weil man dort die Institution der Heere liebt — schon wegen der eigenen Bürger.

Das Rif und die Rifioten / von Otto C. Artbauer

Im Jahre 1906 machte ich eine nur wenige Monate währende Reise im Innern Marokkos. Eigentlich waren es nur Vorstudien in Form verschiedener Streifzüge in diesem Land, das mit Recht zu den unbekanntesten Afrikas gezählt wird, trotzdem es direkt vor Europas Toren liegt. Als alter Orientreisender, vertraut mit den Sitten, vor allem mit der Sprache des Landes, durchzog ich Striche, die selten, sehr selten Europäer gesehen hatten. Heimgekehrt, spielte mir ein Zufall — „das Schicksal" sagt der Orientale — das tausendseitige phantastische Werk in die Hände, das Auguste Mouliéras nach den Angaben eines Arabers, der 18 Jahre vorher das Rif durchzogen, geschrieben hat. Kaum zu Ende mit der Lektüre der beiden Bände dieses mit echt südländischer Entzündbarkeit geschriebenen „Le Maroc Inconnu" war mein Entschluß gefaßt: Deine nächste Fahrt ins Scherifat gilt nicht dem Hohen Atlas, sondern dem Rif. Nie hat es ein Spanier gewagt, in den vier Jahrhunderten, seit Kastiliens rot-gelbes Banner die einzigen Tore besetzt hält, welche Zugang gewähren in diese unbekannten Striche, nie wagten auch die verdienstvollsten Marokko-Forscher Frankreichs, diesen Teil zu durchziehen. Dem Deutschen sollte es vorbehalten bleiben, zuerst seinen Fuß in jene Dunkelkammer Nordafrikas zu setzen. Volle 15 Monde brachte ich unter Rifioten und im Rif zu. Oft genug klangen bedeutsame Worte berberischer Freunde an mein Ohr: „Nie noch weilten Ungläubige in diesem Tal! Kein Jude, kein Christ bestieg je diesen Berg! Nie löschten andere als Ruafa ihren Durst an diesem Bach!"

Was ist das Rif?

Vor wenigen Wochen noch hätten wenige nur auf diese Frage Antwort zu geben vermocht. Etwa fünfundfünfzig Kilometer östlich von Tanger liegt das entzückend schöne Maurenstädtchen Tetuan, oder Titaûn, wie der Marokkaner sagt. Elf Kilometer von der Küste entfernt, ist es gleichwohl Hafenort und durch seine Lage so recht zum Stützpunkt bei Fahrten ins Rif geeignet. Hier ists leicht, Freundschaft anzuknüpfen mit den Bewohnern dieses wilden Gebirgszuges, die kommen, um an Markttagen heimatliche Erzeugnisse umzutauschen gegen jene bescheidenen Bedarfsgegenstände ihres entbehrungsreichen Daseins, die sie nicht aus Eigenem anfertigen können, wie Teegläser, Frauenschmuck, vor allem Pulver, dessen sie zu ihren immerwährenden Fehden untereinander viel brauchen. Von Tetuan zieht sich die Küste erst südöstlich, dann genau ostwärts bis zum Dschebbel Uarka, der fünfundzwanzig Kilometer nordwärts vorspringt; seine Ausläufer sind bei Seefahrern als Kap tres Forkas bekannt. Das ist die etwa 250 Kilometer lange Küste des Rif. Dieses Wort, nicht Riff geschrieben, stammt vom spätlateinischen ripa und bedeutet eben Küste, wurde jedoch im Auslaut geändert, weil weder Berber- noch Arabersprachen den Buchstaben p kennen. Nach dem Innern zu

anerkennt man diesen Begriff bis an den in letzter Zeit — besonders von französischen Blättern — viel genannten Sattel von Tasa, etwa 360 Meter ü. M., halbwegs auf der Linie Fes-Algier, der natürlichen, einzigen Einfallspforte aus französischem Besitz ins Herz des Scherifats. Diesen Komplex, an Größe das Königreich Württemberg übertreffend, faßt man geographisch unter dem Namen „das Rif" zusammen, obwohl der lokale Begriff abweichend davon die Stämme um die fanatischste aller marokkanischen Städte, um Scheschauen, zur Dschebbala rechnet und deren Bewohnern den Ehrennamen „Rifi" weigert. Dies beruht darauf, daß diese Kabilen, westlich des Uad Lahu, nicht Schilcha sondern arabisch sprechen und nicht den dem Rifioten eigentümlichen Haarbüschel an der rechten Hinterseite des Kopfes tragen. Nichtsdestoweniger sind sie alle von gleichem Stamm, haben die gleichen Sitten, geben sich selbst Gesetze und waren keinem Herrn je zinsbar. Wild und unwirtlich, fast menschenleer, weist ihr Gebiet vom Meer gesehen eruptive Formen mit tiefen Einschnitten auf, an deren Sohlen unzählige Flüsse und Bäche dem Mittelmeer zueilen. Aber hinter diesen scheinbar so ungastlichen Bergen gibt es Täler und Hänge, so fruchtbar, wie nur irgend welche im Scherifat, das doch zu den an Naturschätzen gesegnetsten der islamitischen Welt gehört. Jedes Tal ist ein Fruchtgarten in des Wortes wahrstem Sinn und in den Bergen schlummern Schätze an Erzen mancher Art, die seit Jahren schon das Ziel geheimer Wünsche europäischer Großindustrieller bilden; sie haben auch den unmittelbaren Anlaß zu den jüngsten Kämpfen gegeben. Und widerspruchsvoll, wie das Land, sind auch seine Bewohner. Ein schöner Menschenschlag, hart und genügsam, freiheitsliebend wie nur ein Volk auf beiden Hemisphären. Die friedlich ackerbauenden Rmari sind ein großer Stamm, der sich in drei Unterfraktionen teilt; sie hausen westlich der Mtuii, deren Wildheit und Mangel an Gastfreundschaft im ganzen Atlas sprichwörtlich ist. Die tollen Riata, der besten Reiter welche, wohnen neben den Beni bu khennus und an diese anschließend die Uled Setadi, die nie aus ihren dichten Kork- und Eichenwäldern herauskommen. In der Bu Kuia wohnen die besten Seefahrer Marokkos, die gefürchtetsten Piraten noch vor kurzer Zeit, und neben ihnen die heroisch tapferen Beni Uriachel, die kühnen Wächter des sagenumwobenen Dschebbel Hamam (Taubenberg), um dessen Besitz schon so viel rotes Blut geflossen ist. Die unkriegerischen Beni bu frah sind eine Kabile, deren Angehörige in allen Tälern jenes Gebietes sehr geschätzt sind als Fkih und Adule, als Gelehrte, Priester und Notare, da sich die Leidenschaft dieses Stammes auf das Studium des Koran beschränkt, während, diesem Stamm unmittelbar benachbart, die Gelaialeute wohnen, deren Grundsatz ist, daß einzig Gewehre und deren Träger Existenzberechtigung haben. Sie sind es, die den Spaniern so furchtbare Niederlagen beibringen. Sie alle und die anderen, deren Namen aufzuführen mangelnder Platz verbietet, so verschieden sie sind an Sitten und Gebräuchen, ja

sogar an Sprache, sie umschlingt nur ein gemeinsames Band, ein Gefühl, das sie rasch alle inneren Fehden beiseite schieben läßt, mit denen sie sich untereinander unaufhörlich zerfleischen: Freiheitsliebe, unbändige, unbezwingbare, alles überbrückende Liebe zur Freiheit, und Haß, furchtbarer, Jahrhunderte alter Haß gegen Franzosen und Spanier; sowie Gefahr von außen droht, sei es durch Angriffsgelüste der Spanischen, die, pochend auf längst verstaubte „historische" Rechte, das Rif als ihre Einflußzone betrachten, oder von Seiten des Machsen (Regierung, eigentlich „Behälter"), der nie, zu keiner Zeit, irgendwelche Hoheitsrechte über diese Stämme ausgeübt hat, die nur widerwillig dem selbstgewählten Kaid gehorchen. Sowie einer dieser beiden Feinde seine Aufmerksamkeit dem Rif zuwendet, begraben die Ruafa sogar der Blutrache unerbittliche Pflicht und die von Spaniern eifrig geschmuggelten Gewehre kehren sich einträchtig gegen den äußeren Feind, unterordnen sich willig auf kurze Zeit dem wildesten ihrer Führer. Das sind die Bewohner des Rif, die ungeberdigsten Marokkos. Nie konnte ein Sultan sich rühmen, ihre Täler betreten, nie ein Europäer, dies Gebiet anders als von fern gesehen zu haben, wenn der Dampfer ihn auf blauen Wogen vorbeitrug. Von dort Kunde zu bringen, war wohl das verdienstvollste Werk, das den locken mußte, der arabische Bräuche und Sprachen kennt.

Berber sind es, jene erbeingesessene Urbevölkerung, unter der sich viel Blondhaar findet, die kein Sturm der Völkergeschichte von ihrem Besitz bisher hinwegfegen konnte. Nie vermochten Fremde, das Rif ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Karthager und Römer, Byzantiner und Vandalen vermochten nicht, den Trotz und Freiheitssinn dieser tapferen Bergbewohner zu brechen, und selbst die siegreichen Araberhorden, den Rifleuten in Bräuchen und Gesinnung verwandt, waren erst nach der dritten Invasion imstande, ihnen des Islam loseste Satzungen aufzuzwingen. Nicht mehr; denn nicht einmal die Sprache des Propheten klingt in allen Tälern des Rif. Auch dieser Erfolg war nur nach einem Jahrhundert verzweifelter Kämpfe zu erzielen; und als die krieggewohnten Scharen semitischer Emire endlich Oberhand bekammen, brütete Grabesruhe über Bergen und Hängen, wo früher frohe kopfstarke Tribu gehaust.

Und wie einst, so auch heute. Zu allen Zeiten waren die Gegner dieses tapferen Volkes besser bewaffnet als es selbst, stand dieses sieggewohnten Heeren gegenüber. Aber nie zauderten die Bergberber des Rif, wenn es zu kämpfen galt um die Freiheit, nie, wenn es sterben hieß für Heimat und Besitz und Familie. Wütende Kämpfe hatten all jene zu bestehen, die diesen Leuten feindlich gegenüberstanden, von dem Zeitpunkt, an dem sie in die Weltgeschichte eingetreten, bis in die jüngsten Tage. Sogar Deutsche hatten eine Schlappe gegen sie erlitten. Prinz Adalbert von Preußen, der den kühnen Piraten eine Lektion erteilen wollte, pflanzte wohl am Kap Tres Forkas die schwarz-weiße Flagge auf, hatte aber alle Eile, sie wieder niederzuholen; so eilig, daß er Tote und Verwundete in

Händen der Gegner lassen mußte. Genau so erging es wenige Monate vorher dem österreichischen Admiral Bandiera vor Larache an Marokkos Westküste. Und wie immer, so fügen sie auch in den neuesten Kämpfen den Spaniern unberechenbaren Schaden zu, mehr als irgend ein strategischer oder diplomatischer Erfolg je wird wettmachen können. Abgesehen davon, daß die verkommene Großmacht, die sich die „allerchristlichste" nennt, sich auf geradezu haarsträubende Weise ins Unrecht gesetzt hat. Die stolzen Rifioten benahmen sich während des Vorspiels zu den kriegerischen Ereignissen so korrekt wie nur irgend möglich, viel großmütiger als von einem Naturvolk zu erwarten ist, das von allen Seiten bedrängt und schwer in seinen Rechten gekränkt ist. Spanien stützt sich auf die Verleihungen eines Usurpators, der nie den Schein von Recht auf jene Gebiete hatte, die er den Spaniern verkaufte. Die rechtmäßigen Herren des Landes, Sultan und freie Kabilen, hatten nie auch nur einen Taler des Kaufschillings gesehen. Beide verlangen kategorisch ihr Recht und spanische Unternehmer, zu denen allerdings auch das Regierungsmitglied Villanueva gehört, verweigern es. Das war die unmittelbare Ursache des letzten Blutvergießens im Rif.

Es ist ausgeschlossen, daß die Spanier irgendwelche Erfolge erzielen werden, auch nur solche bescheidenster Art. Reichere Nationen als sie wären außerstande, das Rif zu bezwingen. Der voraussichtlich bald erfolgende Friedensschluß wird noch unrühmlicher, noch beschämender sein als alle jene, die in vergangenen Zeiten zwischen der Madrider Regierung und dem marokkanischen Machsen geschlossen wurden: wobei zu bedenken ist, daß Spanien nicht einmal mit Marokko kämpft, sondern nur mit den Ruafa-Stämmen. Eine Tatsache von wichtiger Bedeutung, die genügen wird, um auch den diplomatischen Druck illusorisch zu machen, der möglicherweise im Dar el machsen zu Fes fühlbar werden könnte.

Vier Bücher/ von Arthur Eloesser

Ich will vier Bücher besprechen, die sich durch keine andere Beziehung zusammenfanden, als daß sie sehr verschieden sind, daß sie fremd und zusammenhangslos ungefähr die seelischen Provinzen bezeichnen, die das weite, wilde, zerspaltene und willenlose Reich unserer Literatur ergeben. Keins davon ist mir zum Erlebnis geworden, Bücher haben nicht nur, sie machen auch Schicksale, aber über jedes, wenigstens neben jedem ließ sich etwas denken, weil das Exemplar zugleich einen Typus vertrat, ein Lebensalter, eine künstlerische Ambition, ein gröberes oder feineres Bedürfnis, das immer wieder befriedigt werden muß.

Alter und Weisheit gehe voran. Die verehrungswürdige Frau von Ebner-Eschenbach spinnt aus den Fäden ihres „Altweibersommers", den

man in Österreich auch Mariengarn nennt, ein loses Gewebe von Märchen, Fabeln, Erzählungen, Aphorismen und sonstigen Betrachtungen. (Gebr. Pätel, Berlin.) Wie schön ist es, alt und weise zu sein, besonders für eine Frau! Eine schaffende Frau kann nicht einsam und bitter werden, sie kann nicht ohne Glauben, Verträglichkeit und Nachsicht mit dieser Welt abschließen, und über jene Welt braucht sie sich die letzten Gedanken nicht zu machen. Darüber haben die Männer zu denken, denen die erste Verantwortlichkeit zugefallen ist. Hat der liebe Gott die Allwissenheit, so hat er auch die Allgüte, wie uns einige ihm gewidmete Parabeln versichern. Aber auch er hält sich nicht an das Allesverstehen und Allesverzeihen; schlaff soll das Weltregiment nicht gehandhabt werden. Die Ebner-Eschenbach ist keine Zornnatur, wie es ihre spartanischere Freundin Luise von François war; sie kann zwar auch schelten, aber sie möchte lieber anerkennen. Sie gleicht den strengen Müttern, die sich als Großmütter behaglicher gehen lassen und sich den Genuß wählerischer Liebe gestatten dürfen. Wer alt und weise geworden ist, dem scheint die Welt wieder einfach, der liest aus ihr wie aus einer Kinderfibel und kommt auf das ABC der wenigen menschlichen Bestrebungen zurück. Der Künstler wird zum Weisen und er spricht unbefangen lehrhaft von Tugend und Laster, von Gut und Böse. Die Aufrichtigkeit tritt hier auf und die Lüge, das Verdienst und die Anmaßung mit allen mythologischen Attributen. Inmitten dieser didaktischen Fabeln und Parabeln gestaltet sich auch eine Erzählung, die künstlerisch standhält, die eine unserer größten Sorgen geistreich beruhigt. Freier Wille oder nicht? Der Philosoph zerbricht sich darüber den Kopf, der Mensch wird keinen Unterschied machen. Der zum Tode verurteilte Verbrecher entflieht unserer Gesellschaft, rettet sich in das Märchenland, wo die Theorie vom unfreien Willen regiert. Man nennt dort alles anders in einer feinen Sprache der Humanität, man macht keinen Menschen für seine Taten verantwortlich, aber hingerichtet wird er doch. Der liebe Gott hat uns eben nur ein paar povere Eigenschaften gegeben, aber auch die Eitelkeit, durch die wir uns immer neu erscheinen. Wer drei Generationen an der Arbeit und am Spiel gesehen hat, für den fließen die Bäche zurück, für den hat sich der Kreislauf des ewig Gleichen schon erfüllt. Das wird alles sehr direkt, sehr kunstlos, sehr unverschleiert gesagt, aber wer über dem Schaffen alt geworden ist, das unruhige, schließlich lästige Spiel des principium individuationis mitempfindend und ergänzend, der kann auf den wenigen einfachen Gedanken über das Ganze ausruhen und wird sich nicht mehr die Mühe geben wollen, das Gleichnis in die Exempel des Vergänglichen schwinden zu lassen. Die Kunst gibt ihre Ansprüche ab, um Weisheit zu werden. Den Frauen wird dieser Übergang und Ausgang leichter als den Männern, weil sie nie ganz Künstler sind, sondern von vornherein ethische Naturen, oder sie waren nicht natürlich und taten es nur den Männern nach. Finden wir an ihnen, auch

heute im Zeitalter der Emanzipation, eine wirkliche Selbständigkeit und Selbstgenügsamkeit, so widerstreben wir wie einer Art geschlechtlicher Anomalie. Vielleicht war die Lagerlöf die erste wirkliche Künstlerin, weil sie Märchen erzählte, mythischen Zauber beschwor, weil sie die alte Erbschaft der Mütter, Tanten und Ammen durch geniale Umbildung literarisch machte. Gerade die stark Produzierenden, die zur Ehrlichkeit reiften, haben sich als Empfangende, Weitergebende erkannt, als besonders ethische Naturen, und ihr Talent wurde von ihrem Charakter überdauert. Es sind gütigere, aufgeschlossenere, vertrauendere Wesen, als alternde Künstler oder Philosophen sein können, menschlicher und dankbarer vor allem, weil sie wenigstens eine Überlegenheit, eine Führung, die des Mannes anerkannten und sich verpflichtet fühlten. Der Mann muß und darf alles wissen; die ganz reife Frau, vielleicht ändert sich das nächstens, wird sich gern damit abfinden, daß sie jenes nicht sehen wollte und dieses nicht einsehen konnte. Ihre Erfahrung darf ohne Bosheit sein und aus dem Herzen sprechen. So war Georges Sand im Alter, so war sie immer gewesen, obgleich sie Hosen getragen, Zigarren geraucht und vor ganz Europa geliebt hatte. Hätte ein Mann ihre Romane geschrieben, Flaubert würde ihn böse ausgelacht haben. So nannte er sie liebe Meisterin und ließ es sich sehr wohl sein, wenn sie ihren lieben Sohn ausschalt, weil er durchaus kein Herz haben wollte, um gut schreiben zu können. Ja, womit sollte man denn schreiben, wenn nicht mit dem Herzen? Die Baronin Ebner-Eschenbach hat nie so stürmisch gelebt, wie die Baronin Dudevant, aber Gutsbesitzerinnen waren beide, anhänglich an Mensch und Vieh, an ihr Tagwerk und ihre Muße, und beide haben gern Handarbeiten gemacht. Die österreichische Dichterin hat nie eine Fahne getragen, weil sie von anderen historischen Bedingungen abgesehen vor allem mehr Künstlerin, Bildnerin war; sie hütete sich vor dem Pathos, aber sie hatte dasselbe Ethos, dieselbe humane Mission zur Erzieherin von der feineren Art, die das Beispiel gibt, auch wenn es nicht befolgt werden sollte. Keiner von uns möchte ein so primitives Buch wie diesen „Altweibersommer" mit seiner künstlerischen Sorglosigkeit und einfachen Weisheit geschrieben haben, aber keiner würde es missen wollen. Zum literarischen Betrieb gehört die Verstellung der Impassibilität, der Unmenschlichkeit. Die ewig Unerfahrenen, das sind die Literaten durch und durch, wissen es nicht und die Erfahrenen sagen es nicht, daß wir mit unseren Kindern vom lieben Gott sprechen und von ihnen Tugenden verlangen. Weil man sich anders nicht verständigen kann. Wer nun den Vorzug hat, alt, weise, dazu noch eine Frau, also gut zu sein, von dem hören wir die alte Sprache gern, in der wir heimlich und verschämt zu unseren Kindern reden.

Bunte Herzen von E. von Keyserling (Berlin, S. Fischer). Das ist der Schriftsteller, der Ästhet, der die Kinderfibel vergessen hat und wahrscheinlich nie auf sie zurückkommen wird. Junggeselle vermutlich wie Flaubert, aber nicht von der

Rasse der Bourgeois, der verfehlten Familienväter, die in der kühlen Luft des abgeschlossenen Kunstreiches frieren und in ihrem Exil jammern. Die Menschheit geht Keyserling nichts an; früher glaubte er es wohl, als er einen etwas süßen Lyrismus in singenden Stücken anlegte. Nun fängt sie für ihn erst bei den Baronen an. Ihre Schlösser stehen im Baltischen oder Ostpreußischen, weiß in dunklen Parks, jedenfalls im nordischen Tiefland, und die Ebene hat viel geheimnisvollere Dämmerungen, viel delikater gefärbte Sonnenuntergänge als Gebirge und Meer, wo die Natur selbstbewußter und heroischer handelt. Dieses Land der Stille ist immer mehr zu Keyserlingschem Eigentum geworden, er hat sich daraus ein literarisches Fideikommiß gemacht, über das allein sein verwöhnter Geschmack gebietet, von einer scharfen Intelligenz erleuchtet und von großer Selbstsicherheit gehütet. Diesen fertigen Schriftsteller kann nichts Menschliches mehr aus Form und Haltung bringen. Es sind noch mehr Dekadente oder Ästheten, oder wie man sie sonst nennen will, nach den Tagen des Naturalismus heraufgekommen, auch glänzendere und schmeichelndere, aber keiner hält sich so selbständig, so ohne literarische Verwandte, so ganz außer aller Schule wie dieser Künstler, der, seine Kräfte genau berechnend, die Geduld aufbrachte, ein Talent, und zwar eines unserer sichersten zu werden. Das Publikum wird er nie überwältigen, aber von dem immer verfeinerten Stilisten, der nie einen Schritt zurücktat, geht heute schon offensichtlich ein Einfluß auf die kultivierbaren Anfänger aus, die den Ehrgeiz haben, die schwere Kunst des Schreibens zu lernen. Keyserling erprobte sie an den ihm eigenen Figuren, an den dünn- und blaublütigen Spätmenschen, die jahrhundertelang gepflegten Instinkten des Standes und der Rasse sehr bewußt gegenüberstehen, die an einer gebrechlichen, nicht mehr fortzusetzenden Vollkommenheit der Zucht und Inzucht vergehen. Diese Barone und Baronessen faßt Keyserling sehr zart an, aber ohne den Respekt snobistischer Verehrung; sie sind ihm zu nahe verwandt, von Organisation in Blut und Nerven zu ähnlich, um ihm zu imponieren. Vielleicht zeigen sie ein zu helles Bewußtsein ihrer Züchtung, es gibt da unter den spätreifen auch sehr frühreife Mitwisser der Spiele, auf die Instinkt und Laune sich spöttisch einlassen. Bei Keyserling gibt es ganz bestimmt keine Kinder mehr. Sogar ein pausbäckiger Leutnant spricht von hübschen Dingen, die man nur erlebt, um sie hinterher zu erzählen. Und die kleine Baronesse, die der Verführung eines polnischen Vetters und seiner Aufforderung zum Doppelselbstmord noch gerade entwischt, findet in aller Aufregung die überheblich feinen Wendungen, die die Keyserlingsche Verwandtschaft bestätigen. Stil ist Stil; bei Fontane reden auch die Portiersleute fontanisch. Aber von dieser scharf gespitzten Kunstfertigkeit werden die einfachsten Gefühle, die beständigsten Verhältnisse angebohrt. Man ist schließlich nicht nur Eitelkeit oder Lüsternheit, Schwärmerei oder Ironie, man ist auch Vater, Mutter, Sohn oder Tochter, wenn auch in

Zwang und Gewohnheit, in Zorn und Haß. Diese Figuren und Figurinen verhalten sich gegeneinander mit einem spielerischen Egoismus, als ob es selbst für die jüngsten, unflüggesten kein Bedürfnis der Wärme, des Zusammenschmiegens, der Vertrautheit und Sicherheit gäbe. Es kommt nicht daher, daß Keyserling töricht verflatterte Ziervögel in seinem Park zeigen wollte, sondern es liegt an dem eleganten Vampyrismus seiner Kunst, die die roten Blutkörperchen nicht leiden mag. Der Dichter ist nicht so stark wie der Artist; aber welches Vergnügen ihm zuzusehen, wenn er ein Adjektivum so zart wie entschieden anfaßt und neu geschliffen seiner Rede inkrustiert!

Klaus Hinrich Baas von Gustav Frenssen (Berlin, G. Grote). Ganz gewiß hat Frenssen noch kein Adjektivum sinnend und abwägend in der Hand gehalten, aus der ganze Sätze und Perioden in immer schlimmerer Ungestalt entwischen. Die das deutsche Gemüt verwalten in Hochsinn, Tiefsinn, Biedersinn, Zartsinn und Freisinn, dispensieren sich von den feinen und strengen Sorgen des Metiers. Mögen die Keyserlings sich ängstlich um einen Stil bemühen, die Frenssen schaffen wie die Natur. Die deutsche Eiche hat ihnen ihre Geschichten zugerauscht, die deutsche See hat sie herangeplauscht, und der deutsche Herrgott, ein christianisierter Wotan, weltfroh, gütig und liberal, läßt den Teufel um Korrektheit und gute Form sorgen. Der Teufel ist ein Literat, ein kalter, bewußter Berliner. Frenssen hat seinen großen Erfolg gegen das Literatentum errungen. Die Produktion versteinerte an wissenschaftlicher Objektivität, zerbröckelte an eitel neugieriger Selbstanalyse, sie drohte zentralistisch und gar großstädtisch zu werden, da kam ein Mann von der Waterkant in geschmierten Stiefeln, Salz vom Seewind im weich wallenden Bart, ein ultraliberaler Pastor, aus einem Bauern und einem Fischer gemacht, und die sich an Steinen müde gekaut hatten, fraßen das gute, frische Brot aus seiner Hand und riefen: Siehe der Dichter ist gekommen. Frenssens Bauern standen gut in der Landschaft; er trug Natur und Geschichte seiner Heimat im Herzen. Aber wenn er sie von der Scholle löst, beginnen sie unverantwortlich zu faseln, erst ein Sterngucker, dann ein Prophet, und nun Klaus Hinrich Baas der Kaufmann, der sehr geschwinde vor unseren Augen wird, Bauernjunge, Handlanger am Hamburger Hafen, Buchhalter, Soldat, Grubenverwalter in Indien, Bankvertreter, selbständiger Großhändler, verlobt, entlobt, verheiratet, geschieden und wieder verheiratet. Die Stationen dieses Lebens lernen wir nicht besser kennen, als ob wir sie im Eilzug durchfahren, und es ist gut, daß Frenssen für große auffallende Stationsschilder gesorgt hat. Auch Klaus Hinrich Baas sagt uns Bescheid als Schaffner seiner Lebensreise, so bereitwillig wie jedem anderen, der mit ihm eingestiegen ist. Ich bin nun so und so zusammengesetzt: instruiert er seine Frau und seine Mutter, eine sehr gelungene Bäuerin, die ihn mit Ohrfeigen großgezogen hat und die leider für das Gewäsch eines angeblich ernsten und hartgeschulten Mannes keine

mehr übrig hat. Ein Kaufmannsroman muß seine besondere Solidität haben; mit welcher Hochachtung werde ich Gustav Freytags liebem Spießer Anton Wohlfahrt, sollten wir uns je wieder begegnen, die Hand drücken. Schlimm ist diese Willkürlichkeit, Fahrigkeit, Unechtheit, am schlimmsten das Protzentum sinnlicher Freiheit, die unschuldsvolle Libertinage, die sogar Sudermannsche Ausschweifungen aussticht. Klaus Hinrich Baas, du Muster des Kaufmanns von alter zäher Bauernart, du bist ein Hamburger Bel-ami, und wieviel Zeit hast du trotz der Geschwindigkeit deines Lebenslaufes mit den Weibern verloren. Man verliert seine Zeit nicht mit den Weibern, wenigstens mit den meinen nicht, entgegnet Frenssen, diesen kraftvollen herben Naturen unserer bevorzugten Landschaft, die so keusch dahinzuschmelzen wissen. Wer die Weiber unterkriegt, der wird auch gute Geschäfte machen. „Der frische Mann, dessen starkes sinnliches Begehren von einem gesunden, gütigen Weibe befriedigt wurde — —, brachte neues Wollen und Planen in das etwas zage und unsicher betriebene Geschäft, an dem er nun Teilhaber war.“ Also daher kommt's. Diesen neuen Kursus der von Frenssen so angenehm ergänzten Handelshochschule werden die jungen Kaufleute ganz gewiß nicht auslassen wollen.

Der verirrte Vogel, Roman von Karl Bittermann (Berlin, S. Fischer). Das ist einer von den Neuesten, die sich gar nicht mehr grenzenlos erdreisten. Die junge Generation, die Bittermann in ihren anständigsten Eigenschaften vertritt, empfiehlt sich durch eine merkwürdige Bescheidenheit, durch einen zarten Hang zu beschaulicher Weltfrömmigkeit. Ihre literarischen Großväter, das sind die zwanzig Jahre älteren, wollten mit ihren Dokumenten die Wirklichkeit neu redigieren. Die Zeit schien schneller als sonst zu laufen. Die nachher kamen, suchten den neuen Menschen nicht mehr auf der Straße, bei der Arbeit, in der Volksversammlung; sie brachten ihn bis auf weiteres in den ängstlich verschlossenen, weichlich ausgestatteten Innenräumen ihrer Seele unter, weil die starke Zeit sich als eine grobe Zeit erwies. Ungemütlich waren die beiden Extreme zwischen Naturalismus und Symbolismus. Es waren hauptsächlich die Schwaben, die wieder größere Behaglichkeit versprachen: wir wollen einmal im Garten spazieren gehen, in einem richtigen, den Wolken nachsehen und uns etwas aus der lieben Kinderzeit erzählen. Die Heutigen haben von allen Vorgängern etwas, sie erzählen, sie beobachten, sie analysieren, sie poetisieren, alles mit Maß ohne Überschwang und Einseitigkeit. Es sind noch nie so viel artige und gesetzte Bücher zur Welt gekommen, als ob die Jugend alle Lust zur Opposition verloren, alle Privilegien des Unmaßes freiwillig abgegeben hätte. Die Welt ist, wie sie ist; wir werden sie nicht ändern, wir müssen uns in sie hineindichten. Im Namen seiner ganzen Klasse verdient Karl Bittermann eine lobende Zensur für häuslichen Fleiß und sittliches Betragen. Ich will nicht sagen, daß er ihr Primus ist, weil ich ihn hervorhebe. Auch die Talente haben unter der neuen Selbst-

disziplin etwas Gleichförmiges bekommen. Bittermann erzählt die Geschichte eines jungen Studenten, der an allgemeiner Lebensschwäche zugrunde geht. Er sagt nicht, daß alle jungen Leute verkommen, oder daß diese Zeit ihnen besonders gefährlich ist; er erzählt seine Geschichte in klarer, stiller, anschaulicher Manier, und wenn der junge Mann sich hat ins Wasser fallen lassen, wie es auch sein Vater tat, sollen wir keinem nachtrauern, aus dem irgend etwas Besonderes hätte werden können. Früher kamen nur interessante Leute, Zukunftsmenschen um. Bittermann macht aus der Neurasthenie kein Verdienst und sucht keine Händel mit der robusten Welt. Er will nur sagen, wie es kam, ohne anzuklagen, selbst ohne Konsequenzen zu ziehen. Dieses stille, glanzlose Buch erwirbt sich eine gewisse Anhänglichkeit; man möchte seinen Schöpfer hören stärker beschwören, möchte ihn zu vertrauensvollerer Aussprache ermutigen. Denn seine Verhaltenheit sieht nicht wie Unkraft aus, sondern wie Zagheit, und wir sind vielleicht einem verschämten Reichen begegnet. Die Schriftsteller haben im allgemeinen ihr Kapital nie so schnell aufgezehrt wie in den letzten Jahrzehnten. Wenn einer dreißig Jahre alt wurde, hätte man ihm gern den Nekrolog geschrieben. So recht erwachsen sind nur wenige geworden, begabte Kinder, denen der Kittel und allenfalls der Konfirmandenrock noch am besten stand. Wenn sie ihre Jugend zu Ende erzählt hatten, waren sie meistens auch am Ende ihres Talentes. Sind die Neuesten nun sparsamer und vorsichtiger geworden, und haben diese stillen Jünglinge sich vorgenommen, bis zum Mannesalter zu dauern? Damit würde ein neues Kapitel unsrer Literatur beginnen, die mehr Gemüt als Verstand, mehr Herz als Welt hat, und unserer Gutgläubigkeit würde sich die Aussicht auf Werke nähern, die das Leben wirklich erläutern und unsere Lebensschulung befestigen.

Königliche Hoheit/ von Hermann Bahr

Zugleich mit der schönen, von Karl Walsers zärtlicher Hand gezierten Jubiläumsausgabe der Buddenbrooks ist nun Thomas Manns neuer Roman erschienen. Er führt uns in ein kleines Land, das achttausend Quadratkilometer mißt und eine Million Einwohner hat. Ein altes Fürstengeschlecht herrscht hier. Dem Großherzog Johann Albrecht, der sich in den hergebrachten Formen des Landesvaters noch so wohl fühlt, daß ihm gar nicht einfällt, über sie nachzudenken, folgt sein Sohn Albrecht, der, kränkelnd, viel im Süden leben muß und Zeit gehabt hat, sich einmal um den Sinn seiner Existenz zu fragen. Er findet, daß sie keinen hat. Er kommt sich ganz wie der Fimmelgottlieb vor, ein beliebter alter Narr, der, mit einer Rose im Knopfloch, den Hut auf seinen Spazierstock gespießt, zum Vergnügen der Straßenjugend

durch die Stadt zieht. Der begibt sich zu allen Zügen, die abgehen, auf den Bahnhof, klopft an den Rädern, mustert das Gepäck und wenn dann der Mann mit der roten Mütze das Zeichen gibt, winkt er mit der Hand, worauf der Zug abgeht; und er zweifelt nicht daran, daß der Zug deshalb abgeht, weil er gewinkt hat. Damit vergleicht der junge Großherzog seine eigene Tätigkeit: „Ich winke und der Zug geht ab. Aber er ginge auch ohne mich ab, und daß ich winke, ist nichts als Affentheater!" Bei solchen Gesinnungen kann man es ihm nicht verdenken, daß er seine Rolle schlecht spielt, weil ihm eben der fürstliche Glaube fehlt, der Glaube des Fimmelgottlieb. Er entschließt sich deshalb, die Pflichten des Regenten an seinen jüngeren Bruder abzugeben, an Klaus Heinrich, der fortan seine Stellvertretung „in allen repräsentativen Funktionen", als Reisen, Besuchen der Städte, Eröffnungen von öffentlichen Festlichkeiten und dergleichen, übernimmt. Klaus Heinrich tut das gern. Er ist nicht etwa dümmer als der Regent, auch ihm fehlt eigentlich der fürstliche Glaube, den ihr Vater noch hatte, der Glaube des Fimmelgottlieb. Aber er ist bescheidener als der Regent und deshalb unterläßt er es, sich gegen ein Amt zu wehren, das ihm nun sein Schicksal einmal zugewiesen hat; er nimmt sich nicht heraus gescheiter als seine Vorfahren zu sein. Er hat in seiner Art sicher recht. Bleiben wir nämlich beim Fimmelgottlieb und nehmen wir an, der würde dafür, daß er bei jedem abgehenden Zug mit der Hand winkt, öffentlich besoldet und nach seinem Tode würde dies Amt des Winkens, so oft ein Zug abgeht, seinem Sohn übertragen, und so weiter in der Familie bis auf einen Enkel, der endlich merkt, daß die Bewegung des Zuges gar keinen Zusammenhang mit seinem Winken hat, warum soll der nun aber eigentlich deshalb aufhören zu winken, wofür er nun einmal angestellt ist und womit er offenbar vielen Einwohnern der Stadt ein gewisses Vergnügen macht, das sie von Kindheit auf gewohnt sind? Wäre ihm nicht der Einblick in das Leben der andern Menschen versagt, so hätte Klaus Heinrich bemerkt, daß sein Beruf ja nicht der einzige ist, der keinen Sinn mehr hat, und er könnte sich darauf berufen, daß auch mancher andere das ererbte Geschäft seiner Vorderen fortsetzt, wenn er auch mit dem besten Willen nicht mehr finden kann, was es denn eigentlich bedeuten soll. Haben doch manche sogar gefunden, daß selbst die Sprache nichts bedeute und daß die Verbindung von Worten im Reden oder Schreiben unfähig sei, den Menschen irgend etwas mitzuteilen, aber sie benützen dies nur, um auch darüber wieder zu reden oder zu schreiben, so gut und so schön als sie können. Davon weiß Klaus Heinrich natürlich nichts, er macht sich dies alles nicht klar, aber wie gesunden Leuten eine gewisse Kraft eingeboren ist, alles abzuwehren, was sie vom Leben ausschalten würde, so greift er resolut zum nächsten, woran er sich betätigen kann, legt den Grundstein des neuen Rathauses, schreitet beim Landeskriegerfest die Front der Veteranen ab, leitet das Turnfest, fährt zum Fünf-

hausener Fischertag, sieht von seiner mit rotem Stoff ausgeschlagenen Ehrentribüne dem Pferderennen bei Grimburg zu, präsidiert dem Bundesschützenfest, enthüllt im Namen des Großherzogs, seines gnädigsten Herrn Bruders, das Johann Albrecht Standbild zu Knüppelsdorf, läßt sich von befrackten Herren in der Ackerbauausstellung das Hornvieh vorführen, hält Audienzen und weiß stets, angetan mit Kette und Stern, einen Fuß vorgestellt, die weißbekleideten Hände auf dem Säbelgriff gekreuzt, die Erwartungen zu erfüllen, die ein treubewährtes Volk an das Erscheinen des geliebten Landesherrn knüpft, und sich, wie sein Geschäft von ihm verlangt, die Herzen von Jung und Alt im Sturm zu gewinnen. Er macht es schließlich nicht anders als jeder brave Mann im Volk, der vom Vater ein gutgehendes Gewerbe übernimmt, sich die Handgriffe zeigen läßt, die dazu gehören, und tüchtig schwitzt, bis er sie gelernt hat. In glücklichen Zeiten ereignet es sich nicht, daß von einem ein neuer Handgriff verlangt wird. In der unglücklichen Zeit aber, in die das Schicksal den guten Klaus Heinrich verschlagen hat, ereignet sich dies. Er hat sich dazu gebracht, „innerhalb feststehender Formen Dienst zu tun“, aber nun sieht er sich auf einmal außerhalb dieser Formen: er macht die Bekanntschaft des Fräulein Spoelmann, der Tochter eines amerikanischen Milliardärs. Und nun versagt alles, was er gelernt hat, denn dieses Mädchen hat die Gewohnheit, sich zu Menschen unmittelbar zu verhalten, aus ihrer eigenen Empfindung heraus, ohne nach den verordneten Beziehungen zu fragen. Dadurch entdeckt er, daß es jenseits der Formen noch etwas gibt, nämlich unser eigenes Leben. Es trifft sich, daß der Wunsch seines Herzens mit dem der Landesfinanzen übereinstimmt, Herr Spoelmann rettet mit seinen Milliarden den verschuldeten Staat und so ist es nur billig, das Fräulein Spoelmann dafür Frau Klaus Heinrich wird. Klaus Heinrich tut am Ende dasselbe, was seine sämtlichen Untertanen tun: er führt sein Geschäft fort, ohne viel zu fragen, was es denn im Grunde zu bedeuten habe, und sucht abseits vom Geschäft seinem Leben einen Sinn, am Herzen der geliebten Frau.

Dieser Roman wirkt vor allem durch seine sehr starke Realität. Wir lernen das Land kennen, Ackerbau, Gewerbewesen, Forstwirtschaft, den Notstand der Landwirtschaft, die schlechten Finanzen, dies alles so, daß wir an der Wahrheit nicht zweifeln können. Die Daten überzeugen uns, noch mehr aber der Vortrag, dem es an jener schwer atmenden Anstrengung nicht fehlt, die wir an handelspolitischen oder finanzpolitischen Darstellungen gewohnt sind. Auch die Schilderungen der höfischen Begebenheiten kündigen ihre Wahrheit schon durch den Ton an, in welchem sie, zwar mit einem wohl bemessenen Abstand, zugleich aber nicht ohne eine leise patriotische Rührung vorgebracht werden, die durchaus über jeden Verdacht erhaben ist, als könnte damit ein bloßes Spiel getrieben werden. Aber indem wir uns so durchaus überall von Realität umgeben fühlen, werden

wir doch bald gewahr, daß es eine Realität von besonderer Art sein muß, nämlich eine ganz märchenhafte. Wir gehen in diesem Roman mit der größten Sicherheit herum, er ist von einer schlagenden Evidenz; zugleich aber bemerken wir auf Schritt und Tritt, daß diese Wirklichkeit nicht der Region des gemeinen Augenscheins angehören kann. Wirklich sind diese Begebenheiten dadurch, daß sie sich uns Zug um Zug beglaubigen; sie haben etwas, was uns zwingt, sie für wahr zu halten, und zwar ganz unmittelbar, ohne daß wir überhaupt auch nur daran denken, erst noch ihre Berechtigung zu prüfen. Wirkliches kann ganz unwahrscheinlich sein, ja es kann von solcher Art sein, daß es uns unmöglich scheint, aber es hat etwas an sich, das uns zwingt, es hinzunehmen; es beglaubigt sich auch ohne Glaubwürdigkeit. Dieser Eindruck ist hier durchaus erreicht: wir kommen so wenig dazu, die Zulässigkeit dieser Begebenheiten anzuzweifeln, als wir im täglichen Leben jemals erst untersuchen wollen, ob seinen Erscheinungen auch zu trauen ist; was uns erscheint, drängt sich uns, sofern wir nur sicher sind, daß es uns erschienen ist, dadurch allein schon als wirklich auf und trägt seinen eigenen Beweis in sich, den keiner unserer Begriffe vom möglichen widerlegen kann. Genau dieselbe Kraft hat dieser Roman: er läßt uns keinen Augenblick ungewiß, daß uns seine Gestalten und seine Begebenheiten erscheinen, nur wissen wir sogleich, daß es Erscheinungen aus einer anderen Welt sind. Wem einmal ein Geist erschienen ist, der zweifelt an der Geisterwelt nicht mehr, sie gehört seitdem für ihn zur Wirklichkeit; nur ist dies eine andere Abteilung der Wirklichkeit, mit anderen Gesetzen und anderen Gebräuchen, als in der von uns bewohnten Abteilung gelten. So wirken Klaus Heinrich und Fräulein Spoelmann: sie erscheinen uns, wir sehen sie, wir hören sie, kein Zweifel an ihnen ist möglich, dies muß sich zugetragen haben, aber in einer anderen Welt. Und auf einmal erinnern wir uns, diese Welt ja längst zu kennen. Es ist die Welt des Märchens. Das Märchen berichtet uns von Wesen und Dingen, deren Wirklichkeit es uns ganz unmittelbar gewiß und dadurch, daß sie sich sonst unseren Augen und unseren Ohren nirgends zeigt, noch ganz besonders begehrenswert macht.

Der Reiz des Märchens ist, daß es uns zwingt, unglaubliche Begebenheiten zu glauben. Wodurch? Durch die Wahrhaftigkeit seiner Personen. Ich kenne Menschen, die durch ihr Dasein eine solche Macht über mich haben, daß ich, was sie sagen, für wahr halten muß, auch wenn es meiner Vernunft widerspräche. Jedes Märchen besteht aus solchen Menschen. Da wir an ihnen nicht zweifeln können, bleibt uns nichts anderes übrig, als auch ihre Begebenheiten zuzugeben. Es fragt sich nur, wodurch die Menschen des Märchens eine solche Macht über uns haben. Wir können an ihnen nicht zweifeln, weil wir uns durchaus eins mit ihnen fühlen. Das Märchen handelt nämlich immer von uns selbst. Der Mensch im Märchen denkt, fühlt, tut unter seinen besonderen Be-

dingungen genau das, was ich unter denselben Bedingungen dächte, fühlte, täte. So kommt es mir wenigstens vor und jedem anderen, der das Märchen hört, kommt es auch so vor. Diese Kraft über mich und über jeden hat das Märchen, weil es niemals einen einzelnen, von der Menschheit abgesonderten Menschen zeigt, sondern nur die Menschenart. In seinen Menschen ist das Individuum ausgelöscht, im Märchen kommt kein Mensch, sondern der Menschenstamm vor. Vielleicht ist das Märchen eine Erinnerung an das goldene Zeitalter, als noch kein Mensch von der Menschheit losgerissen war. Vielleicht ist es eher die Vorahnung einer Zukunft, wann jeder einzelne Mensch stark genug sein wird, die ganze Menschheit zu sein, statt bloß ein abgebrochenes Stück von ihr.

Dieser Roman nähert sich dem Märchen, aber auf eine recht sonderbare Art, nämlich durch den Marxismus. Wie das Märchen den Menschen in der Menschheit verschwinden läßt, so verschwinden hier der Prinz Klaus Heinrich und das reiche Fräulein Spoelmann in ihrer Klasse. Sie sind nur Figuren ihrer wirtschaftlichen Bedingungen. Er ist gar kein besonderer Klaus Heinrich, sie kein besonderes Fräulein Spoelmann; er ist der Prinz unserer Zeit, sie das reiche Mädchen unserer Zeit, ohne jeden persönlichen Zug. Ganz ebenso gibt der Marxismus nicht zu, daß irgend einer noch etwas anderes wäre als ein Ausdruck seiner Klasse. Dagegen wehren wir uns, weil wir den eigentlichen Sinn unserer Existenz vielmehr gerade darin zu suchen angeleitet worden sind, daß jeder etwas ganz Besonderes, etwas Einmaliges, etwas vor ihm Unbekanntes und mit ihm wieder Verschwindendes darzustellen hätte. Wir messen eben jenen Zügen den größten Wert zu, durch die sich der einzelne Mensch von der Art seiner Klasse, ja vom Ganzen der allgemeinen Menschenart abzusondern weiß, um ein Einziger, ein Eigener zu sein. Kein Grieche hätte diesen Hochmut der Absonderung verstanden, auch kein Inder, kein Katholik. Auch der unterdrückte Bürger fand noch seinen Stolz darin, ein Bürger zu sein. Erst als sich das Bürgertum in der Herrschaft einzurichten begann, vermaß sich jeder, um seiner selbst willen dazusein. Aber schon tritt im Arbeiter der Wahn der Vereinzelung wieder ab, der Marxismus führt den einzelnen Menschen wieder in den Zusammenhang der Menschheit zurück, auf einem sehr kuriosen Umweg freilich, indem er jeden zunächst an seiner Klasse festbindet. Nun ist die Kunst in Europa, seit das Bürgertum an der Herrschaft ist, durchaus jenem bürgerlichen Hochmut gefolgt: der Künstler sucht seine Kraft darin, besonders zu sein, anders als die anderen, und so stellt er das am liebsten dar, wodurch ein einzelner Mensch sich von allen anderen und von der allgemeinen Menschenart abhebt. Das Wort differenziert ist in die Mode gekommen. Daß in Amerika die Kunst seit Walt Whitman diesen Weg verlassen hat, wollen unsere Künstler noch nicht wissen. Wenn es ihnen einmal aufgegangen sein wird, werden wir erst den alten Goethe verstehen lernen, der bisher den Deutschen verborgen geblieben ist.

Auch wird dann erst die Zeit für Hans von Marées und für Verhaeren gekommen sein. Mit diesen Künstlern beginnt die Kunst wieder das im Menschen aufzusuchen, wodurch er mit der Menschheit zusammenhängt, während sie das, wodurch sich der Einzelne von der allgemeinen Menschenart entfernt, nicht gelten läßt.

Werden die Deutschen unserer Zeit erkennen, daß Thomas Manns neuer Roman ein Zeichen ist? Ein Dichter, der das Vertrauen der Nation hat, tritt plötzlich aus dem Kreise des ganzen literarischen Herkommens. Indem er sorgfältig alle Mittel benützt, die wir langsam angesammelt haben, um mit ihnen, wie wir es zu nennen pflegen, „individuell zu charakterisieren", verwendet er sie ganz anders. Nicht zur Darstellung einzelner Menschen nämlich, deren Eigenheit uns ein Beispiel sein soll, wie weit es jeder im Eigenen, im Einzelnen bringen kann, sondern zur Darstellung menschlicher Verhältnisse, menschlicher Beziehungen, an denen er uns fühlen läßt, wie wenig doch der Einzelne mit seinem eigenen Sinn, mit seiner eigenen Kraft vermag, wie schwach er selbst, wie stark das ihn überall umgebende Gesetz ist, und daß schließlich der einzelne nur genau so viel bedeuten kann, als in ihm von der Art seiner Klasse, seines Standes, seines Stammes enthalten ist, die wieder alle, Klasse, Stand, Stamm, doch nur die Bedeutung von Auszügen der Menschheit haben. Man hat mitunter das Gefühl, als wundere sich der Dichter selbst über sein merkwürdiges Gebahren; mit einer gewissen neugierig fragenden Ironie scheint er sich selbst dabei zuzusehen, als wärs mehr eine bloße Laune, mit der er spielt. Es wird sich nun zeigen, ob es auch etwa bloß als eine Laune des Dichters hingenommen wird oder ob nicht mancher sich dadurch in Wünschen bestärkt und erhellt fühlt, die seit langem nur auf ein Zeichen warten. Dieses Buch kann ein Anlaß werden, daß viele sich fragen, was ihnen am Menschen eigentlich wichtiger ist: die Menschheit, die er offenbart, oder der besondere Fall, den er darstellt. Was macht mir diese Rose lieb? Daß sie recht eine Rose ist oder das worin sie sich anders zeigt, als alle Rosen sind? Die Antwort darauf könnte manches in der Kunst neu bestimmen, und nicht nur in der Kunst.

Der Sänger/ von Oskar Bie

Das Berliner Opernhaus, das sonst wegen eines Sängers oder einer Sängerin niemals einen besonderen Zulauf hat, wird gestürmt, wenn es um Caruso geht. Die Karten werden zu Kassenscheinen, die Anwesenheit zu einer Steuereinschätzung. Eine amerikanische Leidenschaft kommt über die Berliner Gesellschaft, die hier einen Mittelpunkt zu suchen scheint, den sie in sich selbst nicht findet. Sie selbst hat bis heute keine Form für ihre Existenz entdeckt, sie hat sich über keine Zeit und kein Milieu geeinigt, sie besucht sich mit

Willen und gegen Willen, ladet sich nach Listen und Verpflichtungen ein, trennt die Unterhaltung nicht von der Fütterung, die Musik nicht von der Unterhaltung, höchstens die Fütterung von der Musik. Zentralpunkte sind das Essen und das Konzert: alles, was maßlos in die Länge zieht und auf die natürlichen Bedürfnisse, etwa zwei Stunden lang mit Freunden zu sprechen oder Fremde zu beobachten, keine Rücksicht nimmt. Da kommt Caruso. Und auf einmal bildet sich eine geschlossene Masse von Interessen, die sich auf diesen Punkt richten. Wochenlang wird vorher diskutiert und das Problem der Billettbestellung erhitzt die Geister. Man fühlt sich dem Ereignis gegenüber verpflichtet. Obwohl man sich in einer ruhigen Stunde gestehen möchte, daß man sicherlich auch leben und repräsentieren könne, ohne Caruso gehört zu haben, kommt man in den anderen Stunden, die von der Rede der Gesellschaft getragen werden, nicht über die Suggestion der Massensehnsucht hinweg. Es ist, als ob in allen Salons Fäden gesponnen würden, Fäden eines ganz extremen Genußwunsches, einer letzten, unüberbietbaren Genußmöglichkeit, die irgendwo geknotet werden müssen, um nicht das Leben zu verwirren. Caruso ist der Clou. Ihn zu hören ist eine Hofeinladung im Reiche der Kunst, mehr: eine Selbstbestimmung der Gesellschaft zu einer künstlerischen Reunion ohne Vergleich. An diesem Abend bleiben alle Zeit-, Milieu- und Unterhaltungs-Verlegenheiten zu Hause und, statt sich eine Pièce zu schaffen, verlegt man sie in ein öffentliches Theater. Stumm liegt die Lösung auf den Gesichtern der endlich befrackten Herren und endlich dekolletierten Damen: wir sind hier unter uns und wollen uns von Caruso begeistern lassen, dem wir 10000 Mark pro Abend bewilligen. Wir sind die Carusomenschen, die wir uns seinetwegen hier getroffen haben (— wo ist denn heut der Kultusminister? —), seinetwegen und unseretwegen an diesen drei Abenden, die am besten zu Anfang der Saison liegen, und wir klatschen auf sein Bajazzolied.

Ich habe, während ich dies sage, durchaus kein spöttisches Lächeln auf den Lippen, sondern im Gegenteil, wenn ich es mir so recht überlege, finde ich diese Carusobegeisterung höchst überraschend und lobenswert. Die Deutschen unterscheiden sich von allen anderen Nationen in Theaterfragen dadurch, daß sie vom Theater alles verlangen, ohne ihm nur das Geringste zu geben. Die romanischen Völker gehen ins Theater mit der Lust am Schauen und dem natürlichen Interesse für den Schauspieler und Sänger, in London und Neuyork ist es nicht anders, in Wien erst recht nicht. Nur wir, die wir gar keine Theatermenschen sind, treten an dieses Institut mit allen möglichen Forderungen heran, die es gar nichts angehn, Bildungsfragen, historische Kenntnisse, Interpretation — wir fragen: ist das Shakespeare? oder: spielt der den echten Schiller? Wir lassen uns nicht leicht einnehmen von dem wirklichen Leben eines Theaters, das gar nicht banal zu sein braucht, oder dem eines Sängers, der gar nicht ein Reißer zu sein braucht; ich glaube, wir verstehen manchmal gar nichts von dem

eigenen persönlichen Reiz einer originellen und phantasievollen Aufführung oder eines persönlichen und eigenartigen Darstellers. Die Komödianten sind uns noch sehr Diener der Literatur, die Theater Lesezirkel und die Sänger Beamte. Es ist wahr, hier in Berlin läßt sich statistisch feststellen, daß weder Kraus noch die Destinn oder die Hempel jemals Einnahmen des Abends vermehrt haben, nur weil sie aufgetreten sind. Sie ziehen nicht. Die einzige, die zieht, ist Geraldine Farrar, die gewiß gesanglich nicht einwandfrei, aber eine interessante Persönlichkeit ist, als menschliche, gesellschaftliche, mondäne Erscheinung. Die Komische Oper hat einen Bariton, der zu den ersten seines Faches gehört, stimmlich warm und groß, eine dramatische Natur von großer Begabung: aber man wird Hofbauer erst einschätzen und stürmen und ihm einen Weltnamen machen, wenn er in Wien sein wird. Caruso ist die einzige Ausnahme unter den wahren Künstlern. Wäre er hier engagiert, wäre er vielleicht der Prophet im Lande. So aber kommt er nur einigemal, als Stern zu leuchten, und dann tritt das Publikum aus seiner Reserve heraus, und der Berliner ist nicht wiederzuerkennen, der selbst anderen illustren Gästen gegenüber so zweifelnd und zurückhaltend bleibt. Hier ist es, daß er vom Theater nicht bloß Beamte verlangt, sondern dem Künstler auch eine Liebe, Verehrung, Rücksicht und Begeisterung entgegenbringt, die dieser in den wirklichen Theaterstädten nicht ehrlicher finden kann. Statistisch: der Orpheus der Schumann-Heink ist selbst am Sonntag leer, der Don José des Alvares, die Carmen der Schoder-Gutheil, die Isolde der Faßbender oder Walker, der Falstaff Maurels, die Montecarloer mit Renaud und Schaliapin, und vieles andere ist eine halbe Sache, Caruso ist überzeichnet.

Und nun komme ich zur eigentlichen Lösung, zu dem, was mir an diesem kunstgesellschaftlichen Phänomen am bedeutungsvollsten erscheint: Caruso ist nicht bloß ein Liebling des Publikums, sondern auch, wie man früher sich ausdrückte, der Musen, aller Musen, die ihn begnadet haben. Er antwortet der Begeisterung mit wirklicher Kunst und er ist eine Erscheinung von so starker Kraft, daß er Völker aus dem Schlaf wecken kann. So hat er Berlin geweckt, und er hat das Verdienst, ihm jedes Jahr wieder etwas Theatermut gemacht zu haben, vielen auch etwas Lebensmut. Ich spreche das nicht leichtsinnig aus, ich überschätze weder das Theater noch die Musik noch die Singerei — aber ich habe in den Augenblicken, da diese wie aus einem Schlaf geweckte Begeisterungsfähigkeit unserer Theatergänger und seine außerordentliche Kunst in Flammen zusammenschlugen, in diesen Augenblicken habe ich eine Daseinssteigerung erlebt, die aus der Angelegenheit der Bühne wirklich eine des Lebens gemacht hat. Caruso ist nicht wie Kainz Stimmungen so unterworfen, daß er in die Verlegenheit kommt an schlechten Abenden seine Routine, statt seine Rolle zu spielen. Bei einer guten Stimme geht das nicht, sie hat zuviel elementare Kraft und Schönheit. Aber seine fast gleichmäßige Kunst hat Momente, in denen sie sich

noch über sich selbst hinaus steigert, an einer Partnerin entzündet, oder sie berauscht und dadurch sich selbst beflügelt. Eine kleine Gemeinde — wie wenig Menschen füllen dies Opernhaus — erinnert sich ihr Leben lang an den ersten Aida-Abend Carusos mit der Destinn, wie da die beiden schönsten Stimmen der Welt sich fanden, sich in Feuer setzten, steigerten, fortrissen, übertrafen und wieder ruhig zu machen suchten, sich suchten und liebten und vereinigten, eine Stimmenhochzeit feierten, die das Haus zittern und weinen machte. Was Theater und Aida und Amerika und Neapel und Prag und Billett und Frack und Auto und Garderobe — Lebensräusche gab es von ungeahnter Stärke, gleichzeitiges Atmen, saugende Sinne, eine Empfindung, als ob alle sängen, alle, die nie singen können, alle durch diese beiden göttlichen Stimmen ihren stummen Gesang herausholten, eine Befreiung für uns alle, die die beiden da vom Druck erlösten und in den Himmel zurückschickten, wir an ihren Lippen hängend, mit ihren Kehlen sprechend, mit ihren Körpern fliegend in ein Reich, voll Mut und Kraft und Schönheit — nicht nachdenken, keine Worte, nur hören und hören in die Unendlichkeit. Eine kleine Gemeinde erinnert sich dieses Abends, wie ein Geheimbund, der sich durch Zeichen zu verstehen gibt: wir wissen es. Und wieder kam ein anderer Abend, ein verschiedener, neuer, und doch nicht schwächerer: Caruso mit der Hempel in der Bohème. Statt zweier aufglühender Stimmen, diesmal das Schauspiel einer wundervoll führenden und einer hingebend geführten Stimme. Er ganz Kraft und Männlichkeit und Lebenserfahrung und Stolz und Bewußtsein, stark und voll, mutig und sicher, sie ganz Weib, erwachend und in herzlicher Dankbarkeit, frühlingshaft süß und lieblich fein, Blüte und Farbe und Schmetterling, mit der höchsten Freude derer, die sterben sollen. Die Beiden gehn zum Schluß des ersten Akts in Liebe dahin. Ihr Duett ist ein Naturphänomen. Auf seiner Heldenhaftigkeit ist ihre Süße. Er führt ihre Stimme, wie der Tänzer die Tänzerin führt. Er gibt der Phrase Atem, Klang und Licht und sie folgt ihm in rührender Holdseligkeit, gleich als ob sie seine Bogen füllen, seine Linien vermenschlichen wolle, im zitternden Verlangen von entzückender Natürlichkeit des Stimmausdrucks, im hingebenden Werben von reizend vielfältiger Anmut. Welches Vergnügen hatten alle, die das Haus besuchten, um die Vereinigung dieser beiden Organe zu studieren und zu genießen, die nicht an Rollen und Noten und Naturalismus und Operntechnik dachten, sondern nur dies eine beobachten wollten, was eben nur dort zu beobachten war: den Mut des Mannes und die Hingabe des Weibes in denjenigen Exemplaren von Stimmen, die sie heute am besten verkörpern und die, auf schöne Momente ineinandergefügt, ein Wunder uns zu ahnen geben. Eine Stimme ist mir so viel. Eine Stimme ist der unübertreffliche Ausdruck aller wirklichen Schönheiten und aller zum Licht drängenden Empfindungen. Die Stimmen sind verteilt, in hundert Spielarten. Das Theater vereinigt sie. Es ist ein Tempel, keine Literaturanstalt.

Caruso ist ein Kind im Leben. Eine feine Unbefangenheit, eine spielerische Naivität kleiden ihn gut. Man hört ihn selten von Kunst reden, hier und da hat er einen Freund, Schicksale erregen ihn, die Reise läßt sie vergessen, die Welt ficht ihn nicht an, er bleibt schließlich für sich und spielt mit den Dingen. Er dalbert wie ein Vierjähriger, amüsiert sich mit Pianolas wie ein Zehnjähriger und karikiert mit wenigen geschickten Strichen seine Umgebung, aber vor allem sich, wie ein Zwanzigjähriger, der von seines Vaters Gelde lebt. Wenn er die Bühne betritt, löst es sich, der Neapolitaner hat die natürliche Geschicklichkeit, Rollen zu gestalten, der Karikateur hat die größere, sie zu Charakteren zu erheben. Caruso zwischen Carmen und Micaela vor Verzweiflung keuchend, als Bettler des Lebens und der Liebe vor der geputzten Carmen, die er erdolchen wird, obwohl er fast vom Schicksal erfleht, daß er es so weit nicht treiben müsse, Caruso als Bohémien mit der routinierten Lust am Elend und dem Humor der kleinen Lebensfreuden, als Bajazzo mit dem Wissen um alles Bajazzotum seines und deines und unseres Lebens, das wäre genug an sich. Es ist scharf und sicher, Bilder eines Malers. Aber es ist nur der Fond für die Mimik seiner Stimme. Diese Stimme ist weit von allem, was Tenöre kompromittiert, von Affektiertheit und Pose und hohlen Renommagen hoher C's und rollender Passagen. Sie ist gesättigt von Ausdruck und Schönheit. Aus dem Körper kommt sie, voll und reich und männlich, eher dunkel als hell, eher baritonal lebenswahr als tenorhaft kurios, und sie führt Ströme von lagernden Farben mit sich, die sie auf ihrem Wege verschwendet. Es glänzt braun, grüne Lichter blitzen, blaue Fernen öffnen sich, violette Ahnungen streichen. Die Stimme eilt nach den Lippen zu, um sich möglichst vorn zu halten, schön flach und elegant leicht zu bleiben; aber sie verleugnet dabei ihre tiefe und volle Herkunft nicht, den Wurzelboden nicht, das eigentümliche Aroma, wie Altistinnen, die gut in Höhe gebildet werden. Im Kopfe schlägt sie dann eine neue Residenz auf. Sie wendet sich zurück und läßt, glockenrein anklingend, den Piano-Kopfton entstehen, in dem wie von oben gesehen alle Farben des Brustregisters in einer neuen und eigentümlichen Beleuchtung, ahnungsvoller und mystischer, hindurch schimmern, oder sie wendet sich hinaus und führt die melodische Linie unmittelbar durch die hohe Lage in ein Himmelreich von heroischem Glanz, von heißen Heldenhaftigkeiten, in denen alles, was dieser Leib geben kann, in fortreißender Kraft und Leidenschaft Ausdruck wird: man glaubte die letzten Ventile schon geöffnet, nun erst wird man des ganzes Zaubers und der erschütternden Freiheit dieses Organs gewahr, das Leiden und Freuden mit unwiderstehlicher Gewalt hinausruft. Vor diesem Heldenton beugt sich eine Welt. Er singt ihr Wahrheiten von Schönheit und Tugend entgegen, die sie mehr überzeugen als alle Ästhetik. Sein Glanz blendet himmlisch. Aber dies Wagnis der Gottwerdung einer Stimme ist dem Menschen nur durch letzte Kunst möglich. Natur würde umschlagen, Kunst

gibt die Souveränetät. Man vergleiche: Ernst Kraus ist eine Natur, männlich deutsch und kernhaft siegreich an seinen besten Abenden, ein Don Juan aber seiner Kunst, die er regellos nach Laune und Stimmung dahingibt, plötzlich ein wahrer Sänger, plötzlich ein nervöser Mensch, dem die kleinste Störung die größten Verlegenheiten in der Auswechslung der Register oder in der Tonbildung unpassender Lagen bereiten kann. Die Destinn hat von der Natur das sinnlichste, farbigste Organ, das je einem Weibe beschert wurde, ihre Kunst ist höchster Instinkt, Gefühl für das Richtige, ein wunderbares Modellieren der Phrase und der Dynamik während des Singens nach dem Ohr, nach der Kehle, wie eine Impression von Kunst, deren Entstehung man zusehen kann. Lilli Lehmann hatte den weitesten Horizont, den je eine Sängerin beanspruchte: sie kann Heroisches und Koloraturiges, deutsches und italienisches, bleibt dabei kühl und bewahrt sich hygienischer, als irgend eine Andere, die Technik. Die Hempel wird an Horizont sie nicht erreichen, obwohl sie schon von der Hugenottenkönigin bis zur Mimi herrscht, aber sie wird an persönlicher Farbe und Herzlichkeit des Vortrags diese Begrenzung quittieren. Man vergleiche: den einen ist dies, den anderen das gegeben und jeder stellt einen einseitig wertvollen Typus dar. Caruso hat nichts Typisches, er ist kein wunderbares Fragment, er ersetzt nicht durch Tugenden seine Mängel, sondern er ist ein Gesamtkunstwerk von Sänger, das man für unmöglich halten müßte, wenn es nicht lebte. Das Stimminstrument hat er wie die Melba, den Horizont wie die Lehmann, die Farbe wie die Destinn, ein Kerl ist er nicht weniger als Kraus, und die Sembrich übertrifft ihn nicht an mondänem Glanz. Seine Technik ist die aller Großen: sie steht sicher und fest vor dem Gesang da, die Phrase ist gebildet, ehe sie erscheint, die Dynamik verteilt, ehe sie beginnt, alles Gesungene ist ein Werk überlegtester Disposition, in der Atem und Bindung keinem Zufall überlassen bleiben. Wie entzückend leicht scheint er die Donna mobile hinzuträllern, wie sich zu freuen über gewisse Atembogen, die, indem sie ein paar Noten mehr hineinnehmen, diesen eine neue seelische Nuance leihen, wie scheint er zu improvisieren in dem ihm eigentümlichen Hinaufziehen hoher Töne, die er wie lustwandelnd durch die Skala sucht — und doch ist das alles Technik der Technik, genialster Fleiß, ein Studium, das von der Eigenart der Stimme ausgehend sie in Gesetze bringt und die Phrase bis aufs letzte Detail lebendig macht, wieder zurück nach der Natur hin. Das ist etwas Einziges. Der Ästhetiker würde sagen: das besondere ist allgemein geworden, der Stil Persönlichkeit. Wir sagen einfach: es ist ein beneidenswerter Künstler, der so viel schulmäßige Technik lebendig zu halten und so viel frische Natur in Form zu bringen weiß. Möge uns allen eine Ahnung davon beschert werden.

Möge uns allen — — nein, es ist nicht das Singen und die Noten, schöne Stimmen sind Götter, die uns wirklich helfen und uns sogar die ewigen Gebete

abnehmen. Sie schwimmen wohl im Glanz der Gesellschaft, werden über Erdteile exportiert, durch Pullmanwagen transportiert, in Kostüme gesteckt und gegen Billettkassenscheine gezeigt oder auf Grammophone gezogen, aber das alles hat ihnen noch nichts geschadet. Die Fürsten der Renaissance und die Flugtechniker von heute suchen sie in gleicher Weise. Sie ahnen da etwas, was ihr Leben ihnen sonst nicht gibt: die letzte Schönheit menschlichen Ausdrucks, die sie stündlich berufen sind zu versäumen. Und wenn sie nicht mehr Fürsten und nicht mehr Aviatiker sein werden, das frohe Singen werden sie nicht zu Schaden bringen.

Chronik/ Aus Junius' Tagebuch

Im Rauschen des Herbstwindes erneuern sich unsre Hoffnungen. Es wurde Zeit: sie wurden siech vom Warten. Alle Unzufriedenheit und Verdrossenheit über die Talentlosigkeit, die Anmaßung und feige Traditionsmeierei, die an der Spitze marschieren und dem neuen Können und Streben den Willen zur Macht versperren, sie scheint nun endlich, endlich in einem Bett sich zu sammeln, in einen politischen Willen sich zu kristallisieren. Man nennt das die demokratische Flut, verweist auf das unaufhaltsame Vordringen der Sozialisten in Baden und Sachsen, auf die Dezimierung der (unsympathischen) freisinnigen Mannen im Roten Haus von Berlin und läßt wieder einmal schüchtern noch, aber doch schon vernehmlich die Parole vom Sammeln aller bürgerlichen Elemente erschallen. Diese Schalmei hat ausgeblasen; denn der Nährboden dieses Radikalismus ist ja in Deutschland kein blinder bilderstürmerischer Drang, sondern eine Kulturstimmung, die den Feudalismus, den Klerikalismus, den Bureaukratismus, den Byzantinismus als Negation und Gegensinn ihres Bedürfnisses nach freiem Spielraum und dem Rechte auf mehr Selbstbestimmung betrachtet. In keinem Lande der Welt halten den Radikalismus so viele innere Bremsen, sind die sittlichen Instinkte, sind die Gefühlsfasern der Tradition so tief verwurzelt wie im Lande Luthers und Schillers. Aber die tiefe „protestantische" Unterströmung ist darum doch da und wird die radikale Welle unbesiegbar machen. Wie vor fünfzig Jahren, als Schillers hundertjähriger Geburtstag durch die Sehnsucht nach der nationalen Einheit verklärt wurde, steht heute wieder die ganze bürgerliche Ideologie auf der Protestseite und will den Durchbruch der Freiheit erkämpfen helfen. Die Parteien werden von untenher gesprengt. Die neuen Wünsche wollen neue Menschen. In Baden fast durchweg, ja, in einem Wahlkreis sogar schon in Sachsen kämpfte die Bourgeoisie Schulter an Schulter mit den Sozialisten; die Führer, keine „Lieblinge" mehr, standen mißtrauisch, im Herzen mißgünstig

und unsicher beiseite und ließen sich überraschen. Doch auch für die Häuptlinge der Sozialisten im ganzen Reich sind diese Siege eher eine Warnung als eine Bestätigung. Auch sie sind keine Lieblinge mehr. Der Sieg ist nicht ihr Verdienst. Mit den prinzipiellen Negierern der Staatsordnung, den grundsätzlichen Budgetverweigerern und Klassenkampffanatikern ist kein politischer Bund zu flechten. Die liberale Phase läßt sich in der Entwicklung eines industriellen Großstaates nicht überspringen. Daher zwingt der unmittelbare Nutzen die Stoßkraft des Liberalismus gegen die politische und kulturelle Reaktion zu steigern. Wird dies begriffen, kann bald die Zeit kommen, wo Heine redivivus „Deutschland ein Frühlingsmärchen" singt.

Was plant, unter solchen Umständen, Herr von Bethmann-Hollweg? Hat er den Ehrgeiz, der kreißenden Demokratie Geburtshelfer zu sein? Er hält sich mäuschenstill hinter verschlossenen Türen und hat, nach früherer ministerieller Gepflogenheit, die von Bülow so sorgsam behüteten Drähte zwischen der Reichskanzlei und der Presse zerschnitten. Der Spott, er lerne Reichskanzler wie weiland Herr Holle Kultusminister, ist allzu billig und tut den intellektuellen Kräften dieses Mannes unrecht. Als Talent und Charakter hat er sich bewiesen. Nichts auch rechtfertigt die Annahme, daß er Fürstendiener sei: die seltsam verstiegene Verherrlichung von Kaiser Franz Josephs Regentengenie darf als rhetorische Entgleisung überhört werden. Aber wird er in diesem seit zwanzig Jahren sich häufenden Wirrwarr deutscher Politik den Willen finden, sich den Weg ins Freie, zu den Freien hin zu erkämpfen? Er beginne mit der Reform seines Amtes; auch sie ist nicht mehr aufzuschieben. Harden hat neulich in einem pointenreichen Vortrag zugegeben, daß selbst sein Heros Bismarck im heutigen Riesenreich die reichskanzlerischen Funktionen, verkoppelt mit denen des preußischen Ministerpräsidenten, nicht mehr gewissenhaft erfüllen könnte. Die „Erinnerungen" verraten tatsächlich an mehr als einer Stelle, nicht nur bei der Darstellung des Kulturkampfs, die Verlegenheiten, in die die Prämisse der Allwissenheit ihn versetzte; und die Begründung, warum er sich gegen die verantwortlichen Reichsminister gewehrt habe („gegen die ich mich jederzeit ablehnend verhalten habe, nicht nur um der alleinige Minister zu bleiben, sondern um die verfassungsmäßigen Rechte des Bundesrats und seiner hohen Vollmachtgeber zu wahren"; Brief an Ludwig von Bayern, 29. Juni 1877), machte das Unmögliche nicht möglicher, auch wenn sie stichhaltiger wäre. Also eine auf ein Kollegium von Reichsministern verteilte Verantwortlichkeit; das ist eine liberale Forderung, so alt wie das Deutsche Reich selbst. Bülow, der Vielgewandte, war in der Handelspolitik, der Finanzpolitik, der Sozialpolitik ein dilettierender Stümper; und wie Herr von Bethmann-Hollweg, im Auswärtigen ganz unerfahren und zugleich der dem Aus- und Inlande allein haftbare Lenker deutscher Geschicke, unter der

zehnfachen Bürde seiner Ämter auf dem diplomatischen Glatteis marschieren will, ohne zu straucheln, das wissen gewiß nicht einmal die Götter. Und bei solchen old diplomatic hands, wie Aehrenthal, Tittoni, Grey, Pichon als Mit- und Gegenspielern, hat er Herrn von Schön als Steuermannsgehilfen .. Dann die preußische Frage. Eine stark muffige Verwaltung. Der Assessorismus. Sie taumeln von Katastrophe zu Katastrophe, nun sitzt der Wurm gar schon in den Werften. Wird der Ministerpräsident hier die Ventile öffnen, neue Menschengruppen, neue Methoden einrücken lassen? Aber das Hauptübel ist natürlich das preußische Parlament, das Bollwerk aller plutokratischen und feudalen Rückständigkeiten. An diesem kritischen Punkte wird sich die politische Schöpferkraft des neuen Mannes am entscheidendsten offenbaren. Der konstitutionelle Block, mit dem Schwerpunkt nach links, mit der Tendenz, dem Absolutismus der klerikal-konservativen Minderheit ein Ende zu machen, ist da, wenn er ihn haben will. Wird er ihn haben wollen? Wird er die dumme Angst vor den „Schlammwellen" der Demokratie sich aufschwatzen lassen? Demokratie! Noch sind wir ihr meilenfern, sie bedeutet bei uns ja nur erst den Willen zur Modernisierung. Der dritte Stand, die werkschaffende und werktätige Bourgeoisie, das Fundament und die Quelle aller Wirtschafts- und Weltmacht, klopft an die Tür. Sie war 1848 im Kaulquappenzustand, daher gelang die Gegenrevolution. Heute ist sie organisiert. Und wenn es auch absurd ist, sich eine dauerhafte Einmütigkeit und Interessengemeinschaft zwischen Hansabünden und den Arbeiterbünden, selbst den revisionistischesten, einreden zu wollen: für den Tag wird der gemeinsame Haß gegen die drückende Allmacht des klerikal-konservativen Pfründnertums sie einigen. Der Popanz der „korrupten" Parlamentsherrschaft hat alle Schrecken verloren, seit man so antisoziale Realitäten im Machtbesitz sieht. Da wir in Preußen-Deutschland auf friedliche Evolutionen eingerichtet sind, müssen Krone und Regierung den Mut zur Initiative haben; den Willen, die Demokratie zu organisieren. Sonst . .

Es spricht für Bethmann-Hollweg, daß man ihn sich als Diplomaten so gar nicht vorstellen kann. Zu „philosophisch" sagen die Journalisten, weil er Aristoteles' Politik, Machiavellis Principe und Rousseaus Contrat social vermutlich wirklich gelesen, wirklich durchdacht hat; zu vergrübelt und ernst. Er hat Ideen über die Dinge, er trägt sie vielleicht gar in die Dinge. O diese Ideologen! Wird er die Kraft haben, fragt beklommener Patriotismus im Lande Schillers, seine moralische Hausapotheke für den Privatgebrauch zu isolieren?. Am Diplomaten interessiert uns, wie am Publizisten, eben immer noch am meisten, wie er sich mit dem Moralischen abfindet und ein etwa vorhandenes inneres Verhältnis zum Sittlichen mit den Forderungen der Staatsraison versöhnt. Schaut man, unter diesem weitherzigen Gesichtspunkt, um sich, dann wird einem um den neuen Herrn bange. Graf Ährenthal, mit den

andren um Franz Ferdinand, der Organisator der österreichischen Großmachtträume, entpuppt sich als ein Talleyrand im Umbiegen seiner Worte. Er ist, als Stimme im europäischen Konzert und Seiner apostolischen Majestät getreuer Diener, für die Reform des Makedonenrechtes eingetreten, um gleich hinterher die christliche Sache gegen die Konzession für die Sandschakbahn preiszugeben. Er hat Iswolski in Buchlau zugesagt, früher als alle andern verständigt zu werden, wann die Okkupation Bosniens in die Annexion verwandelt werden solle; und der Russe hat es später als alle andern erfahren. Iswolski verhandelt insgeheim mit Ährenthal über den Modus der Aufteilung der Türkei: laut beteuert er sein Interesse an ihrer Integrität. Sir Edward Grey, ein Jünger des Türkenfressers Gladstone, verspricht dem verbündeten Rußland, der Öffnung der Dardanellen zuzustimmen, dem Griechenkönig, die Kretafrage im einzig billigen Sinn lösen zu helfen; da treten die Jungtürken auf den Plan und nun ist der ‚Moment' noch nicht gekommen, den wackelnden Thron einer christlichen Dynastie zu retten und den Verbündeten die Treue zu halten. Signor Tittoni ist ein italienischer Italiener. Natürlich muß es so sein. Jeder sieht, auch ohne die Zeitungsorakel zu befragen, warum. Staatsraison. Aber es ist doch eigentlich wieder ein dummes Spiel, nach dem Grundsatz: der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist die Kurve. We men are a little breed.

Und werden es ewig bleiben. Das mag die beklommenen Patrioten im Lande Schillers beruhigen. Carlyle bemerkt, niemand wird so leicht Zyniker wie der hochfliegende Transszendentalphilosoph.

Welcher Segen, daß in Racconigi dem Dreibund endlich offiziell der Leichenstein gesetzt wurde. Die lateinischen Schwestern mußten sich finden, das war eine elementare Forderung des Blutes und der materiellen Interessengemeinschaft, während der industrielle Norden Italiens nach Schutz schreit vor dem Industriegiganten Deutschland, der es ersticke. Wunderbar ist nur die lange Dauer des genialen Bluffs, durch den Bismarck Italien vor Frankreich bange machte und ins Dreibundnetz zog. Wunderbarer freilich noch, wie schnell sich das eben erst in der Ferrer-Sache übersprudelnde Kulturgewissen des Demos beruhigte beim Anblick des gekrönten Häftlings von Peterhof, der die Abrechnung mit dem Italien und Rußland gleich verhaßten Österreich erleichtern solle (Adria; Albanien). Wir aber werden immer tiefer in den orientalischen Sumpf gezogen. Bei den „Westlern", den Jungtürken, unbeliebt (wo wären wir es?); sie lassen sich von Franzosen finanzieren. Jede deutsche Position im Türkenreich ist von den Engländern unterminiert. Die anatolische Bahn wird täglich mehr Sorgenkind, verschlingt Hundertmillionen, muß auf Englands Betreiben ihre Trace ändern und bekommt, wieder auf Englands Betreiben, eine Konkurrenz. Und der Balkanehrgeiz Österreich-Ungarns wächst, weil ihm nur nach dem Südosten die kapitalistische Expansion

möglich ist. Nach Rußland und Italien hin wird die Grenzwehr verstärkt. Nun besteht gegen Rußland für uns der casus foederis also belli. Bismarck hat gewarnt, weil er gesehen hat; aber doch das Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Die oberflächlichste Besinnung zwingt jetzt, unser Verhältnis zu diesem unserm einzigen Alliierten zu revidieren und wachsam zu sein gegen die rührige Publizistik der Franz Ferdinand-Gruppe (für die, in reichsdeutschen Blättern, mit sehr geringem publizistischem Geschick Friedjung wirkt). Das ist heute ebenso wichtig wie der Versuch, mit England in der Flottenfrage eine Verständigung herbeizuführen, so lange Männer wie Lloyd-George die britische Demokratie lenken.

Leopold Sonnemann ist gestorben und unter den üblichen Reden und Rosen begraben worden. Aber warum klangen die Rückblicke auf sein Leben und Lebenswerk in den Zeitungen, den liberalen sogar, so dünn, so ohne allen inneren Anteil, gleichgültiger fast, als wenn irgendeiner der vielzuvielen gelehrten Registratoren verschieden wäre, von dem die akademische Lüge oder Selbstgefälligkeit behauptet: er habe die Wissenschaft bereichert? Ach, wir stecken in unsern Bewertungen noch bis über die Ohren in Papier; sie richten sich genau nach dem Raum, den der Redaktionsstab von Meyer oder Brockhaus einem Namen oder einer Leistung einräumt. Dieser Mann hat unser deutsches Leben bereichert, indem er die Frankfurter Zeitung begründete, organisierte, Jahrzehnte hindurch leitete: eines der ganz wenigen deutschen Blätter, die auch der anspruchsvolle und feiner organisierte Mensch von intellektueller Sauberkeit in die Hand nehmen und oft belehrt und orientiert wieder fortlegen kann. Das war kein Zufallsgelingen, kein Produkt einer günstigen Zeitkonstellation, bei der das Persönliche die Rolle einer Gelegenheitsursache spielte. Dieser Mann überragte die erfolgreichsten Zeitungsverleger um Haupteslänge. Kein bloßes Maklergehirn. Kein Kuppler feiler und geiler Masseninstinkte. Kein Importeur anglo-amerikanischer Trommeln. Ich will ihm sein Portiönchen Schlauheit, Berechnung, auch Eigennutz nicht absprechen; er hatte Anrecht darauf. Sein Blick, kalt und grau, war unsympathisch; seine Freundlichkeiten im persönlichen Verkehr waren es noch mehr. Wenn er zutraulich blinzelte, schloß ich die Augen. Der Mann hatte eben auch Schwächen. Und ein Gemüt, eine Seele wollte er ja wohl auch nicht sein ... Sein Bildungshorizont blieb zeitlebens beschränkt; den Marktwert-Standpunkt des Kaufmanns, der er ursprünglich war, hat er nie überwunden. Aber der Kluge sah ein, daß in der Ideologie und Sittlichkeit die Kräfte schlummern, die die Demokratie zum Siege führen und ihr die kulturelle Daseinsberechtigung geben können, und förderte sie nachdrücklichst. Sein praktischer Instinkt war eminent. Er wuchs mit seinen höheren Zielen (um mit einer Banalität die Sache zu treffen). Erst wurde die Frankfurter Handelszeitung so wundervoll organisiert, daß sie die Vorgänge im ganzen

Empire of Business mit anständigster Sachlichkeit spiegelte; bald aber werden Politik und Kultur nach dem gleichen sachlichen Schema, aber so systematisch und gründlich angebaut, daß die Nebensache für die breitere Öffentlichkeit die Hauptsache wurde und alle Menschen mit öffentlichen Interessen, gleichgültig welcher Partei, gezwungen waren, sich mit der Frankfurterin auseinanderzusetzen. So ist dieses Blatt, das politisch einer Demokratie von westeuropäischer Färbung huldigt, von jüdischem Geiste ins Leben gerufen und vorzugsweise von jüdischen Federn bedient, durch seinen konsequenten Willen zur Sachlichkeit auch im Politischen das Prototyp deutschen Anstands und deutscher Gründlichkeit und deutscher Universalität in der Presse geworden. Gibt das nicht zu denken?. Das Feuilleton liebte er ernst und gediegen, aber der Monotonie trockener Fachlichkeit wollte er es natürlich fern sehen. Auch das amüsante und satirische Genre wurde und wird gepflegt (Hardens „Gekrönte Worte" wurden hier zuerst veröffentlicht), sogar die Leckerei der faits divers nicht verschmäht, aber doch mit Maß und ohne Konzession an die unsagbar geschmacklosen Witzboldereien jener halbgebildeten Literaturclowns, deren Produktionen der großstädtische Durchschnittsverleger als Literatur hochschätzt. Sonnemann haßte sie; er wollte gut unterhalten, aber nicht erniedrigt sein. Doch das Feuilleton war nicht sein Gebiet, er überließ es Vertrauensmännern; seine Stärke war der intensive politische Wille, um den das Blatt sich kristallisierte. Erst hitziger süddeutscher Föderalist, Antipreuße, Hohenzollernfeind und Bismarckhasser, — Feind aller Machtfaktoren, die Deutschlands Einheit organisiert haben (Bismarck vergalt ihm den Haß, indem er ihn einen Agenten des Auslands schalt). Dann dem Reiche versöhnt, aber getreu seinem demokratischen Grundgefühl der Verpreußerung und Verjunkerung des Reichs im tiefsten abhold. Ich berichte hier nur. Ich habe Sonnemann nie für einen großen Politiker gehalten: er hatte, voll Ressentiments und in Dogmen verfangen, an den wirklichen historischen Kräften vorbeipolitisiert. Aber charaktervoll war dieser Mann, im Kleinen, der Kommunalpolitik zum Beispiel, auch schöpferisch und voll Initiative; und glücklicherweise haben die Verhältnisse es so gefügt, daß seine politischen Ideale nun erst, weil auf die Freiheit in der Einheit gerichtet, Aussicht auf Erfüllung haben. In seinem Hauptberuf aber, als Verleger und Publizist, war er ein wirklicher Organisator und blieb als solcher auch seinem politischen Grundprinzip treu: er hatte Achtung vor der Persönlichkeit und ließ sie in seiner Redaktion nach Möglichkeit gelten. Dem Sklaven gegenüber war er ein Tyrann; der freie Mann aber konnte, umgekehrt, seiner Einwirkung Schranken ziehen. Er hatte Sinn für Haltung und publizistische Würde, und darum widerstrebt seine Zeitung auch heute noch dem von „führenden" liberalen Blättern gefrönten Unfug, die von Zufallsgrößen erbettelten (und aus den gestrigen Zeitungen zusammengestümperten) Meinungen fett abdrucken zu lassen. Diese Grundsätze haben sein Blatt groß

und einflußreich gemacht. Es war, diese Gründung eines kaufmännischen Kopfes, nicht rein aus dem Geiste kapitalistischer Profitgier geboren und wird auch heute nicht in diesem Geiste geleitet. Ehre seinem Schöpfer.

Von Zeit zu Zeit tut's gut, daran erinnert zu werden, daß wir nackt geboren sind. Aber hätten Rousseau und Carlyle (im Sartor Resartus) nur daran erinnert: ich weiß nicht, ob sie unsterblich geworden wären. Nun soll ich den dänischen Minister Zahle bewundern, weil er auch ferner nur Herr Zahle, seine Frau (eine frühere Folkethings-Stenographistin) auch ferner nur Frau Zahle heißen will und er und seine Ministerkollegen den Verkehr bei Hofe ohne Titel und Orden, ohne Tressen und Bruststerne und Eskarpins und Kniehosen und Schnallenschuhe, ohne Reverenzen und Handküsse bewerkstelligen wollen, daran erinnernd, daß seine Landsleute ohne den höfischen Firlefanz auf die Welt gekommen seien. Der Demokratie erstes Sittengebot, scheint er zu meinen, sei, die menschlichen Beziehungen nach rein menschlichen Werten abzustufen; und abzustufen, ohne daß die Abstufung sichtbar werde. Ich finde diese Wallung eines demokratischen Gemüts sehr ehrenvoll und möchte glauben, daß diese Neuerung den demokratischen Grundinstinkten von Himmerlandsleuten und sonstigem echten Bauernvolk schmeichelt; aber mir kommt, wenn ich das höre, ein hübsches Wort in den Sinn, das in einer Debatte über Ordensschacher im englischen Unterhaus der Demokrat William Harcourt prägte: there will always be a good deal of human nature in man. Ach ja, ein gutes Stück Mensch wird wohl auch im demokratischen Menschen bleiben. Ob in Demokratien die menschliche Eitelkeit wirklich geringer sein wird als in aristokratisch gegliederten Staatswesen? Ich bezweifle es und möchte zudem einen Gesellschaftszustand nicht erleben, wo die Menschen wie gerupfte Hühner, nur als schöne Seelen, herumlaufen. Es ist albern, zu glauben, daß die Demokratie, wie sie sich zu gestalten beginnt, die Abzeichen von Wert und Würde wird entbehren können oder wollen. Sie ist wesenhafter, weil sie eine Neuordnung nach Talent und Leistung erstrebt, denen allein wir uns innerlich beugen (soweit der Demos sie erkennt). Der Titel- und Ordensseuche, die dem Cäsarismus eingeboren ist, wird sie entgegenarbeiten, versteht sich; demokratische Einrichtungen und Denkgewohnheiten, die nur Ämter und Funktionen kennen, wirken von selbst in dieser Richtung. Aber es wird ein ansehnlicher Rest davon zurückbleiben und dort, wo primitivere Himmerlandverhältnisse (wie in norwegischen Bauernrepubliken) sich verwickeln, differenzieren, verfeinern, vergroßstädtern, wird eine Kotillonverpuppung schon beizeiten sich einstellen. Weil den Menschen im Schein immer wohler sein wird als im Sein. Auch den demokratischen.

Anmerkungen

Ellen Key in Deutschland

Sie wird nun sechzig Jahre alt. Der Tag kann für sie selbst kaum einen Abschnitt bedeuten. Das Alter ist nur ein theoretischer Begriff, wenn man wie Ellen schon um sieben Uhr morgens sich mit Eifer und Wärme der wirren Geschicke anderer Leute anzunehmen fähig ist — um acht Uhr beim Frühstück mit Freunden ernste philosophische Unterhaltungen führt — einige Museen gründlich besichtigt — dazwischen statt Mittagsmahl auf irgendeiner Bank ein Würstchen und ein Brödchen verzehrt, die Zeit der Nachmittagsruhe dazu benutzt vier bis fünf Briefe zu schreiben, in deren jedem Liebe und feinster Takt auf die verschiedene Individualität der Adressaten eingeht — und wenn so ausgefüllte Tage als Ferien zwischen der wirklichen Arbeit empfunden werden! Oder wenn man als Erholung einen Spaziergang von Rapallo nach Genua unternimmt, bei dem den jungen Begleiterinnen die Kraft versagt — und sie, die friedevoll Schreitende am Ende allein dem Ziele entgegenwandert! Wer nicht von der herrlichen gesammelten Nervenkraft und der freudigen Frische dieser Sechzigjährigen weiß, dem wird es unmöglich, vieles in ihren Schriften zu verstehen, der vermag vor allem den starken Einfluß, den sie mit ihrer Persönlichkeit auf die Jugend übt, kaum richtig zu tarieren.

Sie lebt ihr Ideal — sie zeigt, daß man es leben kann!

Dies ist das Große, das Bezwingende in ihr. Sie ist nicht wie die meisten bedeutenden Kulturmenschen zu einem zerspaltenen Dasein verdammt, in welchem Wissen, Wollen und Tun sich ewig befehden. Sie predigt nicht aus der Sehnsucht dumpfer Triebe und Leidenschaften heraus die Seelenevolution, sondern wenn sie auf dem Rednerpulte steht, strahlt von ihrer Stirn ein solcher Adel der Gesinnung, leuchtet aus ihren Augen eine solche Wärme lauterster Liebe — ist in ihrer weichen, schwachen, schwedischen Stimme ein so inniger Klang des Mitfühlens mit den Entbehrungen derer, zu denen sie spricht, daß die Worte nur wirken wie die Begleitmelodie zu einem lebendig gewordenen Werke der Seelenevolution unserer Zeit. Dieses ganz persönliche, subjektive Fluidum ist nun auch in ihre Bücher übergegangen und wirkt aus ihnen besonders stark auf die suchenden Seelen unter den Frauen, die nach einem ethischen Aufschwung, nach einer Anfeuerung zu einer freudigen Lebensbejahung begehren.

Die Kirche gibt zahllosen unter ihnen, die eigentlich religiöse Bedürfnisse haben, nichts mehr — sie fühlen, daß mit der Schaffung von Bildungs- und Arbeitsgelegenheiten für den Hunger ihres Gemütes nur wenig getan ist, sie suchen Richtlinien für ihre eigene innere Erziehung, die über die unzulängliche Gegenwart hinaus in eine schönere Zukunft weisen. Wie tief ist dem Menschen die Sehnsucht nach dem Besseren eingeboren — und was verschlägt es dieser Sehnsucht, wenn sie das Bessere und Vollkommenere in der Phantasie auf diesem Erdensterne selbst statt in einer blauen Ewigkeitswelt sich träumen kann. Die Hauptsache bleibt der Glaube, der die Kraft gibt, an sich, an seiner Umgebung, an seinen Kindern das reinere, höhere Menschentum herausbilden.

Solchen Glauben besitzt Ellen Key — stark, sicher, begeistert wie wenige unter uns. Sie ist nicht nur ein pädagogischer, sie ist ein priesterlicher Mensch. Sie überzeugt nicht wie der pädagogische Mensch von der Nützlichkeit ihrer Lehren, sondern

sie besitzt die Kraft des priesterlichen Menschen, Glauben und Begeisterung einzuflößen, auch wenn eine Lehre über Wissen und Verstand in die mystische und unergründliche Welt des Gefühls hinausweist. Unzweifelhaft sind viele Forderungen in Ellen Keys Büchern über den Lebensglauben, über Liebe, Ehe und Kindererziehung in unseren jetzigen gesellschaftlichen und sozialen Zuständen gar nicht durchzuführen. Menschen, die von dem Ideal solcher Forderungen ergriffen, sie auszuleben willens sind, werden in die mannigfaltigsten Konflikte geraten. Darum hat Ellen Keys Ethik viele erbitterte Feinde unter den Nützlichkeitsmenschen unserer Gegenwart. Man wirft ihr vor, daß sie eine Verführerin der Jugend sei (wie es bekanntlich auch den Aposteln Christi vorgeworfen wurde), und daß ihre Lehren unendlichen Schaden unter den Schwachen im Geiste stiften.

Nun — die Schwachen im Geiste, die Fanatiker, die Hysterischen, und die Modernen, die sich in flatterhafter Gier mit jedem neuen Gedanken behängen wie mit einem neuen Kleidertand, um ihn alsbald gelangweilt wieder von sich zu werfen — sie sind von jeher eine Gefahr für die Ideale vorwärtsschreitender Reformatoren geworden. Das Schönste, was der Menschheit an Geistes- und Gefühlsgütern geschenkt worden, haben sie verdreht und verhunzt. Sie sind in Wahrheit das teuflische Prinzip, das allen göttlich Schaffenden ihr hehres Phantasiebild in dem Hohlspiegel unerhörter Mißverständnisse als lächerliche grinsende Fratze entgegenhält.

Diesem Schicksal der Besten ist auch die schwedische Ethikerin nicht entgangen. Als sie vor einigen Jahren zum ersten Male nicht nur zu freundschaftlichen Besuchen, sondern offiziell in Deutschland erschien, um durch Vorträge die Wirkung ihrer Bücher beim deutschen Publikum zu vertiefen, wurde sie und ihre Lehre die Mode des Tages. Da saßen Hunderte und Tausende begeistert zu ihren Füßen, ein wahrer Ellen Key-Rausch hatte die intellektuelle deutsche Frauenwelt ergriffen. Freilich war es nicht immer das wertvollste Material, an dem sie zu veredeln hatte! Und auch sie mag oft in jenen teuflischen Hohlspiegel haben blicken müssen! Aber — in wie vielen jungen Geschöpfen hat damals ihre Persönlichkeit mit ihrer warmen Herzenskraft die stumpfe Alltäglichkeit besiegt — hat sie emporgerissen aus gleichgültigem Hintreiben zum ernsten Kampf um ein ganzes volles Leben im Geist und in der Wahrheit! Wie viele Frauen sind froh, glücklich und zufrieden geworden, weil sie sich nun einem Ideal widmen durften! Es war kein Zufall, daß Ellen Key gerade in Deutschland ihre größten Erfolge feiern konnte. Wir sind ja arg nüchtern — utilitarisch — geschäftstüchtig geworden in den letzten Jahrzehnten — und doch liegt das der deutschen Frau oft so gar nicht — es sind äußere Notwendigkeiten, die sie in dieses Wesen hineinzwängen, und sie bekommt dann so etwas Krampfiges, Gehetztes, eine so friedlose Seele. Sie begehrt dabei heimlich, wie nach etwas Verbotenem, nach Religion, nach Liebe, nach ein wenig unsachlicher Schwärmerei. Vielen wurde die Frauenbewegung zum Seelenfeuer — aber es liegt in der Natur dieser Bewegung, daß sie, falls sie etwas Ersprießliches erreichen will, sich nüchtern und auch geschäftstüchtig zeigen muß. Ellen Key mit ihrem Schönheitsdurst, mit ihrem weiten und freien Blick für alle Lebenserscheinungen, mit ihrer Kühnheit, die sich niemals durch irgendein Prinzip hindern läßt, alles zu verlangen, was ihr für die Entwicklung der Seele notwendig scheint, auch wenn es den Möglichkeiten des Tages schnurgerade widerspricht — sie gehört als die notwendigste Ergänzung in den Rahmen der Frauenbewegung hinein, ja, sie vollendet sie erst. Offenbart sich durch die Frauenbewegung Charakter und Verstand des modernen Weibes, so fügt die nordische Idealistin das glühende Herz und die sehnende Seele hinzu. Darum

fühlen wir deutschen Frauen uns ihr so innig verwandt, und haben sie lieb, von ganzem Gemüt und aus allen Kräften.

Gabriele Reuter

Die Trennung von Kirche und Schule

Die landläufigen Erörterungen über den Auseinandersetzungsprozeß zwischen Kirche und Schule und zwischen den Trägern beider Institutionen, den Lehrern und Geistlichen, leiden durchweg an dem Fehler, daß die Verschiedenheiten, die in dieser Beziehung den beiden herrschenden Kirchen gegenüber obwalten, nicht genügend beachtet werden. Was in Meiningen neuerdings geschehen ist, ist nicht ohne weiteres dasselbe, was in Frankreich, Italien und Belgien so lange und bittere Kämpfe hervorgerufen hat, Kämpfe, die, wie das jetzt seitens der französischen Oberhirten ergangene Verbot an die Katholiken, neutrale Schulen für ihre Kinder zu benutzen, beweist, noch lange nicht zu Ende sind. In diesen Staaten wird eine gemeinsame Aufgabe für Kirche und Schule kaum noch anerkannt, in dem kleinen thüringischen Herzogtum dagegen handelt es sich um weiter nichts als um eine reinliche Scheidung, die durch die Entwickelung insbesondere des einen Teils, der Schule, notwendig geworden ist, ohne daß irgendwelche Abneigung gegen die Kirche, ihre Ziele und ihre Tätigkeit seitens der Schulleute bestände. Nirgends in Deutschland wird der Religionsunterricht mit mehr Liebe und Sorgfalt, nirgends allerdings auch unter geringerer Belastung mit totem, dogmatischem Formelkram betrieben als in den thüringischen Staaten, in denen die Meininger Separation überall angestrebt und wahrscheinlich auch in absehbarer Zeit erreicht werden wird. Ja, man darf hinzufügen: nirgends stehen Lehrer und Geistliche sich gesellschaftlich so nahe, nirgends verfolgen sie volkspädagogische, wissenschaftliche und sonstige Zwecke so oft neben- und miteinander als gerade hier. Der deutsche Volksschullehrer führt keinen Krieg gegen die Kirche, am wenigsten auf protestantischer Seite. Die Zahl der Lehrer, die orthodox gesinnt sind, ist allerdings wohl nicht groß, und für die hierarchischen Bestrebungen begegnet man gerade in Lehrerkreisen sehr geringen Sympathien. Die Lehrer stehen in ihrer übergroßen Mehrheit in den Reihen des kirchlichen Liberalismus. Aber die Kirche als solche lehnen wenige ab. Auch die gemeinsame Arbeit mit der Kirche und der Geistlichkeit wird selten zurückgewiesen, die Separation zwischen Kirche und Schule soll sich nach den Ideen unserer Volksschulmänner etwa so vollziehen, wie die Teilung der Arbeit zwischen Post und Eisenbahn. Man will die Geleise der Kirche nicht meiden und der Kirche auch keineswegs den Stuhl vor die Tür setzen, aber in der Schule soll nur der Lehrer Herr sein, über der Schultür soll nicht die kirchliche Firma angeheftet werden, Ziele und Arbeitsweise der Schule soll nicht die Theologie, sondern die Pädagogik bestimmen, auch im Religionsunterricht der Schule, und die Lorbeern, die die Schularbeit nicht überreichlich gewährt, nicht der Mann der Kirche für sich einernten.

Der Kampf gegen die kirchliche Schulherrschaft in Deutschland kennzeichnet sich dadurch, daß er zwar von freien Auffassungen über Kirche und Religion getragen wird und daß religionsunterrichtliche Reformbestrebungen überall nebenher gehen, aber fast nirgends von den Lehrern selbst die Entfernung des Religionsunterrichtes aus der Schule angestrebt wird, so unermüdlich auch die klerikalen Gegner dies behaupten. Was auf der Meininger Landessynode von dem Regierungsvertreter betont worden ist, daß die Lehrer ernstlich bemüht sein werden, den Religionsunterricht nach modernen Grundsätzen gewissenhaft zu erteilen, entspricht den Tatsachen. Die Lehrerschaft ist sich der großen Bedeutung des Religions-

unterrichtes für die geistige Entwickelung und die Erziehung durchaus bewußt. Und eben darum ist für sie das Problem der religiösen Belehrung mit der einfachen Verweisung des Religionsunterrichtes an eine andere Stelle, an die Kirche, wie es in den romanischen Staaten zum Teil geschehen ist, nicht zu lösen. Religion ist ein Bestandteil unserer Kultur, und zwar ein so bedeutender, daß er in ganzen Epochen der Weltgeschichte die Geister allein beherrscht hat. Einen solchen Kulturbestandteil aus der staatlichen Kulturübermittelungsanstalt, das will die Schule sein, entfernen, heißt jedenfalls das Wirkungsgebiet der Schule bedeutend einschränken. Durch seine Überweisung an die Kirche werden zwei „Schulen" geschaffen, zwischen denen eine äußere und innere Verbindung nicht besteht. Aber die Lehrstoffe beider sollen doch in demselben Kindeskopfe Platz haben, in demselben Menschengeiste sich zu Mächten entwickeln, die das ganze Leben bestimmen und beherrschen. Das ist unpädagogisch und wird heller Unsinn, ja Verbrechen am Kinde, wenn beide „Schulen" auch in den Lehrsälen Krieg gegeneinander führen und um die jungen Seelen streiten.

Je eifriger unsere Schule an der Entfaltung aller geistigen Kräfte arbeitet, um so stärker muß sie in den jungen Wesen die Überzeugung begründen, daß alles menschliche Streben und alle Leistungen erst durch die sittlichen Impulse geadelt werden. Freilich braucht die religiöse Erziehung an keine positiven Sätze und an keine konfessionellen Formen gebunden zu sein. Im Gegenteil, äußeres Beiwerk lenkt den Blick des Kindes, den man in die Höhen und Tiefen richten soll, oft ab auf das Menschliche, Allzumenschliche im kirchlichen Alltagsbetriebe und entzieht dem Innenleben des Kindes damit die reichsten Quellen seiner Entwickelung.

Bei dieser Lage der Dinge war natürlich nichts weniger zu wünschen, als was in der Meininger Landessynode von geistlicher Seite verlangt worden ist: die Schaffung von Konkurrenzeinrichtungen neben dem Religionsunterrichte der Schule. Der Zorn auf geistlicher Seite wird sich jedenfalls auch legen, wenn man sich erst daran gewöhnt hat, in dem Lehrer den treuen Kameraden, wie Oberhofprediger Dr. Graue sich ausdrückt, und nicht noch den Untergebenen zu sehen. Wie in der Meininger Synode schließlich alle scharfen Anträge zurückgezogen und die Denkschrift der Regierung in der Trennungsfrage gutgeheißen worden ist, so werden auch in allen andern protestantischen Ländern die staatlichen Maßnahmen nach einigem Sträuben die kirchliche Anerkennung wohl finden.

Anders liegt die Sache der katholischen Kirche gegenüber. Sie betrachtet sich als die vom Stifter der christlichen Religion eingesetzte Lehrerin der Menschheit, nicht nur als die bevorzugteste, sondern als die einzige pädagogische Institution. Der Staat ist nach klerikaler Auffassung ein unberufener Usurpator auf dem Schulgebiete. Sie weicht der „Gewalt", nicht dem Recht oder dem berufeneren Träger pädagogischer Funktionen. Diese Auffassung tritt zeitweise zurück, aber niemals und nirgends ist sie bisher ganz aufgegeben worden.

Aus dieser Auffassung heraus ist auch der neue Streich gegen die französische Staatsschule geführt worden. Eine Rettung aus diesem Kampfe bietet die rechtliche Trennung von Kirche und Staat, so oft man sich das auch vorgeredet hat, nicht. Der Streit kann nur durch Überwindung des einen oder des andern Teiles beendet werden. Entweder die katholische Kirche gibt ihre Ansprüche auf, sie erkennt die pädagogischen Aufgaben des Staates an und beschränkt sich auf eine friedliche Mitwirkung am Werke der Jugenderziehung, oder der Staat liefert die Jugenderziehung wiederum gänzlich der Kirche aus. Die katholische Kirche, wie sie heute ist, ist zu dem ersteren nicht bereit. Sie wird sich zu einer anderen Stellungnahme erst bequemen,

wenn ihre Glieder anderen religiösen und kirchlichen Auffassungen sich zuwenden und damit ihr den Rücken kehren oder sie selbst zu einer Änderung zwingen. Kirchenreformatorische Umwälzungen, wie die des 16. Jahrhunderts, machen hier erst die Bahn für ein befriedigendes Verhältnis zwischen Staat und Kirche bezw. zwischen staatlicher und kirchlicher Jugenderziehung frei. Bloße staatliche Maßnahmen werden das schwerlich zustande bringen, da die dauernde Beeinflussung der Geister durch die Kirche im Sinne ihrer Forderungen auch die wichtigsten gesetzlichen Maßnahmen immer wieder in Frage stellt. Der Friede ist nur mit einer Kirche zu schließen, die sich als ein Teil dem Ganzen einordnet, die mit ihren Einrichtungen nicht über dem Staate, sondern im Staate, und nicht neben und über aller Kulturarbeit zu stehen meint. Der französische Schulkampf ist eine verspätete Kirchenreformation, ein Versuch, mit mechanischen Mitteln zu erzwingen, was in der Entwickelung der Geister versäumt worden ist. Ob's gelingt? Dann jedenfalls nur so, daß an die Stelle eines katholischen ein atheistisches Frankreich tritt. Einen wirklichen Schulfrieden kann nur eine Kirche schließen, die die Schule als ebenbürtig betrachtet, die von allen hierarchischen Vorurteilen und Ansprüchen frei ist. Je mehr sich die protestantischen Kirchen diesem Zustande genähert haben, um so bereitwilliger werden sie die Selbständigkeit der staatlichen Schule, auch in bezug auf den religiösen Unterricht, zugestehen. Wo die Keime religiöser und kirchlicher Freiheit, die unter heftigen Frühlingsgewittern vor Jahrhunderten in den Boden gesenkt wurden, sich entwickelt haben, kann man heute auch die bescheidene Ernte einbringen, nicht aber da, wo die junge Saat ausgerottet und zertreten worden ist. Hier ist neue Arbeit nötig, die in den Geistern den Willen und die Kraft weckt, sich ohne Bevormundung durch die Kirche mit den höchsten Problemen des Menschenlebens auseinanderzusetzen und die Bedürfnisse des Gemütes, denen die Kirche entgegenkommt, nötigenfalls außerhalb der Kirche zu befriedigen. Einen andern Weg gibt es schwerlich. Der Atheismus der Massen, der das, was die Kirche den Geistern und Gemütern, wenn auch in noch so unvollkommener Weise, bietet, beiseite schieben zu können meint, ist keine Macht, mit der sich Kulturkämpfe gewinnen lassen. Wer die Kirche besiegen will, muß gefüllte Arsenale haben.

J. Tews

Lob der Griechen

Strebet nach dem Himmelreich — so wird euch alles andere von selbst zufallen! Gebt den Hellenen ein größeres Gebiet und ihre inneren Krämpfe und Kämpfe werden von selbst aufhören, und Blüte und Wohlstand wird ihnen zufallen. Die Neugriechen sind wie ein Mensch, der in zu engen Schuhen schreitet; nicht nur sein Fuß ist bedrückt und eingezwängt, sondern seine ganze Stimmung wird dadurch getrübt und versauert. Deshalb ist es ein billiger Rat, den Athenern zuzurufen sie sollten erst ihr Haus im Innern in Ordnung bringen, um die Sympathie Europas zu erringen. Sie können einfach ihr Haus nicht in Ordnung bringen, denn es ist zu eng, es ist kein Platz darin für die vielen Möbel, so daß ein jeder sein Schienbein beim Herumgehen wider einen Sessel oder Schrank stößt oder aber seinen Hausgenossen in die Rippen stößt. Solange kein Raum geschaffen wird, solange muß auch dieser Zustand der Verärgerung und des sich gegenseitig auf die Hühneraugentretens bleiben, solange ist die Luft schlecht und stickig und läßt die Säfte stocken und eine brudermörderische Stimmung des Übelwollens aufkommen.

Deutschland ist das Land der Autoritäten und das Land der geheiligten Überlieferung. Es ist einmal bei uns hergebracht, ist

Dogma und Axiom, daß die Türken unsere Freunde und die Neugriechen elende Kümmerlinge sind. Ich wage es, diese altehrwürdige Ansicht für falsch zu halten. Was zur Zeit Moltkes und Bismarcks richtig war, braucht es heute nicht mehr zu sein. Tempora mutantur und auch die Völker ändern sich mit ihnen. Wir hatten doch auch alle Karten auf Abdul Hamid gesetzt, statt den veränderten Zeiten Rechnung zu tragen, und sind nun mit Konzessionen und unsrer Bagdadbahn hintenan, während alle wertvollen Konzessionen uns von anderen weggeschnappt worden. Aber auch die Griechen haben sich geändert. Sie sind nicht mehr der Abschaum, der sie ehedem waren. Sie sind auf dem besten Weg, zu einer kräftigen Nation zu erwachsen.

Das klingt freilich seltsam im Lichte der jüngsten Ereignisse, der Operettenschlacht bei Salamis und des unfähigen Größenwahns eines Typaldos. Trotzdem läßt sich eine vorteilhafte Meinung von dem Charakter der Hellenen begründen. Ich habe sie in Ostafrika und Syrien, in Trapezunt und auf Lesbos, in Konstantinopel und Epirus, in Smyrna und Korfu kennen gelernt und, trotz einiger schlechter Erfahrungen, auch schätzen gelernt. Zunächst möchte ich einen Einwand entkräften, den ihrer Betrügerei. Ich kann nicht zugeben, daß diese schlimmer sei, als in Neapel und Genua, und doch gilt Italien als ein fortschrittlicher und starker Staat. Ich persönlich finde die Italiener eigentlich um ein Merkliches gewinngieriger als ihre östlichen Nachbarn. Um die öffentliche Sittlichkeit steht es ebenfalls im allgemeinen besser in Hellas. Der Hauptmangel ist erstlich der Einfluß einer vorwitzigen Jugend bei den Hellenen, zweitens das Fortwuchern ihrer sophistischen, dialektischen Künste. In Bagamoyo war ich öfters mit einem griechischen Händler zusammen, der sich des klassischen Namens Pelides erfreute. Er konnte herrlich erzählen, z. B. von Abessynien, wo er schon 1888 als einer der ersten Pioniere auf dem Hochland von Tigré gewesen war — einmal mußte er (höchste Qual für einen fünfzig bis sechzig Zigaretten täglich verbrauchenden Südländer) acht Monate ohne Tabak leben, bis er endlich Tabak bekam, aber kein Papier: da machte er ein Erdhäufchen und einen Tunnel darein, stopfte den Tabak in den Tunnel, legte sich auf den Bauch und begann so die Wonne des Rauchens zu genießen. Pelides war im Homer gut beschlagen und redete auch gern über Politik. Ob es wahr sei, fragte ich, daß jeder Hellene eine andere politische Meinung habe. „Du bist weit von der Wahrheit!" sagte er; „jeder hat des Morgens eine, des Mittags eine und des Abends noch eine andere Ansicht." Das Überwiegen des kritischen Geistes hat eine Überproduktion von Akademikern zur Folge. Namentlich der beschäftigungslose δικήγορος (Advokat), der schon bei hellem Morgen in die Kneipe geht, um sich bei den Leuten beliebt zu halten, um die Zeit totzuschlagen, um seinen Hunger durch Kartenspiel zu übertäuben, ist ein nur zu häufiger Typus, wie ihn jedes Dorf selbst kennt. Die Kleinheit des Landes ist das Übel — man kommt immer wieder auf diesen Refrain zurück. Hätten die Sachwalter und Politiker mehr zu verwalten und die Krieger mehr zu kommandieren, so strömte Zufriedenheit durch das ganze Königreich. Dabei sind doch die Neugriechen ganz zweifellos dasjenige Volk, das dem Mittel- und Westeuropäer an Fortschrittlichkeit und Bildung, an allgemeiner Menschlichkeit am nächsten steht. Den Türken sind sie militärisch noch keineswegs gewachsen, allein man muß bedenken, daß, trotzdem gerade das letzte Jahrzehnt mit großen Kriegen in ungewöhnlichem Maße ausgefüllt war, dennoch die Gegenwart immer unkriegerischer wird, daher die Eigenschaften, die einen Vorrang im Frieden verleihen, immer wichtiger und wertvoller werden. Schon dadurch muß der Hellene steigen.

Im übrigen hat selbst das kleine Hellas

etwas geleistet. Wenn man die Schilderungen liest, die von Athen zur Türkenzeit entworfen wurden, so wird man nicht leugnen, daß die Stadt einen ungeheuren Aufschwung genommen hat. Nicht minder der Piräus, noch vor einem halben Jahrhundert ein elendes Fischerdorf, jetzt ein blühender Haupthafen des Mittelmeeres. Ähnlich steht es mit Volo und Patras. Je neuer die Städte, desto geräumiger, sauberer und desto moderner ausgestattet. In Thessalien fand ich das ganze Land in außerordentlicher Blüte, fand auch namentlich die Eisenbahn tadellos in Ordnung. Vereinzelte Räubereien kommen da nicht inbetracht: die sind in Unteritalien und Sizilien eher noch häufiger. Die jetzigen Unruhen sind eine letzte Kinderkrankheit. Sie dürfen in der Anschauung nicht irre machen, daß die Griechen das Volk der Zukunft im Orient werden.

Albrecht Wirth

Die Sozialistin

Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie?

Was ist es doch nur, daß wir nicht aufhören können, zu fragen, zu träumen? Was denn treibt uns? Warum liegt auf jeder Begegnung in unserem Dasein der Symbolhauch eines Unsterblichkeitswunsches?

Ein letzter Sommermorgen sei es, zur Illustration nur, als Beispiel. Wir radeln durch den Wald und über die Dörfer hinaus — verklungen ist langsam eine der großen Städte und das Bild aller Straßen und Häuser unserer Erinnerungen — vor uns die bäurischen Katen am Wegrand und naßgelbe Blätter an den Bäumen wie Goldstücke im Licht ... Wir machen das Herz auf, als ob es mitatmen könnte mit unseren Lungen ... Wir wollen diese Stunde hier festhalten, einschreiben, einzeichnen in das Notizbuch unserer Nerven, denn sie ist ein Erlebnis, und sie wird irgendeinmal wieder auftauchen; sie wird ein Ereignis geworden sein, ein Ding der Erinnerung, ein etwas mit leuchtenden glitzernden Kanten . . . Nichts geht verloren. . . .

Aber was ist das doch nur? Lauter Erinnerungsstoffe erleben wir, wirklich? Und im Hintergrund jeder Stunde schlummert das Tagebuch, mit violetter Tinte geschrieben in handlichen Heften, irgendwo aufbewahrt für die Zeit, wo wir uns sinnend darüber neigen und mit Augen voll Tränen selbst darin lesen?

Lily Braun, die Generalstochter Lily von Kretschman von einst, die spätere Frau von Gizycki, hat solch eines Lebens vielfarbigen Regenbogen – uns dünkt er sonst immer so weit, so ungreifbar weit – mit ihren beiden bloßen Händen gefaßt und gebannt. In ein Buch „Memoiren einer Sozialistin", jetzt erschienen bei Langen in München, hat sie ihn eingefangen. Und in diesem Band, dieser Summe aller einzelnen Tagebücher, leuchtet es schimmernd von unzähligen Farben, und hunderterlei und mehr noch kreuzt sich darin, die Jung-Mädchen-Tragödie aus guter Familie, das unadlige Schicksal aristokratischer Kreise, die Kunst und die Wissenschaft, Volksbildung und Not, ethisches Christentum, Frauenbewegung und die sozialistische Parteistimme schließlich. Und man verschlingt lesend alles dieses Materielle des Buchs eben um seiner Farbigkeit willen, um seines dokumentarischen Reizes (dokumentarisch für den großen und ewigen und ewig unschreibbaren Zeitroman unserer Zeit) und um der Schicksale jener Einen willen, die herumgejagt wird vom Familienstammgut in Ostpreußen nach Süden, nach Augsburg, von Augsburg nach Weimar, von Weimar nach Münster, nach Bromberg, Berlin und wieder nach Weimar und wieder und endgültig zurück nach Berlin . . .

Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie?

Lily von Kretschman ist das Mädchen, dem es gegeben war, niemals einen Lebenskreis auszufüllen, ihn immer nur zu durchschneiden, ihn mit einem Strich zu zerreißen, und nun liegt das schwer zu ent-

wirrende Durcheinander dieser Linien als das Ornament eines Lebens da, und wenn es beunruhigt, so ist es auch etwas Magisches gleichzeitig, und eine wehe Neugierde weckt es in uns, in uns Ungläubigen, die dennoch an eines, an das zeichnerisch-Sinnvolle der Wirklichkeit glauben, und diese Neugierde ist mit der Sehnsucht verwandt. Freilich, das Zuviel an Erlebtem türmt sich zur Unklarheit auf. Die Unklarheit wächst zu einer Frage empor. „Geben diese Stricheichen nebeneinander noch eine Summe, ein Ganzes?" Wer kann es sagen? Lily Braun sprudelt Namen und Tatsachen und verklungene Gespräche und Briefe und Verse in das schimmernde Becken ihres Buchs, und sie macht nicht den Versuch, diese Wasser zu ballen. Lily Braun, die in jeder Schilderung, jeder Einzelheit so Romantische, betont Romantische, denkerisch-schriftstellerisch ist sie doch wieder real, tatsachentreu, selbst vom Hang zur Verallgemeinerung und zu epigrammatischen Formeln frei. Sie erzählt, was sie aufnotiert hat. Die Kunst kommt ihrer Darstellungsart nicht zu sehr in die Quere. Denn Kunst ist ein Saft, der die Dinge des Lebens präpariert, der sie plastischer macht, architekturhafter auch, aber Lily Braun mit ihrer ganzen lehrhaften Liebe zur Kunst („Alle Seiten unserer Natur bedürfen der Nahrung; und die Kunst ist die Nahrung der Sinne") – sie ringt nicht um sie. Sie verzichtet auf Plastik. Sie gibt den Strom, wie er ist, und nur die Verkürzungen und die Stimmungsfragmente im Buch ihres Lebens, die Weglassungen bei den Übergängen von Abschnitt zu Abschnitt, die haben doch etwas kunsthaftes wieder und haben den Stil des Romans, der auch die Form seiner dichterischen Gattung nicht aufgibt . . .

Illustrationen ohne Anfang und Ende, manchmal Bilder, manchmal nur Schatten, so zieht sich das hin. Die Großmutter Jenny von Gustedt — wir kennen sie, nur etwas idealisierter als hier, aus dem Erinnerungsbuch mit den schönen Goethekapiteln „Im Schatten der Titanen". Der Vater – cholerisch und dabei schwach und verängstigt, der stöhnende Typus des höheren Militärs, wie er häufig ist. Die mütterliche Familie, hochmütig, feudal, völlig taubes und innerlich totes Gehölz. Einmal bekommt Lily, die stets revoltierende und bildungs- und denkwütige Kleine – lesenswert ist allein schon ihr ketzerndes Glaubensbekenntnis im Konfirmationsunterricht – einen klugen und feinen Präzeptor, den die Mutter einschüchtert, der die Schülerin liebt und — verläßt . . . Einmal, nun ist sie schon erwachsene junge Dame und am Hof zu Schwerin, kommt es zum Ausbruch einer lang aufkeimenden Liebe zwischen ihr und einem armen Kerl, einem Prinzen, der nichts als sein Portepee und seinen Mannesmut hat, und der doch ganz klein wird, als sie ihm vorschlägt, mit ihr zu entfliehen. Da diese Flamme erstirbt, erstirbt vieles in ihr. Was nun kommt, sind nur kühle Begegnungen noch – Literatur – Politik – Familien- und Kastengeist immer wieder – immer wieder Reisen und Heimkehr und die resignierende Ehe mit einem todkranken Schwärmer . . .

Ninon! Ninon!

Lily von Kretschman wird die Frau von Gizycki, und die Frau von Gizycki wird Sozialdemokratin. Das ist die Pointe des Buchs, wie es die Pointe dieses Lebens bisher ist. Von allen zahllosen Fäden, die sich hier kreuzen, ist es dieser eine nun, der die andern allein weiter fortsetzt, der sie zusammenfaßt, der sie verdrängt . . . Aufgerührt sind wir. Wir fragen noch einmal: Wie ist das doch nur? Was treibt uns? Was führt uns? Wie kann die an Inhalt unendliche Kaskade solch eines Lebens schließlich in eine einzige Röhre, in ein Parteiprogramm münden? Wie es die Pointe ist, so wird es zugleich auch das Problem dieses Buchs . . . Darin, daß sich Lily von Kretschman als Sozialistin einspinnt, darin liegt das Problem.

Das fühlt die Verfasserin auch. Sehr

exakt zeigt sie alle Fasern dieser Verpuppung auf. Da ist als erstes ihr Mitleiden mit der verschmachtenden Hilflosigkeit jener Ärmsten, die sie in den großstädtisch-vorstädtischen Arbeitervierteln, den Slums, aufsucht. Dann kommt aufpeitschend die Empörung, da sie zur Zeit eines Bergarbeiterstreiks in Westfalen den soldatischen Angriff auf armseliges Volk, das nur seine alten Knappenrechte verficht, miterlebt. Dann die Roheit jenes ihr nahestehenden Kreises, der das kühl ansieht – da ist ein korrekter Landrat vor allem, ein trockener Dummkopf, der allen Konflikten gegenüber immer nach Disziplin! Disziplin! schreit. Dazu wirkt in ihr immer noch von der Großmutter her ein letztes, entgöttertes, urtümliches Christentum nach, die fruchtbarste Disposition für den sozialistischen Glauben. Das verflüchtigt sich freilich zum Schluß wieder, verflüchtigt sich gerade bei dem Verkehr mit Egidy — Egidy, der kindliche Edelmann, wirkt abschreckend mit den Zwittergeschöpfen, die er heranzieht. Gizycki, Sozialist des Katheders, tritt in das Leben der Schwankenden ein. In der ethischen Bewegung, in die er sie bringt, kommt sie mit Phantasten und mit Frauenvereinen zusammen, doch auch diese Vereine sind kläglich. Überall stößt sie auf Halbheit. Einmal hört sie einen sozialistischen Schriftsteller sagen (im Buch heißt er Dr. Brandt, im Leben heißt sie jetzt selber nach ihm): „Alle Ströme fließen in unser Meer." Das wird ihr zu einem Licht in der Finsternis. Ihre Lehrjahre sind um. Ihr fester Platz ist gewonnen. Lily von Kretschman wird Mitglied der großen Sozialdemokratenpartei . . .

Das ist der Abschluß . . .

Der Abschluß, Ninon?

Alfred Gold

Die Rechtsfabrik

Diese Notizen schreibe ich im Verhandlungszimmer eines Amtsgerichts nieder, an einer Ecke des Anwaltstisches, die ich usurpiert habe. Es ist ein verzweifelter Versuch die Zeit hinzubringen. Denn es wird noch lange dauern. Auf die zehnte Stunde präzise bin ich geladen worden, als Zeuge; jetzt ist es halb zwölf und noch stehen ein paar Neun-Uhr-Sachen zur Verhandlung. Die entsetzliche Luft macht mir Kopfschmerz; also auch der Rest des Tages wird der Arbeit verloren sein. Aber was ist zu tun! Pflicht des Staatsbürgers. Ist das nun Schlendrian oder Unfähigkeit, die Geschäfte zu übersehen, daß die Parteien um Stunden immer zu früh bestellt werden? Im bürgerlichen Geschäftsleben wäre ein Direktor unmöglich, der so kurzsichtig und rücksichtslos disponierte. Dem über die Würde des Gerichts wachenden Richter kommt es offenbar gar nicht in den Sinn, daß dieses träge Warten für meine persönliche Würde beleidigend ist. Jetzt ist einer der seltenen Momente, wo man bedauert, nicht Geheimrat zu sein. Wäre ich's, so würde ich dem regierenden Herrn in der Robe meine Karte überreichen lassen und er würde meine Sache vorweg verhandeln. Denn es geht hier keineswegs nach der strengen Ordnung der Ladungen. Die Reihenfolge wird vielmehr ziemlich willkürlich vom Richter im Verein mit den ein- und ausschwärmenden Anwälten bestimmt. Die Rechtsanwälte treten mit ganzen Bündeln von Akten hervor, sehr höflich bittend, nun auch diese Sache noch gleich zu verhandeln; und dann sei da nur noch eine Versäumnissache. Der Richter fischt aus den Aktenhaufen geschickt das Gewünschte heraus und ist schon mitten in der neuen Verhandlung, bevor die Parteien des letzten Falles nur abgetreten sind. Die Leidtragenden bei dieser Art der Geschäftsführung sind die, die keinen Anwalt haben. Vergessen bleiben sie in ihren Ecken, wenn

es ihnen an der nötigen Ungeniertheit fehlt. In der ersten Stunde war es ja interessant genug die Gerechtigkeitsmaschine arbeiten zu sehen. Man konnte sich einreden zu tun, was der Dichter Sudermann nach eigener Angabe zu tun behauptet, wenn er das Amt eines Schöffen einmal zu versehen hat, nämlich „Studien zu machen". (In Paranthese: man merkt's Sudermanns Schöffengerichtsdramatik auch an.) Aber das vergeht bald; von Minute zu Minute wächst die Unlust. Trotzdem es sich hier nur um kleine Geldstänkereien handelt, brauchte es ganz so fabrikmäßig nicht herzugehen. Die Art, zum Beispiel, wie sich die Anwälte zum Gericht stellen, erinnert gar zu lebhaft doch an das Treiben in den Pfandkammern, wo der Auktionator und die Händler einen unsichtbaren Ring bilden. Das Publikum ist in diesem Gerichtszimmer eigentlich nur Staffage; es wird lästig fast empfunden von dem juristischen Tschin. Bricht bei einem Hereingefallenen die Leidenschaft einmal durch, so blickt der Richter, der Hauptmaschinenmeister dieses Getriebes, ganz erstaunt auf. Dem Stammpublikum gegenüber ist diese juristische Empfindungslosigkeit allerdings ganz am Platze. Viel anständige Menschen sieht man eben nicht unter den Klägern und Beklagten. Da sind Pfandleiher, die einen Käufer beschummelt haben, Dienstboten, die sich den Sport einer Klage gegen ihre Herrschaft leisten, zahlungsunfähige Handwerker, zweifelhafte Geschäftsleute und ähnliche Gestalten. Sie alle tragen ihre winzigen Interessen wie Idole vor sich her; interessant und des Studiums wert sind sie nur momentan. Dieser Menge sollte aber gerade um ihrer Trübseligkeit willen hier vor dem Gericht die Faust der höheren Idee gezeigt werden. Statt dessen herrscht allein das geschäftsmäßige Einerlei und das Tagespensum der Arbeit. Und diese profane Stimmung bedrückt den zum faulen Warten Verurteilten nun so, daß er sich ganz entwürdigt, ganz deklassiert vorkommt.

Man weiß, daß das menschliche Recht etwas Relatives ist, daß es kein Urteil geben kann ohne einen Gran Ungerechtigkeit. Hier sind Recht und Unrecht nun aber fast schon gleichgültige Begriffe. Wer halbwegs ein Menschenkenner ist, weiß nach den ersten Worten und Repliken der Parteien, wo Recht und Unrecht sind. Um diese Einsicht kann sich der Richter aber nicht kümmern. Er braucht den Beweis. Gesinnungen und Grundsätze sind aber nicht beweisbar. Wer sich auf seine Rechtschaffenheit beruft, ohne Zeugen nennen zu können, wer einen Rechtsstreit aus Grundsatz betreibt oder wer irgendwelche Idealität mit in diesen Gerichtssaal bringt: sie alle erscheinen vor diesen Schranken fast wie Tölpel. Hier interessiert in keiner Weise die Vorgeschichte eines Falles, nicht seine Psychologie und seine Imponderabilien, also alles, woraus der höhere, der im besseren Sinne ehrliche Mensch allein begriffen werden kann. Darum beherrschen hier der rohe Materialist, die Profan-Natur das Feld. Nichts hat Geltung als die konkrete, beweisbare Tatsache; oder der Eid. Da ein strikter Beweis fast niemals geführt werden kann, so könnte ohne den Schwur kaum ein Urteil zustande kommen. Und hier erfaßt den Betrachter nun etwas wie Entsetzen. Während der Stunden, wo ich hier sitze sind wenigstens vier Meineide geschworen worden. Bewußte aber unangreifbare Meineide. Menschen, die ganz offenbar im Recht waren, mußten dem Eid gegenüber verurteilt abtreten, außer sich vor Empörung, die Welt in solcher Unordnung zu sehen. Der Richter weiß es wahrscheinlich auch; aber ich sehe ihn innerlich die Achsel zucken. Im nächsten Augenblick spricht er die Eidesformel einem andern interessierten Zeugen geschäftsmäßig wieder vor.

Seltsam klingt diese Eidesformel in dem nüchternen Geschäftszimmer. Selbst in diesen Niederungen des Interessenkampfes noch muß die Religion ihre Mittel herleihen. Der Eid ist die letzte höhere Konvention,

woran das Rechtsgefühl sich klammert und die es darum mit schweren Strafen aufrecht zu erhalten sucht. Das wäre schon recht, wenn diese Konvention nur noch auf echter Religiosität ruhte, wenn jeder falsch Schwörende vom Beichtiger oder von seinem Gewissen zu harter Kirchenbuße verurteilt würde. Diese professionsmäßige Schwörerei aber ist schrecklich. Vor dem Strafgericht geht es ja immer noch ernster und würdiger zu; hier aber wird es fast zur Farce, wenn Gottes Namen angerufen wird, zum Beweis, daß keine Motten in den alten Polsterstühlen waren, als Pfandleiher Markus sie der Witwe Ehlert verkaufte.

Die Ideenlosigkeit dieser ganzen Gerichtssaaltätigkeit, drückt sich in den Physiognomien ringsumher deutlich aus. Kaum auszuhalten sind die das Schlachtfeld beherrschenden Anwälte. Sie handeln mit Rechtsbegriffen wie mit Kursdifferenzen. Und ziehen ihren Gewinn mühsam aus den kleinlichen Interessenkämpfen törichter und schlechter Menschen. Sie sind wie Schauspieler; in so viel verschiedenen Rollen müssen sie wahr erscheinen, daß sie am Ende die ihnen natürliche Charaktermaske unter all den angenommenen nicht mehr herausfinden können. Und was ist das andererseits doch auch für ein Beruf, den der Richter ausübt! Ein feiner, kluger Mensch; eine überarbeitete Intelligenz und ein Virtuose der Objektivität, aber ein Mensch mit einer gefrorenen Seele. Ein kleiner Selbstherrscher auf seinem Richterstuhl; und doch eine Marionette des Geschäftsbetriebes. Welche Klugheit wird nicht von ihm täglich verausgabt, welche Schlagfertigkeit, Aufmerksamkeit und Gewandtheit sind nötig, um all die sich drängenden Geschäfte in einem engen, menschenüberfüllten Raum, bestürmt von allen Seiten, ruhig und sachlich zu erledigen! Und was ist der Lohn solcher Anstrengungen? Wie verekelt muß dieser vornehme blonde Mann doch nach Hause gehen! Ein Diener der heiligen Gerechtigkeit? Vielmehr einer, dem täglich etwas Falsches frech ins Gesicht geschworen wird, den immer wieder der Atem niederer Triebe streift und den im entscheidenden Moment der Gesetzesparagraph zumeist hindert, ein weiser Daniel zu sein oder ein Richter zu werden, wie der Landvogt von Greifensee.

Eine Institution, die ihre Diener so kalt und unfroh macht, kann nicht Segen bringen. Dieser Rechtsbetrieb ist eine Frucht des dilettantischen Liberalismus, der die ganze moderne Geschäftswelt regiert. Gleiches Recht für alle! Ach ja! Das Klagen ist dem Volk so leicht gemacht worden, daß es als Sport betrieben wird. Bezeichnend sind dafür, zum Beispiel, Zahlen wie die folgenden, die mir eben gegenwärtig sind: in den Jahren 1907—1908 wurden vor den Berliner Gewerbegerichten von Angestellten 13856 Klagen angestrengt, von Arbeitgebern nur 856; vor dem Kaufmannsgericht klagten 4648 Arbeitnehmer und nur 250 Prinzipale. Diese Zahlen bezeichnen ganz gewiß etwas anderes als eine allgemeine Ruchlosigkeit der Arbeitgeber. Wird ein Dienstbote wegen Liederlichkeit zum Hause hinausgeworfen und er klagt, ohne jeden Anspruch, auf Restgehalt, nur um sich einen freien halben Tag auf dem Gericht zu machen, so muß die Dienstherrschaft einmal, zweimal, dreimal gar für Stunden aufs Gericht, wenn sie sich nicht unverschämt schröpfen lassen mag. Gäbe es in jedem Polizeirevier Vertrauensmänner mit diskretionärer Machtbefugnis, die solche Angelegenheiten zu entscheiden hätten oder würde die Erledigung kurzer Hand auch nur der Polizei übergeben, so wäre ein solches Verfahren verständiger, würdiger und praktischer. Das Richteramt ist um so besser verwaltet, je weniger es eine ermüdende Profession und je mehr es ein Ehrenamt ist. Was sind das für Zustände, wenn Geschäftsleute mit zahlreichem Personal kaum noch von den Gewerbegerichten fortkommen, wenn sie gallsüchtig werden gegenüber der zurzeit herrschenden Neigung

der Gerichte, den Dienenden wenn irgend möglich Recht zu geben. Liberalistisch sentimentales Sozialempfinden. Dieses „gleiche Recht für alle" ist in Wahrheit ein Unrecht für alle; es erfordert diese riesigen Gerichtspaläste, diese Scharen von Richtern, Referendaren und Anwälten, es zerstört das feinere Rechtsgefühl, zieht die Schlechten, Faulen, Zweideutigen und Unbedenklichen an, stößt alle Besseren aber ab, so daß sie lieber Unrecht leiden, als daß sie auf dem Gericht ihre Zeit töten, ihr Selbstgefühl beflecken und ihr Vertrauen erschüttern lassen. —

Endlich! Als einer der Letzten fast bin ich aufgerufen worden. Es ist inzwischen zwei Uhr geworden. Eben habe ich bei Gott dem Allmächtigen geschworen, die reine Wahrheit zu sagen, nichts hinzuzusetzen und nichts zu verschweigen. Ob ich gehört hätte, daß der Herr, bei dem ich gerade zu Besuch war, dem klagenden Handwerker einen unzweideutigen Auftrag in bezug auf die Klosettreparatur gegeben hätte. Nein, ich habe nichts gehört. So wahr mir Gott helfe!

Aber Herr Amtsrichter, hätte ich Ihnen das nun nicht auch schreiben können? An Eidesstatt!

Karl Scheffler

Gelegentliches

Es versteht sich mir fast von selbst, daß das, was ich bin, sich irgend einmal seines ganzen Lebens — in allen seinen Erscheinungsformen — erinnern wird.

Und es wird nichts sein — kein Richten, kein Wundern, nur ein Schauen. Aber in diesem Schauen wird Gericht oder Freispruch beschlossen sein.

Nicht daß ein Fürst in allen Stücken der Seinen Herzog sein möchte, ist der Schade, sondern, wenn er es seinem ganzen Vermögen nach nicht sein kann, nicht ist. Nicht nur einmal — zehnmal Absolutismus — und nicht Parlamentarismus, wenn ein wirklicher Herr und Herrscher in Frage kommt.

Eine Zeit des Geistes wird von selbst zur Monarchie zurückkehren. Laßt erst einmal Einen Geist über die Völker kommen, und sie werden nicht mehr begehren, als sich in ihren geborenen Führern auch sichtbarlich zu gipfeln.

Von letzten Dingen kann man nicht immer gemeinverständlich reden. Genug, fürs erste, daß man sich selbst verstand. („Ich und Mich, der Freund ist immer erst der — Dritte.") Ja, genug sogar, wenn selbst dies nur einmal geschah. Mir ist nie ein Satz verständlicher gewesen, als der Hegel zugeschriebene: daß er sich zuletzt selbst nicht mehr verstanden habe.

Alles Denken und Reden ist ein einziger Monolog der Gottheit. Aber in, so scheint es, Legionen Hirnen, aber mit Legionen Zungen.

Ich und du, einmal groß und einmal klein geschrieben — das ist die Weltformel. Ich und Du, und ich und du.

Mut, Mut, Mut, das fehlt dem sogenannten denkenden Wesen, dem Menschen, — als denkendem Wesen, — am meisten. Und dann Phantasie. (Aber was wäre Phantasie ohne Mut?) Vielleicht ist Mangel an beiden eine der grundlegenden Lebensbedingungen, vielleicht kann der Mensch nur mit einem gewissen Quantum von Feigheit und Trägheit — existieren.

Wer mag wissen, was Glockengeläut z. B. in den Vögeln für eigentümliche, dunkle Gefühle auslöst. Ob sie sich da nicht momentweise auch „über sich selbst erheben", nur so in einem dumpfen Drang . . .

Christian Morgenstern

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.





